This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 946,842

1817
ARTES SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Z
1007
.A39

Dr JOH. KÆMPF
HOCHF ERSTL. HESSENHOMB.
GEHEIMER RATH.

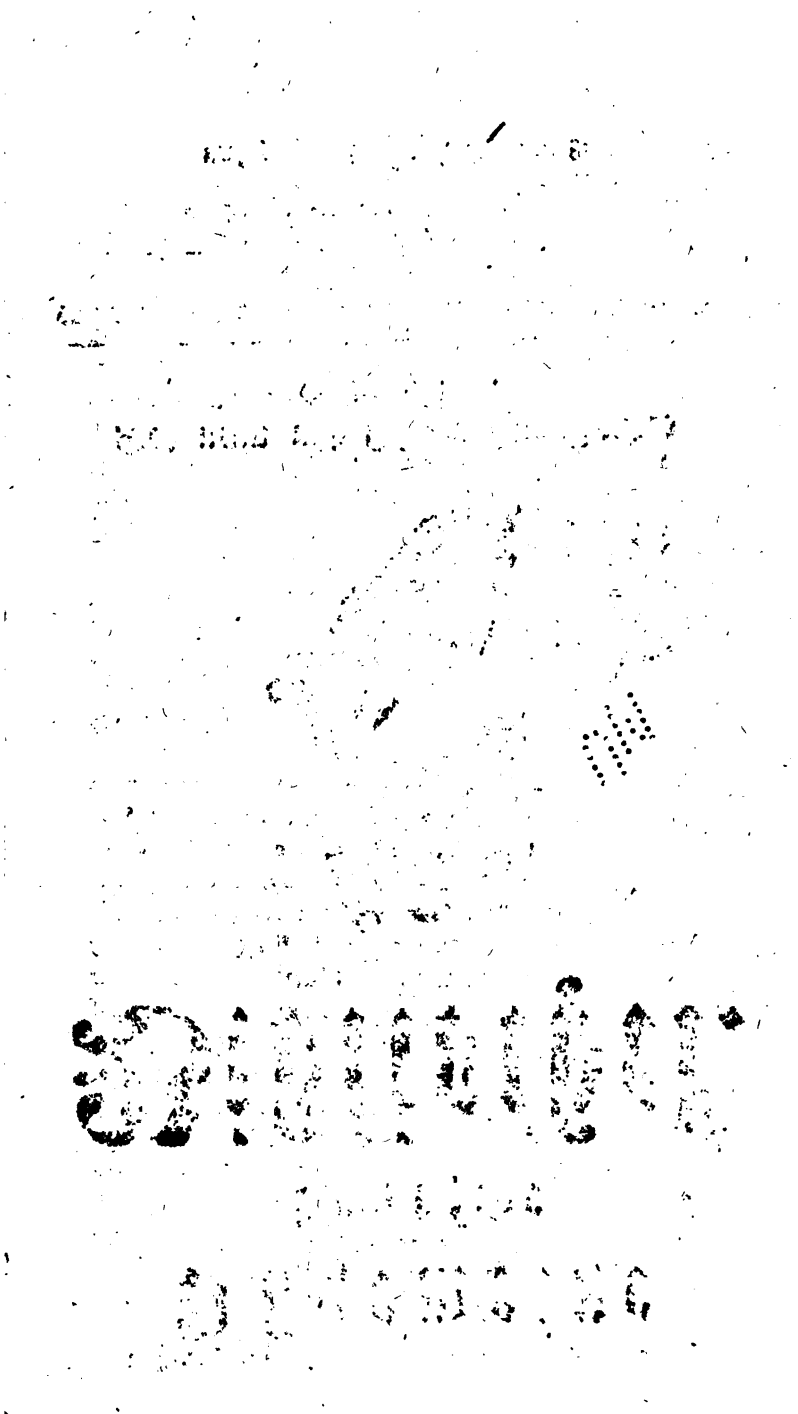
Allgemeine deutsche Bibliothek.

P.V.H

Des neun und siebenzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churfächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1788.



Faculty Research Proj.
de gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des neun und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Denkmal Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig, . . . 3
II. Pätters Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des teutschen Reichs, 1ster, 2ter und 3ter Theil, 13
III. L. T. Spittlers Geschichte des Fürstenthums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts, 1ster Theil, . . . 27

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Glaubensbekenntniß Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm, Kronprinzen von Preußen, herausgegeben von S. G. Sack, . . 63
M. E. F. Duttenhofers Uebungen der Andacht vor und bey dem heil. Abendmahl für gutgesinnte und nachdenkende Christen, . . . 68
J. A. V. Weigels Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahrs, 1ster und zweyter Theil, . . . ebend.
J. C. G. Dressels neuer Beytrag zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherey der Katholiken in den protestantischen Ländern, . . . 70
A. G. Aldus Beleuchtung und Beantwortung — ebend.
Neuer Volkslehrer für alle Stände, 1ster und 2ter Jahrg. 81
H. W. F. Uelzen zwölf Predigten zum Privatgebrauch seiner Gönner und Freunde, . . 82

Zweyter und dritter Beitrag zur gemeinnützlichen Lesung der heiligen Schrift, . . . 83
Der Antichrist, ... ebend.
Die Abscheulichkeit des Ehebruchs, eine Predigt von J. W. Loy gehalten, . . . 84

2. Rechtsgelahrheit.

Historia iuris romani in usum auditorum contracta, 85
An historical and chronological view of Roman laws with notes and illustrations; by A. C. Schomberg, 87
C. F. Cotta Einleitung in das natürliche Staatsrecht, 88
J. W. Heller über den Selbstmord in Deutschland, 90
Gedanken über den Zweykampf, von einem Officier aus *** 94
Gesetze für die k. k. Armee im Auszug, von J. Heinrich, 92
Grundsätze der österreichischen Rechte nach den Vorlesungen des Hrn. G. Scheidlein, 1ster Theil, . 94

3. Arzneygelahrheit.

Beytrag zur Geschichte der Frühlingsepidemie im J. 1783, von J. D. Metzger, . . 96
Gallerie der berühmtesten Wundärzte Frankreichs, erster Band, . . . 97
Philosophisches Gesundheitsbuch, von C. W. Leppentin, 1ster Theil, . . . 98
K. E. Schneiders chirurgische Geschichte, 11ter Theil, 99
Hrn. A. Balthasar's chirurgische Krankheitslehre, zweyter Band, . . . 100
S. Hahnemanns Anleitung alte Schäden und faule Geschwüre gründlich zu heilen, . . 102
L. M. A. Caldani Institutiones physiologicae praelectionibus academicis accommodatae, . 104
A. C. Celsi de medenda sanitate volumen elegis latinis expressum, . . . 105
Hippokrates von den Kopfwunden, von C. G. A. Braune, aus dem Griechischen übersetzt, . ebend.
J. J. Wernischek's Frage: woher entstehen so viele Faulfieber? warum sind die Friesselfieber so selten? 107

4. Schöne Wiſſenſchaften.

J. A. Eberhards Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, 109
Drey Wochen nach der Hochzeit, ein Luſtſpiel; 110
Hat der Schulmeiſter Brod? ein Luſtſpiel von einem ehemaligen Katecheten, ebend.
Xenokrat, ein Gedicht in ſieben Büchern, 111

5. Schöne Künſte.

Die Pflichten eines Organiſten, von D. G. Türk, 114
Leben der Maler, Bildhauer und Baumeiſter, welche in Rom gearbeitet haben, und zwiſchen den Jahren 1641 — 1673 geſtorben ſind, von J. B. Paſſeri, 117
Brief über die Landſchaftmalerey an Hrn. Füeßlin, 118

6. Weltweisheit.

S. S. Witte Verſuch über die Bildung der Völker der Vernunft, 119

7. Mathematik.

Beſchreibung einiger Pantographen, Plans in gleicher, verjüngter und vergrößerter Größe zu kopieren, von J. L. J. von Borſtenberg entworfen, 125
J. G. Türners Rechenbuch für junge Kaufleute, 126
J. F. Lorenz Elemente der Mathematik, 2ter Theil, 128

8. Naturlehre und Naturgeſchichte.

J. Ingenhouß vermiſchte Schriften phyſiſch-mediciniſchen Inhalts, 1ſter und 2ter Band, 129
Chymiſche Abhandlungen über das Berlinerblau und das phlogiſtiſirte Alkali vom Ritter M. Landriani, 133
Betrachtungen über die Gährung und die dadurch erhaltenen Producte und Educte von Jaſpen von Pirch, 135
T. Grubens phyſikaliſche Abhandlung über die Strahlenbrechung und Abſpiegelung auf ebenförmigen Flächen, ebend.
T. Bergmanns Grundriß des Mineralreichs, 137

F. Kapfs Beyträge zur Geschichte des Fürstenbergischen Bergbaues im Kinziger Thale, . . 138
Neue Litteratur und Beyträge zur Kenntniß der Naturgeschichte, von J. S. Schröter, 3ter Band, . . 140
J. G. Jugel de prima materia metallorum, . . 142

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

J. C. Gatterers Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange, 1ster Theil, . . . 143
J. Priestley Geschichte der Verfälschungen des Christenthums in zween Bänden, . . . 154
Eben dieses Buch in einer andern Uebersetzung unter gleicher Aufschrift, in 2 Theilen, . ebend.
Charactere und Sittengemälde aus der deutschen Geschichte des Mittelalters, von D. H. Hegewisch, 1ste Samml. 158
C. Meiners Grundriß der Geschichte aller Religionen, 163
A. L. Schlözers Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhange, 1ster Theil, . . 168
Handbuch der alten Erdbeschreibung, nach Anleitung der d'Anvillischen Landcharten, 2n Band. 9tes bis 13tes Cap. 174
Handbuch der alten Erdbeschreibung der eilf größern d'Anvillischen Landcharten, von D. P. J. Bruns, 2ten Bandes 2ter Theil, . . ebend.
Nachrichten vom Zustande Canaans, Arabiens und Mesopotamiens, von Ch. J. Ditmar, . 175
Staatistik aller katholisch-geistlichen Reichsstifter in Teutschland, von F. K. von Grosting, 1ster Band, 176
W. H. P. Rabensteins aufrichtige Beyträge zur Entthronung des Aberglaubens, . . 181
Des Hrn. v. Montesquieu Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer, 182
Geographisches Magazin, 14ter Heft, . . 183
Beyträge zur Beschreibung von Schlesien, 4ten Bandes, 1stes und 2tes Stück, . . 184
Die Gründung, Mitwirkung und Beförderung des blühenden Zustandes in verschiedenen Staaten von dem fürstlichen, gräflichen und adelichen Geschlecht Marcellus, Marcellinus und Martellus, . . 186
Nordische Miscellaneen von A. W. Hupel, 11tes und 12tes Stück, . . 188

Wochenſchrift für die Nobleſſe und für Freunde der Wappen- und adelichen Geſellſchaftskunde, 189
Merkwürdigkeiten zur preußiſch-brandenburgiſch. Geſch. ebd.
Pfälziſche hiſtor. Nachrichten aus neuern Schriften, fünfte Probe, 191
J. G. A. Galletti Geſchichte Thüringens, 5ter Band, ebend.
J. G. Kreuzfelds Meynung über den Adel der alten Preuſſen, 194
Geſammlete Auszüge zur phyſiſchen und politiſchen Kenntniß von Baiern, der Oberpfalz ꝛc. 197
De diverſis Imperii Roſſici ordinibus eorumque iuribus et obligationibus, a *F. Purgold*, 201
A. A. Watermeyer ſtatiſtiſch-hiſtor. geogr. Handbuch, 202
J. G. Sulzers Vorleſungen über die Geographie der vornehmſten Länder u. Reiche in Europa, 1ſte Abtheil. 203

10. Gelehrtengeſchichte.

P. G. Lumper Hiſtoria theologico-critica de vita, ſcriptis atque doctrina Sanctorum Patrum, P. I — V. 208
Lebensgeſchichte D. Matt. Luthers, von C. J. Wagenſeil, 213
Leben und Character D. G. A. Freylinghauſens, von A. H. Niemeyer, 214
Leben Fr. J. Schwarzens von J. G. Eck herausgegeben, 215
Abriß der Geſchichte der Philoſophie von J. Gurlitt, 217

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Des Hrn. P. Jamin Geſchichte der Kirchenſekte, 219
Specimen animadverſionum in Graecum Matthaei textum, a P. *G. Mayer*, 221
M. J. H. Weplers philologiſche u. kritiſche Fragmente, 222
Flav. Ioſephi de vita ſua liber graece, 223
J. C. Bremers lateiniſches Wörterbuch für Anfänger, 225
Kleanths Geſang auf den höchſten Gott, griechiſch und deutſch, 228
Suidae et Phavorini gloſſae ſacrae graece, 229
Werke des Plato, 4ter Band, 231
J. J. Eſchenburgs Handbuch der klaſſiſchen Literatur, 232

J. G. Haas kurze und faßliche Anweisung zur hebräischen Sprache für Anfänger, 233

12. Erziehungsschriften.

Beschäftigungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge, 1ste Sammlung, herausgegeben von A. H. Niemeyer, 235
Geschichte Jesu, ein Geschenk für Kinder von J. Ahorner, 240
P. J. Lieberkühns Nachricht von der im Elisabethanischen Gymnasium zu Breslau üblichen Censur der Schuljugend, 242
L. C. A. Wigands Materialien zu Vorschriften zum Dictiren und Vorlesen in teutschen Schulen, 243
Kupfer zu Herrn Prof. Salzmanns Elementarwerk, zweytes Heft, 244
Bibliothek für Jünglinge und Mädchen, 2ten Bandes 1—3tes Heft, ebend.
Lesearchiv für die Jugend, auch für erwachsene Personen zur Unterhaltung, 245
Lectüre für die kleine Jugend, zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens, 6ter Theil, ebend.
Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, 7tes Bändchen, 247

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Practische Beyträge zur Cameralwissenschaft in den Preußischen Staaten, von G. A. H. von Lamotte, vierter Theil, 249
Practische Beyträge zur fernern Ausbildung des Lehrbegriffs für die Unter-Finanzämter und deren Inspectionsräthe, 1stes Stück, 250
Gedenken über die Frage: wie dem Bauernstande Freyheit und Eigenthum in den Ländern, wo ihm beydes fehlt, verschaffet werden könne? 252

14. Haushaltungswiſſenſchaft.

Die Schafzucht nach Grundſätzen und Erfahrung für jeden Landmann eingerichtet, 255
S. Hohnemanns Abhandlung über die Vorurtheile gegen die Steinkohlenfeurung ꝛc. 256
Etwas vom Anbau, Erhaltung und Benutzung der Weiden, von D. W. von Holst. 258
Vom Unkraute, eine Abhandlung welche das Acerſit erhalten, ebend.
Kurze Unterredung einiger Perſonen die Aufhebung der Brache und Anbau der Futterkräuter betreffend, von C. F. Nonne.
Des ehrlichen Gutmanns einfältiges, aber gutmeynendes Gutachten, an ſeinen Freund Hilfreich, ebend.
Kurze Anweiſung für Wieſenvögte 260
Eine beſondere Art Verbeſſerung, oder des Amtsraths Riems Zugabe zu ſeiner Anleitung für Wieſenvögte — ebend.
Annalen der Oekonomie, Kameralиſtik und andern dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften, 1ſter Heft, 261
Fr. Brüels gekrönte Preisſchrift über die beſte Art die Wälder anzupflanzen, zu nutzen und im Stande zu erhalten, 263

15. Münzwiſſenſchaft.

Sylloge I. Numorum veterum anecdotorum Theſauri Caeſarii cum Commentariis *Ioſ. Eckel*, 266
Deſcriptio Numorum Antiochiae, exhibet *Ioſ. Eckel*, 267

16. Deutſche Sprachlehre.

De *Ioh. Tauleri* Dictione vernacula et myſtica, diſputatio, 269
Diſſertatio de *Ioh. Geileri* Scriptis germanicis, ebend.
K. P. Moritz Verſuch einer deutſchen Proſodie, 272
H. Braunes Anleitung zur guten deutſchen Schreibart in freundſchaftlichen Briefen und bürgerlichen Geſchäften, 273

17. Vermiſchte Nachrichten.

Wahrheiten im Ernſte und Scherze, 1ſtes Heft, 274
J. Kiems zweyte vermehrte Auflage ſeiner zu St. Petersburg mit dem Preiſe und einer Medaille bekrönten Preisſchrift über die dienlichſte Fütterungsart der Kühe und Kälber, 278
M. J. E. Wagners Beobachtungen zur Beförderung des Chriſtenthums, der bürgerlichen Rechtſchaffenheit und des häuslichen Wohlſtandes, 2tes Bändchen, ebend.
C. S. Ziehen Anzeige eines bevorſtehenden außerordentlichen Erdfalls, und erklärende Theorie deſſelben, ebend.
Predigt wider die Furcht vor Erderſchütterungen von — Lavater, 297
M. C. F. Göſe etwas von dem raren und ſchätzbaren Buche Chevkla oder von der Rolle des Buchs der Rathſchlüſſe Gottes — — 301
Schwediſches Muſeum von C. G. und C. H. Gröning, 1ſter und 2ter Band, 302

Nachrichten. 304

Beförderungen, 305
Todesfälle, 307
Druckfehler, 310

I.

Denkmal Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig. Nebst Nachricht von der zu Seinem Andenken für die Garnisonschule zu Frankfurt an der Oder von einer Gesellschaft veranstalteten Stiftung. Berlin, gedruckt bey Decker, 1787. 10 Bogen in gr. 4.

So denkwürdig und ruhmvoll die bekannte Todesart des vortreflichen jungen Fürsten, dem dies Denkmal gewidmet ist, in Rücksicht auf Ihn selbst wurde: so denkwürdig und ruhmvoll ward auch das allgemeine tiefe Mitgefühl, welche dieser Tod überall rege machte, für die Ehre der Menschheit. Unter den vielen wetteifernden Bestrebungen, dieses Mitgefühl öffentlich an den Tag zu legen, zeichnet sich aber unstreitig die wohlthätige, ihres Gegenstandes so vollkommen würdige Veranstaltung am meisten aus, wodurch gegenwärtigs Denkmal veranlaßt ist. Die Herausgeber desselben, mehrere angesehene und verdienstvolle Männer in Berlin, beschlossen nämlich, das Andenken Leopolds auf eine Art zu verewigen, wodurch zugleich etwas bleibendes Gutes für eben die gestiftet würde, die der Verlust des Herzogs am unmittelbarsten traf. Besonders zog ihre Aufmerksamkeit die Garnisonschule zu Frankfurt an.

der Oder auf sich, die Er gestiftet hatte, und deren wachsende Vollkommenheit eben so sehr Seine Freude, als sein Werk, gewesen war. Zwar hatte Herzog Friedrich August von Braunschweig die Verlassenschaft seines Bruders Leopold diesem Institute geschenkt; und die Companiechefs bey dem Regimente des letztern hatten sich erklärt, daß sie ferner, wie vorher, ihre Beiträge zur Erhaltung und Aufnahme dieser Anstalt bereitwillig entrichten wollten. Aber durch dies alles blieb die Schule höchstens nur in ihrem bisherigen Zustande; und zu der von dem Herzoge schon beschlossenen Ansetzung eines zweiten Lehrers, zur Anschaffung nothwendiger Schulbücher und Schreibmaterialien, war gar keine Aussicht. Man fiel also darauf, nebst der jährlichen Feuer seines Sterbetages, an eben dem Orte, wo Er selbst so gern verweilte, zugleich das, was er zur Verbesserung der Schule sich für eben das Jahr, da Ihn der Tod übereilte, vorgesetzt hatte, nun durch den Beitritt anderer Menschenfreunde zu vollenden. So entstand der Entschluß zu der wohlthätigen Stiftung, die am 28sten Mai 1785 in einer Ankündigung bekannt gemacht wurde, die hier gleich zuerst unter den diesem Denkmale beygefügten Urkunden wieder abgedruckt ist.

Mehrere Bemühungen, das Andenken des verewigten Herzogs und den Ruhm seines Rettertodes zu feiern und auf die Nachwelt zu bringen, werden von den Herausgebern in der Vorrede dieser Denkschrift erwähnt. Dahin gehören, außer so manchen, poetischen und prosaischen, durch diesen Tod veranlaßten Schriften, ein in der Freimaurerloge zu Frankfurt aufgestelltes Gemälde vom Hrn. Direktor Rode

in

in Berlin; der bekannte Kupferstich vom Hrn. Chodowiecki, dessen Ertrag von 1759 Rthl. 22 ggr. von dem edeldenkenden Künstler an die durch die Ueberschwemmung Unglücklichen zu Frankfurt übersandt wurde; die von den Herren Lenz und Abramson in Berlin (und von dem sel. Krull in Braunschweig) auf diesen Vorfall geprägten Schaumünzen; das von der Freimaurerloge zu Frankfurt veranstaltete Monument; der zu Paris von dem Graf von Artois ausgesetzte Preis von 3000 Liv. auf das beste Gedicht dieses Inhalts, u. a. m.

Ungeachtet man nun besorgen mußte, daß durch dieses mannichfaltige Streben, dem Andenken des Herzogs Leopold Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Aufmerksamkeit des Publikums zu sehr getheilt werden möchte: so fand doch jene Veranstaltung, auf die sich die gegenwärtige Schrift bezieht, Unterstützung genug, um etwas Bleibendes, und gewiß eben so Nützliches, zu gründen. Ein Beweis davon ist das hier gelieferte sehr ansehnliche und zahlreiche Namenverzeichniß derer, die zu dieser Stiftung beygetragen haben, unter denen sich z. B. die regierende Fürstin von Leiningen durch einen Beitrag von 600 Fr. Liv. der Hr. Inspektor Dunker zu Königsberg durch einen Zuschuß von 205 Rthlr. und Herr Zelter zu Berlin, durch den eingelieferten Beytrag eines Konzerts von 70 Rthlr. vorzüglich auszeichnen. Auch erwarb sich Hr. Hofbuchdrucker Decker durch den unentgeltlichen, mit aller typographischen Schönheit veranstalteten, Abdruck gegenwärtiger Denkschrift, ein sehr rühmliches Verdienst um diese Stiftung. Die ganze eingekommene Summe betrug 6966 Rthlr. 18 gr. wovon nach Abzug der hier S.

67. berechneten Ausgaben, 5997 Rthlr. 2gr. 6 Pf. übrig blieben. Man hat die 6000 Rthlr. durch Vorschuß voll gemacht; und die Kurmärkische Landschaft hat sich, in Befolgung eines an sie erlassenen, S. 42. abgedruckten Königlichen Schreibens, erklärt, dies Kapital zu 5 Procent, und zwar unablöslich annehmen zu wollen. Die Zinsen davon, die jährlich in dreihundert Thalern bestehen werden, sind also die Summe, welche, der Stiftung gemäß, alle Jahr zum Besten der Frankfurter Garnisonschule, und zum wohlthätigen Denkmale des Herzogs Leopold, wird verwendet werden. Die Art der Anwendung lernt man am vollständigsten aus der durch königliche Bestätigung autorisirten Stiftungsurkunde (S. 31 ff) kennen, und findet sie gewiß überaus wohl gewählt und zweckmäßig. Hier sie zu erzählen, wäre zu umständlich; aber eine Lücke dieser Anzeige würde es seyn, wenn wir nicht wenigstens die Namen der zur Beförderung dieser Stiftung vereint gewesenen edeln Männer anführen wollten. Zu den in Berlin anwesenden Mitgliedern dieser Gesellschaft, den Herren Biester, Büsching, Chodowiecki, Dieterich, Engel, Gebhard, Gedicke, den beiden v. Irwing, Klein, Meierotto, Möhsen, Nicolai, Schmid, Selle, Spalding, Struensee, Suarez, Teller, Theden, Wölmer und Zöllner, gesellten sich noch die Herren von Benicke, von Dohm, Kletschke, Marschall von Bieberstein, Moses Mendelssohn und Stuve.

In der ersten Bekanntmachung der von diesen würdigen Männern entworfenen Stiftung wurde zugleich ein schriftliches Denkmal angekündigt, das den Charakter des Herzogs, aus den gepriesensten und bewähr-

nächsten Nachrichten, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit darstellen sollte. Gern hätten die Herausgeber diese Schrift früher geliefert; aber eine Menge von Hindernissen, die im Vorberichte angeführet werden, machte es unmöglich.

Wir kommen nun zur nähern Anzeige dieser Denkschrift selbst, die eine der besten ihrer Art, und ihres Gegenstandes vollkommen würdig ist. Ihr Verfasser ist, wie wir hören, der Herr Kammergerichtsrath Klein, zu Berlin, den man schon aus mehrern Arbeiten als einen hellen, scharfen und treffenden Denker kennt. Auch hier unterscheidet sich sein ganzer Ideengang, dem wir auszugsweise nachgehen wollen, sehr vortheilhaft, von der gewöhnlichen Wendung, welche der Geist des Lobredners sonst zu nehmen pflegt.

Der Verf. geht von den Gedanken aus, daß oftmals der große Geist sein Jahrhundert, öfter aber noch das Publikum die Männer bildete, wie es in der Folge sich selbst zum Muster der Nachahmung aufstellte: daß man ferner, um die Denkungsart irgend eines gewissen Zeitalters richtig zu beurtheilen, nur seine Lieblinge beobachten, und auf den Eifer sehen dürfe, mit welchem es seine Hochachtung gegen sie zu erkennen gegeben hat. Dies auf den Gegenstand dieser Denkschrift, und auf den so lebhaften allgemeinen Antheil angewandt, den das Publikum an Leopolds Tode nahm, rechtfertigt unser Jahrhundert von dem Vorwurfe, als ob Spott, kleinliche Denkungsart und kalte Grübeley alle herzerhebende Gefühle erstickt, und die Kunst, angenehm zu schwatzen, alle Fähigkeit, edel zu handeln, unterdrückt habe. Peter der Große beschleunigte zu Anfange dieses

Jahrhunderts seinen Tod dadurch, daß er bey Lachen sein Leben zur Rettung gemeiner Seelente wagte; das sah man aber damals) verblieben durch dem Glanz seiner Siege und Macht, als eine von den ihm eignen, verzeihlichen Sonderbarkeiten an. Ganz anders dachten sechzig Jahr später Leopolds Zeitgenossen. Der Verf. läßt es unentschieden, wodurch diese vortheilhafte Veränderung in der allgemeinen Denkungsart bewirkt worden sey; genug, es scheint sich ihm endlich ein Publikum gebildet zu haben, welches die Sache nicht Eines Reichs, Einer Stadt, Einer Völkerschaft, sondern der ganzen Menschheit führt; ein Todtengericht, verbreitet über den bessern Theil Europens, den Herrschsüchtigen zwar fürchterlich; aber dem Menschenfreunde willkommen. — Freilich aber verstand auch nicht leicht Jemand die Kunst, sich allgemeine Liebe zu erwerben, besser als Leopold. Ein durch Nachdenken geübter Verstand leitete seinen Eifer, und verfeinerte Gefühle bildeten sein vortreffliches Herz.

Mit überaus vieler Feinheit und Herzenskunde schildert unser Verf. den so wahrhaftig edeln Charakter dieses Fürsten. Nur einige Züge wollen wir aus dieser Schilderung ausheben, die zugleich eine Probe von der Manier seyn mögen, in welcher dies Gemälde entworfen ist: „In einem Stande, wo die Strenge so oft Pflicht ist, wird es nur gar zu leicht, den Menschen über den Soldaten zu vergessen; und nicht selten sieht der letztere mit Verachtung auf den Bürger herab, zu dessen Schutz ihn die Ehre berufen hatte. Nicht so Leopold, Frankfurts Schutzgeist. Bey jeder öffentlichen Noth war Er der erste, der zur Abwendung des drohenden Unglücks herbey eilte; nicht

um

und durch überhäufte Befehle, die eben so leicht gegeben, als schwer ausgeführt werden, den willigen Helfer abzuschrecken, und den herbeigenöthigten zu verwirren; sondern um seinen weisen Anordnungen durch eignes Beyspiel Nachdruck zu geben. Wer hätte also nicht willig Arbeit und Gefahr mit einem geliebten Prinzen theilen sollen, der, wo ein Leben zu wagen war, das Seinige zuerst daran setzte? Bey einer solchen Thätigkeit mußte es Ihm gelingen, überall den Fluthen oder Flammen, welche Frankfurt drohten, Gränzen zu setzen; und als endlich den 27 April des Jahrs 1785 die Oder allen seinen Anstalten trotzte, mußte sie Ihn selbst zum Opfer hinnehmen." — Von seiner wohlthätigen Denkungsart wird S. 7 sehr schön gesagt: „Es war ihm nicht genug, der Pracht und Bequemlichkeit zum Besten der Armen zu entsagen. Er that mehr. Er widmete den Leidenden nicht nur das, was nur der Thor nicht zu entbehren weiß; sondern auch das kostbarste, was der Weise hat, seine Zeit." — Auch die Wendung ist sehr glücklich, mit welcher der Verf. den Einwürfen wider die Gerechtigkeit der Vorsehung begegnet, die diesen edeln Prinzen sterben, und den Schiffer, der ihn fuhr, gerettet werden ließ. Leopolds Leben war nicht von kurzer Dauer, wenn man dasselbe nach der Summe des von Ihm bewirkten Guten mißt. „Auch schied er nicht aus der Welt, wie ein Neuling. Erzogen am Hofe, und durch Reisen gebildet, war er mit allem, was die Welt groß und schön nennt, in Zeiten bekannt geworden; und Er durfte also nicht lange warten, um zu erfahren, was der Schauplatz wirklich darstellt, oder nur darzustellen scheint." — Was die Menschheit aber an seiner Hülfe verliert, gewinnt sie reichlich durch die er-

höhere Wirkung seines vereinigten Beyspiels. — „Hätte er länger gelebt, so würden seine Tugenden zwar zum Besten seiner Nebenmenschen in der Stille geräuchert haben; aber eben deswegen würden die rühmlichsten seiner Handlungen unbekannt geblieben, oder vergessen worden seyn. Die Bescheidenheit, welche ihre Hülle um die am meisten vollendeten Tugenden wirft, entzieht der Bewunderung des Publikums die lobenswürdigsten Eigenschaften. Sie sichert sie eben dadurch gegen den Neid, der nur thätig wird, um das herabzusetzen, was er selbst zu erreichen keine Mühe anwenden will; und gegen die zudringliche Verläumdung, welche immer bereit ist, die beschämte Eigenliebe durch Zweifel an den bemerkten Vorzügen anderer zu trösten. Zwar wird auch die Eifersucht durch den Tod ihres Gegenstandes nicht immer besänftiget; aber, überwältiget durch das Mitleid, welches sich aller Herzen bemächtigt, scheut sie sich, ihre Stimme laut zu erheben." u. s. w. — — „Ist nun der Mann, den sein edles Unternehmen, und das damit verbundene Unglück auszeichnet, an sich schon merkwürdig; stammt er aus einem geliebten und berühmten Hause; befand er sich auf einer hohen Stufe des Ansehens; und wird die That, aus eben diesem Standorte betrachtet, noch bemerkenswerther; alsdann wird die Nachfrage nach seinem Charakter und übrigen Handlungen allgemein; und die Geschichte übernimmt die Sorge, das Andenken einer solchen Begebenheit zum Nutzen der Nachwelt zu verewigen. Einen solchen Vortheil gewähren die Handlungen der Privatpersonen selten." — Hiezu kömmt, daß bey Fürsten die Triebfedern ihrer edeln Handlungen leichter, als bey minder wichtigen Personen, entwickelt werden können. „Die Großen, sagt unser Werf. S. 11, stehen

hen immer auf dem Schauplatz, sie mögen sich an der Spitze ihres Kriegsheeres, oder in ihrem Schlafzimmer befinden. So, wie ihr ungezwungenes Betragen zu erkennen giebt, daß sich überall zu Hause sind: so bleiben sie auch in dem Innersten ihres Pallastes den Augen des Publikums bloß gestellt. Umsonst suchen sie die Triebfedern ihrer Handlungen zu verbergen. Wenn auch die Anekdotensucht ihnen nicht überall nachspürte, so würde sie doch schon aus ihren öffentlichen Handlungen ihr Charakter entwickeln lassen. Eben so konnte auch der Charakter Leopolds nicht unbekannt geblieben seyn." — Diese Bemerkung leitet den Verf. auf die Darlegung verschiedner, zwar schon bekannter, hier aber in ein neues, gefälliges Licht gestellter Züge aus diesem so edeln und liebenswürdigen Charakter, unter denen er sich bey dem so hervorstechenden Zuge seiner prunklosen Bescheidenheit, seiner Stille im Wohlthun, und seiner so einnehmenden Popularität, am längsten verweilt. „Er war als Mensch zu groß, als daß er nöthig gehabt hätte, den Fürsten geltend zu machen. Er fühlte den Adel der ächten Menschenliebe zu stark, als daß er besorgt hätte, durch ungezwungene Aeußerung derselben sein Ansehen in Gefahr zu setzen. Denn Er wußte wohl, daß es die Fähigkeit wohl zu thun ist, welche den Rang der Mächtigen und Reichen bestimmt, und das Gefühl ihrer eignen Wichtigkeit rechtfertigt. Verdrängt sich dieses Gefühl durch unedelmüthige Menschenliebe, welche nie für sich selbst, immer nur für andre sorgt und wirkt: so bildet sich eben dadurch jener hohe Muth, der jedem Zufalle Trotz beut. —

Von diesen, und ähnlichen, allgemeinern Betrachtungen geht der Verf. S. 24ff. zu der Untersuchung

chung über, wie ein so vortreflicher Charakter sich habe bilden können, und durch welche Mittel es dem Prinzen gelungen sey, in einem so frühen Alter die bedächtlichste Prüfung mit dem wärmsten Gefühl, und eine Bescheidenheit, die immer noch wenig gethan zu haben glaubte, mit dem Bewußtseyn, solcher herrlichen Thaten zu verbinden. Er geht daher einige Perioden und Verhältnisse seines Lebens nach einander durch; aber nicht in einer trocknen Hererzählung biographischer Umstände, sondern in einem sehr belebten und anziehenden Vortrage, der durch manche eingestreute scharfsinnige Bemerkungen noch mehr Interesse erhält. So werden die sich in die Vorzüge der Prinzenerziehung einmischenden Nachtheile und Hinderniße S. 15 ff. überaus gut entwickelt. So wird S. 19 ff. die Wirkung vortreflich zergliedert, welche die Religion auf Herz und Charakter des Prinzen hatte. Nur eine schöne Stelle aus vielen setzen wir zur Probe her; „Nur der wahren Menschenliebe gelingt es, auch die nothwendigen Uebel zu mindern, und, wo andre Haß erndten, Liebe zu gewinnen. Denn sie vertauscht nicht Dienst gegen Dienst, Liebe gegen Liebe. Sie giebt reichlich, wenn sie kann; und hält zurück, wenn sie muß. Sie rechnet nicht mit uns; darum rechnen wir auch nicht mit ihr. Wir zählen nicht ihre Gaben; aber wir empfinden die Stärke ihrer Zuneigung. Ihre Wohlthätigkeit ist ein Metall, welches durch ihren Stempel seinen vorzüglichsten Werth erhält. Das erzwungene Lächeln ersetzt nie den Mangel der wahren Bereitwilligkeit. Glatte Worte, die für Thaten gelten, rechtfertigen in den Augen des schweigenden Betrogenen nicht den Weltmann, dessen vorgeblich feinere Menschenkenntniß nur Menschenverachtung ist. Die wahren

Men-

Menschenliebe wuchert nicht mit ihren Wohlthaten. Sie folgt dem Drange ihres Herzens, obschon unter der Leitung der Vernunft. Erhaben über die niedrigen Absichten der kleinlichen Politik, die Ehre und Seelenruh gegen eiteln Prunk und glänzende Sklaverey vertauscht, so weit ihr Wirkungskreis reicht, sucht sie Menschenglück zu gründen oder zu befestigen. Stellt sich ihr der Unverstand entgegen, so besteht sie muthig den Kampf, bey welchem nur sie allein nichts verlieren kann." — Sehr lebhaft und edel ist auch die Apostrophe an die Großen, welche diese sehr empfehlungswürdige Denkschrift beschließt, die neben den wenigen musterhaften deutschen Ausarbeitungen dieser Art eine ruhmvolle Stelle verdient.

Fr.

II.

Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs, vom geheimen Justizrath **Pütter** zu Göttingen. Göttingen, im Verlage der Wittwe Vandenhoeck. **Erster Theil**, bis 1558. 1786. **Zweyter Theil**, von 1558 bis 1740. 1786. **Dritter und letzter Theil**, von 1740 bis 1786. 1787. Zusammen ungefähr 3½ Alphabet, 8.

Einer deutschen Fürstin, der jetzt regierenden Königin von Großbritannien, haben wir die Veranlas-

lassung zu diesem Werke zu danken. Sie war es, welche im Jahr 1785. vom Herrn P. ein Buch verlangte, „das dazu gebraucht werden könne, die heutige Verfassung des deutschen Reichs und dessen Grundgesetze in Gestalt einer Geschichte, doch mehr in Rücksicht auf neuere als ältere Zeiten, daraus kennen zu lernen.“ Wer hätte auch einen solchen Auftrag besser ausrichten können, als der erste Publicist in Deutschland, und einer der größten in Europa? Herr P. hat ihm auf eine Art, wie es von ihm zu erwarten war, Genüge geleistet, und in dieser Entwickelung ein vollständiges und zusammenhangendes, meistens auch, wenn gleich nicht durchgehends, in gutem und edlen Stil abgefaßtes historisches Staatsrecht von Deutschland geliefert, das dem Geschichtsforscher und dem blossen Dilettanten gleich unentbehrlich wird, jenem, wie diesem, mannichfache Belehrung giebt, und eben hiedurch wesentliches Vergnügen gewähret. Wir würden viel weitläuftiger werden, als die Gränzen einer Anzeige es verstatten, wenn wir alle in dem reichhaltigen Werke vorkommende merkwürdige Materien auch nur summarisch aufzählen wollten, müssen uns also damit begnügen, unsere Leser auf einige wenige besonders wichtige Gegenstände aufmerksam zu machen, und zugleich den Umriß des gesammten Jnhalts anzugeben, woraus denn von selbst der Gang erhellen wird, den der Verfasser bey der Ausarbeitung des Buchs genommen hat. Schon in der ältesten Geschichte entdeckt man die ersten Keime von der dem deutschen Reiche ganz eigenen Verfassung. Denn von je her wurde Deutschland, so viel wir wissen, von mehreren Völkern bewohnt, die zwar von einerley Herkunft gewesen seyn mögen, deren aber jedes für sich in völliger Freyheit

und

und Unabhängigkeit seine eigenthümliche Einrichtung hatte. Diese verschiedenen Völker, oder vielmehr verschiedenen Stämme Eines Hauptvolkes, führten, ihren Umständen und Bedürfnissen gemäß, meistens ein herumziehendes Leben, bis die Siege und das Vordringen der Römer vestere Verbindungen mehrerer deutschen Völkerschaften veranlasseten, welche denn allmählich in Schriften und Denkmälern des 3ten und 4ten Jahrhunderts unter den noch jetzt bekannten Namen Franken, Schwaben (Alemannen), Thüringer, Sachsen, zum Vorschein kommen. Die großen Völkerwanderungen im 5ten Jahrhundert verursachten, daß die von den Vandalen, Burgundern und andern deutschen Völkern an der Ostsee und dem rechten Ufer der Elbe verlassene Gegenden mit wendischen oder slavischen, unter mancherley Namen bekannt gewordenen, zwar in Sprache und Sitten meistens übereinstimmenden, in ihrer sonstigen Verfassung aber von einander abweichenden Völkerschaften besetzt wurden. Hiedurch entstanden in Rücksicht auf die Bewohner zwey Haupttheile Deutschlandes, der eine, dessen Einwohner wendischer Abkunft sind, der andere, welcher von je her ursprünglich Deutsche zu Bewohnern gehabt hat. Zu jenem gehört Meklenburg, Pommern, Wagrien, Lauenburg, Brandenburg, Meißen, die Lausitz, Böhmen, Mähren, und seit dem 7ten Jahrhundert auch Steiermark, Kärnten, und Krain; zu diesem unter andern Niedersachsen, Franken, Schwaben, und der größte Theil von Westphalen. In den wendischen Ländern haben sich die Spuren ihres ursprünglichen Unterschiedes von andern deutschen Provinzen bis auf den heutigen Tag erhalten. — Die den Römern zunächst wohnenden deutschen Völ-

ker bekamen von ihnen natürlicher Weise einige Kultur, und lernten allmählich Ackerbau, Weinbau, Gebrauch der Mühlen, Werth der Schrift, der Münze, der Gesetzgebung ꝛc. schätzen, wovon unter andern das in mehrerem Betracht merkwürdige, um das Jahr 422 festgestellete salische Gesetz zum Beweise dienet. — Die christliche Lehre wurde bereits in den ersten Jahrhunderten in den Gegenden des Rheins und der Donau verbreitet, und sehr früh entstand die Gewohnheit, daß in jeder großen Stadt, wo mehrere Gemeinden in der Stadt und auf dem Lande jede ihre besondere Priester haben konnten, doch nur ein Bischof sich befand, dessen Verhältniß gegen die übrigen Geistlichen man sich so dachte, wie das Verhältniß des jüdischen Hohenpriesters gegen jüdische Priester und Leviten gewesen war. Schon vor Konstantins Zeiten wurden manchmal Zusammenkünfte mehrerer Bischöfe in gemeinschaftlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinden oder sogenannte Kirchenversammlungen gehalten, welche hernach, als Konstantin sich zum Christenthum bekannt hatte, unter öffentlichem Schutze vor sich giengen. Hier sproßte die Hierarchie, anfangs kaum merkbar; bald schlug sie tiefe Wurzel, und wuchs endlich zu einer fürchterlichen Größe empor. Nur Bischöfe erschienen auf den Kirchenversammlungen; ihre Gemeinden ließen die von ihnen gefaßten Schlüsse gern gelten; hernach wurden solche Schlüsse von selbst als verbindende Vorschriften in Gang gebracht, unter dem Vorgeben, daß schon die Apostel und Aeltesten, deren Stelle die Bischöfe zu vertreten meynten, es so gehalten hätten; man verschwieg aber, aus Unachtsamkeit, oder absichtlich? — daß jener Schluß, auf welchen man sich bezog (Apostelgesch. 15.), nicht bloß von

den

den Aposteln und Aeltesten, sondern auch von der ganzen Gemeinde gebilliget, und im Namen der Apostel, Aeltesten und Brüder ausgefertiget war. Vereinigte Bischöfe saßen sich nunmehr als Repräsentanten der ganzen Kirche an, und jeder mußte sich gefallen lassen, was als Schluß einer Kirchenversammlung bekannt gemacht wurde. So bildete sich der große Unterschied der beyden Stände, des geistlichen und des weltlichen, oder der Pfaffen und der Laien; von welchen diese nur die Ehre des Gehorsams behielten, wenn jene etwas zu bestimmen für gut fanden. Auch die verschiedenen Stuffen des geistlichen Standes selbst, die Entstehung von Metropolitanen oder nachherigen Erzbischöfen, von Primaten und Patriarchen sind, so wie die seltsamen Begriffe von der nothwendigen Einheit der Kirche, das hierauf gebauete göttliche Ansehn der Schlüsse einer Kirchenversammlung, und die hieraus entsprungene Ketzermacherey, als Folgen der mit solchen Versammlungen verbundenen Einrichtung zu betrachten. — Gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts gründet Chlodowig die fränkische Monarchie, und nimmt die christliche Religion an. Nun sieht man in jedem Lande, das vorher ein eigenes Volk ausmachte, einen eignen Herzog, den der König als seinen dem Volke vorgesetzten Befehlshaber betrachtete, und die Grafen, die ehedem selbstgewählte Richter in jedem Gau waren, erscheinen jetzt als königliche Justiz- und Kammerbeamten. Das Lehnswesen blüht auf, wiewohl in einer von der nachherigen unterschiedenen Gestalt; die Bischöfe werden, da sie allein lesen und schreiben können, in Geschäften des Hofes und der Nation unentbehrlich, und den Laien bleiben, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nur die ei-

Jahrhunderts seinen Tod dadurch, daß er bey Lachen sein Leben zur Rettung gemeiner Seeleute wagte; das sah man aber damals vielleicht durch den Glanz seiner Siege und Macht, als eine von den ihm eignen, verzeihlichen Sonderbarkeiten an. Ganz anders dachten sechzig Jahr später Leopolds Zeitgenossen. Der Verf. läßt es unentschieden, wodurch diese vortheilhafte Veränderung in der allgemeinen Denkungsart bewirkt worden sey; genug, es scheint sich ihm endlich ein Publikum gebildet zu haben, welches die Sache nicht Eines Reichs, Einer Stadt, Einer Völkerschaft, sondern der ganzen Menschheit führt; ein Todtengericht, verbreitet über den bessern Theil Europens, den Herrschsüchtigen zwar fürchterlich; aber dem Menschenfreunde willkommen. — Freilich aber verstand auch nicht leicht Jemand die Kunst, sich allgemeine Liebe zu erwerben, besser als Leopold. Ein durch Nachdenken geübter Verstand leitete seinen Eifer, und verfeinerte Gefühle bildeten sein vortreffliches Herz.

Mit überaus vieler Feinheit und Herzenskunde schildert unser Verf. den so wahrhaftig edeln Charakter dieses Fürsten. Nur einige Züge wollen wir aus dieser Schilderung ausheben, die zugleich eine Probe von der Manier seyn mögen, in welcher dies Gemälde entworfen ist: „In einem Stande, wo die Strenge so oft Pflicht ist, wird es nur gar zu leicht, den Menschen über den Soldaten zu vergessen; und nicht selten sieht der letztere mit Verachtung auf den Bürger herab, zu dessen Schutz ihn die Ehre berufen hatte. Nicht so Leopold, Frankfurts Schutzgeist. Bey jeder öffentlichen Noth war Er der erste, der zur Abwendung des drohenden Unglücks herbey eilte; nicht

um

um durch überhäufte Befehle, die eben so leicht gegeben, als schwer ausgeführt werden, den willigen Helfer abzuschrecken, und den herbeigenöthigten zu verwirren; sondern um seinen weisen Anordnungen durch eignes Beyspiel Nachdruck zu geben. Wer hätte also nicht willig Arbeit und Gefahr mit einem geliebten Prinzen theilen sollen, der, wo ein Leben zu wagen war, das Seinige zuerst daran setzte? Bey einer solchen Thätigkeit mußte es Ihm gelingen, überall den Fluthen oder Flammen, welche Frankfurt drohten, Gränzen zu setzen; und als endlich den 27 April des Jahrs 1785 die Oder allen seinen Anstalten trotzte, mußte sie Ihn selbst zum Opfer hinnehmen." — Von seiner wohlthätigen Denkungsart wird S. 7 sehr schön gesagt: „Es war ihm nicht genug, der Pracht und Bequemlichkeit zum Besten der Armen zu entsagen. Er that mehr. Er widmete den Leidenden nicht nur das, was nur der Thor nicht zu entbehren weiß; sondern auch das kostbarste, was der Weise hat, seine Zeit." — Auch die Wendung ist sehr glücklich, mit welcher der Verf. den Einwürfen wider die Gerechtigkeit der Vorsehung begegnet, die diesen edeln Prinzen sterben, und den Schiffer, der ihn fuhr, gerettet wurden ließ. Leopolds Leben war nicht von kurzer Dauer, wenn man diese nach der Summe des von Ihm bewirkten Guten mißt. „Auch schied er nicht aus der Welt, wie ein Neuling. Erzogen am Hofe, und durch Reisen gebildet, war er mit allem, was die Welt groß und schön nennt, in Zeiten bekannt geworden; und Er durfte also nicht lange warten, um zu erfahren, was der Schauplatz wirklich darstellt, oder nur darzustellen scheint." — Was die Menschheit aber an seiner Hülfe verliert, gewinnt sie reichlich durch die er-

höhere Wirkung seines verewigten Beispiels. — „Hätte er länger gelebt, so würden seine Tugenden zwar zum Besten seiner Nebenmenschen in der Stille gewuchert haben; aber eben deswegen würden die rühmlichsten seiner Handlungen unbekannt geblieben, oder vergessen worden seyn. Die Bescheidenheit, welche ihre Hülle um die am meisten vollendeten Tugenden wirft, entzieht der Bewunderung des Publikums die lobenswürdigsten Eigenschaften. Sie sichert sie eben dadurch gegen den Neid, der nur thätig wird, um das herabzusetzen, was er selbst zu erreichen keine Mühe anwenden will; und gegen die zudringliche Verläumdung, welche immer bereit ist, die beschämte Eigenliebe durch Zweifel an den bemerkten Vorzügen anderer zu trösten. Zwar wird auch die Eifersucht durch den Tod ihres Gegenstandes nicht immer besänftiget; aber, überwältiget durch das Mitleid, welches sich aller Herzen bemächtigt, scheut sie sich, ihre Stimme laut zu erheben." u. s. w. — — „Ist nun dieser Mann, den sein edles Unternehmen, und das damit verbundene Unglück auszeichnet, an sich schon merkwürdig; stammt er aus einem geliebten und berühmten Hause; befand er sich auf einer hohen Stufe des Ansehens; und wird die That, aus eben diesem Standorte betrachtet, noch bemerkenswerther; alsdann wird die Nachfrage nach seinem Charakter und übrigen Handlungen allgemein; und die Geschichte übernimmt die Sorge, das Andenken einer solchen Begebenheit zum Nutzen der Nachwelt zu verewigen. Einen solchen Vortheil gewähren die Handlungen der Privatpersonen selten." — Hiezu kömmt, daß bey Fürsten die Triebfedern ihrer edeln Handlungen leichter, als bey minder wichtigen Personen, entwickelt werden können. „Die Großen, sagt unser Verf. S. 11, stehen

hen immer auf dem Schauplatz, sie mögen sich an der Spitze ihres Kriegsheeres, oder in ihrem Schlafzimmer befinden. So, wie ihr ungezwungenes Betragen zu erkennen giebt, daß sich überall zu Hause sind: so bleiben sie auch in dem Innersten ihres Pallastes den Augen des Publikums bloß gestellt. Umsonst suchen sie die Triebfedern ihrer Handlungen zu verbergen. Wenn auch die Anekdotensucht ihnen nicht überall nachspürte, so würde sie doch schon aus ihren öffentlichen Handlungen ihr Charakter entwickeln lassen. Eben so konnte auch der Charakter Leopolds nicht unbekannt geblieben seyn." — Diese Bemerkung leitet den Verf. auf die Darlegung verschiedner, zwar schon bekannter, hier aber in ein neues, gefälliges Licht gestellter Züge aus diesem edeln und liebenswürdigen Charakter, unter denen er sich bey dem so hervorstechenden Zuge seiner prunklosen Bescheidenheit, seiner Stille im Wohlthun, und seiner so einnehmenden Popularität, am längsten verweilt. „Er war als Mensch zu groß, als daß er nöthig gehabt hätte, den Fürsten geltend zu machen. Er fühlte den Adel der ächten Menschenliebe zu stark, als daß er besorgt hätte, durch ungezwungene Aeußerung derselben sein Ansehen in Gefahr zu setzen. Denn Er wußte wohl, daß es die Fähigkeit wohl zu thun ist, welche den Rang der Mächtigen und Reichen bestimmt, und das Gefühl ihrer eignen Wichtigkeit rechtfertigt. Verdrängt sich dieses Gefühl durch uneigennützige Menschenliebe, welche nie für sich selbst, immer nur für andre sorgt und wirkt: so bildet sich eben dadurch jener hohe Muth, der jedem Zufalle Trotz beut. —

Von diesen, und ähnlichen, allgemeinern Betrachtungen geht der Verf. S. 24 ff. zu der Untersuchung

chung über, wie ein so vortreflicher Charakter sich habe bilden können, und durch welche Mittel es dem Prinzen gelungen sey, in einem so frühen Alter die bedächtlichste Prüfung mit dem wärmsten Gefühl, und eine Bescheidenheit, die immer noch wenig gethan zu haben glaubte, mit dem Bewußtseyn, solcher herrlichen Thaten zu verbinden. Er geht daher einige Perioden und Verhältnisse seines Lebens nach einander durch; aber nicht in einer trocknen Hererzählung biographischer Umstände, sondern in einem sehr belebten und anziehenden Vortrage, der durch manche eingestreute scharfsinnige Bemerkungen noch mehr Interesse erhält. So werden die sich in die Vorzüge der Prinzenerziehung einmischenden Nachtheile und Hinderuisse S. 15 ff. überaus gut entwickelt. So wird S. 19 ff. die Wirkung vortreflich zergliedert, welche die Religion auf Herz und Charakter des Prinzen hatte. Nur eine schöne Stelle aus vielen setzen wir zur Probe her; „Nur der wahren Menschenliebe gelingt es, auch die nothwendigen Uebel zu mindern, und, wo andre Haß erndten, Liebe zu gewinnen. Denn sie vertauscht nicht Dienst gegen Dienst, Liebe gegen Liebe. Sie giebt reichlich, wenn sie kann; und hält zurück, wenn sie muß. Sie rechnet nicht mit uns; darum rechnen wir auch nicht mit ihr. Wir zählen nicht ihre Gaben; aber wir empfinden die Stärke ihrer Zuneigung. Ihre Wohlthätigkeit ist ein Metall, welches durch ihren Stempel seinen vorzüglichsten Werth erhält. Das erzwungene Lächeln ersetzt nie den Mangel der wahren Bereitwilligkeit. Glatte Worte, die für Thaten gelten, rechtfertigen in den Augen des schweigenden Betrogenen nicht den Weltmann, dessen vorgeblich feinere Menschenkenntniß nur Menschenverachtung ist. Die wahre

Men-

Menschenliebe wuchert nicht mit ihren Wohlthaten. Sie folgt dem Drange ihres Herzens, obschon unter der Leitung der Vernunft. Erhaben über die niedrigen Absichten der kleinlichen Politik, die Ehre und Seelenruh gegen eiteln Prunk und glänzende Sklaverey vertauscht, so weit ihr Wirkungskreis reicht, sucht sie Menschenglück zu gründen oder zu befestigen. Stellt sich ihr der Unverstand entgegen, so besteht sie muthig den Kampf, bey welchem nur sie allein nichts verlieren kann." — Sehr lebhaft und edel ist auch die Apostrophe an die Großen, welche diese sehr empfehlungswürdige Denkschrift beschließt, die neben den wenigen musterhaften deutschen Ausarbeitungen dieser Art eine ruhmvolle Stelle verdient.

Fr.

II.

Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs; vom geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen. Göttingen, im Verlage der Witwe Vandenhoeck. Erster Theil, bis 1558. 1786. Zweyter Theil, von 1558 bis 1740. 1786. Dritter und letzter Theil, von 1740 bis 1786. 1787. Zusammen ungefähr 3½ Alphabet, 8.

Einer deutschen Fürstin, der jetzt regierenden Königin von Großbritannien, haben wir die Veranlas-

lassung zu diesem Werke zu danken. Sie war es, welche im Jahr 1785. vom Herrn P. ein Buch verlangte, „das dazu gebraucht werden könne, die heutige Verfassung des deutschen Reichs und dessen Grundgesetze in Gestalt einer Geschichte, doch mehr in Rücksicht auf neuere als ältere Zeiten, daraus kennen zu lernen.“ Wer hätte auch einen solchen Auftrag besser ausrichten können, als der erste Publicist in Deutschland, und einer der größten in Europa? Herr P. hat ihm auf eine Art, wie es von ihm zu erwarten war, Genüge geleistet, und in dieser Entwickelung ein vollständiges und zusammenhangendes, meistens auch, wenn gleich nicht durchgehends, in gutem und edlen Stil abgefaßtes historisches Staatsrecht von Deutschland geliefert, das dem Geschichtsforscher und dem blossen Dilettanten gleich unentbehrlich wird, jenem, wie diesem, mannichfache Belehrung giebt, und eben hiedurch wesentliches Vergnügen gewähret. Wir würden viel weitläuftiger werden, als die Gränzen einer Anzeige es verstatten, wenn wir alle in dem reichhaltigen Werke vorkommende merkwürdige Materien auch nur summarisch aufzählen wollten, müssen uns also damit begnügen, unsere Leser auf einige wenige besonders wichtige Gegenstände aufmerksam zu machen, und zugleich den Umriß des gesammten Inhalts anzugeben, woraus denn von selbst der Gang erhellen wird, den der Verfasser bey der Ausarbeitung des Buchs genommen hat. Schon in der ältesten Geschichte entdeckt man die ersten Keime von der dem deutschen Reiche ganz eigenen Verfassung. Denn von je her wurde Deutschland, so viel wir wissen, von mehreren Völkern bewohnt, die zwar von einerley Herkunft gewesen seyn mögen, deren aber jedes für sich in völliger Freyheit

und

und Unabhängigkeit seine eigenthümliche Einrichtung hatte. Diese verschiedenen Völker, oder vielmehr verschiedenen Stämme Eines Hauptvolkes, führten, ihren Umständen und Bedürfnissen gemäß, meistens ein herumziehendes Leben, bis die Siege und das Vordringen der Römer vestere Verbindungen mehrerer deutschen Völkerschaften veranlasseten, welche denn allmählich in Schriften und Denkmälern des 3ten und 4ten Jahrhunderts unter den noch jetzt bekannten Namen Franken, Schwaben (Alemannen), Thüringer, Sachsen, zum Vorschein kommen. Die großen Völkerwanderungen im 5ten Jahrhundert verursachten, daß die von den Vandalen, Burgundern und andern deutschen Völkern an der Ostsee und dem rechten Ufer der Elbe verlassene Gegenden mit wendischen oder slavischen, unter mancherley Namen bekannt gewordenen, zwar in Sprache und Sitten meistens übereinstimmenden, in ihrer sonstigen Verfassung aber von einander abweichenden Völkerschaften besetzt wurden. Hiedurch entstanden in Rücksicht auf die Bewohner zwey Haupttheile Deutschlandes, der eine, dessen Einwohner wendischer Abkunft sind, der andere, welcher von je her ursprünglich Deutsche zu Bewohnern gehabt hat. Zu jenem gehört Meklenburg, Pommern, Wagrien, Lauenburg, Brandenburg, Meißen, die Lausitz, Böhmen, Mähren, und seit dem 7ten Jahrhundert auch Steiermark, Kärnten, und Krain; zu diesem unter andern Niedersachsen, Franken, Schwaben, und der größte Theil von Westphalen. In den wendischen Ländern haben sich die Spuren ihres ursprünglichen Unterschiedes von andern deutschen Provinzen bis auf den heutigen Tag erhalten. — Die den Römern zunächst wohnenden deutschen Völ-

ker bekamen von ihnen natürlicher Weise einige Kultur, und lernten allmählich Ackerbau, Weinbau, Gebrauch der Mühlen, Werth der Schrift, der Münze, der Gesetzgebung ꝛc. schätzen, wovon unter andern das in mehrerem Betracht merkwürdige, um das Jahr 422 festgestellete salische Gesetz zum Beweise dienet. — Die christliche Lehre wurde bereits in den ersten Jahrhunderten in den Gegenden des Rheins und der Donau verbreitet, und sehr früh entstand die Gewohnheit, daß in jeder großen Stadt, wo mehrere Gemeinden in der Stadt und auf dem Lande jede ihre besondere Priester haben konnten, doch nur ein Bischof sich befand, dessen Verhältniß gegen die übrigen Geistlichen man sich so dachte, wie das Verhältniß des jüdischen Hohenpriesters gegen jüdische Priester und Leviten gewesen war. Schon vor Konstantins Zeiten wurden manchmal Zusammenkünfte mehrerer Bischöfe in gemeinschaftlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinden oder sogenannte Kirchenversammlungen gehalten, welche hernach, als Konstantin sich zum Christenthum bekannt hatte, unter öffentlichem Schutze vor sich giengen. Hier sproßte die Hierarchie, anfangs kaum merkbar; bald schlug sie tiefe Wurzel, und wuchs endlich zu einer fürchterlichen Größe empor. Nur Bischöfe erschienen auf den Kirchenversammlungen; ihre Gemeinden ließen die von ihnen gefaßten Schlüsse gern gelten; hernach wurden solche Schlüsse von selbst als verbindende Vorschriften in Gang gebracht, unter dem Vorgeben, daß schon die Apostel und Aeltesten, deren Stelle die Bischöfe zu vertreten meynten, es so gehalten hätten; man verschwieg aber, aus Unachtsamkeit, oder absichtlich? — daß jener Schluß, auf welchen man sich bezog (Apostelgesch. 15.), nicht bloß von

den

den Aposteln und Aeltesten, sondern auch von der ganzen Gemeinde gebilliget, und im Namen der Apostel, Aeltesten und Brüder ausgefertiget war. Vereinigte Bischöfe sahen sich nunmehr als Repräsentanten der ganzen Kirche an, und jeder mußte sich gefallen lassen, was als Schluß einer Kirchenversammlung bekannt gemacht wurde. So bildete sich der große Unterschied der beyden Stände, des geistlichen und des weltlichen, oder der Pfaffen und der Laien, von welchen diese nur die Ehre des Gehorsams behielten, wenn jene etwas zu bestimmen für gut fanden. Auch die verschiedenen Stuffen des geistlichen Standes selbst, die Entstehung von Metropolitanen oder nachherigen Erzbischöfen, von Primaten und Patriarchen sind, so wie die seltsamen Begriffe von der nothwendigen Einheit der Kirche, das hierauf gebauete göttliche Ansehn der Schlüsse einer Kirchenversammlung, und die hieraus entsprungene Ketzermacherey, als Folgen der mit solchen Versammlungen verbundenen Einrichtung zu betrachten. — Gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts gründet Chlodowig die fränkische Monarchie, und nimmt die christliche Religion an. Nun sieht man in jedem Lande, das vorher ein eigenes Volk ausmachte, einen eignen Herzog, den der König als seinen dem Volke vorgesetzten Befehlshaber betrachtete, und die Grafen, die ehedem selbstgewählte Richter in jedem Gau waren, erscheinen jetzt als königliche Justiz- und Kammerbeamten. Das Lehenswesen blüht auf, wiewohl in einer von der nachherigen unterschiedenen Gestalt; die Bischöfe werden, da sie allein lesen und schreiben können, in Geschäften des Hofes und der Nation unentbehrlich, und den Laien bleiben, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nur die ei-

gentlich sogenannten Hofdienste, Marschall-, Kämmerer-, Truchseß-Amt ꝛc. übrig. Der Hof war damals, wie fast das ganze mittlere Zeitalter hindurch, wandelbar. Alle Frühjahre pflegte eine Art von Reichsversammlung gehalten zu werden, die jedoch bey weitem kein heutiger Reichstag war, indem die Stände es noch nicht als ein Recht verlangen konnten, zu den Verfügungen des Königs in Regierungsangelegenheiten ihre Einwilligung geben zu müssen. Während des Verfalls der Merovinger, und in den ersteren Zeiten der Karolinger nahm das Ansehn des römischen Bischofes merklich zu, und die Religion gewann immer mehr eine diesem Bischofe und dem geistlichen Stande überhaupt vorzüglich vortheilhafte Gestalt. Milde Stiftungen, mehrere Ausbreitung des Klosterlebens, Einführung der Lehre vom Fegefeuer, der Fasten, Wallfahrten, und anderer vorgeblich verdienstlicher Werke und Uebungen, Einrichtung der Messe fast auf den jetzigen Fuß, und der Umstand, daß der römische Bischof von auswärtigen Bischöfen bisweilen um Belehrung, oder wohl gar um seinen Ausspruch gebeten wurde, trugen nicht wenig hiezu bey. Schon der berufene Winfried oder Bonifaz, der unter Karl Martell's und seiner Söhne Schutze mehrere Bisthümer in Deutschland stiftete, und gegen die Mitte des 8ten Jahrhunderts Mainz zu seinem beständigen Aufenthalte wählte, welches seitdem der Sitz des ersten Erzbisthums in Deutschland geblieben ist, schon dieser Bonifaz leistete dem römischen Stuhle einen solchen Eid, wie sonst nur die ihm untergeordneten Bischöfe der eignen römischen Diöces zu schwören gewohnt waren, einen Eid, der in der Folge immer mehr geschärft ist, und noch jetzt alle Bischöfe der katholischen Kirche zur völ-

ligen

ägen Unterwürfigkeit unter den Stuhl zu Rom verpflichtet. Durch Pipin's bekannte, sicherlich nicht gehörig überlegte Schenkung bekam das bis dahin nur aus einzelnen Gütern und Einkünften bestehende Erbtheil Petri die erste Begründung an Land und Leuten, wodurch es denn zu dem jetzt sogenannten Kirchenstaate sich zu bilden anfieng. Gleichwohl betrachtete Karl der Große, der seine Majestätsrechte kannte, und sie zu behaupten verstand, alle Bischöfe und Erzbischöfe seines ungeheuern Reichs, also auch den ersten unter ihnen im Range, den zu Rom, als seine geistliche Beamten, und unter ihm war weder an Immunität des geistlichen Standes, noch an geistliche Gerichtsbarkeit zu denken. — Bey der Schwäche des sogenannten frommen Ludewig, und den fast immerwährenden Irrungen, die unter seinen Söhnen und Nachkommen herrschten, gerieth der Glanz und die Macht des Reichs überhaupt in sichtbare Abnahme, und zu gleicher Zeit stieg das Ansehn der Stände in eben dem Grade, in welchem das Königliche sank, so daß nunmehro zu wichtigen Dingen ständische Einwilligung schon nothwendig wurde. Die Anlegung vieler Burgen und Bergschlösser, das hieraus entsprungene Faustrecht, das Ueberhandnehmen des Lehenswesens, der Untergang alter von Karl dem Großen zur Volksaufklärung vorgekehrten Anstalten, und das eben hiedurch ungemein steigende Uebergewicht des geistlichen Standes waren natürliche Folgen der damaligen Verwirrungen. Zur Vergrößerung des mächtigen Einflusses der Geistlichkeit, und besonders des römischen Bischofes auf alle Sachen von Wichtigkeit, trug unter andern die verwünschte pseudoisidorische Sammlung ganz unglaublich viel bey. Eine sehr auffallende Wirkung

dieses, wahrscheinlich um die Mitte des 9ten Jahrhunderts, von einem über die Kirchenzucht mißvergnügten Geistlichen ausgeheckten Systems von Ungereimtheiten und Erdichtungen, zeigte sich bald nach seiner, freylich nur in solchen Zeiten, wie die damaligen waren, möglichen Verbreitung und Anerkennung, in der Thronfolge des Königs Lothar des zweyten. Die durch den Vertrag zu Verdün im J. 843 errichtete dreyfache Vertheilung des fränkischen Reichs, von welcher jetzt in den beyden Reichen Deutschland und Frankreich nur zwey Theile übrig sind, würde vielleicht noch gegenwärtig fortdauern, wenn Pseudoisidors Brut ein Unding geblieben wäre. — Mit dem Abgange der Karolinger endiget der Verfasser die alte Geschichte. Die mittlere, welche den Zeitraum vom Jahr 888 an bis zur Thronbesteigung Maximilians I. im Jahr 1493 begreift, zerfällt in zwey Abschnitte, deren der erste bis zum Jahr 1235, und der andere von da an bis 1493 reicht. Von den mancherley diese Periode unterscheidenden merkwürdigen, hier mit allen ihren zum Theil höchst wichtigen Folgen dargestelleten Ereignissen heben wir nur nachstehende aus: Immerwährende Absonderung Frankreichs von Deutschland unter Arnulf, Anlegung von Städten im innern Deutschlande unter Heinrich I., erste Spuren der Untheilbarkeit des Reichs und des Rechts der Erstgeburt, so wie der nachherigen kurfürstlichen Vorrechte der Erzbischöfe zu Mainz, Trier, Köln, und vier weltlicher Erzbeamten, Erneuerung der nach dem Abgange der Karolinger aufgehobenen Verbindung Deutschlandes mit Rom und Italien unter Otto dem Großen, Realvereinigung des römischen Kaiserthums mit dem deutschen Reiche seit Otto dem III., Einflusse der von Heinrich I. angeleg-

gelegten Markgrafschaft Schleswig unter Konrad II., wodurch die Eider von neuem bis auf den heutigen Tag die nordliche Gränze des deutschen Reichs wurde, wie sie es schon zu Karl des Großen Zeiten gewesen war, große Revolutionen in der Kirche und im Staat unter Heinrich dem V., die bereits unter Heinrich IV. vorbereitet waren, zu welchen Vorbereitungen, z. B. das Bestreben, die kaiserliche Macht mehr einzuschränken, und Deutschland in ein freyes Wahlreich umzuschaffen, das Untergraben der Abhängigkeit der Wahl des römischen Bischofes, nunmehr ausschlüßig sogenannten Papstes vom Kaiser, das Verbot der Priesterehe (nach welchem gleichwohl noch eine Zeitlang die Priester manchmal öffentlich Frauen und Beyschläferinnen hatten), die Kreuzzüge u. s. w. gehören, Concordat zwischen Heinrich V. und Calixt II., Erblichkeit der weltlichen Reichsstände, Verwandelung der Gaue in Grafschaften, und des deutschen Reichs in ein freyes Wahlreich, ausschließliches Wahlrecht drey geistlicher und vier weltlicher Kurfürsten, aufblühendes Ansehn des römischjustinianischen, und päpstlichkanonischen Gesetzbuches, Fall Heinrich des Löwen, Errichtung neuer Mönchsorden, der Franciskaner, Dominikaner und andrer Bettelmönche, Stiftung der Inquisition, sichtbare Abnahme der kaiserlichen Gewalt, und Zuwachs der reichsständischen landesherrlichen Rechte unter Friederich dem II., wodurch denn Deutschland die Gestalt eines zusammengesetzten, in viele besondere Staaten sich vertheilenden Staatskörpers erhielt. — Einführung der kurfürstlichen Willebriefe, goldene Bulle — aus der Verminderung der kaiserlichen Hoheitsrechte und Kammergüter entsprungene Nothwendigkeit, einen mit eigenen Erblanden versehenen

Kaiser zu wählen, Anfang der Standeserhöhungen und Wirkungen derselben in Ansehung der Stimmen auf dem Reichstage, Errichtung von Universitäten, und ihr Einfluß auf die Verbreitung mehrerer Aufklärung, Kirchenversammlungen zu Kostnitz und zu Basel. — Aschaffenburger Concordaten, unter deren Druck das katholische Deutschland noch gegenwärtig leidet, dessen es aber hoffentlich sich bald entledigen wird, Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerey, und Einfluß derselben auf den Zustand der Gelehrsamkeit. — Die Geschichte der neueren Zeiten ist in diese zehn Abschnitte getheilet: 1) Vom Kaiser Maximilian dem I. 1493—1519. 2) Von K. Karl V. 1519—1558. 3) Von Karls V. Abdankung bis zum westphälischen Frieden 1648. 4) Vom westphälischen Frieden 1648. 5) Von den Folgen dieses Friedens und dem Ende der Regierung Ferdinands III. 1648—1657. 6) Von den Kaisern Leopold und Joseph I. 1657—1711. 7) Von K. Karl dem VI. 1711—1740. 8) Von Karls VI. Tode bis zum aachener Frieden 1740—1748. 9) Von da bis zur röm. Königswahl Joseph II. 1748—1764. 10) Von Joseph II. 1764—1786. Einige der wichtigsten hier vorgetragenen Begebenheiten sind, z. B. die Errichtung des Landfriedens und der beyden höchsten Reichsgerichte, die Einführung der kaiserlichen Wahlkapitulationen, Luthers Reformation mit ihren mannichfachen Folgen, Stiftung des Jesuiterordens, dessen Schulunterricht, Moral, innere Einrichtung, Erwerbungsmittel, Eingang bey Höfen, gegen die Protestanten gerichtete Bemühungen, Weltbeherrschung, kurz, dessen ganzer Geist und Zweck richtig und lebhaft dargestellet wird, die Grumbachischen Händel, die durch den westphälischen Frieden gegründete Bevestigung der Regierungsform des deutschen

schen Reichs u. s. w. Viele andere gleich wichtige Veränderungen sind zu bekannt und zu neu, als daß sie einer besondern Erwähnung bedürften. Aus den angeführten Rubriken der Abschnitte erhellet auch ohnehin, welche Vorfälle und Einrichtungen der Geschichtskundige unter jeder derselben zu suchen habe; und er wird seine Erwartung niemals getäuscht finden. Die historische Entwickelung selbst endiget der Verf. mit der Erzählung der Vorgänge, welche die Errichtung des am 23. Jul. 1785 zu Berlin gezeichneten Fürstenbundes veranlassten. „Womit, sagt er, könnte ich diese meine historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs würdiger beschliessen, als mit diesem auf deren fernere Erhaltung abzielenden Bunde, so (der) zugleich eine der letzten glänzenden Unternehmungen war, womit Friederich der II. († 1786. Aug. 17.), dessen Geistes- und Thatengröße die späte Nachwelt zu bewundern nie aufhören wird, die 46jährige Laufbahn beschlossen hat, die mit eben dem Rechte das Zeitalter Friedrichs, wie ehedem ein Zeitalter Ludewigs des XIV. genannt worden, von ihm benannt zu werden verdienen wird!“ Der historischen Entwickelung sind treffliche Bemerkungen über die gegenwärtige wirkliche Beschaffenheit der Verfassung des deutschen Reichs angehängt, die als Resultate, zum Theil auch als Ergänzungen jener Geschichte angesehen werden können. Wir wollen das wesentlichste davon unsern Lesern mittheilen: In der Hauptsache ist zwar die Verfassung des deutschen Reichs noch dieselbe, wie sie durch den westphälischen Frieden bestimmt ist, doch hat sie zu Zeiten solche Erschütterungen erlitten, daß man Grund hatte, wegen der Erhaltung des Reichssystems in Sorgen zu stehen. Die Einheit

des deutschen Reichs, und die ganze Reichsverfassung ist unmittelbar, und fortwährend thätig nur am kaiserlichen Hofe, am Reichstage, und am Kammergerichte, also zu Wien, Regensburg und Wezlar noch sichtbar; von Zeit zu Zeit aber äußert sie sich auch in besondern Vorfällen, als bey Wahlconventen, Reichsdeputationen, Kreisversammlungen, und der Trennung der beyden Religionstheile. — Ein Hauptzweck der ganzen Reichsverfassung wird noch immer dadurch erreicht, „daß unter so vielerley Staaten und Mitgliedern des deutschen Reichs, unter denen sonst das Recht der Selbsthülfe bald den Mindermächtigen dem Stärkern Preis geben würde, dennoch keine Selbsthülfe Statt findet, sondern einem jeden ohne Unterschied, hier noch Mittel und Wege angewiesen sind, durch richterliche Hülfe im Seinigen gesichert zu seyn, oder, wo es ihm vorenthalten wird, zu seinem Rechte zu gelangen.“ Doch sind in Ansehung dieses Punkts noch einige Mängel vorhanden, deren Abstellung wohl zu wünschen, schwerlich aber zu hoffen ist. — Jedes zum deutschen Reich gehörende einzelne Land, jede Reichsstadt, jedes noch so kleine Gebiet, das einen eignen besondern Staat ausmacht, sucht seine Convenienz so gut zu befördern, als es sich irgend thun läßt, ohne auf die Verbindung, in welcher alle deutschen Stände als Mitglieder Eines Reichs stehen, weiter, als die höchste Noth und ihr eignes Interesse es erfodert, sonderliche Rücksicht zu nehmen. Daher läßt sich die Verschiedenheit in der innern Verfassung der Länder kaum so groß denken, wie sie in Deutschland wirklich ist. Nur in wenigen Fällen treten noch jetzt kaiserliche Reservatrechte ein, z. B. bey Standeserhöhungen, Errichtung von Universitäten, von Mes-

sen

sonders. Die Gränzlinie zwischen den kaiserlichen und den landesherrlichen Rechten ist ungefähr diese: Die Reservatrechte des Kaisers „beruhen allemal auf besonderen Gründen, die gemeiniglich darin bestehen, daß sie Gegenstände betreffen, die sich nicht auf eines Reichsstandes Land oder Gebiet einschränken, und doch schon von älteren Zeiten her, ehe noch die Landeshoheit ihre Vollkommenheit erreicht hatte, im Gange gewesen waren.“ — Durch Staatsdienstbarkeiten und Reichsgesetze kann die Landeshoheit unserer Reichsstände manchmal auf einige Weise eingeschränkt seyn, so wie auch verschiedene geistliche Länder und einige Reichsstädte noch Ueberbleibsel von ehemaligen Vogteyen haben. — Endlich darf, um sich von der heutigen Verfassung des deutschen Reichs und der besonderen Staaten desselben einen richtigen Begriff zu machen, der Umstand nicht aus der Acht gelassen werden, daß mehrere Länder, deren jedes ehedem seinen eignen Landesherrn hatte, in neueren Zeiten auf vielerley Art mit anderen Ländern unter einen Herrn, gekommen sind, welches sowohl auf die größere Macht einiger Häuser, als auf die Verfassung der Länder Einfluß gehabt hat. Dagegen hat bisweilen ein Land mehrere Herren, von denen es gemeinschaftlich, oder auch abwechselnd regieret wird. Noch eine ganz eigene Art von Landesverfassung entsteht aus dem besondern Verhältnisse, in welchem einige nachgeborne Herren fürstlicher oder gräflicher Häuser mit dem zu ihrem Sitz und Unterhalt ihnen angewiesenen Gebiete zum erstgebornen regierenden Herrn stehn, wie z. B. Hessen-Rothenburg zu Hessen-Cassel, Anhalt-Hoym zu Anhalt-Bernburg u. s. w. Aus solchen Verhältnissen erwächset eine besondere Gattung einer abhängigen Landesverfassung,

deren

deren genauere Bestimmung auf den besonderen Verträgen jedes Hauses beruhet, aber gemeiniglich Stoff zu häufigen Mißhelligkeiten giebt. Andere Arten von Abhängigkeit äußern sich in einzelnen reichsritterschaftlichen Gebieten von den Cantonen oder Kreisen der Reichsritterschaft, und in reichsständischen Ländern von Collegialverfügungen oder Kreisschlüssen. — Bey dieser so großen Verschiedenheit der vielerley besondern deutschen Staaten ist es nun ganz natürlich, daß kaum eine größere Mannichfaltigkeit von glücklichen und minder glücklichen (ganz unglücklichen hoffentlich doch nicht) Ländern erdacht werden könne, als man die Beyspiele davon in Deutschland beysammen findet. „Dennoch, so schließt unser Verfasser, muß man immer der Verfassung des deutschen Reichs die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie in Vergleichung mit anderen Mächten doch nicht die unvollkommenste ist, sondern noch allezeit gewisse Vorzüge hat. Wenigstens liegt es nicht an der Staatsverfassung im Ganzen, wenn Deutschland nicht in allen Theilen sich einer gleichen Wohlfahrt zu erfreuen hat. Wo auch noch kleine Flecken und Anstände übrig sind, muß man hoffen, daß die Vorsehung Rath schaffen könne, wie sie bisher doch sichtbar über unsre Nation gewacht hat. Warum sollte man nicht für die Zukunft frohe Aussichten haben, da dem bevorstehenden Zeitalter so erhabene Muster von Thätigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe vorleuchten, wie Joseph, Georg und Friedrich Wilhelm!“ Sicherlich wird die Vorsehung Rath schaffen; ob aber eben durch die Erhaltung des bisherigen Reichssystems? oder ob dies nicht nach einigen Menschenaltern unter die Antiquitäten versetzt seyn dürfte, ohne daß hiedurch der Glückseligkeit der Nation im Ganzen

zen genommen, Eintrag geschehen wäre? das sind, unsers Bedünkens, sehr problematische Fragen. Wer die Verneinung von jener, und folglich, die Bejahung von dieser übernähme, möchte doch wohl Gründe aufstellen können, die alle Aufmerksamkeit verdienten. — Zuletzt erinnern wir noch, daß das hinzugefügte mit einleuchtender Sorgfalt verfertigte Register den Gebrauch dieses sehr schätzbaren Werks beträchtlich erleichtert.

R.

III.

Geschichte des Fürstenthums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des XVII. Jahrhunderts. Erster Theil, von L. T. Spittler, Professor der Weltweisheit zu Göttingen. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhoeck, 1786. 8.

In der vortreflichen Vorrede urtheilet der Hr. Verfasser mit vieler Einsicht und Scharfsinn von dem großen bekannten Werke der *Originum Guelficarum*, woran große Geschichtschreiber gearbeitet haben — so ruhmvoll dieser Anfang ist, so treflich sich hier öffentliche Unterstützung und Männer dieser Unterstützung vereiniget haben, so bringen doch kaum einige Strahlen des Lichts, das sie hervor brachten, bis in die Zeiten herab, um deren Kenntniß es jedem zu thun seyn muß, der heutigen Verfassung und Geschichte der Vorzeit, wie unser Schicksal mittelbar

oder

oder unmittelbar daraus herfließt, kennen lernen will. Es ist wahr, man findet darin viele Mühe und angewandten Fleiß, die Regierung und Geschichte der Br. Lüneburgischen Fürsten bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts aus gleichzeitigen Schriftstellern und Urkunden vorzulegen, allein die Nachrichten sind mager, nicht zusammenhängend, widersprechend, und verbreiten auf den damaligen Zustand des Landes, und auf die innere Verfassung, so die Seele einer Landesgeschichte ist, wenig und nur dunkles Licht. Die vier berühmten Männer Leibniz, Eccard, Gruber und Scheidt haben Antheil daran, die beiden ersten haben den Text gearbeitet, zumal der letzte, Gruber hat Noten beygefügt, worin Fehler verbessert, und sonst Erläuterungen gegeben sind, Scheidt hat das ganze Werk herausgegeben, und mit vortreflichen Vorreden versehen, worin er öfters seine Vorgänger widerleget, und wieder verbessert hat, kurz, so kostbar und prächtig das Werk auch ist, so kann doch der pragmatische Geschichtschreiber den Inhalt nur als gesammlete Materialien aus gleichzeitigen Geschichtschreibern und Urkunden brauchen, wovon die Urkundensammlung bey jedem Bande, das vorzüglichste ist. Die Ausführung selbst ist mager und dürftig genug, enthält blos allein das Leben der Fürsten, Geburt, Verheirathung, Kriege, Kinder und Tod. Etwas entschuldiget der Mangel an hinreichenden Nachrichten von jenem Zeitpunkte. Daher hat der Verfasser einen Zeitpunkt gewählet, worin er hinreichende Subsidia hatte, vorzüglich die innere Landesverfassung, und wie sich der Staat nach und nach in seiner jetzigen Lage gebildet hat, aus ächten Quellen dem Publiko vorzulegen, welches er meisterhaft in dieser Geschichte geleistet hat. Sie kann zum Mu-

ster

ster einer jeden Landesgeschichte dienen, und giebt dem Diener des Staats die beste Anleitung, wie die Verfassung und Rechte der Stände und Einwohner entstanden, die Auflagen ihren Ursprung genommen, die Macht des Adels zu und wieder abgenommen, auf gleiche Art, wie bey den Städten ꝛc. Hierin besteht eine pragmatische Landesgeschichte. Schade ist es, daß der Hr. Verfasser, wie er S. 11. schreibt: dem hier gesammleten Nachrichten noch nicht die vollendete Form einer durch historische Kunst ausgebildeten Geschichte gegeben hat, so reizend ihm oft die Idee erschienen, alles nach dem Hauptblick zu stellen, wie sich allmählich der ganze Umfang landesherrlicher Rechte entwickelte, wie der Adel allmählich verlor, und allmählich wieder zu dem überwiegenden Ansehen unter den Landständen kam, das für die feinste Bewahrung seiner eignen Rechte eben so erwünscht ist, als die Aufmerksamkeit der Städtischen Curie vortheilhaft reizen muß." So unterrichtend und überzeugend dieses Werk auch sonst ist, so würde solches freylich doch noch weit interessanter geworden seyn, wenn es nach diesem Plan gearbeitet wäre. Ob die zu bescheidne Entschuldigung S. 11. durch den Druck erstlich die Kritik mancher Kenner dieser Landesgeschichte zu benutzen, und alsdann diesem Werk jene vollendete Form ꝛc. zu geben, dem Kenner hinreichend seyn wird, daran zweifeln wir, da man den Hrn. Verf. und seine Talente schon aus der meisterhaften Würtembergischen Geschichte kennet, und überzeugt ist, daß ohne Kritik der Kenner der Br. Lüneburg. Landesgeschichte, die ihn oft reizende Idee, alles nach dem Hauptblick anzuordnen, u. s. w. recht gut ausgefallen seyn würde.

Doch wir sind mit dieser trefflichen Ausarbeitung schon völlig zufrieden, und danken dafür aus vollem Herzen dem Hrn. Verfasser, mit dem Wunsche, daß es ihm gefallen möge, nach diesem Plan auch die Geschichte der Fürstenthümer Grubenhagen und Lüneburg bald nachfolgen zu lassen.

Dieser erste Theil ist in III. Abschnitte eingetheilet, davon der erste eine allgemeine Uebersicht der Hauptveränderungen seit 1235. bis zur Reformation, der zweite die Geschichte des Fürstenthums Kalenberg in seiner eigenen Subsistenz von 1495 — 1584. unter der Regierung Herzog Erichs I. und Erichs II., und der dritte die Geschichte desselben in der Vereinigung mit Wolfenbüttel von 1584 — 1634 unter der Regierung Herzog Julius, Heinrich Julius, und Friederich Ulrich enthält, worauf 12 wichtige Beilagen folgen.

In dem ersten schildert der Hr. Verfasser kurz und meisterhaft den Zustand dieses Landes nach den Streifereien der Römer bis an die Leine unter den Chaucen und Sachsen, giebt von beiden eine kritische kurze Nachricht (der Name Sachse kömmt zuerst bey dem Ptolemäus vor, und der Verf. nimmt die Meynung des Leibniz an, der die Benennung von dem Nationalgebrauch ihrer langen Dolche Sachs herleitet), und zeigt, daß die Einführung der christlichen Religion die erste Gelegenheit zur Veränderung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes gegeben hat, welche die neuerrichtete Kirche und Hierarchie nothwendig veranlassen mußte, obwohl sie langsam von statten gieng. Die drey Bisschofthümer Minden, Halberstadt und Hildesheim sind schnell nach einander errichtet, wovon das erste vorzüglich das Land zwischen

der

der Weser und Leine begriff, und wahrscheinlich hat schon Bonifaz den Maynzisch. Sprengel bis an die Leine ausgedehnt S. 13. die Klöster Corvei und Fulda versuchten zwar die christliche Religion auszubreiten, allein es gieng damit langsam her, weil weder Kapellen, Priester, noch Unterricht für das rohe Volk, welches noch Pferdefleisch aß, und seine Todten verbrannte, vorhanden war, indem die einzelnen Missionarien der Bischöfe die heidnischen Gebräuche nicht so leicht vertilgen konnten. In dieser Gegend von Deutschland findet man daher sehr späte Kirchen, Kapellen, und noch später Klöster, wie denn in der Stadt Braunschweig im J. 1031. die erste Kapelle des H. Magnus erstlich erbauet ist, und in dem ganz großen District zwischen der Weser und Leine waren am Ende des 11ten Jahrhunderts kaum drey Klöster, wovon nur das Kloster Bursfeld gewiß ist S. 18. Im Herzogthum Lüneburg waren ebenfalls am Ende dieses Jahrhunderts auch nur vier Klöster, im 12ten und 13ten Jahrhundert kam erst der große Klostersegen. Diese ganze Gegend selbst war noch schlecht bebauet, voller großen Wälder u. s. w. indem der Stiftungsbrief des Klosters Lokum vom J. 1163 von dem Orte sagt: locus horrorum et vastae solitudinis et praedonum et latronum commorationis. Städte existirten damals noch gar nicht, Braunschweig, Hannover, Northeim, Hameln sind weit spätern Ursprungs (wobey die bekannte Stelle des Corveischen Wittekinds von Anlegung der Städte durch K. Heinrich I. S. 23 gut critisiret, und mit Recht verdächtig gemacht ist), Goslar war nur eine kaiserliche Pfalz, Hildesheim, Göttingen waren *villae*, *curtes* u. s. w. überhaupt die Benennung *urbs*, *civitas* ist noch nicht mit Gewißheit mit der jetzigen Bedeutung von einer

wirklichen Stadt anzunehmen, die ihren eignen Rath und wirkliche städtische Rechte hat. Die beiden grossen Fürsten Heinrich der Stolze und Heinrich der Löwe haben diese Länder eigentlich empor gebracht, und unter ihren Nachfolgern sind vorzüglich innerhalb 40 Jahren fast alle Städte entstanden, wie hier klar S. 35 ff. erwiesen, und dabey gar schön gezeiget ist, wie die Kriege und Befehdungen zum Anbau und zur Vergrößerung der Städte die meiste Gelegenheit gegeben haben. Eben so gründlich ist der Grund nachgewiesen, wie die Stadtgesetze und der Rath selbst in den Städten entstanden, und besonders wie die ersten so abgefasset sind, um das rohe Volk, so vom Lande in die Stadt gezogen, gesitteter zu machen, daher man so viel von Strafen bey Verwundungen, Todtschlägen u. s. w. darin festgesetzt findet S. 42 ff. Wie der Unterschied der Rechte des landesherrlichen Vogts in Absicht der Gerichte, und des Stadtraths beschaffen S. 45, wie die Privilegien der Städte aufgekommen, und wie der Stadtrath nach und nach mehr Ansehen und Rechte erhalten, alles dieses findet man hier vortreflich in gedrungener Kürze ausgeführet, und muß im Zusammenhange gelesen werden. Die innere Beschaffenheit der Städte, von den Strassen, Hospitälern, Lebensart, Hurerey, gemeinen Frauenhäusern, von der Begünstigung der Fürsten, um die Städte gegen den mächtigen Adel zu brauchen, von den Zünften, von dem Luxus, Gasterey u. s. w. S. 49 — 73. Von dem Alt-Lüneburgischen Erbschaftskriege in den Jahren 1369 — 1388, S. 77 u. s. w. Dieser 20jährige Krieg verschaffte den Städten und dem Adel die beste Gelegenheit ihre Privilegien, und die Erwerbung vieler außerordentlichen Freyheiten durch eigenmächtige Bündnisse unter sich

zu

zu vermehren. Man machte den neuen Fürsten Bernhard und Heinrich unter andern noch zur ausdrücklichen Bedingung: ohne Wissen und Willen der Ritterschaft und Städte, kein neues Schloß zu bauen, niemand zum Rath anzunehmen, als einen wohlgebohrnen Lüneburgischen Vasallen, oder andere getreue Leute, wie sie ihnen der Stadtrath zu Lüneburg und Hannover anweisen würde. Es solle keinen neuen Fürsten eher gehuldiget werden, er habe denn zu den Heiligen geschworen, alles verbriefte zu halten, und wenn über Verletzung Klage geschehe, so sollte in einem Vierteljahre nach dem Ausspruch von Prälaten, Ritter und Städte Deputirten, die sich im Rath des Fürsten befänden, Wiedererstattung geschehen u. s. w. Der bekannte Lüneburgische Gatebrief, oder deutlicher der Vertrag, der 1392 zwischen dem Herzog und den Landständen geschlossen ist, und bey dem J. M. Hoffmann in seiner Sammlung ungedruckter Urk. S. 175. noch am richtigsten (doch noch fehlerhaft genug) gedruckt worden, macht die wichtigste Urkunde dieses Zeitpunkts für die Prälaten, Ritter und Städte, von der der Verf. S. 83 mit Recht sagt, daß sie tiefer ins Innere der ganzen Br. Lüneburg. Verfassung hinein gehe, wie *Charta Magna* des Engländers. Durch selbige erwarben die Landstände große Vorrechte, die hier S. 84 ff. angezeiget sind; sie hatten aber auch zur Ranzion des gefangnen Fürsten, und zur Einlösung der verpfändeten Kammergüter und Zölle, 50,000 Mark Silber zusammen gebracht, mithin das äußerste gethan, was in dem Zeitpunkte jemals für einen Fürsten geschehen ist S. 83. Die Vorrechte sind S. 85 — 100 genau beschrieben und critisch beurtheilet, wie sie die Macht der Fürsten eingeschränket, und vorzüglich die Macht

der Städte und des Adels empor gehoben. — Schade ist es allemal, daß dieser wichtige Vergleich, der von der Verfassung und Denkungsart des Zeitpunkts zwischen Fürsten und Landständen, und ihren beiderseitigen Verhältnissen von grosser Wichtigkeit ist, nicht vom Original richtig abgedruckt ist, sonst würde man aus selbigen für die damalige Verfassung ꝛc. treffliche Bemerkungen machen können. Doch auch dieses für die Stände so sicher scheinende System war bey allen so sehr verklausulirten Punkten nur kurzsichtig eingerichtet. Die Folgezeit hat bewiesen, daß alles dieses von kurzer Dauer gewesen ist, wozu viele Umstände mitgewirket haben, worunter auch sogar die güldne Bulle K. Karls IV. mitgehört, die den Städten wegen der Bündnisse nicht günstig war, und hernach später die Theilung von Braunschweig und Lüneburg 1428. hinzukam S. 101. Nach und nach traten Vorfälle zusammen, daß die Leibeigenschaft der Bauern in diesem Zeitpunkte wo nicht ganz aufgehoben, doch sehr gemildert ward. Wie der leibeigne Bauer zum Maier geworden, und dadurch noch vieles von seiner vorigen Natur und Eigenschaft beybehalten, findet man hier S. 110 ff. sehr gut entwickelt. Ihr Zustand war in dem Zeitpunkte, wo im Anfange der Reformation, die Empörung der Bauern in Deutschland von Thüringen bis an den Bodensee um sich gegriffen, erträglich, weil sie in dieser Gegend daran keinen Antheil genommen haben S. 114. Wie der Staat und die Dienerschaft der Br. Lüneburg. Fürsten seit der Regierung des Herzogs Heinrich des Löwen zugenommen, durch ein merkwürdiges Beyspiel des Herzogs Otto von Braunschw. Göttingen vom Jahre 1435. S. 120. Scharfsinnige Bemerkungen darüber S. 123. Wie nach und nach die Macht

des

des Adels und der gesammten Landstände, die im 14ten und 15ten Jahrhunderte durch die Schwäche der Fürsten abgenommen, wozu das überhandnehmende römische Recht viel beygetragen, obwohl die *Doctores iuris* (von welchen *Baldain von Werden* einer der ersten ist) hier spät am fürstlichen Hofe erscheinen, und von der alten Gerichtsverfassung waren noch im 16ten Jahrhunderte viele Ueberreste vorhanden S. 151. Das Hofgericht zu Münden ist das erste, so Prälaten- und Städtedeputirte ausgeschlossen, und einen Doctor iuris zum Hofrichter mit andern gelehrten Assessoren hatte, wodurch zugleich das landesherrliche Ansehn mehr empor kam S. 134. Alles dieses aber geschahe hier in dieser Gegend weit später, wie in andern Provinzen von Deutschland. Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künste fand man hier noch selten, wo andere deutsche Staaten schon weit mehr aufgeklärt waren, z. B. vor dem Jahre 1540 hatte man in den größten Städten dieser Provinzen noch keine Buchdruckerey (in der Mark Brandenburg findet man solche schon seit dem ersten Anfange des 16ten Jahrhunderts, auch schon in mäßigen Städten, z. B. zu Stendal in der alten Mark u. s. w.), und kaum fand man damals eine öffentliche deutsche Schule, alles ward noch in plattdeutscher Sprache geschrieben, und selbst Processchriften, die an das R. Kammergericht giengen, sogar mußte man noch 1544. die hochdeutsch geschriebene Kirchenordnung ins Plattdeutsche übersetzt drucken lassen, weil sie sonst den Pfarrherren nicht verständlich war S. 138. Zuletzt vom dasigen Adel, der freylich keinen Johann von Dalberg, und Ulrich von Hutten aufzuweisen hat (die aber, außer diesen beiden, auch sonst in Oberdeutschland rar sind), sonst aber doch

tüchtige Kriegesmänner u. s. w. womit diese vortrefliche Einleitung zur Uebersicht der alten Geschichte dieses Landes, oder der erste Abschnitt S. 142 schließt, der den Zustand des Landes und die Verfassung sowohl in Absicht der Fürsten, als der Einwohner u. s. w. gründlich mit vielem Scharfsinn dem Kenner vorlegt, und auch jedem andern Leser deutlich und überzeugend macht.

Nun folgt S. 145 u. s. w. die erste Periode der Geschichte des Fürstenthums Kalenberg unter der Regierung Herzog Erichs I. und des II. vom J. 1495 — 1584. Recensent kann sich nicht entbrechen, den ersten Anfang der Ausführung dieser Periode wörtlich hieher zu setzen, um von der kernhaften schönen historischen Schreibart des Hrn. Verf. eine Probe zu geben. So fängt er S. 145. an: Gerad in eben der Zeit, da Teutschland einen ewigen Landfrieden, und zu gewisserer Behauptung desselben, ein bleibendes kaiserliches und Reichskammergericht erhielt, entstand zwischen Weser und Leine ein neues Fürstenthum (1498, nicht 1495, wie in der Note (a) erwiesen ist), das sich unter zwey Regierungen innerhalb 86 Jahren zu einer ganz eigenen individuellen Subsistenz ausbildete, und zwar hierauf ein halbes Jahrhundert lang seinen besonderen einheimischen Herrn, aber in kurzem, sobald wieder seine Regierung einheimisch wurde, zu einer Größe und Macht aufstieg, die zum Glücke der teutschen Freiheit jede Sehnsucht, welche der Sturz Heinrichs des Löwen erregte, über alle Erwartung befriedigen mußte. Höchstens waren es anfangs anderthalb hundert tausend Menschen, die von Münden aus, oder aus Neustadt am Rübenberge regieret wurden, kaum wars ein teutscher Staat der mittlern Größe, dem weder

weder seine Verfassung, noch seine Lage weite Aussichten einer fortschreitenden Vergrößerung öffnete, und der noch selbst damals zu sinken schien, als Brandenburg durch die entschloßne Weisheit seines großen Kurfürsten furchtbar zu werden anfieng, und Hessen-Cassel durch die männliche Vorsorge von Amalia Elisabeth groß wurde, aber erst noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, da schon die gereizteste Politik der neuern Entstehung großer Staaten entgegen arbeitete, schwung sich das Hannöversche Haus fast mit der Stärke einer im stillen geübten Macht zu jener glücklichen Mittelgröße empor, bey welcher der Unterthan eben so sehr gewinnet, als Ruhe und Freiheit des teutschen Staatensystems aufs neue dadurch gesichert wurde.

Bey der ersten Theilung der Guelfischen Lande vom Jahre 1267, seit dem nie mehr das Ganze unter einem Herrn gekommen ist (davon die Theilungs-Urk. noch nicht edirt ist, weil die vom J. 1267. in *Tom. IV. Orig. Guelfic. p.* 19. nur ein vorläufiger Vergleich ist), entstand ein Fürstenthum Braunschweig, so ungefähr die Hälfte der sämmtlichen Guelfischen Länder begriff, und damals dem ältesten Urenkel Heinrichs des Löwen Herzog Albert zufiel, und die andere Hälfte, so den Namen des Fürstenthums Lüneburg bekam, erhielte der jüngere Urenkel Johann, dessen Stamm aber schon 1368 ausgieng. Zur Uebersicht dieser Theilung sowohl, als der nachherigen, ist S. 149 eine Stammtafel befindlich. Die vorgedachte alte Braunschweigische Linie hatte sich seit der ersten Theilung von 1267. nach und nach in drey Hauptlinien getheilet, die aber glücklicher Weise zum Theil wieder ausgiengen, so, daß unter den beiden

Enkeln des Herzogs Magnus, Bernhard und Heinrich die beiden Fürstenthümer Braunschweig und Lüneburg wieder vereiniget, und Bernhard der Stifter der neuen Lüneburgischen Linie, Heinrich aber der Stifter der neuen Braunschweigischen geworden ist, wovon die Haupttheilungsurkunde im J. 1428. gegeben ist S. 149. Wie die Theilung selbst geschehen, und was jeder erhalten, davon findet man S. 150 in der Nota (f) ausführliche Nachricht. Herzog Wilhelm der ältere von Braunschweig vereinigte auch 1437. das Fürstenthum Göttingen mit seinen Landen, seine 2 Enkel Heinrich und Erich theilten 12 Jahre nach seinem Tode abermal seine Länder, so, daß Heinrich das Fürstenthum Wolfenbüttel, und letzterer das ganze Fürstenthum Kalenberg bekam. Die Erbportion an Städten u. s. w. die der erste erhielte, hat Ereth und Rethentier angezeiget, die, so Erich bekam, ist bisher noch nicht bekannt, und hier S. 155 in der Nota (h) mitgetheilet, worunter Münden, Uslar, Moringen, Hardegsen, Holzminden, Lauenförde, Hannover, Pattensen, Munstorff, Göttingen, Northeim, halb Lüneburg und halb Hameln die Hauptörter sind. Dieser Theilungsreceß ist das erste Fundamentaldocument zur Kalenbergischen Geschichte. Hier war also das Land zwischen Deister und Leine mit dem Fürstenthum Göttingen zwar zusammen geschmolzen, die Landstände aber blieben in jedem Lande bey ihrer alten Verfassung und ihren Privilegien, und noch langer Zeit sind auch diese erst vereiniget worden. Damals und schon lange vorher, war durch deutliche Verträge entschieden, daß der Fürst keine Beede einfordern, und keine Steuer eigenmächtig auflegen dürfte, sondern die Landstände von Prälaten, Ritterschaft und

Städ-

Städten mußten sie aus freier Güte erst verwilligen. So war es auch in Fällen, die schon ausgemacht an sich waren, wie bey Fräuleinsteuern, oder wenn der Fürst gefangen war u. s. w. Die Fräuleinsteuer betrug im 16ten Jahrhundert und nachher 20,000 gute Gulden S. 161. Von der übrigen Verfassung in Absicht der Schulden des Landesherrn ꝛc. findet man S. 162 ff. befriedigende Nachrichten. Von dem Zustand und Interesse der unterschiedenen Landstände damals S. 164. — Die großen Städte Hannover, Hameln, Göttingen und Northeim hatten Antheil am Hanseatischen Bunde, wählten sich öfters auswärtige Schutzherren, wodurch sie fast als halbfremde Mitglieder des Staats anzusehen waren, und sich oft von den übrigen Städten trenneten S. 166.

S. 167. fängt die Regierung Herzog Erichs I. an, der 1470 gebohren, und auf dem Reichstage zu Hagenau 1540 gestorben ist. Er ist am Baierschen Hofe erzogen, und ist bald in des Kaisers Maximilians I. Kriegsdienste getreten, wie ihm sein Vater bey seinem Leben die Regierung abtrat, fand er sehr große Schulden auf dem fürstl. Kammergut, mithin fieng sich die neue Regierung mit der Forderung einer 7jährigen Schatzung an, die die Landstände gleich anfangs sehr befremdete, die sie aber doch aufbrachten, weil aber immer neue hinzu kamen, so erfolgten neue Forderungen, und der Aufwand, den der Herzog in den kaiserl. Kriegen machte, vermehrte die Schulden, anstatt daß seine Dienste Vortheile bringen sollten S. 177, dennoch übernahmen die Landstände nach der Hildesheimischen Fehde, die alle Kammergüter verheeret, und die vorige verschuldete Lage vielfach vergrößert hatte, abermal 92000 Gul-

den zu bezahlen. In der Folge wurden wieder 60,000 Gulden gefordert, und dennoch wurden die fürstl. Kleinodien, Schlösser und Aemter verpfändet, die Kirchen- und Klostergüter verkauft, und am Ende seines Lebens 1540 war doch noch eine Schuldenlast von 230,000 Goldgulden übrig, die bey dem Antritt der Regierung Herzog Erichs II. die Landstände ebenfalls zu Rettung der Ehre ihres verstorbenen Herzogs übernahmen, auch bey dessen Regierung oftmals neue Schulden, und dennoch betrug die Schuldenlast bey Erichs II. Tode beinahe zwey Millionen. (Es fällt dieses stark in die Augen, Nervenfeste aber weiß gar wohl, daß bey andern fürstl. Häusern in dem Zeitpunkte die Schuldenlast eben so groß, und Verhältnißweise noch größer gewesen ist. Z. B. bey dem Kurbrandenburg. Hause, wo unter dem Kurfürsten Joachim I. die Schuldenlast außerordentlich gewesen ist. Wenn man aber bedenkt, daß die Einkünfte der Fürsten damals geringe waren, der Aufwand und Staat, sonderlich bey Reichstägen u. s. w. aber sehr zugenommen, so ist es nicht anders möglich gewesen, als daß die Fürsten in dem Zeitpunkte große Schulden machen mußten.)

Von der bekannten Hildesheimischen Stiftsfehde, die 1519. ausgebrochen S. 184. u. s. w. In dieser Fehde ward Herzog Erich I. gefangen in der Schlacht bey Soltau, und mußte sich schwer ranzioniren. Der Kaiser zeigt in dieser Sache viele Parteilichkeit, zieht alles vor seinen Richterstuhl, obwol die ganze Sache durch Austräge geschlichtet war, und kränket im Ganzen die Rechte der Fürsten. Das halbe Stift Hildesheim kam an die Herzoge von Kalenberg und Wolfenbüttel, und der Kaiser belehnte sie

auch

auch damit S. 202. Aber, da beide Fürsten sämtlich die Reformation angenommen, ein Baierscher Prinz Bischof von Hildesheim ward, so erkannte das Kammergericht zu Speier 1529, daß die Fürsten alles, was sie vom Stifte im Besitz hatten, restituiren müßten S. 207. Die übernommenen Schulden des Fürsten und die Ohnmacht desselben, setzte hier, wie in andern Ländern, die Landstände in das größte Ansehen, und gab ihnen so viele Uebermacht, daß der Fürst selbst fast ganz von ihnen abhieng, und ohne ihre Einwilligung wenig mehr zu befehlen hatte, vorzüglich machten sich der Adel und die Städte furchtbar und frey, wie hiervon S. 210—211 klar gezeigt, und in andern deutschen Provinzen auf gleiche Art geschehen ist. Hinzu kam noch die Kirchenreformation, die wirklich auch hierin eine große Revolution, und eine ganz andere Denkungsart bey den Unterthanen machte, obwohl sie in der Folge, und in neuern Zeiten, von ganz anderer Wirkung geworden ist, indem, wie Recensent glaubt, sie durch die Religionskriege u. s. w. zu den stehenden Soldaten die erste Gelegenheit gegeben, dadurch die Fürsten mächtig gemacht, und die Landstände, die so lange an der Regierung und Gesetzgebung den größten Antheil hatten, nach und nach unterdrückt worden sind, wodurch im Grunde die Freiheit der Unterthanen und ihre Rechte sehr herunter gesetzet worden, wie man jetzo zu deutlich überzeugt ist; welches auch der Hr. Verfasser S. 222 selbst zu erkennen giebt, wo er schreibt: Da sonst gewöhnlich die Reformation der landesherrlichen Gewalt eine neue außerordentliche Stärke gab, da sich eine ganz neue Gattung landesherrlicher Rechte, eine ganz neue Sphäre von Wirksamkeit, und meist noch in einer beinahe gefährlichen Schnelle eröffnete,

öffnete, so verlor hier der Fürst sogar noch Rechte, welche ihm vorher noch niemand bezweifelt hatte. — An diesem war aber Erich selbst schuld, indem er die Gelegenheit nicht nutzte, die Reformation nicht beförderte, sondern seinem alten Glauben getreu blieb, ungeachtet seine Gemahlin 1538 bereits die Reformation angenommen hatte, und sogar seinen jungen Prinzen Erich zur katholischen Religion noch beständig anhielt, obwohl er sonsten überall der neuen Religion nichts in Weg legte, sondern ihr den freien Gang ließ, S. 221. Wie langsam es hier also mit der Reformation gegangen ist, und woher die Ursache gekommen, sieht man hier S. 223 ff. sehr schön beschrieben, worunter auffallende Beyspiele sind. — Unzufrieden mit allen diesen Neuerungen, reisete Erich zum Reichstage nach Hagenau, wo er 1540 starb.

Geschichte der Regierung Herzog Erichs II. von 1540 — 1584. S. 238 u. f. w. Er war am 10ten Aug. 1528. gebohren, und damals 12 Jahre alt, wie die Mutter die vormundschaftliche Regierung anfieng, wozu sie das väterliche Testament berechtiget, obwohl der Herzog Heinrich von Wolfenbüttel stark darnach getrachtet hat. Sie wollte den jungen Prinzen recht christlich erziehen, und zu einem stillen frommen Fürsten bilden, er mußte die lateinischen Psalmen des Eobanus auswendig lernen und bey Tische beten (welches er auch auf der Reise mit der Mutter nach Sachsen, wie sie ihm eine Gemalin suchte, zu Wittenberg vor dem D. Luther thun müssen) ꝛc. allein es lag schon ein unruhvoller emporstrebender Ehrgeiz in ihm, er hatte schon zu viele ritterliche Gesinnung am Hofe seines Vaters eingesogen, als daß die Absicht der guten Mutter den Endzweck erreichen

konnte

konnte S. 239. Die unruhigen vormundschaftlichen Jahre, wo alle Gläubiger des verstorbenen Vaters aufwachten, und alle Unterthanen über die Auflagen klagten, und auch selbst wegen der Religion uneinig waren, kurz alles machte ihr die Vormundschaft sauer, und dieses hatte auch auf die Erziehung des jungen Herrn Einfluß. Es sollten auch die Prälaten zur Uebernehmung der 190,000 Goldgulden ihre Einwilligung geben, mithin mußte man in Absicht der Reformation säuberlich mit ihnen verfahren u. s. w. Das Reformationswerk gieng mit langsamen Schritten, wozu hauptsächlich Anton Corvinus, und der Leibarzt Burchard Mithob nebst dem Hofrichter Justinus Gobler gebraucht sind S. 243, obwohl die Herzogin Vormünderin sich die größte Mühe gegeben hat, wiewohl sie auch mit der größten Gelindigkeit das Werk betrieb, und auch nur betreiben konnte. — Hier in den Noten S. 249—259 findet man nichtige Nachrichten von der Eintheilung und Quotisation des Beitrags der Städte, des Adels u. s. w. bey Uebernahme der fürstl. Schulden, und wie die Bezahlung durch eine 12jährige Steuer erhoben worden. — Der Zustand der Bauern ward damals erträglicher, indem das Willkührliche des Gutsherrn mehr eingeschränkt worden ist, und dennoch wuchs dabey die Macht der Landstände immer mehr.

Der junge ehrgeizige Erich endigte schon 1545 im 18ten Jahre seines Alters die mühsame mütterliche Vormundschaft, und zeigte sogleich seine Gesinnungen. Er bezog die Versammlungen der katholischen Fürsten, die Reichstäge, die der Kaiser damals zur Züchtigung der protestantischen Fürsten hielte, nahm kaiserliche Partheie überall, und suchte auf alle

alle Art die Protestanten in seinem Lande zu unterdrücken, und die Präsidenten zu verjagen. Er zog nach Spanien, und ließ zu den Kosten, Steuern beitreiben, und überließ seine Unterthanen ihrem Schicksal. In den 30 Jahren seiner Regierung, war er, alles zusammengenommen, kaum 5 Jahre zu Hause, und wenn er einmal kam, so holte er nur Geld S. 261. Im J. 1558 trat er in Spanische Dienste, und war bey der Schlacht von S. Quintin, nachher machte er wirklich mit seinem kleinen Korps einen plündernden Avanturier, der aller Orten herumzog und brandschatzte (hier thaten die lateinischen Psalmen, die er bey Tische vormals gebetet, schlechte Wirkung), wobey aber doch die mehresten Kammergüter an die von Münchhausen und andre Edelleute verpfändet wurden, und der Landesherr immer tiefer in Schulden gerieth u. s. w. S. 264. Die Landstände waren willig genug, eine große Steuer nach der andern zu verwilligen, und auch beizutreiben, es half aber nichts, der Herzog nahm die Gelder mit auf seine Reisen, und ließ alles unbezahlt. Indessen der Zustand des Fürstenthums Kalenberg in größter Verwirrung war, kam Wolfenbüttel unter der Regierung des Herzogs Julius in allen Stücken empor, worunter sich besonders die Anlegung der Universität Helmstädt 1576. auszeichnet, da man im Kalenbergischen kaum eine erträgliche Schule aufweisen konnte S. 274. Mit einem Worte, der Herzog Julius machte gerade das Gegentheil von dem Erich, und bey allen seinen vielen kostbaren neuen Anstalten, für die Wissenschaften, für den Handel, für die Aufnahme der Bergwerke und Kammergüter, hinterließ der erste 700,000 Rthlr. im Schatz, und der letzte, so auf nichts im Lande etwas verwandt hatte, hinterließ über 2 Millionen

nen Thaler Schulden S. 277. Endlich starb dieser schlechte Regent, dessen schlechte Handlungen noch weiter zu erzählen, wir müde geworden, am 8. Nov. 1584 zu Pavia, und der Herzog Julius setzte sich sogleich in Besitz des Kalenbergischen Fürstenthums S. 284.

Geschichte des Fürstenthums Kalenberg, unter der Regierung der Herzoge Julius, Heinrich Julius, und Friederich Ulrich, von 1584 — 1634, S. 285 ff. Der Herzog Julius, der sein Land in schönster Ordnung hatte, gieng ungern die Regierung eines so sehr zerrütteten Landes ein, noch weniger konnte er die Erbschaft des verstorbenen Erichs antreten, da die entsetzlichen Schulden bekannt waren u. s. w. Den ersten Landtag hielte der Herzog Julius zu Gandersheim 1585, aber er war nicht decisiv, und die Landstände brachten es nicht so weit, daß ihre Privilegien ihnen bestätiget wurden, vielmehr erhielte der Adel die Antwort, daß ihre Privilegien guten Theils von denen gegeben seyn, die dessen nicht befugt gewesen wären u. s. w. S. 296, und noch nachher versprach der Herzog die Bestätigung der Privilegien nur allein, deren Rechtmäßigkeit erwiesen werden könnte, und erstlich 1601. erhielte die Ritterschaft die Bestätigung S. 296. Die Städte mußten sich nicht allein zu den alten außerordentlichen Steuern erklären, sondern auch zu den Fräuleinsteuern und Reichsanlagen, Kammerzielern und Kreissteuern. — Die katholische Religion kam ziemlich ins Gedränge, doch mußte man den Prälaten die Verwaltung ihrer Einkünfte noch überlassen, hergegen ward die Wolfenbüttelsche Kirchenordnung hier eingeführt, und sonst im Kirchenwesen viele Veränderung gemacht S. 301. Auch Lebensart und Sitten mußten gebessert werden,

die

die öffentlichen Hurenhäuser in den Städten wurden abgeschafft, und die Koncubinen verboten. Für die Hexen und alte Weiber war damals eine gefährliche Epoque, und der Herzog war selbst oft bekümmert wegen der Menge, die er verbrennen lassen sollte, hierbey ist die Nota (n) werth zu lesen S. 305. Es nahmen die Hexenprocesse in dem Zeitpunkte so überhand, daß fast kein altes Weib für den Scheiterhaufen sicher war. Selbst die Wittwe und Gemalin Herzogs Erichs II. war der Hexerey verdächtig, und flüchtete nach Sachsen zu ihrem Bruder dem Kurfürst August S. 307. Sehr gut gefällt dem Recens. die Bemerkung des Verf. S. 306: Die Kräfte des Teufels, den das hellgewordne Licht der Wahrheit zum äußersten Grimm reizte, wurden, wie man wohl wußte, immer mehr rege, jemehr sich das Jahrhundert zum Ende neigte, und erfahrne Männer wunderten sich nicht, daß sich der Satan gerad an die Alterthümer des schönen Geschlechts halte, denn schon von der Mutter her kenne er Evas Töchter, und unglücklicher Weise war der Blocksberg gerad in der Nähe der Braunschweigischen Lande. Zu Wolfenbüttel sind öfters an einem Tage 10 bis 12 verbrandt worden.

Die plattdeutsche Sprache verlor sich aus den Kanzeleien, und aus dem Munde der höhern Stände in diesem Zeitpunkte, so auch eine Wirkung der Reformation war, die Landtagsrecesse wurden seit 1542 schon hochdeutsch abgefasset, und bey dem Baring in Beschreib. der Lauensteinschen Saale No. 10. findet man schon eine Urkunde von 1532 in hochdeutscher Sprache. Zu Gandersheim ward eine Landesregierung und Kanzley angesetzt, an der die

die Appellationes ergehen sollten, wie auch zu Wolfenbüttel ein gemeinsames Hofgericht, doch fand alles dieses von den Kalenbergischen Ständen vielen Widerspruch, weil sie nicht ihre alte Gewohnheiten, Statuten und Sachsenrecht mit dem römischen Rechte vertauschen wollten, auch der Kalenb. Adel sich aus den hohen Gerichten nicht wollte verdrängen lassen S. 311. Auch wollte der Adel die Appellation an die Reichsgerichte sich nicht nehmen lassen. — Ein Lehnrecht und ein eigner Lehnhof ward mit Zuziehung der Landstände auch erreichet S. 313. Eine neunjährige Fortsetzung der alten Steuer ward auch verwilliget, und das Schatzwesen ward besser eingerichtet, daß bey der Besteuerung der Unterthanen eine allgemeine Gleichheit beobachtet werden sollte. — Doch unter allen diesen guten neuen Einrichtungen, die zum Theil noch nicht vollendet waren, starb Herzog Julius am 3. May 1589. Er war zu seiner Zeit ein großdenkender Fürst, dem das Land viel zu verdanken hat S. 318.

Geschichte der Regierung des Herzogs Heinrich Julius, von 1589—1613. S. 320 ff. Gebohren am 15. Oct. 1564, hatte mit seiner zweyten Gemalin, einer dänischen Prinzessin, 5 Prinzen (worunter sich der bekannte Bischof von Halberstadt Christian Gottes Freund, der Pfaffen Feind sehr denkwürdig gemacht hat) und 5 Prinzessinnen, starb 1613. — Furcht und Hoffnung beider Religionspartheien, in welche sich Deutschland schon seit achtzig Jahren theilte, waren in der Epoche, da Heinrich Julius zur Regierung kam, schon bis zur äußersten Reizbarkeit gestiegen, die durch jeden kleinen Zufall vermehret wird, und bey jedem kleinen Zufall ei-

nen Ausbruch droht, der, wie ein Feuer vom Sturm getrieben, oft da am heftigsten wird, wo sich beide Partheien am sichersten glaubten. — So fängt der Hr. Verf. S. 320 diese Regierungsgeschichte an, die auch in der Religionsgeschichte einen großen Einfluß hatte. Der junge Herzog war von seinem großen Vater sehr gut erzogen, und ein gelehrter Herr, der selbst Deductions (wie die unter dem Titel: *Illustre examen Autoris illustris* 1608. 4.) und andere Sachen geschrieben hat S. 324. Bey seinen großen Kenntnissen hatte er sich doch auch von der Alchymie, wie sein Vater Julius, blenden lassen, die seit des Paracelsus und Thurneisers Zeiten fast allgemein bey den Höfen der teutschen Fürsten zur Hauptmode geworden war, und er hat es wirklich mit verschiedenen Arzeneien darin weit gebracht S. 327. Auch in den Religionsstreitigkeiten nahm er nicht leicht Parthey, beförderte vielmehr das Gleichgewicht zwischen beide. — Denn, sagt der Verf. S. 328. sehr passend und schön von ihm: „So vortreflich der neue Landesherr war, so frühe merkte man doch, daß ein junger Herr zur Regierung gekommen, daß der neue Herr sich mächtiger fühle als sein Vater, und Gehorsam so für die erste Pflicht der Unterthanen hälte, daß er muthige Vertheidigung der Freiheiten kaum wohl noch aus Billigkeit gestattete.“ (Der Schriftsteller der Stadt Braunschweigischen Deduction schrieb sehr dreist: Hält unser Herr, so halten wir auch — worauf der Herzog selbst in der Beantwortung jener Deduct. schrieb: *Vox asini et bovis, non subditi.*) Ehe noch 5 Jahre der neuen Regierung verflossen waren, so klagte man laut, der Kanzler (D. Jagemann) wolle die Landstände zum Fußschemel machen. Klagen des Adels und der Städte giengen nach Speier,

und

und der Herzog, den wohl der in billigen Dingen verzögerte oder verweigerte Gehorsam auch erbittern mußte, versenkte sich gewöhnlich selbst so tief in den Streit, daß er mehr nur römische Rechtsgrundsätze als alte Verträge und Privilegien der Stände bedacht zu haben schien S. 330. — Selbst der größere Glanz des neuen Hofes, der herrschende Luxus (wo die Hofbedienten in Sammet und Seide giengen, die Hofjungker mit großen Spanischen Krausen und Pluderhosen, eine Hochzeit des Herrn von Saldern 5600 Rthlr. gekostet u. s. w.) wie es unter dem Adel und in größern Städten einriß, und auch die immer weiter sichtbare Wirkung der Universität Helmstädt flossen unvermerkt so zum Vortheil des Fürsten in einen großen Erfolg zusammen, daß die schlaueste Politik zu seyn schien, mehr abzuwarten und reifen zu lassen, als mit fühlbarer Betriebsamkeit selbst zu befördern S. 331. Mit einem Worte, die teutschen einfachen Sitten veränderten sich damals ungemein stark nach ausländischem Geschmack, weil viele vom Adel u. s. w. in französische, spanische Dienste giengen, und die dasige Lebensart in Kleidung, Aufwand und Sitten mit zurück brachten, und ihre Landesleute damit ansteckten. — Kurz vorher ritten noch vornehme Frauenzimmer, nun fuhren selbst Ritter und Kriegesobersten, wie Faulenzer, in Kutschen (sind Worte aus dem Rescript des Herzogs Julius von 1588), und noch mehr von den damaligen veränderten Sitten u. s. w. zeugen dieses Herzogs Verordnungen von 1594 bey Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. Recensent hat schon vielmals bemerket, daß am Ende dieses Jahrhunderts und im Anfange des folgenden vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges die größte Pracht und der stärkste Aufwand war, aber auch das meiste Geld in

den Städten roulirte, und der Adel selbst reich war. Mithin war es damals nicht so leicht, wie der junge Herzog und sein hitziger Kanzler glaubte, den mächtigen Adel, und die reichen Städte zu unterjochen, und ihnen ihre alte Freiheit zu schmälern u. s. w. Der Herzog selbst überließ sich dem Strom des Luxus, den er blos hätte lenken sollen, er griff manche Rechte der größern Städte geradezu an, ohne vorher ihre innere Regimentsform zu kennen, ohne vorher die Gilden und Zünfte von der Mitregierung auszuschließen, die eben ohne weitere Ueberlegung den Magistrat zu den kühnsten Entschließungen überredeten, oder öfters wohl gar gezwungen haben, wie dem Recens. aus der Geschichte der Städte Frankfurt am Mayn, Augspurg u. s. w. dergleichen Beyspiele bekannt sind. Der Kanzler schritt zu Gewaltthätigkeiten, wo ihm Kunst der Negotiation zu langweilig schien, und vergaß, wie schwer der Familienzusammenhang des mächtigen Adels, zu zerreißen, und die Verbindung der reichen großen Städte zu trennen war S. 339. Er berief sich auf Regalien und fürstliche Obrigkeit, die Stände aber stützten sich mit Recht auf uralte Verfassung und Privilegien, kraft deren, ohne ihre Einwilligung keinerley Art von Steuern gefordert und aufgebracht werden könnten. Ihre Einwilligung zu den Steuern sey von jeher von den Fürsten erbethen, und die Einhebung derselben ihnen allein überlassen (wie sie denn auch den modum collectandi bis ans Ende der Regierung des Kurfürsten Friederich Wilhelms im Brandenburgischen behauptet haben). Der hitzige Kanzler sprach allen alten fürstlichen Reversen Hohn, und ohne gehörige Kenntniß der alten herr- und landschaftlichen Verträge, ohne die alten Zeiten und deren Verfassung zu kennen, sprach er blos als römi-

scher

scher Rechtsgelehrter, und so erstaunt er war, daß man der hohen fürstlichen Obrigkeit Gränzen setzen wollte, so erstaunt waren die Stände, daß man nach so vielen ihnen ausgestellten Reversen, die von den alten vorigen Kanzlern contrasignirt waren, erstlich durch die Weisheit neuester Zeit entdecke, wie unbegränzt die hohe fürstliche Obrigkeit sey. Der Fürst mit dem Kanzler selbst, beide waren nicht von der alten Observanz und den alten Landesverträgen unterrichtet, und die Landstände kannten wohl historisch gewiß ihr unbestrittnes altes Recht, allein sie waren nicht im Stande selbiges actenmäßig zu documentiren, weil man nicht trauete, Originaldocumente vorzuzeigen, sondern sie vielmehr verborgen hielte, auch wohl gar nicht einmal wußte, wo sie aufbehalten waren.

Der Adel ward auf alle Art heruntergesetzt, er durfte auch nicht mehr in auswärtige Dienste gehen u. s. w. Argwohn und Eifersucht ward also immer mehr gereizet, auch in solchen Fällen, wo der Kanzler nach Erforderniß der Bedürfnisse und der Verbesserung der Regierung Veränderungen zu machen, Recht hatte S. 345. Das römische Recht ward auch im Kalenbergischen völlig eingeführt gegen die Versicherung des Herzogs Julius, und dieses konnte auch nicht anders seyn, weil für beide Fürstenthümer nur ein Hofgericht existirte. Bey dem Konsistorio war der Kanzler Jagemann auch Director, allein der Hofprediger Basil. Sattler suchte doch dabey einen kleinen Pabst in seiner Sphäre zu spielen S. 349.

Der Herzog, welchen im Grunde mehr die Ueberzeugung von seinen Rechten, als ein gewaltthätiger Hang zum strengen Regenten machte, ließ doch öfters durch unpartheiische Kommissarien wichtige Umstän-

he untersuchen, und gab alsdenn nach, so war es auch bey der Steuerkasse, die bisher schlecht verwaltet war, daher der Herzog 1594. gestattete, daß ein eignes Schatzkollegium von den Landständen angeordnet ward, so die verwilligten Landsteuern einheben, und davon die Bezahlung der fürstlichen Schulden auszahlen mußte, wobey er nur das Recht sich vorbehielte, daß er zu Ablegung der Rechnung Deputirte schicken konnte S. 353. Dieses Schatzkollegium war vorher mehr landesherrlich, wie landschaftlich, wie sich die Räthe auch fürstl. Schatzräthe nannten, und der Herzog Julius auch einen eignen Schlüssel zum Schatzkasten hatte S. 353. Die größern Städte waren davon ausgeschlossen, weil sie zur Uebernahme der fürstl. Schulden nie ganz beygetreten waren S. 354. Endlich ward auf dem Landtage zu Gandersheim am 10. Octob. 1601. durch die Thätigkeit des Kanzlers der wichtige Vergleich geschlossen, der die bisherigen Streitigkeiten zwischen dem Fürsten und den Ständen ein Regulativ gegeben, doch aber noch vieles Zweydeutige hinterlassen hat, worin zwar der Herzog die Gültigkeit der alten Abschiede und Reverse erkannte, aber nur in so weit, als ihr unzweifelhafter Gebrauch von Alters her ruhig hergebracht sey u. s. w. S. 355.

Kaum war dieses nur einigermassen regulirt, so entstand ein neuer Auftritt, an den man bisher nicht gedacht hatte. Ein gefährlicher Feind, ein spanisches Räuberheer, drang durch Westphalen gegen die Braunschweigische Länder. Der Herzog ließ 10 Fahnen Fußvolk und auch Reuter werben, und egal mundiren, wozu die Kalenberg. Landstände allein 100,000 Goldgülden verwilligten. — Niemand, schreibt der Verfasser, dachte wohl damals, welch ein Zauber-

ding

hing künftighin eine Montur seyn werde, welche neue Gefühle endlich in dem Landesherrn selbst noch erwecken würden, wenn er statt der gewöhnlichen Stunden in der Fürstl. Rathsstube täglich gewöhnlich seine gewohnte ausgesuchte Landsknechte in seiner Gegenwart üben lasse, wie entbehrlich im kurzen Vasallen und Ritterdienst seyn könne, und mit welchem Rechte man sogar auch auf Besteurung der Ritter endlich zu denken nothwendig finden müßte ꝛc. — Die Auflagen wurden also nothwendiger Weise beständig größer, da neben den bisherigen alten, noch diese neue Ausgabe hinzu kam, die drückende Last mußte also mehr unter alle Stände vertheilet werden, indem der Landmann schon genug trug, die vier großen Städte mußten das ihrige gehörig beitragen, die neue Schatzung (Hufenschatzung) die bisher nur blos von den Landesprodukten genommen war, wurde nach den Hufen bestimmt, und damit nicht der Grundeigenthümer allein die Last trage, so wurden auch die Handwerker, Krüger u. s. w. in den Dörfern taxiret, niemand blieb frey, wie die Geistlichen mit ihren Gütern, und der Vasall mit seinem Hofe, worauf er selbst wohnte, mit den Feldgütern, die er selbst in Kultur hatte S. 365. Hier entstand also der Hufenschatz, den man in dem Brandenburgischen Lande den Hufenschoß nennet, der daselbst schon früher eingeführet ist. Die 100,000 Goldgülden waren noch nicht aufgebracht, wie schon wieder 100,000 Thaler zum Kriege gegen die Stadt Braunschweig gefordert wurden, und nicht lange nachher mußten drey Fräuleinsteuern auch noch aufgebracht werden. Hierzu kamen die kostbaren wichtigen Processe, die noch wegen der Hildesheimischen Güter mit der Stadt Braunschweig, und den Vettern wegen Grubenhagen,

mit Mainz und Heſſen wegen der Gränze, zu Speier und Wien geführet wurden. Ueber eine Million Schulden haftete auf dem fürſtlichen Kammergut, und ein einziger Edelmann, Statz von Münchhauſen, ſtand mit der Kammer wegen etlicher Tonnen Goldes in Rechnung S. 367. Kein Wunder, daß der Fürſt in üble Laune gerieth, ſo, daß er voll Unmuth nach Prag an den kaiſ. Hof gieng. Der Kaiſer Rudolf, der ſonſt niemand traute, ſetzte ſein ganzes Zutrauen in ihm, er ward in die kaiſerliche Angelegenheiten, und in die damalige große Gährung zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Parthey in Böhmen ſo ſehr verwickelt, und ſpielte dabey eine große Rolle, daß er völlig darüber die Bedürfniſſe ſeines eignen Landes vergaß. — Er war oberſter Director des kaiſerl. geheimen Raths, und der Kaiſer folgte ſeinen Vorſtellungen und Rath nicht allein in deutſchen, ſondern auch in erbländiſchen Angelegenheiten. — Er rettete für den K. Rudolf, nachdem er eine Krone nach der andern verlohren hatte, ſo lange noch für ſchwache, wehrloſe Menſchen etwas gerettet werden kann, wenigſtens Ueberreſte von einer großen Macht, die ſein Bruder Matthias gleich anfangs unzertheilt an ſich zu reiſſen Luſt hatte. Nach Rudolfs Tode rüſtete er ſich ſchon auf dem erſten Reichstage des neuen Kaiſers zu wichtigen Negotiationen, um den Frieden beider Partheien, und die innere Ruhe Oeſterreichs wieder herzuſtellen, als er mitten in dieſen großen Entwürfen, davon aber leider keiner auf ſein eigen Land gieng, unerwartet am 20. Jul. 1613. aus der Welt gieng S. 370. Er war gewiß ein großer Geiſt, und der treflichſte Fürſt ſeiner Zeit, dieſes erweiſet, daß er in ſo kurzer Zeit bis zum Director des kaiſerl. geheimen Raths ſtieg, weil man die allgemein erkannte

Red-

Redlichkeit seiner Absichten, und die Größe seines Geistes sahe, deren natürliches Uebergewicht selbst die feinste Politik nicht widerstehen kann. Sein Unglück war, daß er bey kaum halb ausgeführten Planen, starb, und noch ein größer Unglück war es, daß er einen sehr schwachen Nachfolger hatte, der die angefangenen Plane nicht auszuführen verstand S. 371.

Geschichte der Regierung des Herzogs Friederich Ulrich, von 1613 — 1634. Man sahe der Regierung des neuen Herzogs, so laut man auch über die vorige geklagt hatte, nicht mit der taumelnden Freude entgegen, wodurch gewöhnlich sich das Volk für erlittne Drangsalen zu entschädigen pflegt, sondern die stille Vergleichung der großen Eigenschaften des Vaters, und der schwachen des Sohns, mischte sich gleich in der ersten Zeit des Uebergangs von einer Regierung zur andern, daß man deutlich die Werthschätzung des verstorbenen Vaters merken konnte. Der junge Herzog gab weder Hoffnung noch Furcht. Noch bisher war kein Braunschweigischer Herr in die protestantische Union getreten, und der neue Herzog konnte ebenfalls dem Plane seines Großvaters und Vaters treu bleiben. Nur der innere schlechte Zustand in den Finanzen, und überall durch den herrschenden Luxus, wo Treu und Glauben fast aufhörten, machte damals die gefährlichste Lage, wozu gar bald die böse Kunst, aus wenig Silber viel Geld zu machen, hinzu kam. Die Hoffart in Kleidern, und der Luxus in Speisen war aufs höchste gestiegen. Löhneyssen, der 30 Jahre in Diensten dieses Fürsten und seines Vaters gewesen ist, beschreibt als Kenner und Augenzeuge dieses am besten, dem auch der Verf. gefolget ist S. 378. Auf dem ersten

Landtags zu Elze, wo die Landſtände 1200,000 Thaler Schulden übernehmen ſollten, waren die Klagen außerordentlich, und obwohl beſtändig an einen ſchicklichern und angemeßnern Steuerfuß bisher gearbeitet worden, ſo blieb er doch noch immer höchſt ungleich, die reichen, wie gewöhnlich, ſchlichen durch, zumal die 4 großen Städte, wo doch damals der blühendſte Nahrungsſtand war, und der Landmann trug die größte Laſt. Erſtlich 1614. erklärten ſich die 4 groſſen Städte, daß ſie allemal von geforderten 100,000 Rthlr. den ſechſten Theil zahlen wollten, der ſie bald bey dem Ende des 30jährigen Krieges gefährlich ward. Der Adel und die Prälaten wählten einen geſcheutern Beitrag, der nicht leicht weiter erhöhet werden konnte, und fixirten eine Summe feſt, die jedesmal 800 Rthlr. betrug, und vorher ein Schaafſchatz genannt iſt S. 388. Daß der Herzog die Stadt Braunſchweig belagerte, und der proteſtantiſchen Union beytrat, die ſeine beide Vorfahren vermieden hatten, machte viele Beſorgniß, noch mehr aber, wie man hörte, daß der Herr ſich dem Trunk ergeben, und ein geheimer Rath ernannt, der aus 4 adlichen Räthen beſtand, über welche Anton von Streithorſt den Vorſitz hatte, ſo das höchſte Landeskollegium, und eigentlich das Ruder der Regierung führen ſollte. Es war auffallend, daß der Landesherr ſich von den gewöhnlichen Rechtsverſammlungen entfernte, und einige aus dem geſammten Kollegio der Räthe wählte, welchen er eigentlich die Regierung übertrug, und die, wie jetzo, eine geheime Rathsſtube ausmachten. Aber auch dieſer geheime Rath, ſo wenig Perſonen er auch ſtark war, theilte ſich bald in 2 Parthien, davon die eine den Statthalter von Streithorſt, und die andere die Herzogin

Mut-

Mutter, die das Ansehen des Königs Christian von Dänemark über seinen Schwestersohn den Herzog nutzte, an der Spitze hatte, wovon die letzte endlich durch das dänische Uebergewicht gestürzt ward. Zwey Obersten und Landdroste, Henning von Rheden und Arend von Wobersnou waren außerdem noch die Gegenstände des allgemeinen Hasses, weil sie unter andern auch das Kipper- und Wipperwesen sehr begünstiget hatten. Sie sind hier S. 398. zusammen sehr treffend geschildert. Die Verfassung war zum erbarmen, jeder Zutritt zum Fürsten war versagt, die Gerechtigkeit feil, die Justizkollegia waren außer Thätigkeit gesetzt, die Kammergüter wurden veräussert, die besten Wälder verhauen u. s. w. wovon kaum der zehnte Theil der fürstl. Kasse zufloß, und von den übrigen lebten die drey Landdrosten wie Fürsten S. 490.

Von S. 401. fängt eine sehr gute Nachricht an, die den ersten Anfang der schlechten Scheidemünze, und die bekannte Kipper- und Wipperzeit aus ihrer ersten Quelle untersuchet, zumal fast wahrscheinlich in dieser Gegend, wenigstens in Niedersachsen, diese berüchtigte Münzzeit ihren Ursprung genommen haben mag, indem selbst die Wörter kippen und wippen Niedersächsisch sind. Der Werth des alten Thalers stieg bis auf 16 Rthlr., und die Preise der Waaren und Lebensmittel wurden so hoch, daß bald die größte Hungersnoth entstanden wäre, und zuletzt fühlten die Fürsten selbst die Folgen so stark, daß sie in den Jahren 1621 und 1623. diese schlechte Münzen völlig absetzten, und gutes Geld wieder schlagen ließen. Man hat in Kursachsen ausgerechnet, daß ein Centner Kupfer damals zu 900 Fl. ausgemünzet worden. Die Streithorstische Parthey ward endlich durch des Königs

nigs von Dänemark ꝛc. Vorstellung völlig gestürzet S. 409. An ihrer Stelle wurden zwey brave ehrliche Männer, Ernst und Burchard von Steinberg gesetzet, wozu noch Borries von Münchhausen kam, die zusammen, welches sonderbar, viele theologische Studien hatten u. s. w.

Von dem Bischof Christian von Halberstadt, des Herzogs Bruder und seinen kriegerischen Unternehmungen S. 422 ff. und wie man endlich diesen barbarischen Gottes Freund und Pfaffen Feind ruhig gemacht hat — von dem Kreisobersten Amte im niedersächsischen Kreise des Königs von Dänemark, und wie die Herzoge von Lüneburg von ihm ab und zur kaiserl. Parthey giengen, wodurch der Herzog Friederich Ulrich 1625. sehr ins Gedränge kam, welches ihn endlich nöthigte, kurz vor der Schlacht bey Lutter ebenfalls von dem dänischen Bündnisse abzugehen, obwohl es zu späte war, und Tilly doch seine Länder so stark wie die Dänen verheerte — von diesen allen ist hier S. 427 ff. sehr gründlich und mit vielem Scharfsinn gehandelt. — Der Herzog Friederich Ulrich kam aus aller Fassung, betete und weinete Stunden lang, und sahe das Meklenburgische Beyspiel vor Augen, da Tilly schon die größte Hoffnung hatte, das Fürstenthum Kalenberg zu erhalten. Der alte Kanzler von Weyhe dankte ab, des Herzogs Brüder und Vaters Brüder waren gestorben, seine untreue Gemalin war von ihm, und Brandenburg nebst Sachsen hatten vom Kaiser eine Exspectanz auf die Braunschweig. Reichslehne erhalten S. 437. Die Schulden waren enorm gestiegen, an Dänemark allein 300,000 Rthlr. (die der Kaiser 1629 dem Tilly geschenket hat), wofür das Amt Syke zum

Pfan-

Pfande stand (dem damals, wie Recensent weiß, auch 4 Brandenburg. Aemter in der Alten Mark für 200,000 Rthlr. verpfändet waren), es wurden also neue Steuern unter dem Namen Lizent aufgelegt, die aber auch größtentheils dem Mittelmann drückten, der schon jährlich von jedem Morgen 6 Ggr. zahlte, und hernach vierfach stieg. In dieser Lage stieg die Macht des Adels, weil der Fürst ohne Entschließung war, ihr gewöhnlich Roßdienstgeld von 18 Rthlr. ward auf die Hälfte heruntergesetzt S. 442. und ihre alte Privilegien vermehrten sich bey der Ohnmacht des Fürsten (es gieng im Brandenburgischen Staat unter der schwachen Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelms eben so zu). Alles gieng durch die Hände der Landstände, die damals noch mehr Einfluß in die Regierung erhielten, wie vorher, indem die ganze Masse der bisherigen Verfassung noch fester, und die Form selbst noch dauerhafter wurde S. 443. Es war also gar nicht schicklich, da so oft die eilendste Hülfe der Landstände nöthig war, daß man damals noch Landtäge erst ausschrieb, und die mit vielen Kosten hielte. In andern Provinzen, selbst im Fürstenthum Wolfenbüttel, hatte man schon lange einen größeren und einen engeren Ausschuß der Stände, der mit genugsamer Vollmacht versehen war, mit den fürstlichen Räthen zu handeln und zu schließen, mithin den Geschäftsträger der Stände machte. Kaum kam 1628 ein größerer Ausschuß zu Stande, aber an einen engeren hat man damals noch nicht gedacht, und der größere selbst war auch damals bey seiner ersten Entstehung noch lange nicht decisiv genug angeordnet S. 450. Erstlich in den Jahren 1636 und 1638 hat sich nach und nach auch ein engerer Ausschuß gebildet, da der fortdauernde Krieg es endlich noth-

nothwendig machte S. 451. Ein Landsyndikus ist bey den Kalenberg. Ständen auch späte zu finden, und 1626 war es noch ein Städtischer Syndikus zugleich.

Im Jahr 1627 war die Zerrüttung aufs äußerste gekommen, und niemand nahm sich des verlaßnen Herzogs an. Er liquidirte auf dem Kurfürstentage zu Mühlhausen 80 Millionen Thaler Schaden in seinen Landen u. s. w. Die Religion lief Gefahr, und die katholische Uebermacht zog alles, wie in der Pfalz, an sich. — Der Herzog sollte an Tilly die 300,000 Thaler bezahlen, die der König von Dänemark dem Herzoge vorher geliehen, und noch 100,000 Thaler von der Erbschaft seines Bruders des geächteten Bischofs Christian von Halberstadt ebenfalls an selbigen, wofür ihm drey Aemter der Grafschaft Hoya zur Sicherheit der Zahlung eingeräumet wurden, noch nicht hinreichend, er nahm im Kalenbergischen noch mehr Aemter zu sich, die ihm huldigen mußten, und erhob daraus mehr wie 2 Millionen Steuern innerhalb drey Jahren unter seinem Namen, wobey er noch mit Ungeduld auf den Tod des kränklichen trostlosen Herzogs wartete, der schon halb sein Gefangner war, alsdenn er beide Fürstenthümer, so wie Wallenstein Meklenburg, im völligen Besitz genommen hätte — S. 460. Den stärksten Druck aber litte der Herzog, durch das kaiserl. Restitut. Edict vom J. 1629, und die gleich darauf erfolgte ungerechte Sentenz des Kammergerichts, wegen der Hildesheimischen Stiftsgüter, die Tilly sogleich zur Execution brachte, wodurch der Herzog so weit herunter gesetzt worden, daß er überall 7 Aemter von seinem ganzen Lande übrig behielte, und zur äußersten Dürftigkeit gebracht war. Hier sieht man die Härte und die despotische Denkungsart

des

des Kaisers und seiner Rathgeber, wenn man die Behandlung von Pfalz und Meklenburg hierzu nimmt, war nicht die ganze Reichsverfassung unterdrückt und über den Haufen geworfen, da doch das Braunschw. Haus, selbst des Herzogs Vater sich vorher dem österreichischen Hause aufgeopfert hatte, wenn nicht damals der König von Schweden die teutsche Freiheit gerettet hätte? Alle die Handlungen, die damals vorgiengen, zeigten die Gesinnungen des Kaiser Ferdinands II. und Recensent glaubt, daß dieser Herr nichts geringer vorhatte, als die Reichsstände zu österreichischen Vasallen zu machen. — Der Herzog trat zwar endlich der Verbindung mit Schweden 1632 bey, weil er mußte, aber er war auch hier nicht thätiger, wie vorher, und die Schweden besetzten alle seine Städte, man machte einen Operationsplan, wie sein Land befreiet werden sollte, ehe er aber noch ausgeführt ward, starb dieser muthlose Regent am 11. Aug. 1634 im 48. Jahre seines Alters. Er hinterließ über 20 Millionen Rthlr. Schulden auf seinem Lande, und alles in der größten Unordnung und Zerrüttung, sogar wußte man nicht einmal, wie die Succession geschehen sollte, indem 7 Lüneburgische Prinzen nach verschiedenen Theilen die Erbschaft ansprachen, und Kursachsen wegen seiner Anwartschaft auf die Reichslehen sich meldete. Nach einem Zwist von fünf Vierteljahren gelangte der Lüneburgische Prinz Georg zum alleinigen Besitz des Fürstenthums Kalenberg. Unter dieses Herrn und seiner vier Prinzen Regierung ist die Größe des Guelfischen Hauses innerhalb 63 Jahren wiederhergestellet worden S. 468. Hierauf folgen 12 wichtige Beilagen, die als Beweisurkunden gebraucht sind.

Wir

Wir müssen gestehen, daß wir in der deutschen Staatengeschichte noch keine einzige gefunden haben, die so gründlich die Verfassung des Landes, und das Verhältniß der Landstände gegen den Fürsten, die Entstehung der Auflagen, und wie nach und nach sich alles dieses verändert hat, beschrieben, und auch alles mit solchem Scharfsinn und tief einsehender Beurtheilung untersuchet hat. Diese verdient mit Recht den Namen einer pragmatischen Geschichte, und kann zum Muster einer jeden Landesgeschichte dienen. Der schöne Styl, den der denkende philosophische Kopf schreibt, der überall Grundursachen der Vorfälle und Handlungen angiebt, macht die Schrift doppelt schätzbar. Möchte es doch dem Herrn Verfasser gefallen, nach diesem Plan auch die alte Geschichte des Guelfischen Hauses zu schreiben, weil doch das Chaos derselben, so in den *Originibus Guelficis* steckt, nicht zu lesen ist, sondern blos nur zu Materialien dient.

Hk.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Glaubensbekenntniß Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm, Kronprinzen von Preußen. Nebst den dadurch veranlaßten Reden. Auf allergnädigsten Befehl herausgegeben von Fr. Sam. Gottfried Sack, Königl. Hofprediger, Oberconsistorial- und Kirchenrath. Berlin, bey Decker und Sohn, 1787. 8. 91 Seiten.

Nicht der preußische Unterthan allein, der die Freude hat, hier den Geist und das Herz des künftigen Thronerben über die wichtige Angelegenheit seines Glaubens reden zu hören, sondern jeder aufrichtige Freund der Religion, die auch des Fürsten Seele veredelt, wenn sie durch den Verstand ans Herz dringt, wird diese Schrift, welche man wohl ein Ehrengedächtniß der Jugendjahre des preußischen Kronprinzen nennen kann, mit inniger Theilnehmung lesen. Glückliches Land! wo man ein so reines, gesundes Christenthum nicht nur öffentlich lehrt, sondern es auch der Landesfürstlichen Familie ins Herz zu prägen sucht. So gründlich und praktisch sollten alle Prinzen über ihren christlichen Glauben unterrichtet werden, alsdenn würde die Religion auf die Thron ihre Wirkung thun, und auf das Wohl vieler Tausenden, über die sie einmal herrschen sollen, ihren wohlthätigen Einfluß äußern. Die beiden Männer, welche an dem christlichen Unterricht des Kronprinzen Theil haben, Hr. Hofpr. Sack und Hr. Hofpr. Bamberger, verdienen das größte Lob. Hr. S. machte im Jahr 1778, bis zu Ende des damaligen Krieges, den Anfang damit, und Hr. B. setzte ihn

in den darauf folgenden sechs Jahren zu Potsdam fort. Nachdem aber der Prinz, seit der Thronbesteigung des itzigen Königes, seinen Aufenthalt in Berlin nahm, wurde die nähere Zubereitung Sr. Königl. Hoheit wieder Herrn S. übertragen, und dieser hatte, wie er ausdrücklich sagt, „dem „Vortheil und die Freude, den Prinzen in christlicher Er„kenntniß vollkommen gut gegründet, und sein Herz den Ein„drücken der Religion ganz offen zu finden.“ Das Glaubensbekenntniß selbst ist aus den Antworten, welche der Prinz auf die Ihm vorgelegte Fragen ertheilt hat, zu einem an einander hängenden Vortrage zusammengesetzt. Es sind aber gröstentheils dieselben Worte, deren sich Se. Königl. Hoheit bedient hat, beibehalten worden, und Hr. S. versichert, „daß man weder etwas zugesetzt, noch einige Wieder„holungen vermieden hätte, damit alles mit den eigenen Er„klärungen des Prinzen so viel einstimmiger seyn möchte.“ Nicht leicht hat denn wohl ein künftiger Thronerbe bey seiner Konfirmation über die Grundwahrheiten des protestantischen Christenthums mit so viel Gegenwart des Geistes, so bündig, rührend und freimüthig geredet. Man siehe, die Religionsideen des Prinzen haben eine lichtvolle Klarheit in seiner Seele. Er übersieht sie in ihrem Zusammenhange, und kennt ihren praktischen Einfluß in unsre innerliche Beruhigung und in die Moralität der menschlichen Handlungen. Die Ueberzeugungen, sagt er, habe ich, aus den und den Gründen glaube ich das, und dies sind die Gesinnungen und Vorsätze, welche dadurch bey mir erweckt worden. „Ich halte „mich verpflichtet,“ sind seine eigenen Worte, „meinen Glau„ben als ein Christ jetzt und zu jeder Zeit freimüthig vor den „Menschen zu bekennen. Ich werde nie das verleugnen, oder „heucheln, was ich für meine Ehre und mein Glück halte. „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine „Kraft Gottes selig zu machen alle, die daran glauben. Un„glauben und Aberglauben will ich als die beiden gefährlichen „Abwege von der wahren Religion sorgfältig vermeiden. Ich „will mich vor allem dem hüten, was in mir nach und nach „einen Widerwillen des Herzens gegen die Wahrheiten der „Religion erzeugen, und mich zu dem unglückseligen Wunsch „verleiten könnte, daß kein höherer Gesetzgeber, und keine „künftige Vergeltung des menschlichen Thuns seyn möchte. „Ich will aber auch, mit Hülfe einer vernünftigen Ueberle„gung und des treuen Gebrauchs der heiligen Schrift, die viel„fachen

„sichen Verirrungen des Aberglaubens zu vermeiden bemüht „seyn, damit ich nicht die Frömmigkeit in solche Dinge setze, „worin sie nicht besteht, oder menschlichen Wahn für die Re„gel meines Thuns und Hoffens halten möge. — Da ich „aber weiß, daß Religion und Glauben sich nicht befehlen und „nicht erzwingen lassen, so will ich darin jeden nach seiner „Einsicht und seinem Gewissen handeln lassen. Ich darf und „will die Irrenden weder hassen noch verfolgen, und erkenne „für das einzige Mittel zu ihrer Zurechtweisung, daß man „sie durch Belehrung zu erleuchten und zu überzeugen suche. „Ich weiß, daß es unzähliges Unheil in der Welt veranlaßt „hat, daß man hat vorschreiben wollen, was die Menschen „glauben sollten; und ich erkenne allen Gewissenszwang für „eine Sache, die sowohl der Gerechtigkeit und Klugheit, als „auch der Lehre und dem Verhalten Christi gänzlich entgegen „ist.“ (Wie glücklich würden die christlichen Länder seyn, wenn alle ihre Regenten die Wahrheit dieser Grundsätze einsähen und befolgten!) „Dabey aber,“ fährt der Prinz fort, „halte ich es keinesweges für einerley, was ein Mensch in der „Religion glaubt, oder nicht glaubt. Es muß daher ein jeder für sich mit allem Ernst dahin trachten, daß er die Wahrheit recht erkenne und festhalte. Da mancher Irrthum in „der Religion äußerst schädlich seyn kann, so kann ich als ein „vernünftiger Mensch nicht dabey gleichgültig seyn, ob Gott „und sein Wille von mir und andern richtig erkannt werde, „oder nicht.“

Nun folgt das Glaubensbekenntniß selbst. Ich wünschte einer christlichen, wohldenkenden Jugend, und besonders allen unsern jungen Leuten von Stande, daß sie das wiederhohle lasen und aufmerksam überlegten, was ihnen hier ein erleuchteter, vortrefflicher, einst zum Königsthron bestimmter junger Prinz sagt. Es ist auch kein Wort darin, das sich nicht dem nachdenkenden Verstande und unverdorbenem Herzen als Wahrheit aufdränge. Nur ein paar Stellen zur Probe. Die eine aus der Lehre von der göttlichen Fürsehung, die andere über die verschiedenen Kirchenparteien in der Christenheit. „Mein Bemühen,“ erklärt sich der Prinz S. 30., „soll vornehmlich dahin gehen, daß „ich die besondern Absichten, die die Vorsehung mit mir hat, „nicht nur vor den Augen behalte, sondern sie auch nach mei„nem besten Vermögen erfülle. Diese Absichten können kei-

„andere seyn, als daß ich in Nachahmung der göttlichen Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe ein Beschützer und Wohlthäter anderer Menschen sey, und überall, so weit meine „Macht reicht, Ordnung und Recht, Zufriedenheit und „Glückseligkeit verbreite und befördere, denn darum hat mir „Gott mehr Ansehn und Gewalt verliehen, als andern. Nur „in so fern, als ich diesen Beruf erfülle, bin ich ein treuer „Diener der Vorsehung, und kann mich ihres Schutzes und „ihrer Vergeltungen getrösten. Ich weiß zwar, daß, wenn „ich ein ungerechter und böser Fürst würde, ich doch ein „Werkzeug in der Hand Gottes bleiben würde, denn auch „die Bösen und die Menschenfeinde müssen ihm dienen. Ich „würde aber, wenn ich nicht in Gottes gute Absichten einstimmte, meine eigene Ehre, meine Ruhe und mein Glück „zerstören, und eine schwere Verantwortung haben.“

„Ich erkenne es nach diesen Grundsätzen für einen thörichten Unglauben, wenn ein Mensch meinet, daß er ohne „Gottes Willen und Beistand etwas zu Stande bringen werde; oder daß ihm seine Anschläge wider Gottes Rathschluß „gelingen werden. Ich erkenne es aber für einen eben so thörichten Aberglauben, wenn man die Ordnung verläßt, in der uns Gott helfen und wohlthun will, und ohne Gebrauch „vernünftig gewählter Mittel glücklich zu werden gedenkt, „oder wenn man bey bösen Unternehmungen und ungerechten „Thaten auf Gottes Schutz und Segen baut.“. (Wenn alle Großen das einsähen, so würden sie nicht manchmal die Ursachen zu den ungerechtesten Kriegen vom Zaune brechen, und dann im ganzen Lande beten lassen, daß Gott ihre Waffen segnen wolle.) „Meine Entschließung ist demnach, in allen Dingen mit Verstand und Ueberlegung zu handeln, und „die besten Mittel zur Ausführung guter Absichten anzuwenden. Da aber mein Verstand eingeschränkt ist, und ich sehr „leicht irren kann: so will ich in allen wichtigen Dingen den „Rath weiser, erfahrner, guter Menschen suchen und benutzen. Ich will überall nur das unternehmen, was ich als „Recht vor Gott, und für meine Pflicht erkenne; und dann „will ich auf Gott hoffen, und mir alle seine Schickungen gefallen lassen.“

Die andere Stelle, welche der Einsicht und den Gesinnungen des Prinzen eben so viel Ehre macht, ist die S. 38: „Ich bin überzeugt, daß das Evangelium einen jeden, der

„auf

„auf die rechte Art daran glaubt, zur Seligkeit führe. Ich „erkenne aber auch die christliche Religion für die stärkste Stü„tze eines jeden Staats, und für das beste Beförderungsmit„tel der Ruhe und Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft; „indem sie sowohl überhaupt die Menschen zu allem, was „recht ist, und Tugend heißt, auf das kräftigste antreibt; als „auch insbesondere Obrigkeiten und Unterthanen zur Erfül„lung ihrer Berufspflichten auf das heiligste verpflichtet, und „eine allgemeine Menschenliebe mit der wahren Gottesverehrung unzertrennlich verbindet.“

„Der vielerley Aberglauben, der unter den Völkern, die „sich zur christlichen Religion bekennen, herrschend geworden „ist, und die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen, deren sich „die Christen schuldig gemacht haben, sind mir nicht unbe„kannt. Sie verringern aber nicht meine Ueberzeugung von „der Göttlichkeit und Wohlthätigkeit des Christenthums. Es „ist dieses alles die Schuld menschlicher Irrthümer und Lei„denschaften. Man hat die Lehre Christi und seiner Boten „auf mancherley Weise verlassen, und durch mancherley Zu„sätze verfälscht. Und daher ist aller dieser Aberglaube mit „seinen traurigen Folgen entstanden. — Ich sehe es daher „als eine große Wohlthat der Vorsehung an, daß ich zu ei„ner Zeit und in einem Lande geboren worden bin, da ich die „Lehre Christi in ihrer Reinigkeit habe kennen gelernt. Ich „unterwerfe meinen Verstand und mein Gewissen nicht den „trüglichen Aussprüchen der Menschen, sondern Gott allein „und seinem Wort; und ich bekenne mich von ganzem Herzen „zu der Lehre und der Freyheit der protestantischen Kirche. „Ich weiß, daß leider auch unter den Protestanten zwey „Hauptpartheien entstanden sind. Ich halte sie in allem „Wesentlichen des christlichen Glaubens für vereinigt, und „die eine für so gut als die andere. Ich bekenne mich aber, „so lange sie noch von einander getrennt bleiben, zu der sogenannten evangelisch-reformirten Kirche, weil ich sie mit der „heiligen Schrift am einstimmigsten finde, und bin entschlos„sen bey derselben zu verharren.“ (Der Prinz hat Recht, denn seine Religionslehrer waren keine Theologen von der Dortrechtschen Synode, und die brandenburgische reformirte Kirche, worin der Prinz gehoren und erzogen worden, schwört nicht auf Calvins Worte. Auch gehört es zu den Vorzügen der protestantischen Kirche in unsern Tagen, daß

über den richtigen Sinn gewisser Schriftstellen, welche Luther und Calvin zu ihrer Zeit ungleich erklärten, unter den einsichtsvollen Schriftauslegern beyder Confessionen itzt kein Streit mehr seyn kann.)

Rec. sollte noch etwas von dem, was Hr. Hofpr. Sack dabey geredet hat, sagen. Aber das wird nur wenig seyn dürfen, da es keiner Lobpreisungen nöthig hat, sondern sich jedem verständigen, religiösen Leser von selbst unwiderstehlich empfiehlt. Man kann das Gebet, die Anrede an den Prinzen vor und nach der Einsegnung, imgleichen die angehängte Predigt bey der ersten Kommunion Sr. königl. Hoheit, sowohl in Ansehung der Sachen, als des Tons und der Kürze, wodurch sie sich auszeichnen, als wirkliche Muster in dieser Art von Casualreden anrühmen. Quot verba, tot pondera, muß ich hier mit Wahrheit sagen. So spricht der Geistliche, ohne weder der Ehrfurcht gegen königliche Personen, noch seinem Amte etwas zu vergeben, und ohne in den schmeichlerischen Hofton zu fallen, vor den Großen und zu den Großen, mit Würde und Anstand, von der Religion.

Br.

Uebungen der Andacht vor und bey dem heiligen Abendmahl für gutgesinnte und nachdenkende Christen. Herausgegeben von M. C. F. Duttenhofer, Prediger bey Nicolai. Heilbronn, im Verlag der Eckebrechtschen Buchhandlung, 1787. 8. 248 Seiten.

Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahrs, von Johann Adam Valentin Weigel, Evang. luth. Prediger zu Haselbach ꝛc. Erster Theil. Breslau, bey Joh. Friedrich Korn, dem ältern ꝛc. 1787. 8. 442 Seiten. Zweyter Theil. 440 Seiten.

Da die besten deutschen Erbauungsbücher in den Gegenden von Heilbronn wenig bekannt und im Gange sind, so fühlte sich

sich Hr. Dattenhofer gedrungen, einige Auszüge aus den Communionbüchern der Herren Tollikofer, Lüdke und Hermes zu sammeln, und sie nebst eigenen hinzugefügten Betrachtungen seinen Glaubensbrüdern zu übergeben. Mit den Auszügen aus dem Lüdkeschen Communionbuch geht es etwas weit. Man findet mehr als die Hälfte davon darin abgedruckt. Die Betrachtungen über den eigentlichen Zweck des heiligen Abendmahls, über den Nutzen desselben, die Warnung vor Geringschätzung und Versäumniß des Abendmahls, die Anweisung zum würdigen Genuß desselben, die Warnung vor dem Widerspruch zwischen unsern Gesinnungen an Communiontagen und an den übrigen Tagen des Lebens. No. IV — IX, sind ganz daraus genommen, theils wörtlich abgeschrieben, theils mit eigenen Zusätzen und eingeschobenen Gedanken erweitert, theils abgekürzt, oder in einzelnen Ausdrücken beliebig verändert. In andern Betrachtungen und Gebeten ist der ganze Gang der Gedanken daraus entlehnt, aber in andere Worte eingekleidet. Man muß die Absicht des Hrn. D., vernünftige Andacht auf die Art bey dortigen Communicanten zu befördern, rühmen. Nur dünket es mir dann doch nicht so ganz schicklich, Bücher von andern Verfassern und Verlegern, die für Leute, welche sie brauchen wollen, zu haben wären, auf die Weise, ohne dringende Noth, zu vervielfältigen.

Das Weigelsche Morgenandachtsbuch gehört nicht unter die schlechtesten. Es kommen aber unzählige Wiederholungen einerley Gedanken, Empfindungen und Wünsche in demselben vor. Da nicht jeder Morgen etwas charakteristisch auszeichnendes hat, und behagliche Ruhe, sanfter Schlaf immer dieselbe Wohlthat der vergangenen Nacht gewesen ist, so kann es in dergleichem Buche auch nicht wohl anders seyn. Aus dem Zusammenreihen ähnlicher Gedanken, mit untermischten Versen aus guten Liedern, entstehen dann leicht so ein Paar starke Bände, und daher häufen sich die Schriften dieser Art, die nur mittelmäßig seyn dürfen, um Abgang zu finden, so sehr bey uns. Wenn doch auch die deutschen Schriftsteller in ihren Dedikationen an einen vornehmen Mann den Komplimentirton und das schleppende Dieselben und Denenselben, statt Sie und Ihnen, sich abgewöhnen wollten!

Neuer Beytrag zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherey der Katholiken in den protestantischen Ländern. Herausgegeben von Johann Christian Gottfried Dressel, Prediger zu Charlottenburg. Berlin, 1787. bey Unger. 8. 104 Seiten.

Beleuchtung und Beantwortung dessen, was der Prediger zu Charlottenburg Dressel, und sein Vetter der Kandidat Kunschke, in ihrer Schrift, betitelt: neuer Beytrag zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherey der Katholiken in protestantischen Ländern — wider mich zu meinem großen Nachtheil vorgebracht haben, von Karl Georg Albus, Kandidat und Privatdocent. Magdeburg, 1788. bey Johann Adam Creuz, 8. 64 Seiten.

Diese beyden Schriften enthalten zwey einander meist entgegengesetzte Geschichtserzählungen, wobey der wahrheitliebende Leser trotz allen Bemäntelungen des Hrn. Albus, doch wohl schon siehet, daß desselben Art sich zu betragen, von Verdachte nicht frey sey, indessen aber vielleicht noch nicht entscheidende Parthie nehmen wird, bis die Sache etwan durch neue Schriften mehr aufgeklärt wird. Hr. Dressel wird vermuthlich Gelegenheit dazu zu geben, nicht ermangeln. Obgleich nicht er, sondern ein gewisser Kandidat, Hr. Kunschke, ein Vetter des Hrn. D., eine der beyden Hauptpersonen der Geschichte ist, so ist doch der Verf. der ersten Schrift zu sehr dabey interessirt, als daß er schweigen könnte.

Aber die Leser unserer Bibliothek erwarten einen getreuen Auszug aus beyden Schriften, um von der Sache selbst gehörig unterrichtet zu werden, und ein eigenes Urtheil darüber fällen zu können. Hier ist dieser Auszug, wobey wir uns aber blos an die Hauptsache halten, und Nebendinge übergehen wollen. Die das Publikum am meisten interessirende Hauptsache betrift nämlich den dem Hrn. Albus schuldgegebenen heimlichen Katholicismus, und seine dieserhalb an Hrn. Kunschke intendirte Proselytenmacherey.

Es

Es erzählt nämlich Hr. Pr. Dreſſel aus dem Munde seines Vetters, des Kand. Kunſchke, daß dieſer in dem Dorfe Königswuſterhauſen in der Mittelmark mit einem gewiſſen Kand. Weiſſe, der ſich auch ſonſt Albus genannt hätte, wo ſie beyde als Hausinformatoren ſtanden, bekannt geworden ſeye, und daß Weiſſe durch mancherley Zuredungen und Verſprechungen vortheilhafter Ausſichten ihn vermocht hätte, ſich bey dem Weyhbiſchof in Prag, Hrn. Krieger, um die Aufnahme in einen geheimen Orden zu melden; den W. bald den Orden der Freymäurer, bald der Illuminaten genannt, und wobey er hauptſächlich der Jeſuiten als der Urheber und Hauptperſonen dieſes Ordens gedacht habe; und daß auf einen Brief, den W. von dem Hrn. Weyhbiſchof in Prag erhalten, welcher in gnädigen Ausdrücken große Verſicherungen für Hrn. K. enthalten haben ſoll, beyde nach Prag abgereiſt ſeyen. Hier hätten ſie ſich vor dem Conſiſtorio ſtellen müſſen, wovon eine höchſt poſſirliche Unterredung eingerückt iſt, e. c. daß D. Bahrdt, wie die meiſten Proteſtanten, herrlich ein Freygeiſt ſeye; ob K. auf der berliniſchen Univerſität ſtudirt habe; daß die Vorzeigung der licentiae concionandi vom Oberkonſiſt. in Berlin den Weyhbiſchof zu der witzigen Aeußerung veranlaßt habe „Ey, ſchauen ſie doch, was die Herren für ein großes Siegel haben, wollen halt was vorſtellen,“ — worauf ein einſtimmiges Gelächter erfolgt wäre, u. ſ. w. Dann hätte ſich der Weyhbiſchof zu ſich beſtellt, und den K. gefragt: was er denn für einen Orden meine, in den er aufgenommen werden wollte, worauf W. wegen Kunſchkens ſichtbarer Verlegenheit geantwortet habe: den Orden der Jeſuiten. Der Weyhbiſchof hätte zwar erwiedert, dieſer Orden ſey aufgehoben, ſein Wünſche, darin aufgenommen und verſorgt zu werden, ſollen aber doch erfüllt werden, worauf die Ermahnung an ihn ergangen wäre, daß er in die von Luthern böslich verlaſſene Mutterkirche zurückkehren ſollte, in der er alles finden würde, was er ſuche. Hierauf habe ſich folgende Unterredung zugetragen:

Weyhbiſchof. „Nun, Hr. Weiſſe, wie iſt es ihnen „ergangen? Sie ſind wohl in den proteſtantiſchen Ländern wieder ganz Lutheraner geweſen?“

Weiſſe. „Um Verzeihung Ihre Biſchöflichen Gnaden, „ich habe mich zwar der gütigen Erlaubniß der Kirche

„dient, und mich äußerlich als Lutheraner betragen, bin aber „niemals zu ihrem Abendmahl gegangen.“

B. „Nun, nun, da würden Sie so nichts, als Brod „und Wein, genossen haben.“

W. „Habe auch sogar einigemal geprediget“ —

B. „Ha, ha! wenn das die Herren Pastoren gewußt „hätten!“

W. — „und überall den Saamen der katholischen Reli„gion ausgestreuet, als Informator, Prediger und Gesell„schafter.“

B. „Nun, ist halt gut, es soll für Sie gesorgt wer„den.“

W. „Um diese Gnade wollte ich bitten; denn ich „glaube nun meine Pflicht gethan zu haben.“

Merkwürdig ist, daß Weisse mit Kunschke sich in einem Gasthofe einquartirt, und einen Aufwand gemacht hat, der beyde in Schulden stürzte. Ein nicht ungewöhnlicher Weg der Emissarien von allerley Art, Leute in solche Verlegenheiten zu bringen, um sie desto besser in seine Gewalt bekommen, und zu seinen Absichten mißbrauchen zu können. Die Schulden wurden auch bezahlt, Kunschken monatlich 5 Thlr. zum Unterhalt ausgesetzt, und versichert, daß die Kreuzherren ihn unterstützen, und für seine Wohnung sorgen werden.

Und nun trennte sich K. von W., und zwar um deswillen, weil jener wider diesen aufgebracht gewesen wäre, daß er ihn in dieses Labyrinth gestürzt hätte. Hier müssen wir noch einige von diesem W. erzählte Umstände nachholen, die wir, um den Gang der Begebenheiten nicht zu unterbrechen, bis hieher verschoben haben. Weisse soll aus dem Magdeburgischen gebürtig seyn, in Halle Theologie studirt, in Prag das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt, als Emissarius England, Hannover, Sachsen und Böhmen durchreist haben, in Prag unter dem Namen Graf Schmelenburg bekannt gewesen seyn. Auf der 19. S. stehen folgende merkwürdige Worte von ihm: „Er beklagte sich dar„in,“ (in einem Schreiben an den Weyhbischof, das nach Hrn. K. Versicherungen, in dem vertraulichsten Tone abgefaßt

faßt gewesen ist) „daß er auf das Initiationsschreiben ei„nes Predigers aus dem Hannöverschen keine Antwort „erhalten; der Brief müsse unfehlbar untergeschlagen seyn, „man soll ja künftig vorsichtig zu Werke gehen ꝛc.“

Von da an erzählt Hr. K. was weiter mit ihm in Prag vorgegangen ist. Daß man ihn dem Unterricht eines gewissen Paters Trautmann übergeben, daß er bey einem Kanonikus, Hrn. von Herrides, freyen Zutritt gehabt, und von ihm viele Wohlthaten genossen, auch öfters an seinem Tische mit mehrern Konvertiten gegessen habe. Beyde, der Pater und Kanonikus, erscheinen als einsichtsvolle und edeldenkende Männer. Nun wird viel von der Art des Unterrichts, von den Bekehrungsbemühungen des Herrn Kanonikus, und von K. Einwürfen dagegen erzählt, wobey er das ihm ertheilte Testimonium tentaminis (S. 21.) rechtfertiget. Man sieht daraus, wie sehr auch einsichtsvolle und rechtschaffene Männer der kathol. Kirche doch immer auf dem Hauptsatz: der verbindenden Authorität derselben, und der ausschließend in derselben zu findenden Seligkeit, bestehen, und kann auch auf diese Erzählung, wie auf so viele andere, den richtigen Schluß bauen, daß diese Kirche gegenwärtig gewiß noch nicht dahin gekommen seye, eine Vereinigung zwischen ihr und der protestantischen zuzugeben. Die Rede ist nie von Vereinigung, sondern immer von Zurückkehren. In ihr soll schlechterdings kein Irrthum, sondern alles Abweichende und Unrichtige blos in der protestantischen Kirche anzutreffen seyn. Bey dem allen aber muß man dem Hrn. Pater Trautmann die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seinen Konvertiten mit vieler Toleranz behandelt, als er seine Abneigung gegen die kathol. Religion wahrgenommen, nicht weiter in ihn gedrungen, vielmehr ihm Vorschläge zu Versorgungen gethan habe, wobey er sein Religionssystem behalten könne. Ferner verdient auch angemerkt zu werden, daß K. Geistliche angetroffen hat, die von Luthern mit Achtung gesprochen, und zum Protestantismus Neigung bezeugt haben. (S. 19.) Auf der 9ten Seite wird erzählt, daß ein Minoritenmönch über Hrn. Lavater das Urtheil gefällt habe, es sey zu bedauren, daß er sich so sehr auf die Seite der Schwärmerey geneigt habe, wodurch er viel verlohren hätte. Worauf Weisse erwiedert hätte: „lassen „Sie den nur seyn, der ist auf unserer Seite, und macht „seine

„seine Sachen recht gut.“ Indessen dauerte Kunschkens Aufenthalt in Prag in den Winter hinein, und bey aller Unterstützung hatte er doch grosen Mangel. Seine Noth stieg immer höher. Es wollte sich keine Versorgung für ihn finden, weil er noch immer kein Glaubensbekenntniß ablegte. Endlich sollte er erst einige Monate dem Normalunterricht mit beywohnen, um zu einem Lehramte in den K. K. Staaten geschickt zu werden. Er giebt auch davon einige Nachricht, die wir aber hier übergehen können, weil unsere Bibliothek schon mehrmalen über den Werth und Unwerth der österreichischen Normalschulen geurtheilt hat. Aber er konnte es da nicht lange aushalten, sondern verließ mit dem zurückkehrenden Frühling Prag wieder, um sich zu seinen Freunden zu begeben. Zuletzt sagt er noch von Weisse, daß er ihn seines schwarzen Kleides und einiger Oberhemden beraubt, vom Hrn. Weyhbischof Reisegeld erhalten, viele Schulden hinterlassen, und an einen gewissen Hrn. D. Wildenheim bey Dresden geschrieben habe: „daß er ex societate reunionis „religionum christianarum sey, nun nach Berlin gehe, und „ihn auf seiner Rückreise nach Prag besuchen werde.“ Nachdem wir nun die Nachrichten von Hrn. K. ausführlich angezeigt, und nichts Wesentliches übergangen haben, so ist es billig, daß wir auch die Widerlegung eben so ausführlich anzeigen.

Bis zur 14ten Seite findet man nichts, das eigentlich zur Hauptsache, nämlich die Beschuldigung des Katholicismus und der Proselytenmacherey, gehört. Der Verf. sucht nur das Verhältniß zwischen ihm und K. richtiger darzustellen, wobey mit unter die Absicht deutlich hervorleuchtet, wider K. zu recriminiren, und zu zeigen, daß K. Anklagen wider ihn hauptsächlich aus Eifersucht und Neid herrührten, welches er ihm weiter hin geradezu Schuld giebt. Nun fängt der Verf. aber damit an, daß er erklärt, woher die Veränderung seines Namens, von Albus in Weisse, herrühre, nämlich daß sein Prinzipal, der Inspektor, die Ursache darzu gegeben habe. Indessen sieht man doch aus dem Erfolg, daß er den Namen Weisse schon vorher in Prag geführt habe, und man erfährt, daß diese Namensveränderung in die Zeit falle, wo er sich in den geheimen Orden hat aufnehmen lassen. Es käme also darauf an, ob er nicht wenigstens einige Veranlassung darzu gegeben hätte, daß er

in W. ebenfalls Weisse genannt worden. Warum hat er denn nicht ein für allemal diesen Namen behalten, da er ihn doch in Prag angenommen hatte? Warum nannte er sich nachher wieder Albus? Ganz kann man sich dabey des Verdachts nicht erwehren, daß diese Namensverwechselungen absichtlich geschehen seyen. Nun kömmt eine ganz sonderbare Erzählung, wie er darzu gekommen sey, Graf Schulenburg genannt zu werden. Er machte eine Reise nach Prag, in Familienangelegenheiten, (diese angegebene allgemeine Ursache ist doch sehr sonderbar. Was für Familienangelegenheiten kann ein lutherischer Kandidat der Theologie, aus dem Magdeburgischen, in Prag haben? Wenn Hr. W. allen Verdacht von sich hätte abwälzen wollen, so müßte er doch die Beschaffenheit dieser Familienangelegenheiten auseinander setzen.) hier trift er einen Mann an, von dem er selbst nicht mehr recht weiß, wo er her zu seyn sagte, der will ihn für den Sohn eines Hrn. Grafen von der Schulenburg zu B. . erkennen, und bleibt steif und vest darauf, daß ers sey, ob ers gleich nicht an sich kommen lassen will. Nun, so etwas kann man doch von sich ablehnen, wozu er die beste Gelegenheit gehabt hätte, als besagter Mann Familienbegebenheiten erzählte. Wäre dem Verf. daran gelegen gewesen, diese unverdiente Ehre schlechterdings nicht anzunehmen, so konnte er durch seine Urkunde, mit jenen Familienbegebenheiten, und einer gerade offenen Darlegung seines wirklichen Karakters den Irrthum leicht heben. Hier erscheint Hr. W. schon ziemlich verdächtig. — Aber, sagt er, ein junger Mensch kann durch solche Anreizung leicht in Versuchung gerathen, zumal wenn gewisse Umstände noch dazu zusammentreten. — Was für Umstände? diese hätte er nothwendig genau anzeigen müssen, sonst hat er wirklich nicht den Verdacht abgelehnt, den jeder auf sich ladet, der falsche Namen führt. Und noch mehr, er reisete ja, wie er vorgiebt, in einer bestimmten Absicht, in Familienangelegenheiten, nach Prag. So mußte er sich ja unter seinem Familiennamen produciren. Aber auch das geschieht nicht, sondern in allen seinen Pässen heißt er Weisse. (S. 20.) Also in seinen böhmischen Pässen Weisse, in Prag hie und da Graf Schulenburg, in der Mark wieder Albus? Sollten so viele und öfters abwechselnde Namen nicht etwas Absichtliches verrathen? Der Verf. erklärt aber diesen Umstand folgendergestalt; bey seiner Aufnahme in den Orden

der

der strikten Observanz, welche Aufnahme in Prag geschehen sey, der Name Weisse beliebt worden. — Dies ist aber gewiß eine leere Ausflucht, welche zur Wahrhaftigkeit des Hrn. W. in andern Dingen kein großes Vertrauen erregen kann, vielmehr (damit zusammengenommen, daß er von seinem Hin- und Herreisen nach Prag, und von da nach der Mark und Magdeburg, gar keine Ursachen angegeben, und daß er doch selbst verräth, daß er in Prag meist mit katholischen Geistlichen umgegangen, z. B. S. 22.) den Verdacht, daß er sich zu geheimen Proselytenmissionen habe brauchen lassen, eher bestärkt als schwächet. Das Freymäurersystem, welches man die strikte Observanz nennet, ist endlich bekannt genug; aber Hr. W. muß es selbst nicht kennen, wenn er es mit den Illuminaten vermechselt, die damit nichts zu thun haben. Es ist nicht wahr, daß jemand, der in das System der strikten Observanz aufgenommen wird, einen besondern Namen bekömmt. Zu den höhern Graden dieses Systems aber der sogenannten Tempelritterschaft (wovon neulich in Hrn. Starks Buch über Kryptokatholicismus 2ten Th. viel geredet, aber doch nichts zusammenhängendes oder genugthuendes bekannt gemacht worden ist) ist ein Mensch wie W. gewiß nicht gelangt, um so viel weniger, da diese eingebildete Ritterschaft, schon fast allenthalben vorbey ist. In diesen höhern Graden werden zwar Ordensnamen gegeben, diese werden aber nicht im gemeinen Leben gebraucht. Es ist also sehr befremdend, wenn Hr. W. S. 25. sagt: „Diese „Aufnahme-Feyerlichkeit, denn nichts anders sollte sie „seyn, und für nichts anders habe ich sie so gehalten, „ist, was Hr. Dr. das Ablegen eines Glaubensbekenntnisses nennt.“ Das sieht sehr seltsam aus, denn ein katholisches Glaubensbekenntniß ist sehr weit von einer Aufnahme-Feyerlichkeit unterschieden. Aber W. widerspricht sich noch mehr in Absicht dieses vorgegebenen Ordens. Er sagt von diesem Orden, daß er aufgehoben sey. „Seine „wahrhaftig wohlthätigen Absichten und Zwecke sollen doch „mehr Chimäre, als ausführbar gewesen seyn,“ und darum wäre er aufgehoben worden. Gleichwohl behauptet der Verfasser: „wenn ich es recht sagen soll, so bin ich selbst nicht ein„mal ganz mit dem Orden, seiner Einrichtung, Plan und „Zweck bekannt gewesen.“ Und doch hat er noch im Herbste 1786. mit so viel Eifer einen Ordensproselyten zu machen gesucht. Denn das, was in der Denkschriftlein Schrift

davon

davon angeführt ist, leuanet der Verf. nicht. Er reist noch in der Ueberzeugung nach Prag, daß der Orden existire, daß der Hr. Weyhbischof Protektor des Ordens sey, und kann sich nicht genug verwundern, als er das Gegentheil hört. Hat aber doch den Kunschke an diesen Herrn gewiesen, um in den Orden aufgenommen zu werden. Wie vom Himmel gefallen, als der Weyhbischof nichts von einem Orden wissen will, nennt er in der Verlegenheit den Orden der Jesuiten. (S. 50. 51.) Er „bittet hier jeden unpartheyischen „Wahrheitsfreund, aus diesem Umstand nichts wider „mich zu folgern.“ Wir befürchten aber, es folgern natürlich daraus sehr viele wider ihn. Nicht nur, weil es doch eine Ursache haben muß, daß er gerade den Orden der Jesuiten nennet, und doch S. 52 versichert: „die Gesinnung sey nicht „gewesen, daß er und Hr. K. katholisch werden wollten.“ Da es aber also doch Herr W. gesteht, er habe dem Weyhbischof gesagt: Hr. K. wolle in den Orden der Jesuiten eyntreten, implicirt denn dieses nicht das katholisch werden? Oder kennt Hr. W. Jesuiten die nicht katholisch sind. Hr. W. wird wirklich durch seine eigne Vertheidigung immer verdächtiger. Zumal, wenn man die natürliche, beinahe etwas einfältige Erzählung des Hrn. K. gegen die viele Absprünge des Hrn. W. hält, so deutlich sieht, daß so manches zu kemänteln sucht, und meistens gar keinen befriedigenden Aufschluß giebt, wo man es am meisten verlangen könnte. Die Versicherung des Hrn. W., daß er die Obern des Ordens nie persönlich oder unter ihrem wahren Namen, den sie gewöhnlich unter Menschen führen, kennen gelernt habe, glaubt man ihm gerne, warum er auch nicht Gott zum Zeugen angerufen hätte. Der Beschuldigung, daß er bey Hrn. D. Wildenhain (also nicht Wildenheim, wie Hr. D. schreibt,) sich ein Mitglied *e societate reunionis religiosum christianarum* genannt habe, wird von ihm nicht widersprochen. Hr. W. behauptet zwar von sich, daß sein Grundsatz von jeher gewesen, jede Religionsgesellschaft unangefochten zu lassen (S. 5.), und doch ist er in Sachsen ein Mitglied der Vereinigungsgesellschaft, deren Grundsatz wahrhaftig nicht ist, andere Religionsgesellschaften unangefochten zu lassen; in Böhmen aber ist er Mitglied der strikten Observanz, und diese strikte Observanz ist ihm einerley mit dem Jesuitenorden. Hr. W. will noch vorgeben, daß Kunschke von selbst auf den Entschluß gekommen sey, katholisch zu werden, und er (Hr. W.)

glaube,

glaube, wenn der Unterhalt von Seiten der Katholiken beſſer erfolgt wäre, ſo würde ſich K. haben überzeugen laſſen. (S. 53.) Und doch verſichert er S. 52. „Es wäre K. Geſinnung nicht geweſen, ein Katholik zu werden, ſondern er hätte blos wollen verſorgt, und vom Biſchof in „den Orden“ (nämlich in den ſogenannten Orden der ſtrikten Obſervanz) „aufgenommen werden.“ Hier iſt der Widerſpruch zu deutlich, und zu dichte neben einander geſtellt. Die oben nach Hrn. Kunſchke Erzählung angeführte Unterredung mit dem Biſchof giebt der Verf. ſo an: „Biſchof: Nun, „Hr. Weiſſe, wie iſt es Ihnen in Ihren proteſtantiſchen „Ländern gegangen? Ich. Wie es ſo manchmal geweſen iſt, „bald gut, bald erträglich, bald ſchlecht. Ich habe die Zeit „her Kinder unterrichtet und geprediget. B. So, ſo Lu„thern geprediget, nicht wahr, und ſeine Lehre ausgebrei„tet?“ (Was kann denn das den Biſchof intereſſiren, wenn ihn W. weiter nichts angeht, wenn er ihn für einen Proteſtanten hält?) Ich. „Um Verzeihung, Ihro Biſch. Gna„den. Ich habe in meinem Leben weder dieſen noch einen „andern gelehrt und geprediget,“ (weder Luthern noch Calvin?) „ſondern die reine Chriſtusreligion, wie ich ſie in ſei„nen eigenen Worten finde.“ (Und iſt doch ein Mitglied ex ſocietate reunionis etc. Oh! Oh.) B. „Nun, laſſen „Sie's gut ſeyn, ich will für Sie ſorgen.“ — Dieſe letztere ſeynſollende Antwort des Weyhbiſchofs paſſet ſich gar nicht auf die Präſumtion, daß Weiſſe ein Proteſtant wäre. Denn für einen Proteſtanten, der blos Familienangelegenheiten wegen nach Prag reiſte, wird doch ein Weyhbiſchof eben nicht ſorgen, oder ihm Reiſegeld auszahlen, man ſiehet nicht, wozu? oder weswegen? Aber wenn Hr. Weiſſe aufs Proſelytenmachen ausgeſtudet worden iſt, ſo wird ſie ſchon begreiflicher. Nun aber von allem Uebrigen, was Herr Kunſchke erzählt, will Hr. W. kein Wort wiſſen. Und er widerſpricht ſich auch ſelber, wie er vorgiebt, denn 1784. hat er in Kalbe an der Saale, und nachher in Schiepzig bey Halle öffentlich kommunicirt. Zwiſchen 1784 und 1786 iſt aber NB. ein Zwiſchenraum von wenigſtens 2 Jahren. Was iſt denn in dieſen 2 Jahren geſchehen? Man weiß überhaupt nicht, ob es abſichtlich oder nur zufällig geſchehen ſey, daß man höchſt ſelten Jahrszahlen angegeben findet.

Hr. Droſſel nennt ferner Weiſſen einen Emiſſarius, der England &c. durchreiſt wäre. Darauf antwortet der Leh-

rer

tere: er sey in seinen Schuljahren in London gewesen. Das könnten allenfalls auch Universitätsjahre heißen. Aber da die bestimmten Jahrszahlen fehlen, so kann hierüber nichts gesagt werden. Es müßte doch auch bestimmt gesagt und ausgemacht werden, in welchem Jahre und zu welcher Zeit er zuerst nach Prag gereiset, und in den Orden aufgenommen worden sey. Aber dergleichen Zeitbestimmungen scheinen vorsätzlich unterlassen worden zu seyn.

Sonderbar ist es auf alle Weise, daß ein junger Mann in der protestantischen Churmark, der so viele Reisen und Bekanntschaften gemacht hat, der, wie er selber sagt, beliebt gewesen ist, (er sagt nicht, wodurch) gerade in dem katholischen Prag eine Versorgung suchen will, und sie erst alsdann dort sucht, nachdem er diese Stadt, in der er die Bekanntschaft eines Bischofes und vieler angesehenen Geistlichen gemacht hat, schon wieder verlassen, und sich in protestantischen Gegenden als Informator herumgetrieben, und mit Beyfall gepredigt hatte. Nicht weniger auffallend ist es, daß Hr. W. alles, was K. Nachtheiliges vom Konsistorio in Prag, von einzelnen Personen, von den Normalschulen ꝛc. gesagt hat, und was doch so ziemlich wahrscheinlich aussieht, zu vertheidigen sucht. Freylich gehet einem verständigen und ehrlichen Manne die Wahrheit über alles, und man kann zwischen seinen und Hrn. Kunschkens Nachrichten über Privatpersonen, Auftritte, Gespräche ꝛc. kein ganz sicheres Urtheil fällen, weil bey widersprechenden Berichten nur durch Zeugen ausgemittelt werden kann, auf welcher Seite Wahrheit oder Irrthum sey. Aber wenn Hr. Albus oder Weisse denn so ein Mann von Talenten wäre, wie er sich ausgiebt, so müßte er doch viele Dinge viel besser einsehen. Das Normalschulwesen z. B. ist hinlänglich bekannt, und aus allem, was man davon weiß, scheint Kunschkens Bericht weit mehr Wahrscheinlichkeit zu haben, als Weissens Apologie. Auch das läßt sich nicht ausmachen, wer von beyden Theilen Recht oder Unrecht habe, in Absicht auf die Beschuldigungen, die K. dem W. wegen Entwendung seines schwarzen Kleides und einiger Oberhemden macht, wogegen sich der letzte auch vertheidiget. Eben so auffallend ist Weissens Paradoxon (S. 38 f), daß die Katholiken in den K. K. Staaten eben keine Lust bezeugten, zu konvertiren. Liegt etwan in dem Worte Konvertiren eine Zweydeutigkeit? Es kann

beydes heißen: Konvertiten machen — und Konvertit werden. Das erste widerspricht allen Erfahrungen, das zweyte kann man gern glauben. Noch müssen wir bemerken, daß auf den in Hrn. Dr. Schrift S. 39. angeführten Umstand aus dem Briefe des W. an den Weyhbischof, von einem Initiationsschreiben eines Predigers im Hannöverschen, Hr. Weisse nicht zu antworten, für gut gefunden, und er gehört doch mit zur Hauptsache, und hätte nothwendig müssen recht erörtert werden.

Daß Weisse vom Hrn. Weyhbischof Krieger Reisegeld empfangen habe, gestehet er selber. Es lautet höchstverdächtig, daß ein lutherischer Kandidat der Theologie, ohne daß man eine rechte Ursache siehet, (denn daß er Familienangelegenheiten in Prag gehabt hätte, sieht blos wie ein leerer Vorwand aus) nach Prag reiset, daß der dortige Weyhbischof ihm Reisegeld zahlt, ohne Ursache pflegt man doch einen fremden Menschen nicht Reisegeld zu geben) daß dieses Reisegeld angewendet wird in Protestantische Länder zurückzureisen, und daß nun eben dieser lutherische Kandidat einen andern verleitet nach Prag zu reisen, um sich zu seiner Versorgung, in einen gewissen Orden aufnehmen zu lassen, daß dieser lutherische Kandidat gestehet, er habe gegen dem Weyhbischof, hiezu den Orden der Jesuiten vorgeschlagen. Wahrhaftig, wer auch am allerwenigsten argwönisch ist, muß hier argwöhnen, daß die Beschuldigung des Hrn. Kunschke, Hr. Weisse sey aufs Proselytenmachen ausgesendet worden, nicht so ganz ungegründet sey. Hier findet sich noch ein sonderbarer Widerspruch. Hr. Weiße giebt vor, es sey bey ihm selbst gar die Rede nicht davon gewesen, daß er katholisch werden solle, ob er gleich eine Bedienung suchte, doch aber muß er selbst gestehen, daß man dies Hrn. K. zur ausdrücklichen Bedingung machte. Wenn man dies von Kunschken verlangte, wie Weisse selbst zugiebt, warum verlangte man es nicht auch von Weissen? War man etwan seiner Person schon gewiß? Auch soll er ja an Hrn. D. Wildenhain geschrieben haben, daß er ihn auf seiner Rückreise nach Prag besuchen wollte. Es stehet dahin, ob und wenn diese Rückreise erfolgt seyn mag? Auch hierüber ist keine Auskunft gegeben. Gegenwärtig sagt er, er sey Informator in dem Hause des Hrn. Generalmajors l'Homme de Courbiere in Magdeburg. Der Recensent hat aber gehört,

daß

daß er daselbst auch seinen Abschied genommen habe, und daß man daselbst nicht weiß, wo er sich aufhält. Ob er nach Prag oder wohin er gegangen sey, wird die Zukunft lehren.

Am Ende seiner Schrift appellirt er an ein richtendes Publikum, und hat also auch uns damit ein Recht gegeben, über die ganze Sache unsere Zweifel, Vermuthungen und Meinungen zu sagen. Das Meiste, wir gestehen es, scheint in der Hauptsache wider ihn zu seyn. Indessen wollen wir, wie wir gleich anfangs gesagt haben, zwischen beyden Theilen nicht Parthie nehmen, bis einer oder der andere dem Publikum mehrere und deutlichere Aufschlüsse giebt. Wir müssen aber gestehen, wenn sich Hr. Weisse nicht besser vertheidigt, als bisher, oder wenn gar Hr. Kunschke noch ihn widerlegen, und neue Thatsachen wider ihn aufstellen sollte, so würde diese Geschichte ein Beweis der geheimen Proselytenmacherey aufstellen, die so schwer zu entdecken und zu beweisen ist, eben deshalb, weil sie so schlau und ingeheim getrieben wird, ob man gleich nach so manchen wiederholten und einzelnen Anzeigen den Verdacht, daß damit beständig fortgefahren wird, unmöglich ganz unterdrücken kann.

Vtm.

Neuer Volkslehrer für alle Stände. Ersten Jahrgangs September, October, November, Dezember, 1785. Zweyten Jahrgangs Jenner, Februar, März, April, May, Juny, 1786. Nürnberg, in der Grattenauerischen Buchhandl.

Diese Monatschrift bleibt sich in Ansehung ihres Gehalts völlig gleich, das ist ziemlich mittelmäßig. Noch immer haben die Herausgeber oder Verf. keine rechte Idee von den Leuten, für welche sie schreiben, oder diese Schrift drucken lassen. Manche Leser, welchen die eine Art Aufsätze in der That nützlich sind, können wieder andere nicht verstehen und auch nicht brauchen. Und diejenigen, für welche die letzteren gehören, werden wieder die ersteren schwerlich lesen wollen, weil sie ihnen zu bekannte Dinge enthalten. Auch ist hier wieder die Schreibart äußerst unkorrekt, und der Ausdruck oft platt und undeutsch.

P.

Zwölf Predigten zum Privatgebrauch seiner Gönner und Freunde, auf Verlangen herausgegeben von Hermann Wilhelm Franz Uelzen, der Theol. und Philol. Kandidat, und der Brem. teutschen Gesellschaft Mitgliede. Bremen, bey Förster, 1786. groß 8. 1 Alphb. 3 Bogen.

Der Verf., ein Kandidat in Bremen, hat das Glück, daß seine Predigten einen solchen Beifall gefunden, daß gute Freunde sie auf ihre Kosten drucken lassen. Wir gönnen ihm diese Freude, und wünschen, daß sie ihn nicht stolz machen, sondern ermuntern möge, die gute Anlage, die er wirklich hat, auszubauen, und ausgesuchte Muster zur Nachahmung zu lesen.

Der Raum verstattet nicht, eine jede Predigt durchzugehen: wir wollen nur ein paar Anmerkungen machen. In der zwoten Predigt, Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, hätte der Verf. auf jugendliche Freuden seine Betrachtung vornehmlich richten sollen: er handelt aber von den Freuden des Christen überhaupt ohne Rücksicht auf das verschiedne Alter. Bey der dritten Predigt, Warnung gegen sündliche Kleinmüthigkeit, treibt er die Sache zu hoch. Er stellet sich einen Mann vor, der seines Vermögens und Ansehns völlig beraubt worden; und ruft dabey aus: wie wird er hier in ängstliche Verzweiflung versinken! Er führet fort; aber höret auch, wie wenig er dann des christlichen Namens würdig ist, u. s. w. Dies ist viel zu hart geurtheilet. Ein Mann, der Familie hat, und Ehre und Brod verlieret, ist gerade der Elendeste, der sich denken läßt. Täglich fordert seine Familie Unterhalt, und er hat nichts. Betteln ist ihm abscheulicher als der Tod. Der beste Christ muß hier Angst und Gram empfinden. Einen solchen Trostlosen muß ich nicht wegwerfen, ich muß mitleidsvoll in die Empfindung seiner Noth mich mit einlassen: ich muß ihn herzlich beklagen, ich muß weinen mit den Weinenden. Der Elende wird ein Vertrauen zu mir fassen, und wenn ich nach und nach auf Trostgründe ihn führe, meinem Zureden Raum in seinem Herzen gönnen. Die Kenntniß der menschlichen Gemüther ist eine Hauptsache, welche ein Redner, der Menschen gewinnen will, studiren muß.

Zwei-

Zweiter und dritter Beitrag zur gemeinnützlichen Lesung der heiligen Schrift. Leipzig, bey Jakobäer, 1786. gr. 8. 9 Bogen.

Der Verf., der im erstem Beitrage die Epistel an die Philipper durchgegangen war, nimmt hier die Briefe an die Epheser und Kolosser vor: weil diese sich auf einander beziehen, und nach seiner Meinung beinahe eben dieselbe Reihe von Vorstellungen und Empfindungen haben. Auch in diesen beiden Briefen ist die Erklärung deutlich, und die Anwendung schön. Unter einer solchen Anleitung die Bibel lesen, muß freilich sehr nützlich, sowohl bey Privatandachten, als öffentlichen Betstunden seyn. Die Predigten dürfen deswegen nicht aufgehoben werden.

Rf.

Der Antichrist. Virtute ac Sapientia potens. London und Berlin, 1786. 162 Seiten, 8.

Diese Broschüre mag geschrieben seyn, wo sie will: (wiewohl wir sie aus guten Gründen für ein Wienerprodukt halten) so ist sie wahrscheinlich aus der Feder eines, mit dem wahren Geiste der christlichen Religion gänzlich unbekannten, und von seiner Kirche abtrünnig gewordenen Katholiken geflossen. Wir haben uns durch das ganze Buch des Gedankens nicht erwehren können: daß doch nichts den Menschen leichter zum wirklichen Religionshaß verleitet, als Intoleranz und Aberglaube seiner Kirchenpartey; zumal wenn er unter diesem Drucke zu denken beginnt, und das Unglück hat, ein halber Philosoph zu werden. Da ist ihm denn Sectenglaube und Religion einerley, weil er von Jugend auf die letztere nie, als in ihrer schlechten Hülle gesehen hat.

Der Verf. hat seine Ideen und Einfälle wider das Christenthum in einen Roman, der freylich schaal genug ist, eingekleidet, wo er einen sogenannten Ketzer und dessen Sohn, den Antichrist, auftreten läßt. Auf eine aberwitzige Art wird die Erzeugung und Geburt des jungen Antichrists beschrieben. Der Vater wird, weil er sein Kind nicht taufen lassen will, auf Anstiften der Geistlichkeit aus dem Lande gejagt, von einem gutherzigen Edelmann auf sein Landgut genom-

nommen, und mit seiner Familie ernähret. Hier erzieht er seinen Sohn als Freydenker, und thut mit ihm, als der Knabe heranwächst, eine Reise nach München, Wien, Berlin und Rom, auch nach verschiedenen Klöstern in Baiern. Auf dieser Reise werden nun über Pfafferey, Aberglauben, Sittenverderben unter den Christen, ferner über Josephs und Friedrichs weise Gegenanstalten gegen diese Uebel, über geistliche Komödien, vornehmlich in Rom bey der Seligsprechung, Excommunicirung und andere Dinge triviale Anmerkungen gemacht, und hundertmal besser gesagte Sachen wiederholt. Ueber die Bibel werden die schiefesten Urtheile gefället. Das Resultat des ganzen Buchs geht denn dahin: Die christliche Religion kann nur Religion des Pöbels seyn; für klügere Köpfe ist die einzige mögliche Religion der Naturalismus. — Aber so verächtlich konnte auch nur ein Unwissender urtheilen, der weder die Bibel versteht, noch fähig ist, das Christenthum in seiner Lauterkeit und ohne die Mißgestalten des Aberglaubens zu betrachten.

Das Buch ist der heiligen Kongregation de propaganda fide zugeeignet, mit der abgenutzten Bitte, es dem Index prohibitorum einzuverleiben. Aber kaum verdient eine so elende Scharteke diese Ehre.

Yg.

Die Abscheulichkeit des Ehbruchs, eine von einigen Zuhörern übel verstandene, und deswegen von einem Hochedlen Magistrat abgeforderte Predigt, gehalten zu Leutkirch, am 24sten Sonntag nach Trinitatis, von Johann Wilhelm Loy, dritten Prediger daselbst. Zu haben bey dem Verfasser, 1786. 19 Seiten, 8.

Sowohl die Geschichte als der Inhalt dieser Predigt berechtigen uns, es öffentlich zu sagen, daß der Verfasser durch den Druck derselben sich ein garstiges Denkmal eines unklugen und unchristlichen Betragens gesetzt, und sich einer sträflichen Unbesonnenheit schuldig gemacht hat. Die Geschichte ist nach Inhalt der Vorrede kürzlich diese, daß die Obrigkeit einen offenbar

feubar gewordenen Ehbruch bestraft, und die in der Kirchenordnung vorgeschriebene Kirchenbusse, (nach der einstimmigen Meinung aller weisen Regenten und Gelehrten unserer Zeit weislich und löblich) nachgelassen hatte. Dennoch unterfängt sich dieser Mann, ohne weitere Veranlassung, eine Predigt über die Abscheulichkeit des Ehbruchs zu halten, das kluge Verfahren seiner Obrigkeit auf die bitterste Weise zu tadeln, und den Ort, wo christliche Liebe, Sanftmuth, Demuth, wo Gehorsam gegen die Obrigkeit geprediget werden solle, hierdurch zu mißbrauchen. Dieses veranlaßte die Obrigkeit, ihm seine Predigt abzufordern, und weil, wie die Vorrede sagt, nur ein einziger Rathsherr in der Kirche gewesen, und so ungleiche Auslegungen in der Stadt zirkuliren, hielt er fürs rathsamste, sie drucken zu lassen. Dadurch hat er sich aber gewiß nicht gerechtfertigt. Unsere Leser werden über die Unbesonnenheit des Manns erstaunen, wenn wir ihnen einige Stellen dieser Predigt vorlegen. Nachdem der V. in dem Eingang aus dem Tacitus die Keuschheit der alten Deutschen und ihre Strenge gegen den Ehbruch gerühmt, sagt er ferner: Und diese heilsame Schärfe ist auch in dem christlichen Deutschland, selbst noch heut zu Tag in solchen Städten, wie z. B. Lindau, die mit erleuchteten Regenten prangen können, beybehalten worden. Selbst in Leutkirch hat man bey allen vorhergehenden Fällen des Ehbruchs auf die geärgerte Gemeine gesehen, daß sie Satisfaction, Abbitte und Warnung erhielt; aber heut zu Tag, da das Laster der Hurerey und des Ehbruchs stärker einreißt, als ehedem, kümmert man sich nicht mehr um den Schaden Josephs, denkt nicht mehr an die geärgerte Gemeine, und nimmt das Geld dafür. Man bestraft also Weib und Kinder, und nicht den Verbrecher. Was Wunder, wenn andere nicht abgeschröckt werden, dieses Laster ferner zu begehen. O liebe Gemeine! Da wir dieser Tagen ein allgemeines Geschrey von Ehbruch in unsern Mauern vernommen, da Junge und Alte dadurch sind geärgert worden, wie könnte ichs als Lehrer eines christlichen Volks verantworten, wenn ich nicht meine Kirchenkinder vor diesem schändlichen Laster warnte. Eine ähnliche Stelle im zweiten Theil sagt: Wendet das, was ich bisher von der Abscheulichkeit des Ehbruchs ge-

sagt habe, auf alle diejenige Personen an, welche wider das sechste Gebot gesündiget haben, und ihr werdet überzeugt werden, wie solche Leute ein Abscheu vor Gott, ja ein Fluch vor allen Heiligen und Seligen seyn müssen, so lange sie nicht durch eine rechte Zerknirschung des Herzens und durch eine Busse, die der Busse Davids viel ähnlich seyn muß, vor Gott erscheinen, und sich von ihren Sünden reinigen. Und haben wir nicht gemeiniglich Ursache, an der Aufrichtigkeit ihrer Busse zu zweifeln, weil sie sich gar nicht schämen zu sündigen, aber doch schämen, vor der Gemeinde ihre Sünden zu bekennen, und die geärgerte Gemeine um Verzeihung zu bitten, in deren Augen sie gesündiget haben, und die Busse mit Geld erkaufen wollen? Davon mag man billig denken, wie Petrus zu Simon, der die Gabe des H. Geistes mit Geld hat erkaufen wollen, (denn NB. die Busse ist auch eine Gabe des H. Geistes,) daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, gesagt hat. Das auf dem Rücken des Titelblatts befindliche Motto aus Sprüchw. Sal. 6, 12. 14. paßt ganz auf den Verfasser.

Im.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Historia iuris romani in usum auditorum contracta. Herbornae, 1785. 3½ Bogen in 8.

Man kann von diesem Skelet, wie von gewissen Leuten, eigentlich nicht viel Gutes und nicht viel Böses sagen. Ungefähr das, was Selchow in seiner Rechtsgeschichte sagt, sagt auch der Verfasser. (Hr. Prof. Burchardi, wie die Unterschrift der Dedication zeigt.) Hier und da fehlen einige neuere Hauptschriften, z. E. *Pohl* diss. de codicibus Gregoriano et Hermogeniano, Meurer über die sogenannte editionem vulgatam der Pandecten, Brenkmanns Antwort auf die Schwarzische Gründe, *Inverardi* de rebus Iustiniani, u. s. w. Das Höpfnerische Programm über die Basili-

Basiliken ist zwar S. 51. angeführt, aber der Verfasser kann es nicht gelesen haben, sonst würde die Zahl der von Fabrot herausgegebenen Bücher nicht unrichtig angegeben seyn. Rec. kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, eine Seltenheit, eine römische Rechtsgeschichte anzuzeigen, die vor einiger Zeit in England erschienen, und sowohl von englischen als teutschen Journalisten sehr gepriesen worden ist. Das Buch gehört zwar nicht für die A. B. Indessen hofft Rec. daß ihm die juristischen Leser für dieses Allotrium Dank wissen werden. Der Titel heißt:

An historical and chronological view of Roman laws with notes and illustrations, by *Alex. C. Schomberg*, M. A. Fellow of Magdalen college, Oxford. Oxford, 1785. 204 Seiten in groß Octavo. Die Geschichte selbst nimmt 76 Seiten ein, das Uebrige sind Excursions oder Illustrations, wie sie betittelt sind.

Gleich anfangs erweckt es ein schlimmes Vorurtheil, daß der Verf. weder Brunquells, noch Hoffmanns, noch Heineccius, noch Bachs Rechtsgeschichte kennt. Forster und Gravina allein sind ihm bekannt, denn keine andere führt er an. Was kann man von einem solchen Schriftsteller erwarten? Doch vielleicht hat er die Quellen desto fleißiger studiret, und aus ihnen mit Hülfe eines großen Genies alles das geschöpft, was jene Männer wußten? Auch das ist sein Fall gar nicht. Die Unrichtigkeiten und der Mangel deutlicher Begriffe, auf die man allenthalben stößt, zeigen gar zu sehr, daß der Verf. die Alten nicht mit dem Fleiß gelesen hat, um die neueren entbehren zu können. Hier sind einige Proben: S. 3. die Gesetze des Servius Tullius über die Contracte und den Wucher, seyen meist aus den Gesetzen seiner Vorfahren gesammelt gewesen, und weil er diesen ihr verlohrnes Ansehen wiedergegeben habe, so nenne ihn Tacitus: praecipuus *sanctor* legum. S. 4. Von der Papirischen Sammlung der königlichen Gesetze soll ein Fragment bey Macrobius zu finden seyn. S. 9. wird senatus auctoritas also erklärt: when a negative was put upon any decree of the senate, it was no more than Senatus auctoritas,

and was not regarded as law, till ratified by the people. Die disputatio fori wird S. 11. so beschrieben, wie man sie auch bey uns beschrieb, ehe Bach ein besseres lehrte. Aber was weiter folgt, ist etwas gar neues: The opinions delivered in these forensic disputations were dignified with the name of *regulae iuris*, and answer to our idea of precedents and reports. They passed into law by acquiescence only, and though in point of antiquity they ranth before the *responsa prudentum*, yet from the mode, in which they were delivered, they are looked upon as of inferior note. Das muß dem Verf. im Traum erschienen seyn, wir erinnern uns nicht, irgendwo ein Wort davon gelesen zu haben. Die orationes Principum sind (nach S. 29.) eine besondere Gattung kaiserlicher Verordnungen gewesen. Das Consistorium des Kaysers soll von Augusts Zeiten an (S. 32.) an die Stelle des Senates getreten seyn. Nach eben dieses Kaisers Abgang sollen (S. 56.) die Gutachten der Rechtsgelehrten ihr Ansehen verlohren, wenigstens unter Caliguln einen starken Stoß erlitten haben, weil dieser Kaiser die bekannte Drohung ausstieß: so effecturum ne qui respondere possent praeter eum. Endlich unter Hadrian haben dann diese Gutachten (S. 37.) ihr Ansehen wieder erlangt, dann er sagte ja: si quis fiduciam sui haberet, delectari se, populo ad respondendum se praepararet — Welches Gewäsche! die beste Ausgabe der Theophilischen Institutionenparaphrase ist unserm Verfasser die Fabrotische (S. 66.) und was er eben daselbst von den Basiliken sagt, ist voll der gröbsten Fehler. Bey diesen Proben mag es genug seyn. Die Excursus betreffen die Gesetze der zwölf Tafeln, Geschichte der Juristen, Stoische Philosophie, Edicte der Prätoren, das Pontificat, die Regierung Augusts, die hohe Schulen, wo die Rechtsgelehrsamkeit gelehrt wurde, Rechtsgeschichte der Gothen, Justinians Rechtsbücher, Florentinische Pandecten ꝛc. und sind nicht besser als das Hauptwerk.

Cz.

Einleitung in das natürliche Staatsrecht mit Anwendung auf das Reich und teutsche Staaten. Von Christoph Fried. Cotta. Stuttgard, in der Hofbuchdruckerey. (27 S. 4.)

Diese

Diese kleine Schrift ist aus Veranlassung der vierten Jubelfeyer der Universität Heidelberg (1786.), zu Erlangung der juristischen Doktorwürde, erschienen. Obgleich diese Art akademischer Schriften sonst keinen Platz in der A. D. Bibliothek hat; so verdient doch die gegenwärtige, da sie eine ganze wichtige Wissenschaft, und zwar eine solche, die noch wenig systematisch bearbeitet ist, zum Gegenstande hat, hier eine Anzeige.

Im ersten Abschnitte, welcher (zu unbestimmt): Natürliches Staatsrecht, überschrieben ist, werden die vornehmste Grundbegriffe, in kurzen Sätzen, entwickelt und festgesetzt, und die Staaten, sowohl nach ihren Verbindungen mit andern Staaten (in einfache und zusammengesetzte) als auch nach ihren Regierungsformen, in ihre verschiedne Arten eingetheilt.

Der zweite Abschnitt ist: Wissenschaft des nat. Staatsrechts, überschrieben, enthält aber nur eine kurze Geschichte dieser Wissenschaft. Und nun folgt, als Anhang, die Anwendung auf das Reich und teutsche Staaten, welche jedoch ebenfalls nur die allgemeinste Grundbegriffe und Sätze des teutschen Staatsrechts betrift.

Man findet also hier nur die erste Grundlinien eines Systems des natürlichen Staatsrechts, und nur noch ganz rohe Materialien zu Aufführung dieses Gebäudes. Beynahe zu abstrakt hat der Verfasser seine Ideen vorgelegt, als daß man, zumal bey der Subtilität mancher, in dieser Materie vorkommenden Unterscheidungen, und bey dem unbestimmten Sprachgebrauch, über ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit, auch bey der größten Anstrengung, zuverläßig urtheilen könnte. Er nimmt, zu Errichtung eines Staats, vier verschiedne Verträge an: den Vereinigungsvertrag, den Gesellschaftsvertrag, den Unterwerfungsvertrag, und den Verfassungsvertrag. Worinnen der Gesellschaftsvertrag von dem Vereinigungsvertrag verschieden sey, hat er nicht bemerkt. Recensent kann sich unter dem ersteren nichts anders, als allenfalls die nähere Bestimmung des Leztren gedenken, so wie der Verfassungsvertrag die nähere Bestimmung des Unterwerfungsvertrags ist. Es läßt sich keine gesellschaftliche Vereinigung ohne gesellschaftliche Rechte, und keine bürgerliche Unterwerfung ohne Regierungsrechte gedenken, und wenn beide durch den Vertrag nicht ausdrücklich näher bestimmt sind;

sind; so giebt die Natur der Sache die Bestimmung. Besondre Gesellschafts- und Verfassungsverträge sind also zu Errichtung eines Staats nicht wesentlich. Bey der Definition des Völkerrechts (§. 22) weicht der Verfasser von dem bisherigen Sprachgebrauch ab, und rechnet auch die Rechte und Verbindlichkeiten der Glieder eines Volkes, als solcher, gegen einander, mit in den Begriff desselben. Diese Neuerung möchte wohl eben so ungegründet als unnütz seyn: da die hier genannte Art von Rechte und Verbindlichkeiten, mit denjenigen, die von einem Volk gegen das andre Statt finden, und welche, nach dem bisherigen Begriff, das Völkerrecht ausmachen, ganz verschiedne Quellen haben. Ueberhaupt verräth der Verfasser, bey der Anlage seines Systems, eine etwas zu starke Neigung zu Neuerungen, welche vielleicht allein die Ursache ist, daß man zuweilen nur unnütze Spitzfindigkeiten findet, wo er scharfsinnige Untersuchungen gegeben zu haben glaubt. — Zu dem Italischen Theile des Reichs werden (§. 37), auch Genua und Lukka gerechnet, ohne daß dabey bemerkt wäre, daß diese beide Republiken, so wie andre Gebiete der Lombardie, die Verbindung mit dem Reiche nicht anerkennen.

Uw.

Heinrich Wilhelm Heller, R. G. über den Selbstmord in Teutschland. Prodiga gens animae, et properare facillima mortem. Frankfurt, 1787. 72 Seiten, 8.

So nützlich es seyn mag, wenn dem immer mehr einreißenden Verbrechen des Selbstmords mit Ernst entgegen gearbeitet, und selbst die Nothwendigkeit und Wirksamkeit einer darauf zu setzenden Strafe mit Ernst erwiesen und behauptet wird, so möchten doch die allzustrengen Gesinnungen des V. nicht großen Beyfall finden, wenn er nicht nur dem versuchten Selbstmord gewisse Strafen bestimmt, sondern auch gegen den ausgeführten Selbstmord unter den bekannten Einschränkungen die Strafe des schimpflichen Begräbnisses beybehalten, und sogar sie durch auffallende äußerliche Feierlichkeiten, daß z. B. der Leichnam des Selbstmörders durch alle Straßen der Stadt auf einer Thierhaut geschleift werde, vermehrt haben will;

weiß; wenn er noch weitere Strafen, z. B. einen Schandpfahl, worauf des Selbstmörders Name zu schnizen, eine Nachsteuer für den Fiscus vorschlägt, und die abgeschaffte Gewohnheit erneuert, nach welcher der Scharfrichter sich alles, was er am Plaz des Verbrechens mit dem Schwerdt erreichen kann, zueignet. Die vom Verf. vorgeschlagene Sittengerichte, welche sich mit nichts, als dem häuslichen Leben des Unterthans beschäftigen sollen, möchten wohl bald durch Misbräuche mehr Unheil stiften, als verhindern. Die Schreibart des Verfassers ist oft sehr undeutlich und gezwungen.

Gedanken über den Zweykampf. Von einem Officier aus *** Frankfurt und Leipig. 1787. 128 Seiten, 8.

Der Verf. ein Officier, welcher gesteht, daß er selbst in seiner Jugend das unvernünftige Vorurtheil gehabt habe, wegen jeder Beleidigung sich mit seinem Gegner zu schlagen, und jeden, der es nicht thut, für eine feige Memme zu halten, widerlegt in dieser Abhandlung gründlich und nachdrücklich dieses Vorurtheil, und empfiehlt es den Gesetzgebern mit vielem Ernst, dieses abscheuliche Ueberbleibsel aus den Zeiten der Ordalien und des Faustrechts zu vertilgen. Die Vorschläge des Verfassers verdienen alle Aufmerksamkeit, sie bestehen in Strafgesetzen wider den Zweykampf und Theilnehmung an demselben, und wider Injurien, so ihn veranlassen können, wobey der Verf. hauptsächlich Ehrenstrafen vorschlägt, die Todesstrafe aber nicht anders, als wenn bey dem Zweykampf eine wirkliche Entleibung vorgefallen ist, zuläßt. Rec. würde vornehmlich auch eine ernstliche Strafe wider diejenige vorschlagen, welche einen Beleidiger oder Beleidigten, der den Gesetzen gemäß handelt, necken, spotten, und auf mancherley Weise verdächtig behandeln; denn hierin liegt vielleicht eine der wichtigsten Ursachen, warum alle Duellgesetze ohne Wirkung sind, und auch der rechtschaffenste Mann ihnen zuwider zu handeln genöthiget wird. Der Verf. will in Ansehung der Strafen keinen Unterschied zwischen Zweykampf und Rencontre zulassen, und glaubt nicht ohne Grund, weil die meisten Duelle, sobald sie zur gerichtlichen Unterschung

chung kommen, unter dem Vorwand, daß es nur Rencontres gewesen, gelinder behandelt, und also die Duellgesetze vereitelt werden, so ließe sich, wenn nicht dieser Unterschied aufgehoben werde, niemals eine gute Wirkung der Duellgesetze hoffen, welche überhaupt von dem Gesetzgeber mit unerschütterlicher Entschlossenheit und Beharrlichkeit ausgeführt werden müssen. Die weitere Vorschläge des Verf. bestehen in einer Beeydigung aller Offiziere bey Antritt ihres Dienstes auf die Duellgesetze, und in einem Ehrengericht, welches nach dem in dem Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten enthaltenen Vorschlag einzurichten ist.

Im.

Gesetze für die k. k. Armee in Auszug, nach alphabetischer Ordnung der Gegenstände eingerichtet, von Jakob Heinrich, Oberlieut. und Aud. des Jos. Collored. Regim. Wien und Prag, in der von Schönfeldschen Buchhandlung, 1785. 572 Seiten in gr. 8.

So unentbehrlich einem jeden die Kenntniß seiner Standespflichten ist, so schwer ist dieselbe bey der Menge der über jeden Gegenstand von Zeit zu Zeit den jedesmaligen Umständen gemäß erschienenen Gesetze zu erlangen. Dieses bewog den Herrn Verfasser gleich beym Antritt seines Militairrichteramts die Militairgesetze von den ältesten Zeiten her zu durchgehen, alle, die den nämlichen Gegenstand betreffen, mit Hinweglassung der wieder abgestellten auszugsweis zusammenzuschreiben, die Gegenstände selbst aber in alphabetische Ordnung zu bringen, und auf diese Art die Uebersicht der Gesetze zu erleichtern. Dieser Auszug umfasset nicht nur die Theresianische in dem neuen Reglement für die Infanterie enthaltene Kriegsartikel, das neue Verhaltungsreglement für die Infanterie vom J. 1768, die Hofkriegsräthlichen- und Generalkommando-Verordnungen, sondern auch die im Druck herausgekommenen allerhöchsten Patenten. Viele der letztern enthalten zwar kein unmittelbares militairisches Gesetz: weil aber der Soldat, besonders der Beurlaubte zugleich als Bürger oder Bauer ebenfalls Pflichten hat; in manchem politischen

Gesetz

Gesetz auch das Militaire vom Landesfürsten zur gleichmäßigen Handhabung desselben aufgefordert wird; so war es ganz zweckmäßig auch diese Gesetze im Auszuge zu liefern, obgleich nicht zu läugnen ist, daß der Hr. V. oft gar zu weit ausgeholt habe, wie solches die Rubriken: Albinagium, Bullen (päbstliche), Cassen (geistliche der Provinzen), Erbsähigkeit austretender Ordensgeistlichen, Glaufedern, *Ornamentum Calumniae*, Kammerherrnschlüssel, Ordensgeistliche, Pensionsnormale für Civilbeamte, u. a. m. beweisen. Mehr Sprachrichtigkeit mit Bestätigung ganz unverständlicher Provinzialismen wäre allerdings zu wünschen gewesen. Daß verschiedene Verordnungen lediglich auf preussische und sächsische Officiers sich beziehen, wird jedem Leser auffallend seyn. Die Strafgesetze sind ziemlich gelinde, und die Religionstoleranzverordnungen größtentheils sehr menschenfreundlich, obgleich die erfolgten verschiedenen Beschränkungen nicht zu wünschen gewesen wären, z. B. die S. 548. angeführte, wo es heißt: „Vom 1. Jenner 1783. soll von den Unterthanen keine Religionserklärung ferner angenommen, sondern diejenigen, so sich bis zu diesem Termin nicht als Akatholisch angeben, insgesammt als Katholiken betrachtet, und daher bey ihrer nachherigen Uebertretung zu einer der tolerirten akatholischen Religionen als Apostaten oder Abtrünnige geachtet werden, das ist, wie die Verordnung de dato 13. Juny, Prag 1780. besagt," sollen derley Unterofficier oder Gemeine wegen des gegebenen Aergerniß mittelst Kriegsrecht zu einer gemessenen Arbitrarstrafe verurtheilt, ein Oberofficier aber, wenn keine lindernde Umstände eintreten, seiner Charge entsetzt werden. Wegen des Schuldenswesen ist folgendes verordnet: Keinem Oberofficier vom Rittmeister und Hauptmann abwärts ist erlaubt, in Kost, Waaren oder baar Geld mehr als 100 Fl. zu creditiren, und dieses nicht anders, als gegen schriftliche Erlaubniß des Regimentskommendanten bey Verlust der Forderung respectu der Militairgage. Einem Officier, der sonsten Mittel hat, ist erlaubt, hierauf Schulden zu machen, jedoch bey nicht erfolgender Zahlung kann kein Verbot auf die Gage geschlagen werden. Sollte ein Regiment genöthiget seyn, ein Darlehn aufzunehmen, so müßte solches mit vorheriger Erlaubniß des Hofkriegsraths, und gegen Recognizion aller drey Staabsofficiers geschehen. Denen Unteroffiziers und Gemeinen wird Schuldenmachen durchaus verboten; der Darleiher soll seiner Schuld verlustiget,

get, und ein Unteroffizier, so Schulden macht, mit Strafe belegt werden. — Der Erziehungsplan der Soldatenkinder zeichnet sich sehr vortheilhaft aus. — Alle hohe Commerz- und alle Hazardspiele, wenn auch letztere ohne Geld, und zum blossen Zeitvertreib gespielet werden, sind verboten, und im Betretungsfall ist sowohl der Spielende, als derjenige, so bey sich spielen läßt, mit 300 Dukaten zu bestrafen. Nach Recensentens Ermessen hätte hier allerdings die Strafe bestimmt werden sollen, welche eintreten soll, wenn die Uebertreter des Gesetzes (welches der Fall gar oft seyn wird) nicht im Stand sind dieses Strafgeld zu bezahlen.

Grundsätze der österreichischen Rechte nach den Vorlesungen des Herrn Georg Scheidlein, beeder Rechte Doktors. Erster Theil. Wien, 1785. 307 Seiten, in 8.

Seit der Einleitung zur Kenntniß der österreichischen Rechte von Joh. Adalrik Bonner, erschien noch kein einziges vollständiges Handbuch für jene, die sich der Wissenschaft der österreichischen Gesetze widmen, und folglich mußte die seinere Kenntniß theils aus den nachfolgenden Gesetzen selbst, theils aus gerichtlichen Präjudizien geschöpft werden. Die wesentlichen Veränderungen, die nur von Josephs merkwürdigster Regierung an eine neue Epochè in der österreichischen Provinzialjurisprudenz eröffnen, die vielen Gesetze über so wichtige Zweige justiz- und politischen Faches, die Umschaffung der Gerichtsstellen, die neuerdings beygelegten Jurisdikzionsstreitigkeiten, und dergleichen machen auch eine neue Anleitung unentbehrlich, die jedermann, der ihrer bedarf, in diesem Werke finden wird. Der ungenannte Hr. Herausgeber hat daher durch die Bekanntmachung der öffentlichen Vorlesungen des Hrn. Prof. Scheidlein über das österreichische Provinzialrecht seinen Landesleuten einen wichtigen Dienst geleistet, und Freunden des deutschen Rechtes kann diese Arbeit nicht anders, als höchst willkommen seyn. Gegenwärtiges von den Rechten und Abtheilungen der Personen handelndes erstes Buch zerfällt in 9 Hauptstücke, deren Gegenstände folgende sind: I. Von den Eintheilungen der Perso-

nen

nen in Ansehung des Geschlechtes, des Alters, der Sitten und der Religion. II. Von Eingebornen und Fremden, dem Zustande der Fremden, und den hieher gehörigen Vorrechten der Eingebornen. III. Von der Eintheilung der Personen in Ansehung der Geburt. IV. Von dem Adel. V. Von den Bürgern. VI. Von dem Bauernstande. VII. Von der Eintheilung der Personen in Ansehung der ehelichen Gesellschaft. VIII. Von der Eintheilung der Personen in Ansehung der väterlichen Gesellschaft. IX. Von der Eintheilung der Personen in Ansehung der vormundschaftlichen Gesellschaft. — Der Vortrag des Hrn. V. ist lichtvoll und gründlich, die Schreibart, einige Provinzialismen hinweggerechnet, ziemlich rein, die Abweichungen von dem römischen Rechte sehr häufig, doch meistentheils, philosophisch sowohl als politisch, richtig. Indessen wird der philosophische Kopf hie und da auf Stellen stoßen, die in ihm den Gedanken rege machen werden, daß Unvollkommenheit das Loos aller menschlichen Werke sey. In Betreff des Intoleranzsystems in Rücksicht der Nichtkatholischen, worunter die Protestanten, Reformirten und nicht unirten Griechen verstanden werden, will Rec. einige Stellen ausheben. Sie dürfen zwar (§. 79.) eigene Bethäuser erbauen, aber weder einen Thurm, noch eine Glocke, noch einen öffentlichen Eingang von der Gasse haben, der einen Kirchengang vorstellte. (§. 82.) Ist der Vater katholisch, so folgen die Kinder dem Vater ohne Unterschied des Geschlechtes, das heißt, alle Kinder werden katholisch erzogen. Ist aber der Vater Protestant, und die Mutter katholisch, so folgen die Kinder dem Geschlecht, und die Knaben werden protestantisch, die Mädchen hingegen katholisch erzogen. (§. 91. und 92.) Wenn eine ganze Gemeinde sich zu einer akatholischen Religion zugleich bekennt, soll diese Erklärung nicht als ein gültiger Beweis angesehen, sondern alle, die sich so erkläret, nochmal vorgerufen, jedes Individuum von der Obrigkeit einzeln vernommen, und um seinen Sinn befraget werden. Der ordentliche Bischof soll eigene Geistliche zu dem Ende aufstellen, die bey den Bekenntnissen zugegen seyn, und die Bekennenden um ihre Religionsmeinungen und Zweifel kurz und bündig fragen müssen. Der geistliche Kommissär soll sich Mühe geben, die Unwissenden und Schwankenden mit sanften Worten zu belehren, und, wo möglich, zur katholischen Religion zurückzuführen. (§. 94.) Ein katholischer Geistlicher darf einen akatholischen Kranken,

auch wenn er nicht gerufen wird, von seinen Stücken, jedoch nur einmal, besuchen u. s. w. — Auffallend ist die Stelle §. 37. wo es heißt: „Die katholische Religion ist die herrschende, „doch wird auch den Irrgläubigen, z. B. Lutheranern, „Reformirten und nicht unirten Griechen die Ausübung ihrer „Religion erlaubt."

A—t.

3. Arzneygelahrheit.

Beytrag zur Geschichte der Frühlingsepidemie im Jahr 1782; von J. D. Metzger, Hofr., d. A. W. D. u. Prof. in Kön. Königsberg, bey Hartung, 1782. 8. 78 Seiten.

Den Anfang dieser Geschichte macht die Beschreibung der Witterung vom Dec. 1781 an, nebst Angabe der jedesmals sich zeigenden Krankheiten. Den 15 März zeigten sich die ersten Kranken an der Influenza, in Königsberg, in 2 — 3 Tagen war sie schon äußerst allgemein. Sie war nicht gefährlich, im Allgemeinen, ließ aber, zu gering geachtet, nicht selten schlimme Folgen nach. — Berichte von 9 Physicis in Ostpreußen, an das medic. Collegium, über dieselbe, hier im Auszuge mitgetheilt: es waren die Herren Bechstädt, Beuck, Carl, Elsner, Gordack, Melhorn, Tiefenbach, Wätzel, Tiesemer. Aus ihnen ergiebt sich die Folge, daß die Epidemie ihren Gang von Norden nach Süden nahm, daß mit dem Hauptcharacter, dem Catharr, etwas gallichtes sich vermische; daß sie gut behandelt, ohne Gefahr war, aber denen, welche alt waren, oder vorher Brustbeschwerden hatten, gefährlich, ja tödtlich werden konnte. Noch gaben Hr. D. Hochekfel in Liebau, Hr. D. Canzye in Danzig, und Hr. D. Bloch in Berlin Nachrichten von der Art der Epidemie. — Kurze Schilderung des Laufs der Epidemie in Rußland, Deutschland, England, Frankreich. Aehnliche Epidemie von 1762, 1775. Hr. M. hält es für unleugbar, daß epidemische Krankheiten nicht blos von plötzlichen und ungewöhnlichen Veränderungen der Luft, sondern

von

von einem epidemischen Miasma mehrentheils abhängen, welches durch irgend eine, noch bis itzt unbekannte Ursach erzeugt, durch die erregte Krankheit selbst vervielfältigt, geschärft, durch die Atmosphäre verbreitet, durch Bewegung der Luft und Winde fortgebracht, ohne alle Rücksicht auf Jahreszeit und Witterung eine große Strecke durchwandert, und endlich geschwächt wird, oder sich in entfernten Gegenden verliert. (Bey aller Wahrscheinlichkeit dieser Meynungen scheinen doch gegenseitige Gründe in Hrn. Mitarvers, und besonders Hrn. Creek's u. a. Schriften über diesen Gegenstand, das Uebergewicht zu haben.) Wie sich dies Miasma erzeugt? wagt Hr. M. (mit Recht) nicht zu entscheiden. Diese Esthaer Epidemie sey allerdings ansteckend gewesen. Sie sey, bald mehr, bald weniger entzündungs- oder vielmehr faulartig, bald mit gallichtem Stoffe verbunden gewesen. Das Aderlassen sey daher selten gerathen gewesen; so wie man überhaupt mit dieser Operation [und so denkt auch Rec.] viel zu verschwenderisch umgehe.) Hrn. M. war Ruhe, Diät, strenge verdünnendes Getränk, erweichende Clystiere, und andere ähnliche milde Arzneyen, welche die Natur nicht störten, hinlänglich. Durch Schweiß und erleichterten Auswurf geschah die Crise, und gelinde abführende Mittel endigten die Cur. Im Zusatz sind noch einige Nachrichten vom Hrn. Bloch und Marx, die sehr richtige und gute Verfahrungsarten enthalten.

Dw.

Gallerie der berühmtesten Wundärzte Frankreichs. Erster Band, enthält fünf Preisschriften und andre Aufsätze des le Cat, und Abhandlungen von David. Mit Kupfern. Leipzig, in der Weygand. Buchhandl. 1787. 258 S. 8vo.

Von le Cat stehen in diesem Bande Abhandlungen von Geschwülsten; von Vortheilen und Nachtheilen der Quecksilbersalbe und andrer erweichender Mittel; über den häufigen oder seltenen Verband; von den unterscheidenden Kennzeichen der Schußwunden und der ihnen zukommenden Behandlungsart; Bemerkungen vom trocknen Brande; Beschreibung einiger Zangen, die zur Herausziehung solcher Geschwülste und fremder

der Körper dienen, zu welchen der Wundarzt nicht mit den Fingern kommen kann; von einem neuen Toiscar u. s. w. nebst einigen Anmerkungen über den Schlagfluß; von einigen schwammichten Gewächsen in der Blase, nebst Beschreibung einiger bey dergleichen Krankheiten nützlicher Instrumente; verschiedene chirurgische und anatomische Wahrnehmungen; Zusätze zu der in einer vorhergehenden Abhandlung befindlichen Beschreibung eines Bruches und künstlichen Afters, wie diese Theile nach dem Tode der Kranken gefunden sind; von den bösartigen Fiebern, die 1753 und 54 zu Rouen gewüthet haben; von dem Gebrauch und Nutzen des Feuers in der Wundarzneykunst.

Außer diesen interessanten Schriften des le Cat's ist in diesem Bande nichts enthalten, was einem andern zum Verfasser hätte, obgleich die Aufschrift mehr verspricht. Wir haben aber gemäß der Vorrede noch eine zweyte Abtheilung dieses Bandes und darin David's Abhandlungen zu hoffen. Den Liebhabern der Wundarzneykunst, welchen die Schriften der französischen Wundärzte nicht sonst schon bekannt sind, muß diese Ausgabe sehr willkommen seyn, welche noch überdem mit verschiedenen guten litterarischen Anmerkungen des Uebersetzers vermehrt ist.

Id.

Philosophisches Gesundheitsbuch. Von C. N. Leppentin . . Arzt in Hamburg. Erster Theil. Lübeck, bey Donatius, 1786. 782 Seiten in 8. ohne 26 Seiten Dedication und Vorrede.

Dies Werkchen (?) sagt der Verfasser, sollte erst eine blosse Uebersetzung aus dem Schwedischen werden, allein er schmiedet die Ueberschrift um, und so ward aus einem Tractätchen von drey Bogen ein Alphabet. — Den schwedischen Tractat, welchen wir hier so verdickert erhalten, hat L. nicht genannt, Rec. glaubt aber, daß jene drey Bogen mehr Nutzen gestiftet haben würden, als dies Alphabet; die Dilettanten unserer Kunst, und für diese ist doch wohl dies Gesundheitsbuch berechnet, weil ihm fast jede Erforderniß zur Volkslectüre fehlt, scheuen solche dicke Bände, zumal wenn die Schreibart des Verf. nicht fein, einfach und doch geschmückt, kurz,

nicht lockend ist. Der Text dieser Schrift, oder das eigentlichen Gesundheitsbuchs geht nur bis Seite 204. Die übrigen 528 Seiten sind Anmerkungen, von welchen der Verf. selbst sagt: „sie enthalten oft ganz etwas anders, das aber im Ganzen mit diesem Werk von Gesundheit in Verbindung steht, und also beyläufig angeführt werden müßte.“ (?) Die erste Abtheilung des Gesundheitsbuchs handelt vom widersinnigen Verhalten der meisten Menschen, während ihres Wohlseyns, nebst einem Unterrichte, wie man die Gesundheit schützen und pflegen kann und soll; die zweyte Abtheilung handelt vom widersinnigen Verhalten der meisten Menschen bey Krankheiten, und Anordnung zu besserer Lebensordnung in Krankentagen. Natürlich, daß der Verfasser hier den Aerzten nichts neues sagen konnte, daß er aber vieles sagt, was hier, wenns gelesen und befolgt würde, nützlich und zweckmäßig ist, das aber schon in vielen andern Volksschriften und oft bestimmter und vollständiger enthalten ist. Der Verf. rühmt in der Vorrede die Arbeiten der schwedischen Provinzialärzte, davon sie dem Kollegium zu Stockholm ihre jährlichen Berichte, und ihre gemeinnützigen Vorschriften zum Besten des Volks zur Beurtheilung und Rechenschaft vorlegen, und er hofft zu andrer Zeit einen Auszug aus der Sammlung dieser Arbeiten für die letzte Hälfte dieses Jahrhunderts zu liefern; gewiß würde dieser Auszug willkommner seyn, und auch von den Aerzten dankbarer aufgenommen werden, als die übrigen Arbeiten unsers Verfasser, nen zwar gewiß keiner seiner Leser Gelehrsamkeit, Fleiß und guten Willen absprechen kann, der aber die Gabe nicht besitzt, pragmatisch, körnicht, und angenehm zu schreiben, so daß seine Schriften den Zweck nicht erreichen, welchen er sich dabey vorgesetzt hat, sondern, wie er selbst von der Sammlung philosophischer Naturkenntniß für Frauenzimmer klagt, zur Makulatur verdammt zu seyn scheinen.

La.

Chirurgische Geschichte, mit theoretischen und praktischen Anmerkungen, von L. E. Schneider, Wundarzt in Mittweyda. Eilfter Theil mit Kupfern. Chemnitz, bey Stößel, 1786. 136 S. in 8.

Diese Beobachtungen, ohne gesuchten Schmuck, werden manchen Wahrheit suchenden ganz angenehm seyn. Der angehende Wundarzt findet hier viel nützliches; und auch der erfahrne Praktiker wird hin und wieder dabey aufmerksam werden.

Die erste Geschichte handelt von einer Schußwunde am Ober- und Unterarm. Hier war die große Schlagader des Oberarms verletzt; das Glied aber wurde durch die anastomosirenden Gefässe erhalten. Die 2te von einem drey Wochen lang eingesperrten, und glücklich operirten Bruche. Bey der Absonderung des Netzes vom Blinddarm, erfolgte aus letzterm ein heftiges 8—9 Minuten anhaltendes Bluten, welches durch das Thedensche Wundwasser mit Scharpie ohne weitere Folgen gestillt wurde. Die 3te von der Abnehmung einer kranken Brust. Die 4te von einer bey zwo Geburten wahrgenommenen Zerreißung der Gebärmutter. Die erste wurde, höchst wahrscheinlich, durch einen heftigen Fall der im 6ten Monat schwangern Frau veranlaßt; die zweyte entstand bey einer heftigen Wehe. Die Kinder wurden todt entbunden, und die Mütter starben kurz nachher. Die 5te, von einem ins Gesichte ausgeschnittenen Knochenspeckgeschwulst. Die 6te, von einem Beinbruche am Unterschenkel, mit Wunde und Zerquetschung. Umstände machten die Amputation nothwendig; der Ausgang war tödtlich. Die 7te, von einer Wunde am Knie; sie konnte nur durch den innern Gebrauch des Sublimats geheilt werden. Die 8te, von einem abgehauenen und wieder angeheilten Daumen. Er hieng nur noch an so viel Haut, als ein schwacher Bindfaden beträgt, und zwar an der Seite des Zeigefingers. Zuletzt beschreibt der Verfasser seine Schienen zu Beinbrüchen mit Abbildungen. Sie sind meistens nach Thedenscher Art eingerichtet.

Herrn Anton Balthasar's, Wundarztes zu Leyden, chirurgische Krankheitslehre, aus dem Holländischen übersetzt. Zweiter Band. Wien, bey Gräffer, 1786. 320 S. gr. 8.

Wenn Anton Balthasar und H. D. Gaub einerley ist, so hat Anton Balthasar dies Buch von Anfang bis zu Ende wirklich selbst geschrieben; ist aber A. Balthasar und D. Gaub zweyerley, wie wir glauben (denn unsers Wissens hat sich Gaub nie A. Balthasar genannt): so hat entweder A. Balthasar den Gaub, oder Gaub den A. Balthasar ausgeschrieben; doch letzteres, wird sich wohl niemand einfallen lassen. Was für eine Meynung mag denn aber die treuherzige Uebersetzer-Seele von seinem Helden hegen, den er ohne Untersuchung, sogleich frisch weg verdollmetschte? Sollte er es denn nicht gemerkt haben, daß Anton Balthasar fast wörtlich Gaubii institutiones Pathologiae medicinalis ausgeschrieben hat; es ist doch so auffallend; wir wollen von beiden nur einen Paragraph zum Beweise hier anführen:

Vid. Gaubii institut. §. 541.

Uti vero affectionum mentis quaeque pro sua diversitate diversas externis corporibus partibus actibusque mutationes inducit, quibus, tanquam propriis characteribus, foris expictae sese dignoscendas produnt; ita suo etiam singulae modo peculiari internas vitae sanitatisque conditiones convellunt, vires corporis motrices opprimendo, exagitando, perturbando. Atque hinc praecipue multiplicia illa nasci videntur motus humorum vitia, quae in pathematis, prout aut laeta, aut tristia, fuerint, alia atque alia etiam, ex pulsu sese manifestant.

Vid. §. 224. unsers Ritters.

Eine jede Leidenschaft der Seele bringt am äußeren Körper verschiedene Veränderungen und Wirkungen hervor, wodurch sie sich als durch eigenthümliche Kennzeichen äußerlich unterscheiden läßt; eben so greift sie aber auch auf eine eigene Art die inneren Erfordernisse des Lebens und der Gesundheit an, indem sie entweder die Bewegkräfte des Körpers unterdrückt, in Unordnung bringt, oder heftig reizt. Hieraus hängen vorzüglich die mannigfaltigen Fehler in der Bewegung der Säfte, welche sich auch bey den einzelnen Leidenschaften, je nachdem sie angenehm oder unangenehm sind, durch den Pulsschlag entathen, ab.

So geht es fast durchgehends. Was mag der Holländer wohl von dem Wiener denken, der sein Buch so treuherzig übersetzen konnte! —

Pgr.

Anleitung alte Schäden und faule Geschwüre gründlich zu heilen, nebst einem Anhange über eine zweckmäßigere Behandlung der Fisteln, der Knochenfäule, des Winddorns, des Krebses, des Gliedschwammes und der Lungensucht, von Samuel Hahnemann, d. A. D. u. Phys. d. A. Gommern. Leipzig, bey Crusius, 1784. 8.

Der Verf. nimmt, auf seine Erfahrung gestützt, in der Vorrede einen so hohen Ton an, daß er jedermänniglich Hohn spricht, vom schulgerechten Professor und Mitglied aller Akademien (S. 7.) an, bis auf den Schäfer und Scharfrichter, und sich rühmt, eine bessere Heilart der alten Geschwüre zu haben. Wir wollen doch sehen, worinnen dies alles bestehet, und ihre Folgen. 1) Schädlichkeit der gewöhnlichen Kurarten bey vielen Körpern durch häufige Ausleerungen und Blutreinigungen. Er tadelt deren Gebrauch, und belegt es mit einem Fall, wo ein Mädchen, nach vielen von ihm vergebens angewandten Mitteln, ihre häßlichen Geschwüre durch ein Flußbad los wurde. (Dies Beyspiel beweist, daß der Hr. D. selbst nicht unterscheiden gelernt hatte, wie vielfältig auch hier die Krankheitsursachen seyn können, und daß es keiner Blutreinigung bedürfte, wo die Schwäche der festen Theile Schuld an der Verderbniß der Säfte war.) 2) Ueberfluß in Nahrungsmitteln und Unthätigkeit, als Ursachen übler Säfte und unreiner Geschwüre. Kann bisweilen Ursache seyn, wenn auch die Erklärung, die der Verf. giebt, nicht befriedigend ist. Muß also wohl hier wieder, wie andere Heilart, statt finden. 3) Mißbrauch abgezogener Geister, als Ursache böser Säfte und alter Geschwüre. Ganz richtig. 4) Verhaltene monatliche Reinigung und üble Behandlung des endlichen Aufhörens derselben, als Ursachen übler Schäden. Mag

es

es manchmal sey! Der Verf. brauchte kalte Bäder und Leibesbewegung, innerlich bittere und eisenhaltige Arzneyen, dann Abführungen, und ließ das Geschwür mit Sublimatwasser verbinden. 5) Salben und Pflaster. Sollen nicht auf diese Schaden gelegt werden. Freilich nicht, so allgemein nicht, als es, leider! geschieht. Auch die Bleimittel? Der Verf. eifert dagegen; hoffentlich auch wieder ohne nähere Bestimmung. Auch keinen Sublimat? In den Fällen, wo Entkräftung u. s. w. da ist, freylich nicht, aber doch wohl außerdem? Besonders in venerischen Geschwüren? 6) Schierling. Soll nur innerlich gegen scrophulöse Beschaffenheit dienen! 7) Holztränke. Der Verfasser läugnet ihre Nützlichkeit in alten Verderbnissen der Säften. 8) Salpeter. Diesen hat Rowley zu allgemein empfohlen, und unser Verf. ist im Eifer in den entgegengesetzten Fehler gefallen. — Hieraus ziehet nun derselbe (S. 63.) den Schluß, man könne eine ungeheure Anzahl alter Wunden verhindern, wenn man gewissen anfänglichen Unordnungen des Körpers, die Gelegenheitsursachen fauler Wunden werden können, auf schickliche Weise begegnet. (Die Sache selbst ist wohl nicht zu bezweifeln, nur kann der Arzt und Wundarzt dies mehrmals nicht thun, entweder weil man ihm dieselben verhehlet, oder ihn zu spät ruft.) Er sucht diesen Satz mit folgenden Beyspielen zu beweisen. 1) Frische Wunden ohne Verlust von Substanz. Braucht weder Hausmittel, noch Pflaster; aber dies räth der Arzt wohl nur in Hermannstadt an? 2) Quetschungen. Gehet den gemeinen Mann an, nicht die Kunstverständigen. 3) Brandschäden. Eben so. 4) Wunden mit Verlust von Substanz. Hier abermals Eifer gegen den unschicklichen Gebrauch der Salben. 5) Rothlauf. Der Tadel trift die bekannten Haus- und Apothekermittel gegen das Rothlauf. 6) Krampfadern. Dagegen werden Binden und kalte Alaunbäder empfohlen. 7) Bleichsucht. Ist alles gut, nur hinlänglich bekannt. 8) Versetzung einer Krankheitsmaterie. 9) Andere Ursachen. (Dies alles verdiente doch nicht mit so vielem Geschrey gesagt zu werden, wofern es nicht blos lokale Absicht hat. Dann war es Pflicht des Verfassers, dieselbe irgendwo geziemend und gebührend anzuzeigen.) — Um die Heilart zu zeichnen, schickt er die Beschreibung eines alten Geschwüres voraus, und paßt die Kur den obigen Arten an. Er läßt also

blutreinigende Mittel aus Quajakholz und Pferdefuat brauchen, verordnet eine beſſere Diät und Lebensart, bey Schwächlichen ſtärkende, gewürzhafte und bittre Mittel, bey allen das kalte Bad, auch wohl zur Nachkur ein Alaunbad und Eiſenbad. Die Speichelkur bey veneriſchen Verderbniſſen, empfiehlt, als das beſte Reinigungsmittel alter Geſchwüre, die Sublimatauflöſung; gegen das Wildefleiſch die Berührung mit Höllenſteine, auch Fernoleswaſſer (Queckſilberauflöſung in Salpeterſäure), Arſenikwaſſer bey allzu großen faulen Wunden, kaltes Waſſer gegen die entzündete Geſchwulſt, Digeſtive ohne Fertigkeit zur guten Eiterung, kaltes Baden, oder gar Speichelfluß gegen die Rückfälle, und für allen ſeinen vortreflichen heilenden und ſtärkenden Balſam, auf die Ränder der gereinigten alten Wunden gelegt. — Die obigen Krankheiten füllen den Anhang aus. — Nach dieſer kurzen Ueberſicht können wir nichts anders glauben, als daß der Verf. ſeine geprieſenen Wundbalſam marktſchreyeriſch empfehlen, und ſich durch den Tadel der Vorgänger einigen Zugang und Ruf verſchaffen wollte. Und dann bedurfte es nicht ſo vieler Ruhmredigkeit. Denn es iſt doch alles hinlänglich bekannt, und einleuchtend, was der gute Mann mit vollen Backen ausposaunen wollte.

L. M. A. Caldani, in Patav. Lyc. Med. Theoret. et Anat. Prof. Publ. Primar. eer. Institutiones Phyſiologicae praelectionibus academicis accommodatae. *Editio noviſſima.* Lipſiae, in bibliopolio Haugiano, 1785. 8vo. 385 pagg.

Wir haben zu anderer Zeit in dieſer Bibliothek die Ueberſetzung von dieſer Schrift, angezeigt, und unſer Urtheil beygefügt. Den Liebhabern ausländiſcher Schriften bleibt es alſo unbenommen, ſich den lateiniſchen Nachdruck anzuſchaffen.

Hr.

A. Cornelii Celſi de tuenda ſanitate volumen elegis latinis expreſſum. Subiicitur ipſe Celſi con-

contextus, partim e libris, partim ex ingenio emendatus, cum varietate lectionis Lommianae, Lindenianae, Krauſianae, Targaeae et Valartianae, auctore *Joh. Fred. Craſſio.* Tubingae, typ. Fueſianis. 1785. 8. 80 pagg.

Eine ſeltene Erſcheinung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Daß der Celſus angenehm zu leſen ſey, dies hört man noch dann und wann. Daß ſeine mediciniſchen und diätetiſchen Regeln noch jetzt ihren Nutzen haben, können ſchon wenig Aerzte aus Erfahrung beſtätigen. Daß der Text größtentheils aus einer Handſchrift fließe, dies konnte nur ein vieljähriger Kenner, wie unſer Verf. ſagen. Daß endlich dieſe Regeln der Lebensordnung ſich in gute und leſbare Verſe, ſo viel möglich, mit Beybehaltung der Celſiſchen Ausdrücke, bringen laſſen, dies zeigt die gegenwärtige kleine Schrift. Sie enthält die erſten 10. Kap. und unterſcheidet ſich von ältern Verſuchen durch ihre Leichtigkeit der Verſification, und durch zufällige Verbeſſerungen, in Rückſicht auf andere leſende Ausgaben, beſonders der van der Lindenſchen. Von S. 49 bis Ende iſt der Text des Celſus abgedruckt, aber verbeſſert, und mit untergelegten Varianten. Man ſieht, daß er ſeinen Autor ſtudirt hat, und eine beſſere Ausgabe geben kann: Vielleicht erfüllet er dieſen Wunſch; und dann wünſchen wir von ihm, als Arzt, eine für Aerzte zweckmäßige Ausgabe.

Hippokrates von den Kopfwunden aus dem Griechiſchen überſetzt, von Chriſt. Gottfr. Karl Braune. Leipzig, im Verlage der Dykiſchen Buchhandl. 1785. 8. 46 Seiten.

Weder Vorrede, noch ſonſt ein Bericht ſagt uns, was der Ueberſetzer für einen Plan bey ſeiner Arbeit hatte. So wie das Werklein da liegt, ſcheint es das Schulexercitium eines jungen Mannes zu ſeyn, woran noch die letzte Hand des verbeſſernden Meiſters fehlt, und wird unter dieſen Aſpecten ganz unbrauchlich, da wir erſt neuerlichſt von Brunner und Grimm dieſe Schrift überſetzt bekommen haben. Auch weiß unſer Verf. nicht recht, wo er kunſtmäßig ändern, treu und richtig über-

übertragen soll, schiebt hier und da ein, wo es nicht nöthig ist, und sieht Schwierigkeiten, wo keine sind. Gleich S. 7. ist der Ausdruck, Hirnschalen, falsch, und richtiger das Grunersche und Grimmische, Menschenköpfe. S. 9. kann διπλοος, nichts anders heißen, als nach dem Zusammenhang, doppelt, und es war nicht nöthig, erst einen unbekannten D. B. zum Gewährsmann anzuführen. S. 13. entschuldiget er sich, wegen Eindruck, ohne Noth: denn ἐσω ἐπφλασσειν kann nichts anders bedeuten, als Hineindrücken, nur ist das deutsche Wort in dem Verstande, ungewöhnlich. S. 16. behält er Hedra, aber ohne Noth, bey, und nimmt es als die fünfte Art der Kopfwunden an. Hoffentlich nicht richtig und mit Kenntniß der Sachen. Eben dies gilt S. 17. von der Diakope. Denn diese bedeutet hier nichts weiter, als Einschnitt. Dies zeigt auch die Folge, wo sich der Uebers. mit Unterscheiden helfen muß. S. 21. hat er ὀστεον durch Hirnschale, und κεκλασται durch gespalten übersetzt; allein dies ist gewiß wider den Sinn des Alten, weil derselbe hier nur im Allgemeinen spricht, und man selbst im Deutschen sagt, der Knochen hat gelitten. Und so ließe sich noch viel gegen dies Werkstück erinnern, wenn sichs der Mühe verlohnte. Selbst die willkührliche Eintheilung in Kapitel ist nicht ganz richtig, und wollte der Vers. ja den Inhalt anzeigen, so war es rathsamer, nach dem Beyspiele einiger neuern Uebersetzer, die zusammenhängenden Stücke in §. einzuschließen. Ueberhaupt wünschen wir, daß sich der Vers. erst mehrere Kenntniß der griechischen Sprache und der alten Arzneykunde, mehrere Richtigkeit im deutschen Ausdrucke, und mehrere Genauigkeit in Uebertragung der Kunstwörter erwerben, dann aber sich an noch unübersetzte Stücke wagen möge. Wo schon viel vorgearbeitet ist, da wird es leicht, bey geringer Sprach- und Sachkenntniß einige Fehler der Vorgänger aufzufinden und zu vermeiden. Und doch hat derjenige, der zuerst das Eis brach, immer die meisten Schwierigkeiten zu überwinden, und verdient wohl das meiste Lob.

****

Frage: woher entstehen so viele Faulfieber? warum sind die Frieselfieber so selten? Ist jenen nicht zuvorzukommen, und wie könnte dies geschehen?

sammt

fanmkt der aus Erfahrung gezogenen, und durch praktische Fälle bekräftigten Antwort. Vorgelegt von Joh. Jak. Wernischek, des Erzbischof von Wien Leibarzt. Wien, in der Taubstummeninstitutsbuchdruckerey, 1786. 8. 67 Seiten.

Allerdings in den jetzigen Zeiten, wo schon der Arzt mit dem Scheermesser von nichts als Faulfieber redet, eine wichtige Untersuchung. Wir wollen sehen, wie der Verfasser die verschiedenen hier aufgeworfenen Fragen beantwortet. Viele der sogenannten Faulfieber, sagt er, seyn keine wahre Faulfieber. Das Blut oder die Säfte des Körpers gehen selten in Fäulniß über, und sie seyn also nicht die Ursache dieser Fieber. Nichts sey schädlicher, als sogleich im Anfange einer jeden Krankheit sogleich auf Fieberrinde, Campher, mineralische Säuren ꝛc. zu denken. Noch weniger können andre Fieber auf Rechnung der Fäulniß gesetzt werden — nicht in den ausgearteten Säften, sondern in einer Schärfe liege die Ursache. (Aber bringet uns wohl dieses veränderte Wort einen Schritt der wahren Ursache näher, und wenn die Säfte scharf geworden sind, sind sie dann nicht ausgeartet, oder von ihrer natürlichen Beschaffenheit abgewichen — fehlerhaft gemischt? Doch der Verf. erkläret sich näher hierüber.) Diese Schärfe entstehe aus der materiellen Ursache der vorigen Krankheit, die in das Faulfieber übergegangen ist. (Wir verstehen dies so, daß Masern, Pocken, rhevmatische ꝛc. Materie dazu Anlaß geben könne.) Die Galle selbst nehme zuweilen eine faule Schärfe an. Die Ausartung der Säfte im Faulfieber sey keine faule, sondern alcalische. Den vielen Fragen, die der Verf. sich hier selbst aufgeworfen hat, möchten wir auch die beyfügen: warum gebrauchet man denn immer den Ausdruck: Faulfieber, und warum sollen die verschiedenen hier bezeichneten Fieber eben in Faulfieber übergehen, und also fast alle Menschen am Ende am Faulfieber sterben? Der Ausdruck, wider den der Verf. überhaupt, oder wider die Benennung, eifert, giebt ja hier wieder zu Irrthümern und fehlerhafter Behandlung Anlaß; sollte man nicht lieber sagen, ein hitziges, rhevmatisches Fieber S. 47. werde oft böse, es bekomme diese oder jene gefährliche Erscheinungen ꝛc. als, es gehe in Faulfieber über, da der Character,

die

dieses Faulfiebers selbst noch so unbestimmt ist? Mehr empfehlungswürdig ist übrigens der Rath des Verf., die 7 verschiednen Fieber, aus welcher, seiner Meynung nach, Faulfieber entstehen, genau nach ihrer Ursache zu untersuchen und zu beobachten, und sie nicht allgemein zu behandeln; da aber so viele Arten von Fiebern angegeben werden sollten, die in Faulfieber übergehen können, oder richtiger gesprochen, den Anstrich vom Faulfieber bekommen, so hätte hier noch der merkwürdige Morbus mucolus von Wagler, wov von wir in der Bibliothek B. 55, 2. nähere Nachricht gegeben haben, eine Stelle verdienet. Wenn unter den Faulfiebern das S. 48. beschriebene das schlimmste ist, so bleibt es schwer zu erklären, wie hier die Benennung vom Faulfieber statt finden könne, da zuletzt — wider den Begriff des Worts, oft der Friesel ausbricht.

Daß wir jetzt mehr Faulfieber haben, davon liege die Ursache nicht in der veränderten Luft oder Lebensart, sondern in der Vernachläßigung der Krankheit, da man nicht frühe genug einen Arzt rufet, und in der fehlerhaften Behandlung der Aerzte selbst, (NB. der Verf. schränkt sich hier auf die wienerischen ein) da sie allein und durchgehends die antiphlogistische Methode anwenden, da doch die phevmatischen Fieber vorzüglich in Faulfieber ausarten, und bey diesen vielmehr Ausdünstung zu befördern sey. Dem Rec. scheinet nicht die Krankheit, sondern nur die Benennung, sich mehr ausgebreitet zu haben, da jetzt ungleich mehr Krankheiten so genannt werden, die nichts weniger als Faulfieber sind, und sobald ein Fieber von irgend einer Art gefährlich wird, es diesen Namen erhält. — Der Verf. selbst hat sie ja, wie wir oben gezeigt haben, so beträchtlich vermehret.

Der Friesel sey deswegen jetzt weniger sichtbar, weil man mit antiphlogistischen Mitteln zu freygebig, besonders auf de Haens Ansehen, die Ausdünstung vernachläßige. Ein jedes Faulfieber erfordere eine eigne Heilart, nachdem es nämlich aus dieser oder jener vorhergehenden Schärfe erzeugt worden. Wie aber der V. die 2te Frage beantwortet, und ein Faulfieber verhütet oder behandelt werden müsse, das werden die Leser im Buche selbst finden, wir dürfen hier nicht mehr daraus abschreiben, genug seine Methode ist gröstentheils der simple Boerhavianismus, wobey er gegen das kalte Verhalten eifert, mehr Ausdünstung durch warmes Getränke befördert,

dert, als es jetzt Mode ist, gelinde ausleerende Mittel giebt, und ob er gleich wider kühlende Mittel vorher geeifert hatte, so giebt er sie selbst — jedoch nur unter neuen andern Namen von urintreibenden Mitteln, Salpeter, Weinsteinrahm, Tamarinden, Citronensaft — wenig Vitriolgeist, den wir jedoch, nach der Entdeckung des Verfassers, daß die Schärfe hier alkalischer Art sey, in größerer Menge erwartet hätten. Wenn übrigens der Rec. siehet, wie so leicht der Verf. bey einem hier beschriebenen Fieber der schlimmsten Art S. 52 mit Tamarinden, Manna und Rhabarbar fertig geworden, und nun sich an das erinnert, was ihm in seiner 25jährigen Erfahrung von ähnlichen Fiebern vorgekommen ist, so weiß er nicht, wie er das Glück des Verf. erklären soll. Ueberhaupt ist aber der Eifer des Verfassers wider den großen Schlendrian, wider die so allgemein angenommene antiphlogistische und antiseptische Methode sehr lobenswürdig, und giebt wenigstens Anlaß, darüber nachzudenken, wenn man auch gleich nicht die Begriffe des Verfassers alle annehmen kann.

Kb.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Theorie der schönen Wissenschaften. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen herausgegeben von Johann August Eberhard. Zweyte verbesserte Auflage. Halle, im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses, 1786. 17 Bogen, 8vo.

In dieser neuen Ausgabe hat der Verf. seinem mit so verdientem Beyfall aufgenommenen Lehrbuche eine größere Vollkommenheit zu geben gesucht, deren Spuren, bey einer auch nur flüchtigen Vergleichung mit dem ersten Abdrucke, überall sichtbar sind. Dabey hat er unter andern auch die kleinen Erinnerungen größtentheils benutzt, womit die Anzeige des Buchs bey seiner ersten Erscheinung in dieser Bibliothek (B. LVII. St. I. S. 144 ff.) begleitet wurde, und deren Billigung

gung von einem so einsichtsvollen Sachkenner dem Recensenten nicht anders als sehr erwünscht seyn kann. Dieser erkennt sich dagegen in Ansehung der zu S. 134 der vorigen Ausgabe, über den schicklichen Gebrauch des Verses, gemachten Bemerkung, durch das, was der Verf. in der Vorrede dieses zweyten Abdrucks zur weitern Erörterung seiner Meynung sagt, völlig belehrt und überführt. Und es war ihm kein geringes Vergnügen, bey der Zusammenhaltung beyder Auflagen die durchgängige Sorgfalt des V. wahrzunehmen, mit welcher er nicht nur das Nöthige hinzusetzte, sondern auch das Unnöthige hinwegnahm, und dabey den Gründen nachzuforschen, die ihn dazu veranlassen konnten, und die ihm allemal Gründe des reifsten Nachdenkens und der weisesten Ueberlegung gewesen zu seyn dünkten.

Fr.

Drey Wochen nach der Hochzeit. Ein Lustspiel in zwey Aufzügen. Aus dem Englischen frey übersetzt. Straßburg, in der akadem. Buchhandlung. 1786. 5 Bogen, 8.

Wenn die Scenen und der Zank unter den beyden Eheleuten über eine unbedeutende Kleinigkeit, der durch die Neckerey der Frau immer erneuert, und durch des Mannes Hitze jedesmal Veranlassung zu ernstlicher Trennung wird, als Episode in ein Lustspiel eingeflochten wäre: so möchte das wohl artig und unterhaltend seyn; aber hier, wo der ganze Plan des Stücks darauf beruht, ist der Gegenstand zu dürftig. Dazu kömmt, daß die übrigen Charactere alle nur obenhin gezeichnet, indem der alte Vater, die Mutter und die beyden Liebhaber ganz unbedeutende Menschen ohne Gepräge sind.

G.

Hat der Schulmeister Brod? oder Ich bin Schulpatron. Ein Lustspiel in 3 Aufzügen. Von einem ehemaligen Katecheten. Prag und Leipzig, bey Widtmann. 1786. 90 S. 8.

Der

Der Verf. stattet seinem gnädigen Gönner in einer Dedikation den unterthänigsten Dank ab, daß er ihn von einem gemeinen Soldaten zum Schulmeister promovirt habe. Mit welchem Rechte dieses geschehen, lassen wir dahin gestellt seyn; aber daß nun der Schulmeister sich selbst zum dramatischen Dichter promovirt, das ist eine Verwegenheit, die ihm ungestraft nicht so hingehen sollte. Die Scene dieses sogenannten Lustspiels ist eine Dorfschenke, man kann sich also leicht vorstellen, was für Personen hier auftreten, und wie sie handeln und sprechen werden. Ein Schenkwirth, ein Dorfbarbier, ein Dorfschulmeister, ein Korporal sind die Hauptpersonen dieser in der That originellen Theespiade, die — doch es wäre Sünde noch ein Wort weiter über diese Misgeburt zu verlieren, die schon vor ihrer Zeugung und Geburt zur ewigen Vergessenheit prädestinirt war.

Za.

Xenokrat, ein Gedicht in sieben Büchern, 1787. 8. 224 Seiten.

So erlebt denn Recensent auch noch das Glück, die goldene Zeiten der Scaliger, Salmase, Heinse, Scioppen, Meibome, Gronove und Vorhorne wieder heran nahen zu sehen, ein neues philologisches Seculum gelehrter Kritiker, Notenschreiber und Polyhistor. Gesegnet sey der Mann, der uns so schöne Aussichten schenkt, und sogar, welches jene nicht thaten, unsre Muttersprache nicht verschmäht; er ist es, der Verfasser des angezeigten Werks. — Das Gedicht in sieben Büchern kann, wie die Gedichte großer Meister, nicht beurtheilt, nur bewundert werden, denn man sieht, so wie bey jenen schon aus den ersten Zeilen, wes Geistes Kind es ist. Immer haben sich die Helden in der Dichtkunst der alten und neuern Zeit durch einen erhabenen Anfang ausgezeichnet, der eine große Idee von dem ganzen Werke giebt; Virgil mit dem Arma virumque cano und unser Dichter mit

„Schon färbt Aurorens blasses Licht
Der hohen Berge grauen Rücken"

und, was zum Erstaunen ist, er bleibt sich durch alle sieben Bücher immer gleich. — Vom Texte wäre also nicht viel

zu reden, aber die Noten? — das sind Noten — im bunten Rock fecitque ei tunicam polymitam Genes. 37. brausend wie der Most von Gelehrsamkeit, quasi mustum absque spiraculo, quod lagunculas novas disrumpit Iob. 32. Wir nahmen dem gelehrten Verfasser nach, der durchgehends in seinen vortreflichen Noten, wie die christkatholischen Prediger erst für den Layen sorgt, darnach für den Gelehrten, und alles mit dem Grundtexte belegt, es sey, in welcher Sprache es wolle. Z. B. Note S. 82. „Die Parther pflegten ihre Weiber von den Gastereyen auszuschließen, und nur ihre Beyschläferinnen dazu zu ziehen. Solent (Parthi) cum concubinis non cum conjugibus inire convivia, sagt Macrob. Saturn. Lib. VII. Cap. 1.“ Es lassen sich nicht viele Auszüge aus diesem gelehrten Notenmagazine machen; die Wichtigkeit jeder Note macht die Wahl schwer, und das Griechische ist nicht Jedermanns Sache, graeca sunt, non leguntur, aber den Wunsch kann Recens. nicht unterdrücken, daß doch alle alten Klassiker nach Art dieses erleuchteten Mannes, ad mochum hujus clarissimi viri, zu ihren Werken selbst Noten möchten geschrieben haben, da würden wir über viele Dinge im Klaren seyn, die unsre Köpfe mit schweren Untersuchungen quälen. Gewiß diesen Xenokrat wird noch tausend Jahren noch Jedermann verstehen, und das nur, weil der Verfasser dem Verstande des Lesers gar nichts zu ergrübeln übrig läßt. Man sehe nur, wie er allem Mißverstande vorzubeugen weiß. In seinem Gedichte kömmt ein Polemon vor, damit er nun nicht mit einem andern verwechselt werde, so erzählt er in der Vorrede nicht nur Leben und Thaten dieses Polemons, sondern, er giebt auch die vollständigsten Nachrichten von noch drey andern Polemons, wovon einer ein Sophist, zwey Könige und unter diesen einer ein Jude war, alles mit griechischen, lateinischen und französischen Citaten aus den Urquellen belegt. Er läßt keine Gelegenheit vorbeystreichen, wo er den Leser belehren kann; z. B. S. 36 sagt der Text:

„in seiner kleinen Hütte
Die nur mit Stroh bedeckt, mit keinem Schimmer prangt,
An deren Wänden nicht Damast und Silber hangt.“ —

Da ist es nun nicht genung, daß er diese Genügsamkeit von seinem Helden erzählt — er belehrt uns auch gleich in der Note

Note, daß „Kato eben so entfernt von allem Aufwande in Wohnung und Kleidung war," er beweißt es aus dem Lukan, und schließt sehr artig, „aber dafür war der Mann (Kato) auch, was kein französisches Püpchen je werden wird." Was das für erstaunliche Succession der Ideen ist! eine Strohhütte bringt ihn auf den Kato, und Kato auf das franz. Püpchen — Kurz — dieses Gedicht mit seinen Noten ist ein reicher Schatzkasten voll kritischer Weisheit, Theologie, Philosophie, Sprachkunde, Philologie, Jurisprudenz und Naturgeschichte: a propos bey der Naturgeschichte — es sollte uns wundern, wenn der belesene Herr Verfasser nicht wüßte, daß alle die seltsamen Menschenarten, als da sind Anthropophagen, Arimaspen, Monokolen, Äskipigonen, u. s. w. die er von Seite 25 an aus dem Plinius und Augustinus ad fratres in Eremo so tief geholt, durch die kritische Hechel zieht, in Münsters Cosmographie auf saubern Holzschnitte ganz fein und zierlich zu sehen sind. Endlich müssen wir noch an diesem Autor loben, daß er auch einigen um die Litteratur verdienten Männern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Z. B. S. 8, 19 und 159 führt er Stäffen aus dem Bayle an, und entscheidet alle dreymal ernsthaft, daß Bayle recht habe. S. 84. sagt er, daß Helvetius etwas bemerkt, und es sehr richtig bemerkt habe. Indessen müssen wir doch auch einiges anzeigen, das uns an diesem großen Philologen Wunder nimmt. Z. B. er schreibt Zigero und nicht Kikero, und ob er gleich alle Kräfte anwendet, dem Leser nicht nur alles zu erklären, was wirklich da steht, sondern auch, was ihm etwan einfallen könnte, so hat er doch zu vielem vergessen, ob der S. 159 angeführte Pater Abraham, der so liebte und beliebte Pater Abraham a Sancta Clara, oder ein anderer ist? Doch das sind Kleinigkeiten, ubi plurima nitent. etc. — Der Verfasser bleibt immer ein großer Polyhistor, und der muß ein Unwissender und Ungrieche seyn, der gar keinen poetischen Werth in dem Gedichte findet, und die Noten für buntscheckigten Plunder eines Kollectaneenkastens hält, der bey den Haaren herbeygezogen, dem Buche ein gelehrtes Ansehn geben soll.

Fl.

5. Schöne Künste.

Von den Pflichten eines Organisten. Ein Beytrag zur Verbesserung der musikalischen Liturgie, von D. G. Türk. Halle, auf Kosten des Verfassers; und in Kommission bey Schwickert und Hemmerde. 1787. 13¾ Bogen in 8vo.

Rezensent wünscht mit dem Verfasser, daß dies Buch in recht viele Hände kommen möge; denn es enthält überaus viel gute, und der ernsten Erwägung würdige Bemerkungen, nicht nur für die Organisten, für die es zunächst bestimmt ist, sondern für alle, denen die Anordnung des öffentlichen Gottesdienstes aufgetragen, oder an der Verbesserung desselben gelegen ist. Mit Absicht war daher der Verf. über manche Dinge nur kurz und summarisch, weil ihm daran gelegen war, daß sein Buch auch in die Hände solcher Organisten kommen möchte, die nicht viel auf Schriften wenden können. Auch hat er gelegentlich die Bücher nachgewiesen, worin die hier nur kurz berührten Gegenstände weitläuftiger abgehandelt sind. Um die Erfodernisse eines guten Organisten vollständig und ordentlich aus einander zu setzen, führte sie der Verfasser auf folgende vier Hauptpunkte zurück, die bey den vier Abtheilungen seiner Schrift zum Grunde liegen: Er muß 1) vorzüglich den Choral gut spielen, und folglich den Generalbaß gründlich verstehen; 2) ein gutes zweckmäßiges Vorspiel machen; 3) in der Begleitung einer Musik geübt seyn, und auch aus den ungewöhnlichsten Tönen spielen können; 4) Kenntnisse vom Orgelbau haben, und sein Werk in gutem Stande zu erhalten suchen.

Beim Choralspielen hat der Organist theils die Gemeine im Tone zu erhalten, theils aber auch durch sein Spielen die Andacht und Erbauung dadurch zu befördern, daß er die in dem Liede herrschende Empfindung zu erhöhen suche. In Ansehung des erstern giebt es wieder die besondern Pflichten: die den Umständen gemässe Anzahl Register zu ziehen; den schicklichsten Ton zu wählen; immer auf die Gemeine zu hören;

hören; und die Zwischenspiele in die Melodie und Harmonie der folgenden Zeile einzuleiten. Alle diese Pflichten geht der Verf. nach einander durch, und giebt dabey dem Organisten viele lehrreiche und brauchbare Anweisungen. In Rücksicht auf die zweite Hauptpflicht des Organisten, die Andacht und Erbauung zu befördern, beantwortet der Verf. S. 19 ff. die beiden Fragen: Was soll der Organist ausdrücken? und, wodurch erreicht er den Ausdruck? Man weiß, daß es vornehmlich Leidenschaften und Empfindungen sind, welche die Musik auszudrücken vermag; und hierauf kömmt nun auch bey der Begleitung der Orgel alles an. Bey Kirchengesängen aber, die blos moralischen oder dogmatischen Inhalts sind, muß sie wenigstens ernsthaft, erbaulich, und dem Orte gemäß, gespielt werden, und der Organist muß sich aller unschicklichen Wort- und Sachmahlerey enthalten. Zur Warnung darvon werden S. 24 ff. einige auffallende Beyspiele angeführt. Immer suche man nur den Hauptcharakter eines geistlichen Liedes im Ganzen auszudrücken; ob er gleich in solchen, worin nicht durchgehends die nämliche Empfindung herrscht, den Ausdruck abändern darf und muß. Die zweite Frage, wodurch der Organist den Ausdruck erreicht, veranlaßt den Verf. S. 31 ff. zur Anzeige und Erörterung folgender Mittel dazu: der Wahl der Melodie; der simpeln Ausführung; einer guten, reichhaltigen, und zweckmäßigen Harmonie; der Modulation; der Kenntniß der alten Tonarten; einer angemessenen Bewegung; der Auswahl der Register; des Tons, woraus man spielt; der nöthigen Veränderungen; und der dem Inhalt entsprechenden Zwischenspiele. Dabey wird die wichtige Anmerkung vorausgeschickt, daß es schlechterdings unmöglich ist, ohne gründliche Kenntniß des Generalbasses, den Choral gut und mit Ausdruck zu spielen. Der Organist muß nicht nur die Fertigkeit besitzen, alle Signaturen sogleich, ohne Anstoß zu spielen; sondern er muß auch im Stande seyn, den Baß selbst zu bezifern, und die richtige Harmonie zu einer Melodie erfinden zu können. Mit der Kenntniß der Regeln aber muß er auch zugleich Geschmack und Beurtheilung verbinden. Unter andern wird S. 55, an einem Beyspiele sehr gut gezeigt, wie viel auf einen kraftvollen, aber nicht ängstlich gesuchten, Baß ankömmt. In Absicht der Modifikation beim Choralspielen kommen S. 60, einige besondre Regeln vor. So erklärt auch der Verf. S. 69 ff. den verschiedenen Charakter der sechs alten Tonar-

ten sehr gut, deren Kenntniß dem Organisten unentbehrlich ist, da viele, beinahe die meisten Melodien der Kirchenlieder in einer von diesen Tonarten gesetzt sind, und der Baß, besonders in Absicht der Modulation, der Schlußkadenzen, u. s. f. ganz eigne Wendungen erfodert. Aus einem alten Choralbuche, das vermuthlich zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gedruckt ist, wird S. 76 eine Stelle angeführt, und bey dieser Gelegenheit einiges über die Einrichtung der Choralbücher überhaupt erinnert. Das Kühnauische wird von dem Verf. vorzüglich empfohlen. Viel Gutes findet man auch S. 88 ff. über das Registerziehen, in so fern dadurch der Ausdruck verstärkt werden kann; und hernach über die Wahl des Tons, worauf der Organist spielt, in Ansehung seiner Höhe und Tiefe.

S. 110 kömmt der Verf. auf die zweyte Hauptpflicht desselben, daß er ein gutes, zweckmäßiges Vorspiel oder Präludium mache; und unterscheidet hier vier verschiedne Klassen: das Vorspiel mit der eingewebten Choralmelodie; das ohne dieselbe; das vor der Kirchenmusik; und das Nachspiel. Auch hier kömmt das Meiste auf richtigen Ausdruck der Empfindung, und auf Einheit des Charakters an; und die Bewegung, worin man spielt, trägt dazu sehr viel bey.

Die dritte Hauptpflicht (S. 141 ff.) fodert von einem Organisten, daß er in der Begleitung einer Musik geübt sey, und auch aus den ungewöhnlichsten Tönen spielen könne. Dem bey dieser Gelegenheit von dem Verfasser geäußerten Wunsch, daß ein Mann von Talent einen Plan über die zweckmäßigere Einrichtung und Besetzung der Kirchenmusik entwerfen möchte, stimmt auch Rezensent seines Theils von Herzen bey. Anfänger im Orgelspielen finden S. 158 einige Anmerkungen über die Applikatur im Pedale. Und S. 166 ff. findet man lesenswerthe Erinnerungen über das Recitativ, und dessen Begleitungsart.

Nach der vierten Hauptpflicht (S. 180 ff.) soll der Organist Kenntnisse vom Orgelbau haben, und sein Werk im guten Stande zu erhalten suchen. Der Verf. weist ihm daher die vornehmsten Schriften nach, die theils vom Orgelbau überhaupt, oder von einzelnen dahin gehörigen Theilen handeln, theils diesen Gegenstand nur beyläufig erläutern. Zugleich aber führt er auch die nöthigsten Dinge dieser Art kürzlich

sich an, und fügt vorläufig einige allgemeine Bemerkungen über die wichtigsten Theile der Orgeln bey. In Ansehung der nöthigen Sorgfalt für die gute Erhaltung derselben, redet er S. 199 ff. von dem Stimmen; von dem Ändern, Verbessern oder Nachhelfen einiger Mängel; und von dem, was zur gedachten Absicht außerdem theils zu beobachten, theils zu vermeiden ist.

Schon aus diesem Auszuge des Inhalts dieser mit vieler Einsicht und Sachkunde abgefaßten Schrift wird man die Reichhaltigkeit sowohl, als die vielfache Brauchbarkeit und Belehrung ihres Inhalts hinlänglich abnehmen können. Der Verfasser hat sich durch die so zweckmäßige Einrichtung derselben ein unleugbares, und gewiß nicht gemeines Verdienst erworben; und da sein Wunsch, vielen und ausgebreiteten Nutzen dadurch zu stiften, überall hervorleuchtet, so wünschen wir ihm diese Frucht seiner Arbeit, und würden uns freuen, durch unsre Anzeige und Empfehlung derselben zu ihrer allgemeinern Verbreitung und Beherzigung das Unsrige beigetragen zu haben.

Fk.

Leben der Maler, Bildhauer und Baumeister, welche in Rom gearbeitet haben, und zwischen den Jahren 1641—1673 gestorben sind, von Johann Baptist Paßeri (richtiger Passeri), Maler und Dichter. Aus dem Italienischen übersetzt. Dresden und Leipzig, in der Breitkopfischen Buchhandlung, 1 Alphabet 10½ Bogen in gr. 8.

Dieses eben so nützlich als angenehm geschriebene Buch, das 36 Lebensbeschreibungen berühmter Künstler (z. B. Domenichino, Guido Reni, Fiamminigo, Testa, Algardi, Rainaldi, Sacchi, Guerrino, Salvator Rosa ꝛc.) enthält, rühret von dem gleichzeitigen, um das Jahr 1610 gebohrnen, und 1679 *) gestorbenen Passeri her, ist aber erst im J. 1772 umgearbeitet und zum Druck befördert worden

*) 1699 ist ein Druckfehler in der Vorrede der teutschen Uebersetzung.

durch den nun verstorbenen Hofrath Bianconi, kursächsischen Residenten in Rom. Da es ein ausländisches Produkt ist; da man es schon aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (B. 13. S. 331. B. 15. S. 184. B. 16. S. 192.) hinreichend kennt; da es überdies von Füeßlin in der neuesten Ausgabe seines Künstlerlexikons benutzt worden; so enthalten wir uns billig einer nähern Anzeige, wünschen aber, daß es einem geschicktern Uebersetzer in die Hände gefallen seyn möchte. Denn seine Arbeit ist hier und da unteutsch, unverständlich und holpericht. Dies erkennet man auch ohne Zuziehung des Originals.

Nk.

Brief über die Landschaftmahlerey an Herrn Füeßlin, den Verfasser der Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, 1787. 8. 2 Bogen.

Der Verf. giebt hier in kurzen gute und richtige Lehren, wie sich der Anfänger zu dieser Kunst bilden, welche Meister Er copiren, wie er der Natur nachgehen, und selbst zu denken und zu componiren fortfahren solle. — Der Verf. rathet mit Recht, die Dichtkunst zur anfeuernden Einbildungskraft vorzüglich zur Hülfe zu nehmen, fleißig die Dichter, und die Schriften über die Kunst, zu lesen, und jeden Spaziergang zu benutzen. Zuletzt äußert Er zwey sehr gute Wünsche, wenn Er zuerst eine Anleitung zum Unterricht in der Kunst von einem philosophischen Kenner mit Künstlern berathen, und hernach ein Werk, worin, in jeder Art der Mahlerkunst die besten Werke umständlich beschrieben, und nach allen Regeln des Schönen untersucht und beurtheilt würden, geschrieben wünschet. Welches aber, so lange die Künstler ihre Eigenliebe und Vorurtheile nicht ablegen, Recensenten unmöglich zu seyn scheinet.

Am.

6. Welt-

6. Weltweisheit.

Versuch über die Bildung der Völker zur Vernunft. Von Samuel Simon Witte, Herzogl. Mecklenburgischen Hofrathe und Professor des Natur- und Völkerrechts zu Bützow. Berlin, bey Mylius. 1786.

Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin gab für das Jahr 1783 die Preisfrage auf: welches ist die beste Art, sowohl rohe als cultivirte Völker, die sich in mancherley Irrthümern und Aberglauben befinden, wieder zur Vernunft zurückzuführen?“ Sie ward durch die darauf eingegangenen Abhandlungen nicht nach dem Wunsche der Akademie beantwortet, und dies bewog dieselbe, die Aufgabe dieser Frage für das Jahr 1784 zu wiederholen, und den Hrn. Witte, dem sie aus den Zeitungen bekannt ward, sie zu beantworten.

Die Grundsätze, welche des Verfassers Betrachtung vorzüglich geleitet haben, bestehen darin: daß man, um dem Menschen eine Art zu denken beyzubringen, ihn nicht durchs Denken zum Handeln, sondern durchs Handeln zum Denken führe, und ihn durch das Erstere zum Letzteren reize; daß man, um dies zu thun, vor allen Dingen seine Lage und dadurch seine Bedürfnisse sowohl ändere, als ihre Befriedigung möglich mache; daß man ihm dann erst durch Unterricht zu Hülfe komme, und dabey immer auf den Menschen durch Menschen, und insonderheit durch solche, die ihm am nächsten durch Stand und Lebensart verwandt sind, wirke, nicht aber alles auf den todten Buchstaben der Verordnungen, Vorschläge und Lehren ankommen lasse. — Rezensent stimmt diesen Grundsätzen völlig bey. Sie sind aus der Natur des Menschen hergenommen; und selbst die Hottentotten scheinen die Wahrheit des ersten derselben zu fühlen, wenn sie einen blos denkenden Menschen für krank zu erklären pflegen. Nur das Mißverständniß, daß man Wahrheiten auf eben die Art, Beyfall und Aufnahme verschaffen könne, als man zu ihrer Erkenntniß durch Nachdenken gelangt ist, hat die Menschen

verblenden können, diese Grundsätze zu verkennen; denn die Erfahrung hat bisher noch immer bewiesen, daß alles Lehren und Deklamiren, alle Verordnungen und Vorschriften, ihrer Wahrheit und Weisheit ungeachtet, dennoch nicht den gewünschten Erfolg hervorbringen können, und das Uebel nur noch ärger geworden sey, wenn man sogar aus Eigensinn, statt zu verordnen, blos hat befehlen, und mit gewaltsamer Hand hat reformiren wollen. —

Nach einer Einleitung, in welcher Hr. Wiese den wahren Verstand der von der königl. Akademie der Wissenschaften aufgegebenen Frage, durch eine richtige Auslegung zu bestimmen, und zu dem Ende ihren Inhalt zu zergliedern sucht, zerfällt diese Abhandlung in zwey Hauptabschnitte, wovon der eine die allgemeinen Grundsätze, und die darauf gegründete allgemeine Verfahrungsart, wie Völker überhaupt wiederum zur Vernunft zurückgebracht werden können; der andere aber die besondere Anwendung derselben auf rohe und cultivirte Nationen enthält.

Die Rückführung zur Vernunft kann nur dasjenige Geschäft seyn, wodurch sowohl die Abneigung des Menschen von dem Gebrauche der Vernunft, als auch die Neigung desselben zu ihrer falschen Anwendung gehoben; dadurch die Neigung, sie nicht allein wirklich zu gebrauchen, sondern auch richtig anzuwenden, hergestellet; und daneben die Erkenntniß der Wahrheit und ihre Ausübung äußerlich möglich gemacht wird. „Die Rückkehr zur Vernunft wird sich aber nur durch solche Mittel beschaffen lassen, durch welche die Ursachen der ihr entgegenstehenden Abweichung von der Vernunft aufgehoben werden, welches dadurch am füglichsten geschieht, daß man zuförderst die entfernten, und dann erst die der Wirkung näher liegenden Ursachen zu äußern sucht.“

Die Ursachen, welche der Verfasser angiebt, sind: 1) Mangel des Interesse. „Man gebe also, um den Menschen wieder zur Vernunft zurückzuleiten, Interesse, und bringe ihn dahin, aus demselben zu handeln.“ Freylich, sobald das Interesse der Grund seiner Handlungen wird, handelt er nach Zwecken, welches die Neigung zur Selbstthätigkeit und zum Fleiße erweckt, und ihm den Gebrauch der Vernunft zurückgiebt; indem er nicht allein die Endpunkte seiner Handlungen festsetzen, und diese darauf richten: sondern auch den Zusammenhang seiner Zwecke mit ihren Mitteln zu entdecken suchen muß. 2) Mangel an Strebekraft

des

des Geistes, die zunächst aus der Schwäche des Freyheitstriebes entspringt, und am Ende aus der Schwäche des Triebes zur Selbstständigkeit. — Die Schwäche des ersteren Triebes entsteht aus der Unterdrückung des letztern; die Aufhebung dieser Unterdrückung durch die Belebung und Erweckung des Triebes zur Selbstständigkeit, wird also auch das nächste Mittel seyn, den Menschen zur Vernunft zurückzuführen, von welcher er durch den Mangel an Strebkraft des Geistes abgekommen war.“ — In so fern nämlich der Mensch Kenntniß und Gefühl seiner Selbstständigkeit und seines eigenen Werthes erlangt hat, und dadurch das Bestreben, für sich und durch sich selbst zu bestehen, in ihm rege geworden ist. Denn dies wird ihm gleichsam zu einer Widerlage dienen, durch deren Gegenwirkung er eben Muth und Kraft bekömmt, seine Unabhängigkeit zu erhalten, und jeder Einschränkung seines Geistes und seiner Wirksamkeit entgegen zu arbeiten. Er wird zugleich, wenn der Freyheitstrieb bey ihm in Wirksamkeit gesetzt worden ist, auch jede Einschränkung seiner Kraft, so bald er sie nur fühlt, zu heben suchen. Ist aber der Freyheitstrieb erst einmal bey ihm erregt worden; so wird er sich alsdann auch bestreben, die Gründe seiner Urtheile und Handlungen zu untersuchen und zu verdeutlichen, d. i. sich aufzuklären. Die Elasticität des Geistes äußert sich also unmittelbar durch den Aufklärungstrieb, und durch diesen wird der Mensch zu allernächst geschickt, zur Vernunft zurückzukehren.“

S. 42 u. f. wird die Art und Weise gezeigt: 1) Wie man dem Menschen Interesse geben, und ihn dadurch zum Selbstdenken reizen kann? 2) Wie der Aufklärungstrieb aus dem Freyheitstriebe, und dem Triebe zur Selbstständigkeit zu entwickeln sey?

Der Mensch handelt darum nicht aus Interesse, weil er aus bloßem Gefühle, des Bedürfnisses wegen, und nicht aus Neigung thätig ist. Es ist daher nothwendig, daß man seine Gefühle in Neigungen verwandele. Denn so lange der Mensch blos aus Gefühl handelt, ist Unlust der Antrieb; und die Thätigkeit desselben hört in eben dem Maaße auf, als dieser Antrieb durch die Lust nach und nach unwirksam wird, und erlischt gänzlich, sobald jene durch diese völlig gehoben ist.

„Vergnügen, nicht Lust, ist der wahre Reiz zur Thätigkeit; und Neigung, nicht Gefühl die wahre Quelle derselben. Man mache also den Menschen nur mit dem Vergnügen bekannt; man eröffne ihm die mannichfaltigen Quellen desselben, indem man den Stoff dazu aus den mannichfaltigen Dingen, Handlungen, Lagen und Zwecken entwickelt; und lasse ihn, so weit es möglich ist, dasselbe wirklich genießen, um die Neigung dadurch nicht allein zu erwecken, sondern auch zu fixiren und zu stärken. Alsdann zeige man ihm, daß der Weg zum Genusse des Vergnügens durch das Gebiet des Fleißes, der Selbstthätigkeit und des Nachdenkens geht; so werden dadurch nicht allein die Neigungen des Menschen entwickelt, seine Gefühle geschwächt, sondern er wird auch zum Fleiß und Selbstdenken gereizt und ermuntert werden.“

Die Beschaffenheit des Menschen, vermöge welcher er gegen das Vergnügen an sich selbst empfindlich ist, und dadurch gereizt werden kann, wird der Fühlbarkeit, oder derjenigen Eigenschaft desselben, nach welcher er sich nur durch Bedürfniß, Lust und Unlust treiben und bewegen läßt, unter dem Namen der Empfindsamkeit, welches die Quelle des Geschmackes ist, entgegengesetzt. Um die Menschen also zum Denken und Fleiße zu reizen, und ihn dadurch zur Ablegung des Aberglaubens in dem ganzen Umfange dieses Ausdrucks geneigt und geschickt zu machen, müsse man damit anfangen, ihm Empfindsamkeit und Geschmack beyzubringen, und diesen dann zu leiten und zu verbessern suchen. „Da er aber hierdurch nur Neigung und Geschicklichkeit zur Rückkehr vom Aberglauben erhält, so müßte man es ihm nun auch erleichtern und möglich machen, dieser Neigung zu folgen, und die Regungen der Vernunft wirklich zum Ausbruche kommen zu lassen. Man gebe ihm daher Gelegenheit, die Falschheit seiner abergläubigen Meynungen zu erkennen, und sich ein richtigeres und besseres Erkenntniß zu erwerben. Um dies zu erlangen, so nöthige man den Menschen, den Trieb der Selbstständigkeit in ihm sichtbar zu machen. — Der Mensch ist aber nicht eher selbstständig, als bis er durch eigene Arbeit und Vermögen bestehen kann. — Man bringe ihn also dahin, daß er die Nothwendigkeit, und zugleich die Vortheile des Eigenbestandes erkennt, und mache es ihm auf alle Weise möglich, sich solchen zu verschaffen, und ohne Hinderniß und Einschränkung zu genießen. — Dies zu bewirken, setze

man

müsse den Menschen aus der Lage, wo er auf Kosten anderer lebt, wo er keine eigene unmittelbare Zwecke, sondern nur gemeinschaftliche Zwecke hat, die er mit andern gemeinschaftlich zu erreichen und zu geniessen sucht, heraus; und bringe ihn in die entgegengesetzte Lage, indem man die unmittelbare Gemeinschaft des Interesse aufhebe, dem Menschen sein eigenes Interesse gleichy und ihn nun in die Nothwendigkeit setze, für solches durch eigene Arbeit und Vermögen selbst zu sorgen. Kurz, man bringe ihm auf diese Weise Geschmack am Eigenthum bey; zeige ihm die Mittel und Wege solches zu erwerben und zu vermehren, und versichere ihm nicht allein den Besitz, sondern auch den möglichst uneingeschränktern Gebrauch desselben auf alle Weise. Liebe zum Eigenthume zu erwecken, den Menschen wirthschaftlich, gewerbsam und arbeitsam zu machen, und ihm dazu Reiz, Veranlassung und Gelegenheit zu geben, würden also die ersten Mittel seyn, um den Menschen zur Ablegung des Wahnes geneigt und geschickt zu machen, und ihn dazu vorzubereiten.

Hat man dem Menschen solchergestalt die Neigung beygebracht, nach eigenen Zwecken zu handeln, und ihm auch dazu die Mittel und die Gelegenheit an die Hand gegeben; so hat man ihm, mit der Neigung nach Gutdünken und eigener Wahl thätig zu seyn, die Neigung zur Freyheit im Handeln eingeflößt; und diese hat alsdenn die Neigung zum freyen Denken zur natürlichen Folge; da sie ohne diese weder seyn, noch ausgeübt werden kann.

Liebe zum Eigenthum ist also die Quelle der Neigung zum freyen Denken; und beyde sind durch die Freyheit im Handeln, als ein gemeinschaftliches Band, vereiniget.

Wenn man also Liebe zum Eigenthum erweckt hat; so darf man dem Menschen nur die Freyheit im Handeln verschaffen, um jene zu unterhalten, und die Neigung des Menschen zum freyen Denken zu erregen, zu ermuntern und zu stärken.

Ist auf diese Weise der Trieb zur Aufklärung rege gemacht, und in Wirksamkeit gesetzt worden; so darf man dem Menschen nur Gelegenheit und Mittel an die Hand geben, diesen Trieb durch den Unterricht, den man ihm solchergestalt anbietet, zu befriedigen.

Man

Man befördere, reize und nähre allenthalben auf diese Weise den Aufklärungstrieb: so wird der Mensch nicht so leicht irren, und, wenn er dies auch thun sollte, dennoch den Fehler bald verbessern können; so daß die Neigung zum richtigen Gebrauche der Vernunft, über den Wahn, als die entgegengesetzte Neigung, ein beynahe unendliches Uebergewicht haben wird, das in dem Maaße steigen muß, als die Aufklärung von Stufen geht, und dadurch der Umfang der falschen Erkenntniß immer mehr und mehr verringert wird.

„Nur hüte man sich, den Unterricht vor der Erweckung des Aufklärungstriebes hergehn zu lassen; weil dann die Annahme und Anwendung desselben nicht zu erwarten steht; und, wenn sie auch erfolgen sollte, den Menschen noch dazu vom eignen Gebrauche seiner Vernunft abhält, indem sie ihn des eignen Denkens und der eignen Untersuchung überhebt, ja wenn sie sogar von einem Befehle begleitet wird, ihn gegen das bessere Erkenntniß, das man ihm so beybringen will, mißtrauisch macht, und in der Anhänglichkeit an seiner alten Meynung bestärkt. Und was kann ein Mensch, der nicht zum Gebrauche der Vernunft und zur Aufklärung von selbst geneigt ist, für einen Gebrauch von den Kenntnissen machen, die man ihm wider seinen Willen aufdringt; was kann man von seiner Thätigkeit hoffen, wenn man ihm die Befolgung solcher Grundsätze erst befehlen muß, die er aus eigner Beobachtung und eignem Nachdenken wissen mußte, wenn er dazu geneigt wäre! Solche Policeyverordnungen mögen wohl recht gut gemeynt seyn; sind aber doch kraftlos, und stiften zuverläßig mehr Schaden, als man denken möchte, wenn man nur auf die nächsten physischen Wirkungen sieht, nicht aber die psychologischen Folgen in Betrachtung zieht, u. s. w.“

Dies ist kürzlich der Inhalt des ersten Abschnitts der vorliegenden Abhandlung. Das Ganze derselben, so wie der zweyte Abschnitt, der „von der Zurückführung roher und cultivirter Völker zur Vernunft“ handelt, verdient überdings erwogen zu werden. Und wenn gleich manches in dieser gekehrten Betrachtung nicht lokal genug, folglich auch nicht ganz anwendbar seyn sollte; so wird sie doch reichen Stoff zu weitern Untersuchungen, die zum Wohl der Menschheit abzwecken, veranlassen können.

Am

Am Ende dieser Abhandlung ist ein Briefwechsel angehängt, den Hr. Witte mit dem Herrn Landmarschall und Ritter Friedr. von Hahn, über den Ursprung des Irrthums und den Gegenstand der Preisfrage, geführt hat, der gleichfalls viel interessantes enthält.

Ef.

7. Mathematik.

Beschreibung einiger Pantographen, Plans in gleicher, verjüngter und vergrößerter Größe zu kopieren; die Kopien zugleich zu vervielfältigen, und damit in einer Stunde mehr, als sonst in einem Tage zu verfertigen, entworfen von Johann Laurentius Julius von Gerstenbergk. Mit einer Kupfertafel. Jena, Cröker, 1787. 8vo. 2½ Bogen.

Daß Pantographen nützliche Werkzeuge sowohl für den Zeichner selbst, als auch für denjenigen, der eben keine große Fertigkeit in der Zeichenkunst hat, sind, ist noch von niemanden bestritten worden; aber ihren Nutzen so weit hinaus zu suchen, und das Wohl ganzer Armeen daraus abzuleiten, ist vermuthlich außer dem V. noch niemanden beygefallen. Wer hätte in der Vorrede zu einer Beschreibung einer Kopiermethode, und des hiezu zu gebrauchenden Werkzeuges, noch folgende Stelle vermuthet: „Man sehe den mustervollen Geist des höchstseeligen Friedrichs des Einzigen, in seinem erhabenen Plane des siebenjährigen Krieges nach! der mit einem Blick, Berge, Thäler und Flüsse von der Elbe bis zur Oder maaß; in diesen Raum sein Heer einzutheilen, und dadurch mit jedem Schritt siegend vorzurücken wußte. — Dieses ist das letzte Glied dieser unermeßlichen Kette und das erste?“ — der Pantograph — Die Beschreibung kann ohne Abbildung nicht gegeben werden, wir müssen uns also begnügen, blos die Angaben anzuzeigen, denen damit ein

ein Genüge geleistet werden kann. Erste Angabe. Einige gleichgroße Abbildungen eines Plans mit einem Zuge zugleich zu erhalten. Zweyte Angabe. Eine große Karte (z. B. ein Kriegestheater) aus der Reißtafel in gleicher Größe nachzuzeichnen. Dritte Angabe. Von einem Original zwey verjüngte Kopien von gleicher Größe zugleich mit einem Zuge zu erhalten. Die Beschreibung und die Zeichnungen sind nicht deutlich genug, dieß hat der Verf. selbst gefühlt, verspricht deshalb den Kennern größere Zeichnungen davon zuzuschicken, wenn sie solche verlangen würden. — (Aber vermuthlich gegen die Gebühren?)

Rechenbuch für junge Kaufleute. Nebst Unterricht in den ersten Gründen des kaufmännischen Buchhaltens, von Johann Gottf. Zürner. Leipzig, in Commission bey Beer, 1787. 8. 303 S.

Der Verf. fand bey seinem Unterrichte, daß Clausbergs demonstrativische Rechenkunst, und das Pflugbeilsche Rechenbuch, nicht hinreichend wären, den jungen Leuten deutlich zu werden, in dem man mit diesen Büchern strenge Aufmerksamkeit und scharfes Nachdenken verbinden müßte, wenn sie denjenigen Nutzen bringen sollten, den sich ihre Verf. dabey zum Ziele gesetzt hätten. Das Pflugbeilsche Rechenbuch kennet Rez. nicht weiter, als daß es in der Scheibelischen Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß mit aufgestellet ist; das Clausbergische hingegen ist mehr als zu bekannt, er findet aber eben nicht, daß es nöthig wäre, sich viel anzustrengen; wohl aber, daß es höchst weitläuftig, und dieserhalb zum Unterricht für die Jugend eben nicht zu empfehlen ist, in dem zu viele Zeit erfodert wird, es durchzumachen. Wenn aber ein Lehrling die ersten Gründe der Rechenkunst (und mehr sollte doch hier nicht gelehrt werden — Welcher große Mathematiker hat je mehr als die Anfangsgründe von seinem Lehrer gehört!!) in der Rechenschule erlernt, und sich vollkommener zu machen gedenket: so kann er dasselbe mit Nutzen studiren, zu welcher Absicht es sehr brauchbar ist. Es soll auch, nach dem Verfasser, nicht viel junge Leute geben, die nachdenken können oder wollen (das ist nun freilich schlimm), deshalb setzte er dieses Rechenbuch auf, alles war den jungen

Leu-

Leuten deutlich, und Sachverständige lobten es; diese Erfahrung und Beyfall beweg den Verf., dasselbe durch den Druck bekannt zu machen. Hier wird jeder Leser glauben, der V. hätte glücklich diejenige Mittelstrasse getroffen, die man noch bey dieser Art Bücher beynahe ganz vermißt, und die von der strengen mathematischen Lehrart, und der ganz praktischen gleich weit entfernt ist, er wird aber eben so, wie der Rez., getäuscht werden, und zu seinem Erstaunen sehen, daß nichts weniger als dieses gesuche werden darf, welches Rezens. bewegt zu glauben, daß die Vorrede nicht dem Hrn. Z., sondern irgend jemand anders zum Verf. habe, den Hr. Z. gebethen, eine Vorrede für ein Rechenbuch zu machen, der Augenschein lehrt zu sehr, daß beyde nicht zusammen gehören. Der V. handelt blos von der Reduktion der Münze, deshalb kömmt auch, ihre Eintheilung und der Wechselcours verschiedener Oerter, zuerst vor, welches aber nun 100mal von andern bereits viel deutlicher gegeben worden, z. B. in Clausberg, Krusens und andern; alsdann folget die Anleitung zur Regel de tri, ohne zu sagen, was ein Verhältniß sey, auf 1 Seite 14 Zeilen. 50 Aufgaben aus der zusammengesetzten Regel de tri, die mit ihrem ganzen Kalkul abgedruckt sind, und gerade das Ansehn haben, als wenn sie ein Rechenschüler, sein sauber von der Schiefertafel abgeschrieben, und sie so dem Buchdrucker zum Abdrucken übergeben hätte. Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser, um recht deutlich zu seyn, kein Wort zu ihrer Erläuterung beybringen durfte, deshalb findet man hier auch keine Sylbe Text. Von der Probe mit der Division durch 11 genau so vorgetragen, wie sie nicht vorgetragen werden mußte, und wer diese Probeart nicht bereits versteht, kann sie gewiß hier nicht lernen, geschweige denn zu einem deutlichen Begriff über die Methode gelangen. Nun kömmt die Anweisung zur Kettenregel, die mechanisch durch ein Beyspiel vorgetragen wird. Nach dieser werden obgedachte Aufgaben noch einmal berechnet, und durch 11 probiert, auch ist das ganze Kalkul hier ebenfalls mit abgedruckt worden. Die Wechselarbitrage mit einer Einleitung von — einer Seite auf vorige Art behandelt. Was nun die ganze Arbeit krönt, ist die Kunst Buchzuhalten, diese weitläuftige Wissenschaft nimmt nicht mehr als 3 Seiten ein, und ihr sind ohne Ordnung 37 Blätter aus fingirten Handlungsbüchern angehängt. Dieses wäre nun das große Verdienst unsers Verfassers um die Rechenkunst, und dieses ist

der Vorzug, der jedem deutlich sagt, und dem Beyfall der Sachverständigen erhalten haben soll. Er bedroht das Publikum, mehrere Rechnungen nach dieser Methode bekannt zu machen, welchem wohl nichts daran gelegen seyn möchte; denn Abschriften von der Schiefertafel können doch wohl den Beyfall desselben nicht verlangen, und was ist das ganze Buch anders?

Rg.

Die Elemente der Mathematik von Joh. Friedr. Lorenz. Zweyter Theil, die mechanischen, optischen und astronomischen Wissenschaften. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung, 1786. 492 Octavseiten, 7 Kupfertafeln.

Die Kräfte theilt er in druckende und bewegende ein, Leibnizens todte und lebendige, das giebt für jene Statik, für diese Dynamik, dann Anwendung auf das Maschinenwesen, praktische Mechanik. (Kraft bey Körpern ist doch nichts als Bestreben zur Bewegung. Wirkliche Bewegung wird zuweilen gehindert, und da äußert sich die Kraft blos durch Druck. So sind drückende und bewegende Kräfte nur unterschieden, wie Geld das täglich ausgegeben wird, und das Zinsen mit Zinsen von Zinsen trägt.) Die Statik fängt von Zusammensetzung der Kräfte an. Der Statik fester Körper folgen Hydrostatik und Aerostatik, schon in diesen Theilen, noch mehr bey der Abhandlung der Bewegung, müssen oft Sätze aus der höhern Mathematik angenommen werden, welches kein Fehler wider die Methode ist, sondern eben dem Anfänger zeigt, was er sich bekannt machen muß, allgemeine nützliche Lehren in Ausübung zu bringen. Die mechanischen Wissenschaften sind am umständlichsten abgehandelt. Kürzer, aber doch auch zulänglich, die optischen und astronomischen. Herr L. hat schon mehrmal gezeigt, wie geschickt er ist, viel Wahrheiten in einen engen Raum ohne Abbruch der Gründlichkeit und Deutlichkeit zu drängen.

Der Anhang enthält einen Abriß der technischen Mathematik. Feldmeßkunst, Markscheidekunst, gemeine (bürgerliche) Baukunst, Geschützkunst, Befestigungskunst, 100 Seiten, 1 Kupfertafel. Von allen das Allgemeine, freylich

lich kurz, aber zu der Absicht genug, daß der Lernende weiß, es gebe solche Geschäfte, und worauf es bey ihm hauptsächlich ankommt, z. E. beym Akroliren, ob er gleich, wenn er sich in die Ausübung davon einlasse, von jedem mehr Unterricht nöthig hat, den ihm die angeführten Bücher ertheilen können. Eine Kupfertafel für so viele Künste, deren Ausübung gewöhnlich mit einer großen Menge von Zeichnungen verbunden ist, setzt zum Voraus, daß bey der mündlichen Erklärung Zeichnungen und Modelle gewiesen werden. Das ist wohl genug von diesen Sachen so viel zu lernen, als Jeder, der Erziehung will gehabt haben, wissen soll.

M.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Joh. Ingenhouß vermischte Schriften physisch-medicinischen Inhalts, übersetzt und herausgegeben von Nicolaus Carl Molitor. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Kupfertafeln. Wien, 1784. 8. bey Wappler. Erster Band, 30 Bogen. Zweyter Band, 35 Bogen.

Ingenhouß ist dem Scheidekünstler und Naturforscher gleich verehrungswerth. Seine die Electricität und die Luftlehre betreffenden, und auf eigne Versuche gegründeten Schriften erscheinen in dieser neuen, der ersten, binnen zwey Jahren gefolgten, Ausgabe vermehrter und mit Benutzung der wider einige derselben gemachten Einwürfe berichtigter, und durch neue Erfahrungen erweiterter. Der erste Band enthält 1) Anfangsgründe der Elektricität, hauptsächlich in Beziehung auf Volta's Elektrophor, dessen Erscheinungen nach dem Franklinischen System der positiven und negativen Elektricität erklärt werden. 2) Betrachtungen über die Frage: ob die spitzigen Blitzableiter den stumpfen vorzuziehen sind? Die spitzigen erhalten, wider Wilson, den Vorzug. 3) Beschreibung einer neuen elektrischen Maschine, die nicht so leicht zerbrechen werden, und durch welche man

sich zu jeder Zeit leicht Licht verschaffen kann; und 4) einer kleinen elektrischen Sackmaschine, um eine Brennluftpistole damit loszuschießen. 5) Ueber die von dem Verfasser zuerst erfundenen Scheibenmaschinen. Statt der Glasscheiben, die er zuerst anwendete, braucht er jetzt, mit noch mehrerm Vortheile, mit Kopal oder Bernsteinfirniß getränkte Pappendeckel, die aber für feuchter Luft beschützt werden müssen. 6) Eine neue Art, ein Licht mit einem sehr kleinen geladenen Fläschchen anzuzünden, ingleichen 7) durch die dephlogistisirte Luft das prächtigste, blendendste Licht hervorzubringen. Man läßt nehmlich Stückchen Kampfer und Harnphosphor, einer Erbse groß, darinnen abbrennen. 8) Beschreibung einer Brennluftlampe zum häuslichen Gebrauche. Sie ist die verbesserte der Herren Bardier de Tinan und Ehrmann. Wegen ihres Gebrauchs sind wichtige Erinnerungen beygefügt. Nicht Fürstenberger, sondern Volta ist ihr erster Erfinder. 9) Eine neue Art brennbarer Luft, die sich ohne alle Vorrichtung schnell bereiten läßt, und zum Schießen so gut, als jede andre dient (Vitriolather oder Hoffmanns weiße Tropfen geben sie); und eine neue Knallluft (aus dieser und dephlogistisirter Luft zusammengesetzt). 10) Beschreibung einer Knallluftpistole, die man in einer Minute mehrmals abschießen kann; und im Anhange 11) Pickels Art, der brennbaren Sumpfluft leicht habhaft zu werden. 12—14) Versuch einer neuen Theorie über das Schießpulver, nebst einer Erklärung des Knallpulvers und Knallgoldes. Der Salpeter und der Goldkalch geben dephlogistisirte; die Kohlen das dem Knallgolde anhängende flüchtige Laugensalz und der Schwefel entzündbare (letztere ohne Zweifel hepatische) Luft, deren Gemisch durch Hitze entzündet, die Verpuffung bewirkt. Ein nicht rauchendes, und bey Ladungen des groben Geschützes in dem Verhältniß wie 79. zu 76. stärker, als das gewöhnliche wirkende Schießpulver läßt sich ohne zugesetztem Schwefel aus sechzehn Theilen Salpeter und fünf Theilen Kohlen bereiten. Bey Ladungen kleinerer Gewehre wirkt es nicht so kräftig, als das gemeine. 15) Einige Bemerkungen über die Oekonomie der Pflanzen. Wider Priestley und Cavallo, die jede, und wider Sennebier, der die schädliche, nächtliche, luftartige Ausdünstung der Pflanzen läugneten; so auch wider letztern, daß das Wasser im Dunstkreise nicht mit fixer Luft beladen sey. Die

Luft

Luft frischer Pflanzen sey gemeine, ja in einigen noch bessere, in welken mit etwas fixer vermischte Luft, und im Dunkeln verderbe eine, auch frische Pflanze, ihren Luftgehalt mehr als funfzigmal. 16) Eine neue Art, die Magnetnadeln aufzuhängen, daß sie nämlich weniger zittern, und doch die wahre magnetische Mittagslinie genau angeben. 17) Von der magnetischen Kraft und den künstlichen Magneten; vorzüglich von denen des D. Knights aus einem langsam getrockneten aus Magnetpulver und Kohlenstaube, oder der feinsten Eisenfeile mit Leinöl bereiteten Teige, die die Kräfte aller natürlichen weit übertreffen. Vom thierischen Magnetismus hält Hr. J. nichts. Schillings Behauptungen, daß der surinamische Zitteraal durch die Gegenwart eines Magnets, den er von andern unmagnetischen Eisenstangen genau unterscheide, aller seiner elektrischen Kräfte beraubt werde, die ihm aber das Bestreuen mit Eisenfeile wieder gebe, fand er ungegründet; wohl aber bemerkte er nach Walsch, daß dieser Fisch seine elektrischen Erschütterungsfunken nur dann durch eine sich Hand in Hand fassende Gesellschaft, davon die erste Person den Kopf, die letzte den Schwanz hält, ergieße, wenn keiner des andern Hand fahren läßt. 18) Ueber die magnetische Kraft, und die Sickingische Dehnbarmachung der Platina. Gemeines Feuer mindert, starkes electrisches vermehrt ihre Magnetstrebung. Ein mit Stahldrath umwundener Platinadrath schien in dephlogistisirter Luft durch einen elektrischen Funken ohne Aenderung seiner Farbe und Dehnbarkeit zu schmelzen. 19) Versuch einer neuen Art, einen leeren Raum hervorzubringen — oder eine neue Luftpumpe, deren Grund die Kraft glühender Kohlen ist, die Luft zu verschlucken.

Im zweyten Bande finden sich folgende Abhandlungen: 1) Ueber die Natur der dephlogistisirten Luft und die Art sie zu erhalten und einzuathmen, nebst einer abgekürzten Prüfungsart derselben. J. befand sich bey und nach ihrem Einathmen immer wohl, so wie ein Engbrüstiger, dem sie Stoll auf des Verfassers Rath einathmen ließ. — Sollte sie unter gewissen Umständen auch wohl schädlich werden können? Um sie aus Salpeter zu gewinnen, muß nicht nur ein gleicher Feuersgrad beobachtet, sondern auch der feinste Salpeter genommen werden. Man muß sich auch beschlagener und recht dicker Glasretorten, und zum Auffangen, statt der

Flaschen, Glaskugeln bedienen. 2) Bemerkungen über den Gebrauch des Vergrößerungsglases. Um bey der Betrachtung eines Tropfens Feuchtigkeit die Verdünstung und die von selbiger abhangende Bewegung, die oft so sehr trügt, daß man leblose Stäubchen für lebende Thierchen hält, möglichst zu verhüten, legt V. den Tropfen auf ein Glas, wohin das Object trägt und bedeckt, und drückt ihn breit mit sehr dünnen Talk- oder noch besser mit den feinsten Glasblättchen. 3) Ueber den Ursprung und die Natur von Priestley's grüner Materie des Flußwasserfadens und zweyer Arten von Tremellen, und über die Verwandlung des Wassers in dephlogistisirter Luft. Jene grüne Materie ist ein Haufen kleiner, grüner, eyrunder Insekten, die nach und nach ins Pflanzenreich übergehen, und sich in Tremellen verwandeln, aus denen nachher wiederum die vorigen Insekten zum Vorschein kommen. Sie scheint Beweise für die Selbsterzeugung zu geben; liefert, ohne alle Organisation und völlig zerrieben, dennoch aus dem Wasser Lebensluft, und hat mit dem Flußwasserfaden und der Tremelle Aehnlichkeit. 4) Von dem Grade der Heilsamkeit der Seeluft, in Vergleichung mit der Luft an den Küsten und ferne von der See, tief im Lande. Jene übertrift die beste Landluft in dem Verhältnisse wie 109:100. Ein merkwürdiges Beyspiel ihrer guten Wirkung in der Lungensucht. 5) Einige fernere Bemerkungen über den Einfluß des Pflanzenreichs auf das Thierreich. Sie betreffen vorzüglich die Streitigkeit, welche zwischen Herrn Ingenhouß und Priestley über die Erzeugung der reinsten Luft aus Pflanzen im Sonnenscheine entstanden ist, deren Entdeckung letzterer sich ohne Grund anmaßte, die er aber nachher gar läugnete, und behauptete, nicht die Pflanzen, sondern das Wasser gebe diese Luft her. Der Verfasser bestätiget sein System durch neue Gründe und Erfahrungen. 6) Von dem Unterschiede der Geschwindigkeit, mit welcher die Hitze durch verschiedene Metalle gehe. Der beste Leiter für die Hitze ist das Silber; dann folgen in der Ordnung das Kupfer, das Gold, das Zinn, das Eisen, der Stahl und das Bley. Der V. bestimmte dieses folgendermaßen. Er nahm von jedem dieser Metalle einen gleich dicken Drath, schraubte diese Dräthe zwischen zwey Holzbalken fest ein, und tauchte sie so in geschmolzenes Wachs. Dann tauchte er die Spitzen derselben in nicht völlig siedend heißes Oel, und bemerkte

auf

auf welchem Drathe die Wachslage schneller oder später zerfloß. 7) Von der Brennbarkeit der Metalle. In der Lichtflamme oder mit elektrischen Funken entzündeter dünner Stahldrath brennt nicht nur selbst, sondern zündet auch andre Metalldräthe, um welche man ihn gewunden hat, mit Verkalchung, Gold und Silber aber nur mit Schmelzung in dephlogistisirter Luft an. Den Brennstoffgehalt jedes Metalles glaubte der Verf. aus der Menge des auf die Art verkalchten Metalles bestimmen zu können. Aber da Metalle beym Verkalchen Brennluft geben, welche, mit der dephlogistisirten gemischt, Knallluft giebt, so sind dergleichen Versuche, wie er selbst mit Schaden erfuhr, gefährlich. 8) Ueber die Kraft des mit fixer Luft, verschiedenen Säuren, und mehreren anderen Substanzen angeschwängerten Wassers, um mittelst der Pflanzen und des Sonnenlichtes eine dephlogistisirte Luft daraus zu erhalten. Alle Mineral-, Pflanzen- und Phosphorsäure, ingleichen saure und süsse Pflanzensäfte vermehrten durch ihre Beymischung die Menge der daraus erhaltenen Lebensluft; bittre und geschmacklose Pflanzensäfte aber nicht. Die Verwandlung der fixen Luft in dephlogistisirte, welche Herr Sennebier so schön erwiesen hat, scheint dem Verf. dennoch nicht auf alle Fälle sich anwenden zu lassen, wo Pflanzen reine Luft geben. Als Anhang des Herrn von Breda Schreiben an den Verf. über den Unterschied der Resultate, der gemeinen Luftprüfungen, welchen die Verschiedenheit des hierzu gebräuchlichen Wassers verursacht. Er räth dahero destillirtes Wasser zu nehmen. Endlich noch einige Schreiben des Herrn Sennebier an den Verfasser, und dessen an jenen über ihre Streitigkeiten in der Lehre von der Luft, die die Pflanzen von sich geben.

Chymische Abhandlungen über das Berlinerblau und das phlogistizirte Alkali vom Ritter Marsilio Landrian. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Berlin, 1784. 8. 94 Seiten.

Zuerst die Geschichte der Erfindung des Berlinerblauen, das die Alten gewiß nicht kannten, als deren haltbareres Blau Ultramarin — vielleicht auch Kobaldglas war. Dann die

Zusammensetzung des zur Verfertigung angedachter blauen Farbe erforderlichen phlogistisirten Alkali. Der Ritter konnte dergleichen nicht nur durch rothes Blut, sondern auch durch Lymphe, Blutwasser, Milch, verkohlten Käse erhalten. Häute und Klauen gaben ihm weit weniger. Unter die Eigenschaften dieses Alkali gehört nach dem Verfasser, daß es bey seiner Zerlegung eine merklich saure Feuchtigkeit, etwas brennzlichtes Oel, und viel theils phlogistische, theils brennbare Luft von sich giebt, ingleichen daß es die Metalle und Metallkalche angreift und auflöset, welches man Marggrafen und Pörnern immer geradezu abläugnete. Aus dem Berlinerblau zog der Ritter das Färbende auch mit Salpetermagnesia, gebrannten Knochen und gebranntem Hirschhorne aus; und durch die Destillirhitze trieb er, so wie aus dem Berlinerblauen selbst, aus diesen phlogistisirten erdigen Stoffen viel flüchtiges Alkali, einen Schwefelleberdampf, brennbare und phlogistisirte Luft und brennzlichtes Oel. Den Borax zersetzte er durch das Kochen mit Berlinerblau. Das färbende Wesen des letztern hält er für eine mit Brennbaren verbundene Säure. Getrocknetes Blut gebe im Glühfeuer eine saure Feuchtigkeit. Zuletzt vom Nutzen des Berlinerblauen und phlogistisirten Alkali. Beygefügt ist ein Brief vom Herrn Scopoli an den Ritter, worinnen er erinnert, daß er aus Berlinerblau eben so wenig als Martin ein Oel erhalten habe; daß das Färbende ein aus flüchtigem Alkali und phlogistisirter thierischer Säure bestehender Salmiak sey, daß Spießglas- und Arsenikauflösungen wegen eingemischten Eisen von phlogistisirtem Alkali blau gefällt werden; daß keine Blutlauge eisenfrey sey. Gegen diese Bemerkungen erinnert Landriani in den Beantwortungsschreiben, daß ihm die eisenfreyesten Spießglas- und Arsenikauflösungen dennoch stets blaue Niederschläge gegeben hätten. — Kein Wunder, wenn sie mit Salzsäure gemacht worden waren, die immer auch Eisentheilchen enthält. —

Der Herr Uebersetzer, der bis auf die verstellten Namen, da er z. B. statt Stahl und Diesbach, Sthaal und Deisbach hat stehen lassen, seine Pflicht aufs beste erfüllt hat, fragt in den Anmerkungen, ob nicht vielleicht die Fettsäure das Alkali phlogistisire, da sie sowohl im Pflanzen- als im Thierreiche wohne. — Aber weder die fettgesäuerte Alkalien, noch das fettgesäuerte Eisen geben uns durch ihre Eigenschaften Anleitung

tung, auch nur den geringsten Verdacht von der Art auf die Feuerluft zu werfen.

Betrachtungen über die Gährung und die dadurch erhaltenen Producte und Educte von G. F. J. v. P. (Jaspen von Pirch) Halle, 1784. in 8. 88 Seiten.

Mit philosophischem Ernst und wahrer chymischer Gelehrsamkeit prüft und widerlegt der V. das Lehrgebäude des Herrn Wiegleb von der Gährung, von dem Vorherdaseyn des Weingeistes in weingährungsfähigen Stoffen, von der, ohnerachtet eines ohne Grund angenommenen Wasser- und Oelbestandtheils, ihm dennoch zugeschriebenen einfachen Naturmischung, von der Natur der aus Weingeist mit Salpetersäure geschiedenen Zuckersäure, in so ferne sie eine in ihrer Natur ganz umgeänderte Salpetersäure seyn sollte, von der Entstehung der Naphthen oder Aetherarten durch Beyerlei der dem Weingeist entwäßernden Säure zum Oele des Weingeistes u. s. w. Den Essig sieht er für eine abgeänderte Zuckersäure, und die Zuckersäure überhaupt für die Basis der mehresten Pflanzensäuren an. Er zweifelt, ob bey der Gährung die Luftsäure aus dephlogistisirter Luft und Brennbarem entstehe. Bestandtheile des Weingeistes sind nach ihm das Brennbare, das Wasser und die Zuckersäure, und Essig entsteht durch keine Umwandlung des Weingeistes. Mit der Gründlichkeit, womit der Verfasser alle diese Wahrheiten vorgetragen hat, hat er zugleich Kürze und Deutlichkeit verbunden.

Dr.

Physikalische Abhandlung über die Strahlenbrechung und Abprällung auf erwärmten Flächen, vom Abbé Tobias Gruber. Mit einer (zwey) Kupfertafel (n). Dresden, bey Walther, 4 Bogen, 4. 1787.

Der V. (aus der ehemaligen Gesellschaft Jesu) hatte dem 5ten Briefe hydrographischen und physikalischen Inhalts, eine

Nachricht beygebracht, die ein merkwürdiges Phänomen betrafe, so er auf seinen Reisen in dem Temeswarer Banat oft gesehn, und auf dem ebenen Zieknitzer Seehoden, wieder zu bemerken Gelegenheit gehabt hat. Um unsere Leser mit dem Ganzen dieser Erscheinung bekannt zu machen, müssen wir des Verf. eigene Worte anführen: „Blos in der sehr flachen, und auf viele Meilen weit übersehbaren Gegenden, „besonders wenn die Plänen in dem Himmel hinaus sich verlieren, habe ich den über der Erde etwa 6 Fuß liegenden „Raum der Atmosphäre so verdickt gefunden, daß die unter „einem sehr spitzigen Winkel, darauf einfallenden Lichtstralen „nicht durchgelassen, sondern abgeprället werden; welches zu „vielen optischen Blendungen Anlaß giebt. Also habe ich „in einer Ferne von 1000 bis 2090 Klafter, blos die Dächer „von Dorfgebäuden gesehn, welches die Aehnlichkeit eines „durchsichtigen Wäldchens hatte. Also erschienen die hier „und da stehende Werthügel ohne Grundlage. Also wurden „die etwas höher empor ragenden Objecte, nämlich Bäume, „Gebäude, Thürme u. d. m. weil sie sich wie auf einem Wasser spiegelten, in doppelter Größe gezeiget. Also sahe ich „in der weiten Ferne zerstreute große Seen, die am Horizont hinaus wie Meere wurden. Nach dem Maaße der Annäherung verschwanden sie, oder entfernten sich immer fort." Dieses Phänomen machte Herr Büsch zum Gegenstande der ersten Abhandlung, in seiner 1783 bey Bohn in Hamburg herausgekommenen Schrift Tractatus duo argumenti optici, der eine gleiche Erscheinung beobachtet hatte, und beurtheilte des Gruners dort gegebene Erklärung. Dieses bewog den Verf., das Beobachtete in Ordnung zu bringen, und die Theorie davon in gegenwärtiger Schrift auseinander zu setzen. Eine neue Erfahrung machte er am Fenster seiner Wohnung an dem Gesimse der Mauer des benachbarten Hauses, hier glaubte er zu entdecken, daß nicht die verdickte Luft, sondern die durch die Wärme an der Fläche der Mauer verdünnte Luft die Ursache sey, denn so oft diese einen größern Wärmegrad, als die Luft, welche sie umgiebet, erhielt, so oft spiegelte sich auch die Face eines in Terminatio stehenden Hauses in den Vertiefungen der Mauer, aus welcher Erscheinung verschiedene Sätze, so die Apprällung der Stralen betreffen, abgeleitet werden. Hierdurch fand der V. daß die Grundursache der Stralen-Reflection der größere Wärmegrad der reflectirenden Fläche sey, und um dieses bequem zu untersuchen, erwärmte

wärmte derselbe eine eiserne Stange, und fand, daß die Verminderung der Winkel, unter welchen sich ein Object abspiegelte, mit der Abnahme der Wärme verbunden sey. Dieses ist die Basis der Theorie, so der Verfasser im folgenden giebet, die wir aber übergehen müssen, weil solche ohne Figur nicht deutlich zu machen ist.

Rg.

Torbern Bergmanns Grundriß des Mineralreichs in einer Anordnung nach den nächsten Bestandtheilen der Körper, aus dem Lateinischen, mit einigen Zusätzen von D. J. X. Lippert. Wien, bey Krause, 1787. in kl. 8. 207 Seiten.

Diese Uebersetzung der lateinischen Sciagraphia R. miner. des sel. Bergmann ist beinahe wörtlich, einige Druckfehler abgerechnet, die zuweilen den Sinn verändern. So steht S. 16. Zeile 16. vermischt statt vermischt u. s. w. Die Zusätze des D. Lippert sind Auszüge aus den Stellen von Bergmann Opuscul. und aus den schwed. Abhandl. der Akad. der Wiss. zu Stockholm, worauf sich Bergmann bezogen hatte; aus Crells Annalen und andern Büchern. Am Ende hat Hr. Lippert noch einige Erfahrungen des Herrn Brandis über die Vermischung der fetten Oele mit Metallen, aus dem Lateinischen übersetzt und beigefügt, die eigentlich nicht dahin gehören. Warum der Uebersetzer die Citationen des Cronstedt so beibehält, wie sie Bergmann nach der ersten schwedischen Ausgabe der Cronstedtischen Mineralogie anführt, und sie nicht nach der, in den deutschen Uebersetzungen abgeänderten Paragraphenzahl eingerichtet hat, läßt sich nicht anders erklären, als weil der Uebersetzer die Mühe zu groß fand. Dadurch hätte er gleichwohl den deutschen Lesern einen größern Dienst geleistet, als vielleicht durch die ganze Uebersetzung; denn wer nicht so viel Latein versteht, daß er B. lateinische Sklagraphie in der Urschrift lesen kann, dem wird das ganze Buch viel zu hoch, und zu nichts nütze seyn. Ueberdem war die Sklagraphie schon einmal in Pfingstens Magazin ins Deutsche übersetzt, obschon alle Uebersetzungen gleich anfangs durch die Zeitungen widerrathen und verbeten wurden; weil der sel. Bergmann seinen Entwurf völlig ausgear-

beitet

arbeiten, die Varietäten hinzufügen, und dann nach einigen Jahren schwedisch, deutsch und französisch herausgeben wollte. Er hat auch wirklich diese Arbeit angefangen; starb aber leider zu früh, um sie zu vollenden. Unterdessen war, als aller billigen Erwartung zuwider, ein lateinischer Nachdruck 2 deutsche und eine französische Uebersetzung von Hrn. Monger, mit Anmerkungen und Zusätzen nach seiner Façon, herausgekommen; und bey solcher Ueberschwemmung von unerbetenen, oder vielmehr verbetenen Uebersetzungen und unrechtmäßigen Nachdruck, kann man sich leicht vorstellen, daß der Abdruck der Urschrift leiden mußte. In wie weit solche Zudringlichkeiten und Verlarvungen — fremder Werke Mittel seyn können, würdige Gelehrte zur Herausgabe ihrer gemeinnützigen Arbeiten anzureizen, damit Nachdrucker und Uebersetzer dabey verdienen mögen, kann ein jeder leicht beurtheilen?

Pi.

Beyträge zur Geschichte des Fürstenbergischen Bergbaues im Kinziger Thale von Fr. Kapf. Cassel bey Cramer, 1785. 8. 4 Bogen stark.

Erwünscht muß die Erscheinung dieser Beyträge jedem seyn, dem Erdkunde und Mineralogie seines deutschen Vaterlandes am Herzen liegt; sie machen ihn mit einer Gegend bekannt, die, so merkwürdig sie auch ist, bisher dem Naturforscher nur wenig bekannt war. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit der Gebirgskunde, der Geschichte dieses Bergbaus, und dem Bergbau selbsten. Die zwote mit dem Hüttenwesen. Voran geht die Topographie; die Gebirge, welche das Kinziger Thal einschließen, gehören zu den Vorgebirgen der hohen Schweizergebirge; ein Theil derselbigen steigt gleich vom Thale an steil 700 — 800 Schuhe auf, und sind unfruchtbar, ein anderer ist niedriger und sanfter ansteigend, und an seinen Abhängen fruchtbarer, doch glaubt ihm der Landmann durch Abbrennen noch mehr aufzuhelfen; noch ein anderer, der nur auch Lerchenbäume trägt, fruchtbarer, ganz sanft ansteigend, und weit niedriger; alle bestehen hauptsächlich aus Granit, der aber in den Bergen von der zwoten und dritten Abtheilung mit Gneis, seltener mit Sandsteln gedeckt, aber so wie diese in Lager und Bänke getheilt, und nach allen

Rich-

Klüftungen durch Klüfte getheilt ist; in den mittlern kommt auch wohl in der Mitte ihrer Höhe an dem einen Abhange Thonschiefer vor, der vornehmlich in den Schluchten wahrgenommen ist, und den der Verf. von der Auflösung des Granits ableitet. Die Gänge kommen häufiger in den beiden niedrigen Bergen vor, die erzreiche sind stehend, und von einem Zolle bis zu drey Schuhen, mächtig, auf der Grube St. Clara mehrere Lachter, aber im letztern Fall sehr arm oder taub; sie haben selten Salbänder, setzen nie durch Sandstein oder Schiefer durch, und streichen häufig im Granit. Die Gangart ist selten Quarz, häufiger Kalk-, Schwer- und Flußspat oder verwitternder Granit selbst, oft alle unter einander. Einige Gänge führen beständig Erz, Bley oder Kupfererz, die überhaupt gewöhnlich mit einander vorkommen, andere hingegen, die silberreichen, Kobolt und Silbererze, auch gediegenes Silber führen, sind öfters auf gewisse Entfernungen taub. Das Schappacher Revier hat nur beide erstere, das Wittichener nur Wismuth, Kobolt- und Silbererze, das Wolfacher Silbererze und Spiesglas; auch findt sich vor Sulzbach Bluttstein, und am Burgfelsen bey Wittichen Braunstein. Von dem silberhaltenden Kobolt wünschten wir wirklich eine genauere chemische Zerlegung, da Bergmann in der von dem Verf. angeführten Stelle nichts davon erwähnt, und wir doch immer vermuthen, daß das Silber darin nicht eigentlich vererzt ist. Man habe bey der Wiedereröffnung des Bergbaus Spuren gefunden, daß er einer der ältesten in Deutschland sey (diese Spuren sollten doch näher angegeben seyn). Der nun gänzlich verlassene alte St. Joseph wurde 1695 wieder eröffnet, und sein reicher Ertrag an Kobolt gab zu Anfang dieses Jahrhunderts Anlaß zur Anlegung einer Smaltefabrik; später erschürfte man die Grube Sophia, die von 1758 — 1784 an Silber, Kobolt, Wismuth und Arsenik 300000 Gulden abwarf; im Neugliick und in der Güte Gottes sind die Erzanbrüche sehr unbeständig, was überhaupt ein Fehler des ganzen Bergreviers ist, und das Anlegen kostbarer Künste untersagt. St. Anton und Ferdinand sind, ob sie gleich guten Kobolt lieferten, wieder eingegangen. Im Schappacher Thal bauete man schon, mit besonders gutem Glücke, zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Kupfer, obgleich eine sehr ergiebige Grube, Leopold schon zu Anfang, weil man glaubte, sie thue dem Gesundbrunnen zu Rippoldsau Abbruch, verlassen, und erst vor etwa sechs Jahren

nun mit vieler Mühe wieder eröffnet worden; auch der Herrn Segen ist erst 1777 nach einem Stillstand von 30 Jahren wieder aufgemacht worden; der Friedrich Christian, wo auch Bleiglanz, der im Centner 25 Pfunde Bley, und 3 — 4 Loth Silber hält, und Weisgülden, das im Centner 3 Mark Silber hält, mit einbricht, vor etwa 17 Jahren; 5 andere Gruben, auf welchen auch Kupfer- und Bleierze brachen, sind auch schon längst wieder verlassen. Die reichste Grube des ganzen Thals ist der Wenzel im Wolfacher Revier; sie wurde 1760 wieder eröffnet, und bis 1767 mit Zubusse gebaut, trug aber von 1767 — 1780 an 200000 Gulden; hier brachen viel gediegenes Silber, Hornerz ausgenommen, alle Arten Silbererz, auch Bleierz, Kupfer- und Schwefelkies; seit einigen Jahren giebt doch diese Grube wieder Zubusse. Der S. Bernhard ist die älteste Grube im ganzen Thal; aber Fortuna, Gabriel, Segen Gottes und Ursula sind noch im Gange, letztere liefert Spiesglaserz. Im ersten Abschnitt der zweyten Abtheilung wird der Grubenbau beschrieben; man schießt das Gestein los, und fördert das Erz mit Hunden, die in der Sput gehen, und mit Haspeln zu Tage. Die Erze werden geschieden, auf einem Puchwerk mit drey Stempeln naß gepucht, in Schlemmgraben geschlemmt, und auf dem Kehrheerd gewaschen; gediegenes Silber, auch Erze, die 20 — 30 Mark Silber im Centner halten, mit genug Bley, Glätte und Heerd auf einem Treibheerd, der 16 — 18 Centner hält, abgetrieben; ärmere Erze aber vorher 6 — 8mal in einem Ofen geröstet. Das Blicksilber unter einer Muffel auf einem Test fein gebrennt, und die Glätte, die bey diesen Arbeiten fällt, in einem Krummofen über das Aug gefrischt; die Kupfererze nach 4 — 5mal wiederholtem Rösten zu Stein geschmolzen, dieser 5 — 6mal geröstet und zu Schwarzkupfer, und dieses auf einem Gahrheerde, der anderthalb Schuh im Durchschnitte weit ist, gahr gemacht; von Smalte und Eschel werden jährlich bey 3000 Centner gemacht.

Neue Litteratur und Beyträge zur Kenntniß der Naturgeschichte, vorzüglich der Conchylien und Fossilien, von J. Sam. Schröter. Zweyter Band. Nebst (4) Kupfertafeln. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung, 1783. 8. 41 Bogen.

Die

Die erste Abtheilung in diesem Bande machen S. 1 — 256. eigene conchyliologische und lithologische Abhandlungen aus. Zuerst beschreibt der V. S. 1 — 224. mit vieler Ausführlichkeit die zahlreich gegrabene und calcinirte Conchylien seiner eigenen Sammlung; denn liefert er S. 225 — 256. einen Auszug aus einem Manuscripte des siebenzehenden Jahrhunderts über die Bergwerke am Harz, dessen Verfasser doch mehr alte Sagen und Chroniken, als wahre Urkunden zu Belegen gebraucht, und wenig noch Unbekanntes über die Geschichte dieses Bergbaues liefert. Die zwote Abtheilung S. 257 — 384. enthält Beobachtungen, Entdeckungen, Berichtigungen, Anmerkungen, und sonderlich für Conchylien und Mineralien. Zuerst S. 257 — 307. für Conchylien. Sie betreffen den dacischen Schild, den safrangelben Cylinder, die braun gedüpfelte und gewölkte Tute mit geperlter Nath, das braune italiänische Eistrich, das goldene Zeug mit ausgekehltem Wirbel, die pfirsichblüthrothe bandirte und weißgetropfte Tute, die gesäumte Flügelschnecke, die geribbte unkeusche Venus, den seladongrünen Helix mit braunen senkrechten Streifen, die fahle inwendig braun bandirte Nadel mit senkrechten Streifen, den stumpfen honigfarbnen Turbo mit dicht anschließenden Windungen, die feingezahnte zweifelhafte Nerite mit schwarzen Dreieckflecken, die glatte Aprilmuschel mit eingebogenem wellenförmiggerunzelten Rande, eine Abänderung der malabarischen Venusmuschel, die ungleich gestreifte Venusmuschel, die weitlippichte, die feingestreifte durchsichtige, die sternförmige Auster von der Küste Guinea, den gestrahlten Donax, die ausgehöhlte und papirne Telline, die geribbte Spindel des rothen Meers, und die neritenartige Napfschnecke. Im zweiten Abschnitt dieser Abtheilung S. 307 — 320. beschreibt der Verf. die bey Bottendorf brechende Stein- und Erzarten. S. 320 — 334. Camsdorfische (wir haben dergleichen auch vom Harze gesehen) Eisenstufen mit Kalkkristallen angefüllt. S. 334 — 338. den Spenglerischen Lituisne, gelegenheitlich werden sie alle classificirt. S. 338 — 343. einige seltene Versteinerungen. S. 343 — 350. einige seltene und gegrabene versteinte Seeigel. S. 350 — 360. vermeintliche Alcyonienbälle aus der Schweiz. S. 360 — 366. die Schneckenmadrepore. Auf diese Beschreibung folgt S. 366 — 379. eine Schutzschrift der Versteinerungskunde gegen Herrn von Leyser, und S. 379 — 384. eine Nachricht

richt von zwey merkwürdigen Stücken versteinerten Holzes. In der dritten Abtheilung S. 385 — 471, welche Nachrichten von ältern und neuern conchyliologischen und lithologischen Schriftstellern enthält, bemerken wir vornehmlich einen Auszug aus Hrn. Domairs Abhandlung von den Steinarten und Versteinerungen, auch Erdarten einiger Gegenden in Holstein, die in dem achten und eilften Stücke der schleswig-holsteinischen Anzeigen für 1781 steht. Die vierte Abtheilung S. 472 — 592 liefert Nachrichten von neuern Schriften aus allen Fächern der Naturgeschichte vom Jahr 1784. In einem Anhange, daß die unter diesem Namen von ihm beschriebene Korduanschnecken aus Guinea keine wahre Korduanschnecken seyn.

Mb.

De prima materia metallorum; oder gründliche Nachricht vom wahren metallischen Saamen, und vom Ursprunge des ganzen Mineralreichs ꝛc. von Joh. Gottfr. Jugel. Neue vermehrte und verbesserte Auflage. Zittau und Leipzig, bey Schöps. 1787. 8. 11 Bogen.

Der grundlose Gedanke von einem metallischen Saamen in der Natur, wodurch Gold und Silber, eben so wie Disteln und Nesseln, durch ihren eigenthümlichen Saamen, hervorgebracht werden könnten, hat nun schon sehr lange die Alchemisten angespornet, solchen aufzusuchen. Demohngeachtet ist alle Bemühung immerfort vergebens gewesen, weil Saamen nur bey organisirten Körpern statt hat, im ganzen Mineralreich aber noch nie erwiesen worden ist. Es läßt sich daraus urtheilen, was von der Gründlichkeit dieser Nachricht zu halten ist; wie man denn auch schon seit der ersten Ausgabe dieser Schrift, von keiner künstlichen Metallerude etwas gehört hat. Sollte man denn nicht durch rechten Gebrauch des Verstandes nach und nach einsehen, daß eine solche Absicht bloßes Hirngespinst sey?

Z.

9. Ge-

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Johann Christoph Gatterers Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Erster Theil, von Adam bis Cyrus: ein Zeitraum von 3652 Jahren. Göttingen, bey Vandenhöck. 1785. 663 S. in gr. 8vo.

Nachdem Hr. Gatterer vor mehr als zwanzig Jahren zuerst den Grund zu einer bessern Lehrart der Weltgeschichte in Deutschland gelegt, und auf denselben mehrere mit so vielem Beyfall aufgenommene Handbücher errichtet hatte: konnte er des erworbenen Ruhms ferner ruhig fortgenießen, wenn er gleich nicht nach höherer Vollkommenheit der Methode und der Ausführung selbst strebte. Allein es gesteht jetzt selbst, daß die gedachten Bücher viele Mängel und Fehler haben, die er in dem gegenwärtigen Werke gut zu machen sucht, worinne er sowohl in Absicht auf Form und Materie, als selbst auf Zeitrechnung, von seinen Schriften und andern Büchern über die Universalhistorie abgeht.

An Statt des Petavianischen Systems der Chronologie, hat er nunmehr nach denjenigen Grundsätzen gerechnet, welche Franck in seinem Novo systema chronol. fundamental. und in dessen deutschen Auszuge, vorgetragen hat. Er hatte selbst an beyden Werken vielen Antheil genommen, und seine Grundsätze viele Jahre hindurch, nebst andern Mitgliedern des königl. histor. Instituts, aufs genaueste geprüft. Daher urtheilt er nach seinem besten Wissen und Gewissen, daß noch niemand, vor Franken, den historischen Zeitrechnern so untrügliche und ewig wahr bleibende Grundsätze vom Sonnen- und Mondsonnenjahr, und von den sich darauf beziehenden Hauptgeschichtsepochen mitgetheilt habe; auch niemand nach demselben, bessere Grundsätze werde mittheilen können, wofern Mond- und Sonnenlauf, wie zu hoffen sey, forthin eben so bleiben werde, wie er bisher war. Aber in der eigenen Anwendung seiner Grundsätze, glaubt er, daß

Frank den Nebenepochen und einzelnen Begebenheiten öfters gefehlt habe. Hier wäre nun zu wünschen gewesen, daß der Hr. V. theils überhaupt für Leser, welche mit dem Frankischen System nicht hinlänglich bekannt sind, einen kleinen Entwurf desselben vorangeschickt, theils wenigstens in Stellen, wo seine Berechnung von der Frankischen abgeht, den Grund davon angegeben hätte. So aber wird man hier auf einmal unter neue Zeitbestimmungen versetzt, ohne sich recht darein finden zu können.

Die ganze Weltgeschichte theilt der Verf. jetzt in sechs Perioden ab: I. die älteste Sagengeschichte, bis auf Mose, den ersten Geschichtschreiber, ohngefähr 2600 Jahre. II. Von Mose, bis zur Herrschaft der Perser, über 1200 Jahre. III. Von der Herrschaft der Perser, bis zur Herrschaft der Römer, Parthoperser und Chineser, 1400 Jahre. IV. Von der Herrschaft dieser Nationen, bis zu und mit der Völkerwanderung, 600 Jahre. V. Bis zu und mit den Kreuzzügen, fast 800 Jahre. VI. Von den Kreuzzügen bis jetzt, ohngefähr 600 Jahre. Warum eben diese Perioden festgesetzt worden sind? hat der Verf. den Leser zu ausfindig zu machen überlassen. Eine möglichst kleine Anzahl suchte er offenbar; ob aber nicht zu wenige Nationen von Wichtigkeit dabey in Anschlag gekommen sind? ob die Herrschaft der Parthoperser und Chineser bedeutender und reicher an Folgen gewesen sey, oder nur gleichbedeutend und gleich mit Alexandern und Karln dem Großen? ob man endlich füglich ganz aus dem Innern des Mittelalters bis auf unsere Zeiten in der letzten Periode, ohne allen Absatz, den mehr als Eine der vorzüglich universalhistorischen Begebenheiten nothwendig machte, fortschreiten könne? das wären vielleicht einige Bedenklichkeiten, die nicht bloß bey uns aufstiegen.

Im gegenwärtigen Theil hat der Verf. die zwo ersten Perioden abgehandelt. Die älteste Sagengeschichte, die den Inhalt der ersten Periode ausmacht, wird durch die Sündfluth in zwo Abschnitte getheilt. Hr. G. erinnert bey der Hebräischen Sagengeschichte, das Wort Sage werde hoffentlich niemanden anstößig noch unverständlich seyn; es drücke eben das, nur kürzer und bestimmter, aus, was man sonst mündliche Ueberlieferung nenne. Man begreife darunter auch historische Lieder, und hieroglyphische

Der-

Darstellungen der Sachen selbst. Das Unzuverläßige, das sonst den Sagen anderer Völker zuweilen anklebe, falle bey den hebräischen ohnedem ganz weg, da sie einen ansehnlichen und höchst schätzbaren Theil unserer heiligen Bücher ausmachten. Endlich wären auch in die Sammlung der hebr. Sagen gleichzeitige schriftliche Aufsätze aufgenommen worden, die schon an sich betrachtet, als Urkunden, den Beyfall eines jeden, auch des unchristlichen, Geschichtforschers verdienten. — Allein ungeachtet einer solchen Erklärung, möchte man doch wohl bey diesen Sagen in eine ziemliche Verlegenheit gerathen. Wie alt sollen sie seyn? Ist es auch gewiß, daß es ursprünglich hebräische sind? Daß sie so viele Jahrhunderte hindurch, ehe sie Moses sammlete, nicht vielfache und wesentliche Veränderungen erlitten haben? Wie weit kann sich der Nutzen solcher poetisch, hieroglyphisch ꝛc. aufgesetzter Sagen erstrecken? Wie zahlreich oder beträchtlich sind denn die eigentlichen darunter aufgenommenen Urkunden? und woran erkennt man sie als solche? Ja, sagt der Verf. diese Sagen machen einen Theil unserer heiligen Bücher aus; dadurch werden sie sogleich zuverläßig. Nun frage ich also weiter: Kann eine Sammlung von Schriften, die einen geheiligten Rang bey einer Nation behaupten, unzuverläßige oder ungewisse Sagen für die Nachwelt zuverläßig machen? Was soll man von dem historischen Charakter eines Geschichtschreibers denken, der Sagen, Lieder, Urkunden, Hieroglyphen, Erzählungen gleichzeitiger Begebenheiten, alles in Einem Ton und Stil unter einander mengt, ohne seinen Lesern den geringsten Wink zu geben, wenn so heterogene Dinge mit einander abwechseln? Oder, nimmt man nun das Höchste an, was für die Glaubwürdigkeit jener Sagen entscheiden kann, die heiligen Bücher, in denen sie aufbewahrt werden, sind von Gott ausdrücklich dazu veranstaltet und bestimmt worden, dem menschlichen Geschlechte, wenigstens doch unmittelbar den Israeliten, Belehrung über den Ursprung der Welt und der Menschen, die Schicksale derselben, über die göttlichen Absichten auf sie, die Israelitische Nation und Religion, u. s. w. zu ertheilen, kann es wohl zweckmäßig heißen, daß solches durch Sagen von zweydeutigem Werthe, Verständlichkeit und Nutzen geschehen seyn soll? Göttlicher Unterricht in einem historischen Buche muß historisch, richtig und deutlich seyn.

Hr. G. erläutert nun die älteste Sagengeschichte bis auf die Sündfluth, durch mancherley Anmerkungen, Vermuthungen, u. dgl. m. Der Verfasser der hebräischen Sage von der Schöpfung der Erde, (schreibt er,) die sich auf die Vorstellung eines weisen, aufmerksamen, und von Gott erleuchteten Menschen gründete, und um deswillen in die heiligen Bücher aufgenommen wurde, nutzte irgend einmal einen durch Gottes allweise Lenkung ihm dargestellten Anlaß dazu, und errieth die Sache, ohne die Art der Entstehung und die Gründe derselben aus unserer heutigen Physik, Chemie und Naturgeschichte, mit denen doch seine Erzählung so genau eintrifft, zu wissen. — Eine Entzündung der Erdrinde unter dem Wasser hat die heutige Gestalt des Erdbodens hervorgebracht: und die wer weiß seit wie vielen tausend Jahren verweseten Ueberbleibsel so unzählbarer Millionen von Seemuscheln und andern Wasserthieren und Seegewächsen, waren der Zunder zu diesem schöpferischen Brande. — Adam sah vielleicht, daß alle Thiere einen gewissen Baum flohen; oder auch, er sah einmal ein Thier davon essen und sterben. Nun hielt er ihn vor den einzigen verbotnen Baum. Aber zu einer andern Zeit sah die Männinn von diesem Baum eine Schlange essen; und eine unbesonnene Nachahmung des essenden Thiers, wozu sie hernach auch den Mann verleitete, brachte in ihrer beyder Körper, und vermittelst der Körper auch in ihrer Seele plötzliche Veränderungen und vorher ungefühlte Leidenschaften hervor. — Wenn Adams und Evens Körper eben so gebauet waren, eben solch Fleisch und Bein und Blut hatten, wie die unsrigen, und das muß doch wohl seyn, wenn wir von ihnen abstammen sollen: so konnten sie auch keine längere Lebensdauer gehabt haben, als selbst die dauerhaftesten Menschenkörper in unsern Tagen; höchstens also zwischen 100 und 200 Jahren. Es gehört für die Bibelausleger, zu bestimmen, ob die Namen Adam, Seth, Enos, u. s. w. Namen nicht nur von Stammvätern, sondern auch von Stämmen, Völkern u. dgl. seyn können; oder widrigenfalls in stiller Ehrfurcht an aller begreiflichen Erklärungsart zu verzweifeln. Da man aus guten Gründen die Namen Gomer, Magog, u. a. m. nicht bloß für Stammväter, sondern auch für Stämme und Völker hält, warum nicht auch die Namen Adam, Seth, u. dgl. m. Zeugen heißt in jeder Sagen- und Bilderſprache nicht immer so viel, als Vater eines Kindes seyn:

es

es bedeutet gar oft nur einen Stammvater, Stifter, Bevölkerer, Anführer einer Colonie, u. s. w. Und Leben und Sterben heißt oft auch dauern und untergehen, stark oder berühmt seyn, u. dgl. m. (Wir besorgen nur, diese an sich bekannten Bemerkungen möchten zu manchen Stellen der vorgegebenen Patriarchalischen Sagengeschichte gar nicht passen, denen das Verhältniß zwischen Vater und Kindern gar zu deutlich eingeprägt ist, und bey andern dürfte dadurch der ganze Sinn und Nutzen einer eigentlichen deutlich zusammenhängenden Erzählung wegfallen.) — Jeder Kenner der Grundsprache kann sich, wie Hr. G. glaubt, leichte davon überzeugen, daß das erste Buch Mosis aus Sagensammlungen von zwey bis drey verschiedenen Verfassern zusammengesetzt sey; sie zu unterscheiden ist besonders in den Nachrichten von der Sündfluth schlechterdings nöthig. Daher hat der V. die Jehovas-Sage und die Elohims-Sage neben einander gestellt. (Wir gestehen, daß wir auf diese Astrucsche Hypothese, die aus dem zufälligen Gebrauche göttlicher Namen erwachsen ist, wenig bauen.) — Nicht blos Noah mit seinen Söhnen und ihren Weibern; sondern sein Haus aus vier Familien bestehend, wurde im Schiffe gerettet, wo Raum genug für mehr als hundert Personen war. — Die Sündfluth traf nur diejenige Gegend, wo Noahs Stamm wohnte. Nur diejenigen Thiere kamen darinne um, welche daselbst (in den Flußgebieten des Indus und des Ganges) lebten; und es blieben doch noch etliche 100,000 in andern Ländern Südasiens übrig. Denn die hebräischen Sagen kennen nur die Voreltern des Hauses Noah, also nur einen einzigen Zweig von Seths großen Stammbaum. Auch hat man nicht nöthig anzunehmen, daß es just Kainiten waren, die durch die Fluth vertilgt wurden. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß in der Nachbarschaft der Noachiden damals keine Kainiten gewohnt haben: denn die hebräischen Sagen kennen die Kainiten nicht weiter herab, als bis auf die Zeiten des Sethiten Henoch. Die jenseits des Ganges bis ans Weltmeer heut zu Tage wohnenden Völker sind vielleicht Ueberbleibsel der Kainiten; sie alle reden wenigstens der Urwelt angemessene Kindersprachen, die aus einsylbichten Wörtern bestehen." — Die Kinderbegriffe der ersten Menschen von Gott werden auch aus den hebräischen Sagen dargestellt, und vieles davon wird auf die Rechnung ihrer wortarmen und bilderreichen Sprache gesetzt. (Allein die mei-

meisten dieser Bilder kommen doch noch in den spätesten Propheten der Israeliten vor; sie können also keine bloßen Kinderbegriffe des kaum entstandenen Geschlechts seyn, das ja Anleitung genug zur Kenntniß Gottes von ihm selbst bekam: und der Verf. selbst findet in der Schöpfungssage etwas sehr Erhabenes, das sich auch mit jenen Begriffen nicht verträgt.)

Hebräische Sagengeschichte von der Sündfluth bis Mose. (S. 28—137.) Vom Nimrod sagt der V. er habe sich erdreistet, vor Jehovas Augen die Rolle eines listigen gewaltsamen Menschenbändigers zu spielen; er habe die weitere Ausbreitung der Menschen verhindern, und alles ringsumher unter seine Herrschaft bringen wollen; zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Absicht, sollte eine Stadt mit einem Thurme, dessen Spitze bis in den Himmel reichte, aufgeführt werden; aber Jehova habe seiner gespottet, und den ohnmächtigen Stolzen zum Sprüchworte gemacht. (Wir gestehen, daß wir von allem diesem wenig beym Moses zu finden wissen.) Uebrigens wird hier unter den Aufschriften: Sagengeschichte vom ersten Winzer, vom ersten König, vom ersten Hebräer in Canaan, vom Kriege der neun Könige, von den ersten Heiden, und von Joseph, dem ägyptischen Groß-Vesir, die politische und Religionsgeschichte dieser Zeiten zusammengefaßt. Aber die Rubrik: Aufklärung in Vorder-Asien und Aegypten, aus den hebräischen Sagen und Nachrichten, mit Zuziehung des Buchs Hiob, dargestellt, S. 56. fg. ist die reichhaltigste und lehrreichste. Denn hier trifft man alles beysammen an, was sich über Gewerbe und Handthierungen, Künste, Wissenschaften, Handlung und Schifffahrt, Sitten und Gebräuche, aus diesem Zeitalter nach jeder vorkommenden Spur, sammeln läßt; und nicht bloß gesammelt, sondern auch Einsichtsvoll aufgeklärt. Zur Probe nennen wir, was vom Bergbau und Hüttenwesen, von Kunstarbeiten in Metall, von der Schreibekunst, von Maaß und Gewichte, von der Chronologie, Geographie und Kriegskunst, u. s. w. bemerkt worden ist. Uebrigens ist, weil der Verf. Vollständigkeit suchte, auch vieles sehr Bekannte gesammelt worden. Daß die Kriegsgesetze dieses Zeitraums meistens sehr hart und grausam gegen die Feinde gewesen wären, (S. 191.) kann wohl aus den besondern Vorschriften Gottes

für

für die Israeliten gegen amalekitische Soldne, nicht erwiesen werden. Mit den Begriffen über einen Zustand nach dem Tode, schließt der Verf. wobey es uns doch wundert, daß er noch in der bekannten Stelle Hiobs (C. XIX. 25. fg.) die Auferstehung der Todten findet. Es ist dort nur von der Wiederherstellung in den vorigen glücklichen Zustand die Rede; und was er übersetzt: Ein anderer Ich wird dereinst aus dem Staube aufstehen, heißt doch in der That nach der Ursprache: Er (mein Retter) wird zuletzt meine Sache gewinnen; oder wörtlich: Er wird auf der Erde aufrecht stehen, nämlich neben dem liegenden Besiegten.

In der Geschichte des zweyten Zeitraums, vom Moses (dessen Sterbejahr hier 2738. ist,) bis auf die Herrschaft der Perser, (J. 3652.) S. 138. fg. werden zuerst die Völker desselben, sodann S. 379. fg. die Begebenheiten durchgegangen. Unter den letztern versteht der Verf. nur solche Dinge, welche mehrere Völker betreffen, oder sonst auch verdienen, aus der Menge der übrigen Begebenheiten ausgehoben, und in ihrem eigenen Zusammenhange betrachtet zu werden. Es kann allerdings einigen Vortheil haben, sie so besonders zu stellen; allein wir wünschten doch, Hr. G. hätte eine Methode gewählt, nach welcher sie in die Nationengeschichte selbst eingeflochten würden.

Angenehm ist die in der Völkergeschichte vorangehende Völker- und Ländertafel Mosis; obgleich öfters darüber nur verschiedene Meynungen und Muthmaßungen, darunter auch unwahrscheinliche, vorkommen. Die Völker selbst stehen in folgender Ordnung: Asiatische, Assyrer, Babylonier, Meder, Phönicier oder Cananiter, Israeliten oder Hebräer, Syrer, Mesopotamier, Armenier, Klein-Asiater überhaupt, insonderheit Trojaner, Phryger, Karier und Lydier; Afrikanische, Aegypter und Karthager; endlich Europäische, Kimmerier und Scythen, Thracier, Macedonier, Griechen und Italier. Verschiedene andere alte Nationen aus diesem Zeitraum schienen dem Verf. wohl noch nicht beträchtlich genug zu seyn. Doch sollten wenigstens, dünkt uns, die Araber nicht fehlen. Ueberall wird zuerst das Land, sodann das Volk, endlich der Staat beschrieben.

Aus der großen Menge historischer Erläuterungen und Bemerkungen wählen wir nur einige Proben. Daß Assur

den Staat von Assyrien gegründet habe, und dessen erster König gewesen sey, ist nach dem Verf. unerwiesen, und wird wohl unerwiesen bleiben. — Das große zwischen der Ostseite des Nilthals und dem Arabischen Meerbusen gelegene, 6 Breitengrade und über 4 Längengrade, das ist ohngefähr 2700 deutsche Quadratmeilen umfassende, und folglich von Englands Größe nur um etwan 200 deutsche QMeilen übertroffene Bergland, hat man bisher bey der Vergleichung der Größe Aegyptens mit der Zahl seiner Städte und Einwohner, gar nicht mit in Anschlag gebracht, ohngeachtet es beständig zu Aegypten gehört, und sehr viel dazu beygetragen hat, daß die Aegypter ihr Nilthal in Ober- und Nieder-Aegypten ganz als Ackerland benutzen konnten: denn sie holten aus dem Berglande die Steine zu ihren ungeheuern Kunstwerken, zu ihren Tempeln, Pallästen, Häusern u. s. w. sie gebrauchten die Höhlen desselben zu Kellern, Todtengrüften u. dgl. m. Doch bleibt die Zahl von 20,000 Städten, die Herodotus angiebt, für ein so kleines Land, wie Aegypten war, immer unglaublich. — Die neue Erklärung der Aegyptischen Hieroglyphen-Religion, S. 212. fg. ist merkwürdig. „Wenn man, sagt der Verf. durch Mosen, von dieser Religion unterrichtet ist: so wird man in Herodots Beschreibung derselben Wahrheiten finden, deren Sinn der gute Vater der Geschichte selbst nicht verstanden hat, weil er das was er in Aegypten hievon gesehen und gehört, und nach seiner Gewohnheit grundehrlich erzählt hatte, Griechisch deutete. Erstlich sagt er, die Aegypter hätten ausgedacht, welchem Gotte jeder Monat und jeder Tag eigen wäre. Diese Götter aber, die nach ihrer Meynung jeden Wochentag regierten, waren keine andern, als die sieben Planeten: und setzt man noch in Gedanken die Erde hinzu: so liegt hierinne die ganze, der Sache nach uralte Ptolemäische Weltordnung. Die zwölf Götter, von welchen die Monate regiert und benannt wurden, waren die zwölf himmlischen Zeichen des Thierkreises. Endlich gehört zur dritten Götterklasse Osiris, d. h. die Sonne, und folglich auch Iris, oder der Mond. Diese beyden Götter, sagten die Aegyptier, wären von den zwölf Göttern der zweyten Klasse gezeugt worden. Ganz natürlich: denn aus den zwölf Monaten entsteht das Sonnen- und Mondjahr. — Vorzüglich gut wird die Geschichte der ältern italiänischen Völker vor den Römern erörtert. — Sehr treffende Anmer-

merkungen gegen Algarotti und zween witzelnde Franzosen, de Pouilly und de Beaufort, welche die ganze Römische Geschichte der ersten 500 Jahre verwarfen. (S. 355. fg.) Doch entsinnen wir uns schon in den Mémoires de l' Acad. des Inscr. et des B. L. schöne Abhandlungen wider sie gelesen zu haben.

Die zu diesem Zeitraum gehörigen Begebenheiten, nach der oben gedachten Bedeutung dieses Worts, sind folgende: der Nesibinische Krieg, worinne David und Hadarefar, König von Zoba oder Nesibin, die Hauptpersonen waren; die Assyrischen Eroberungen; Aegyptens Staatsveränderungen aus Manethons Tafeln; Anfang der Aufklärung in Europa; Wundersleiß im Ackerbau bey Aegyptiern, Babyloniern und Hebräern, Bergbau, Kunstarbeiten in Metall; Metallarbeiten in allen drey Welttheilen; Kunstwerke in Elfenbein; Malerey, Baukunst, Obelisken, Pyramiden, Labyrinthe, Tempel, Paläste und Grabmäler, Schreibekunst, Wissenschaften, Handlung und Schifffahrt. Warum eben diese Gegenstände, oder größtentheils Künste und Gelehrtengeschichte der Nationen, den Namen von Begebenheiten allein führen sollen? sehen wir nicht. Daß sie aber der unterrichtendeste und am schönsten bearbeitete Theil des Werks sind, ist desto gewisser. Selbst ohne die Versicherung des Verf. daß er hier mit Goguet, den er richtig kritisirt, zwar auf einerley Wege gegangen, aber sehr selten darauf einerley mit ihm gesehen habe, würden wir dieses zu bemerken nicht vergessen haben; wie wir uns denn oft wunderten, daß der so gelehrte Uebersetzer des Goguetschen Werks, bey einer so schönen Grundlage, da er eine solche Bibliothek und einen Mann wie Gesner zur Seite hatte, nicht weit mehr geleistet hat.

Auch hier wollen wir es nicht an einigen Beyspielen fehlen lassen. Vom Bergbau dieser alten Welt, findet man S. 415. bis S. 434. umständliche und ausgesuchte Nachrichten. — Bey der 60 Ellen hohen und 6 Ellen dicken goldenen Bildsäule, die Nebucadnezar in einem Thal zur Anbetung aufstellen ließ, merkt Hr. G. an, man könne nicht wissen, ob sie von dichtem Golde, oder nur mit Goldblechen überzogen war; ob vielleicht gar die wahre Größe derselben, wegen unrichtig abgeschriebener Zahlen, nicht auf uns gekommen ist. (Die Verhältnisse derselben sind wenigstens sonderbar.) —

bar.) — Die Aegyptier scheinen das Malen; die Griechen aber die Malerkunst erfunden zu haben. Mit Goguet und einigen andern behaupten zu wollen, daß die jetzigen Ueberbleibsale der Malereyen in Aegypten, nicht Malereyen der alten Aegyptier, sondern der Griechen unter den Ptolemäern und der Römer seyen, heißt, um es aufs gelindeste auszudrücken, etwas ohne alle Ueberlegung behaupten. — Von den Obelisken und Pyramiden wird sehr ausführlich und sinnreich gehandelt, S. 461 — 499. Die Obelisken, sagt der Verf. standen als Zierrathen vor dem Eingange der Tempel, der Paläste, u. dgl. m. aber die Pyramiden waren Gebäude auf den öffentlichen Kirchhöfen. Die Aegyptischen Kirchhöfe waren nicht das, was wir in Europa so nennen: Haufen einzelner Gräber; sondern sie stellten eine Reihe in gehöriger Entfernung neben einander in Felsen gegrabener Minen oder Bergmännischer Gruben vor. Zwar geben einige alte Schriftsteller die Pyramiden würklich vor königliche Begräbnisse aus. Aber von Rechtswegen sollte das, was sie von der Absicht des Pyramidenbaues nicht gesehen, sondern nur gemeint, oder von Meinenden gehört haben, bey uns, denen das Innere der Pyramiden heut zu Tage vor den Augen liegt, keinen Beyfall finden. Sie sind voll von künstlich und zierlich gebaueten Gängen und Gemächern im Innern; und doch kein Eingang zu ihnen von außen; auch kein Zusammenhang unter den innern Gängen und Zimmern; auch keine Möglichkeit, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt, so zu gebrauchen, wie Gänge und Zimmer gewöhnlich von Menschen gebraucht werden; hingegen Verbindung des Innern durch tiefe enge Schächte mit unterirdischen geräumen Gängen und Gemächern, u. s. w. eine Menge außerordentlich mühsamer, kostbarer, künstlicher Veranstaltungen, ohne in die Augen fallende Absicht, bey einem so weisen Volke! Nimmt man aber an, daß durch alle diese Anstalten das Schattenreich, der Zustand nach dem Tode u. s. w. symbolisch dargestellt worden; auch daß die eine oder die andere Pyramidengruppe mit ihren Zubehörungen über und unter der Erde, zu Einweihungen und andern geheimen gottesdienstlichen Handlungen eingerichtet und bestimmt gewesen ist: so führt alles auf einen überall begreiflichen wichtigen Zweck; auf Anstalten, die unter den Aegyptiern weit mehr Gutes stiften konnten und mußten, als die gewöhnlichen Leichenurnen in der Christenheit. — Eben so glaubt der Verf.

Verf. S. 304. daß bey dem ägyptischen Labyrinthe, Plinius auf die Spur der Wahrheit helfen könne, indem er sage, die meisten hielten es vor ein der Sonne geheiligtes Gebäude, welches auch das glaubwürdigste sey. Es wird gezeigt, wie die ganze Einrichtung und Eintheilung desselben dahin führe, daß es eine architektonisch-symbolische Darstellung des Thierkreises, und des Laufs der Sonne (mit den übrigen Planeten) durch denselben gewesen ist. Er konnte auch durch seine 3000 Zimmer, und durch die darinne befindlichen Thierbilder aller Art, die wichtige Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, als eine Wanderung der Seele durch alle Arten der Thierkörper binnen 3000 Jahren, wie vor Augen malen. Auch war er wohl zu astrologischen Wahrsagungen bestimmt; und vielleicht bestand hierinne gar die Hauptabsicht des ganzen Gebäudes. — Wir möchten auch noch auf die Vergleichung zwischen dem Jupitertempel zu Rom und dem Salomonischen (S. 546.) auf die Geschichte der Astronomie, Chronologie, Geographie, des Kriegswesens und der Seehandlung, aufmerksam machen; finden aber, daß diese Anzeige schon zu vielen Platz eingenommen hat.

Hr. G. war Willens, dieses Werk schon im J. 1786. mit dem 2ten und 3ten Theil zu vollenden. Jetzt da wir dieses schreiben, nach Ostern 1787. ist noch nicht der zweyte erschienen; wir wünschen aber sehr, daß das Werk nicht unvollkommen liegen bleibe. Denn so wenig wir auch allen Meynungen und Vorstellungsarten des Verf. beytreten können; so sehen wir doch auch hier seinen gründlichen und glücklichen Forschungsgeist auf eine weit rühmlichere Art fortschreiten, als so manchen andern witzig-launigten, Hypothesen- und Schilderungsreichen sogenannten Geschichtschreiber, der jede andere Schreibart viel mehr in seiner Gewalt hat, als die eigentliche historische. Nicht minder angenehm würde es uns seyn, endlich einmal das würdige Denkmal, das er sich durch seine Diplomatik zu stiften angefangen hat, ganz aufgebauet zu sehen.

Uh.

Geschichte

Geschichte der Verfälschungen des Christenthums, in zween Bänden von Joseph Priestley. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen. Hamburg, bey Bohn. 1785. Erster Band. 555 Seiten in 8. Zweyter Band. 1785. 600 Seiten.

Eben dieses Buch in einer andern Uebersetzung unter gleicher Aufschrift. Berlin, bey Hesse. 1785. in 2 Theilen in gr. 8. der erste von 368. der zweyte von 466 S.

Verfälschungen des Christenthums geben alle christliche Partheyen zu, und haben darüber von den ältesten Zeiten her geklagt. Allein worinne diese Verfälschungen zu suchen sind? wenn und von wem sie gestiftet worden? das ist ein eben so alter, großer, immerwährender Streit zwischen ihnen. Die Katholischen der alten Kirche gaben dieselben den Ketzern Schuld, und bekamen den Vorwurf von ihnen zurück. Eben so machten es die sogenannten Orthodoxen und Häretiker des Mittelalters; und so machen es seit der Reformation bis auf unsere Zeiten, Römischkatholische, Protestanten, Mennoniten, Socinianer, u. a. m. Jede Religionsgesellschaft will das reine Christenthum wieder hergestellt haben, das von allen übrigen gemißhandelt worden sey. Man sollte beym ersten Anblicke dieser gewaltigen Uneinigkeit denken, es müsse doch entsetzlich schwer seyn, zu entdecken und zu bestimmen, was denn eigentlich ächtes Christenthum sey? Und doch ist im Grunde nichts leichter zu finden, wenn man es nur am gehörigen Orte, mit gesunden Augen, nicht mit den gefärbten Gläsern des Systems und der Polemik, sucht. Auch braucht es niemanden, der nur etwas mit der Kirchenhistorie der Christen bekannt ist, erklärt zu werden, wodurch sie es sich immer schwerer gemacht haben, von den wahren ursprünglichen Bestandtheilen ihrer Religion richtig zu urtheilen.

Unter andern Namen also, wie unter den gewöhnlichen Rubriken: Religionsstreitigkeiten, Ketzereyen, Schismen, Aberglauben, Mönchereyen, Papstthum, u. dgl. m.

ist

ist schon unbeschreiblich viel über die Verfälschungen d
Christenthums geschrieben worden. Allein das Ganze v
diente doch würklich einmal, ohne Rücksicht auf besond
Partheyen oder Lehrgebäude, bloß als ein Haupttheil d
eigentlichen Religionsgeschichte, besonders gestellt, und mö
lichst unpartheyisch bearbeitet zu werden. Das scheint n
im gegenwärtigen Buche geschehen zu seyn; wenigstens v
spricht Priestley in seiner Vorrede (S. XVII. der Berlin
Uebers.) eine von den befriedigendsten Beweisarten n
der historischen Methode zu führen, daß alles was
vor eine Verfälschung des Christenthums halte, ei
Abweichung von dem ursprünglichen Plane, oder eine Neu
rung gewesen sey. Eigentlich sollte diese Arbeit nur den le
ten Theil von des Verf. Anweisungen zur natürliche
und geoffenbarten Religion, die er zum Gebrauche fu
ger Leute aufsetzte, ausmachen. Daher begnügte er sich, sei
Zeugnisse aus Clarke, Lardner, Jortin, Basnag
Beausobre, Clericus, Grotius, Dupin, Fleur
Mosheim, le Sueur, Giannone, und andern angesehe
nen neuern Schriftstellern, anzuführen. Da er aber zu glau
ben anfieng, daß sein Werk auch für eine höhere Classe v
Lesern nutzbar werden könnte: so hielt er es vor nöthig, b
einer jeden wichtigern Materie, besonders bey denen, die
England bestritten werden möchten, zu den urkundlichen Z
währsmännern seine Zuflucht zu nehmen. Er hat also vi
von den vornehmsten Werken der alten christl. Schriftstell
gelesen; oder wenigstens sorgfältig durchgesehen. Doch
auch manches so geblieben, wie er es zuerst geschrieben hat
weil er bisweilen nicht im Stande war, jene Schriftstel
zu kaufen.

Aus diesem Geständnisse des Verf. merkt man wo
daß er die Methode, nach welcher ein solches Buch gesch
ben werden muß, nicht am glücklichsten getroffen habe. E
trug er aus neuern Schriftstellern von sehr ungleichem W
the allerley zusammen, was ihm zu seiner Absicht dienlich
seyn schien; sodann ergänzte oder berichtigte er dieses aus
Quellen selbst; aber nur so weit er zu diesen gelangen kon
Der rechte Weg gieng gerade umgekehrt. Erst mußten
alten Urkunden und Schriftsteller, die uns am zuverläßig
belehren, was das Christenthum ursprünglich war, und
es nach und nach geworden sey, befragt werden; alsdann

sen sich die Erläuterungen und Anwendungen, welche die Neuern in mancherley Absicht darüber mitgetheilt hatten, erst benützen. So aber ist nicht nur die erste Anlage überall sichtbar; sondern sie ist auch mit andern Mängeln verbunden. Indem der Verf. eine Anzahl alter Kirchenlehrer las, um bey ihnen die Belege zu den Verfälschungen des Christenthums zu finden, die er aus den Neuern gesammelt hatte, war er mit der alten Kirchengeschichte nicht durch ein genaues Studium bekannt: und daraus sind manche seichte, auch wohl unrichtige Stellen, gewaltsame Deutungen u. dgl. m. entstanden. Dazu kömmt endlich noch dieses, daß es sich der Verf. gleich vom Anfange an merken läßt, die Hauptverfälschung des Christenthums sey in seinen Augen diese, daß die Christen nach und nach Jesum zum Gott gemacht, und ihm einen für die Menschen versöhnenden Tod beygelegt hätten. In einem unpartheyischen Lichte würde sich der Verf. gezeigt, und seiner großen Absicht gemäßer gehandelt haben, wenn er gleich anfänglich einen zusammenhängenden Entwurf der Lehre Jesu, bloß aus seinen Vorträgen, und aus den authentischen Erklärungen der Apostel gegeben, nachher aber historisch bewiesen hätte, wie und worinne man von derselben allmählich abgewichen sey. Da es ihm hingegen hauptsächlich darum zu thun war, jene Behauptung mit Hülfe der Geschichte durchzusetzen: so fällt er auf sehr gezwungene Auslegungen, wie z. B. diejenigen sind, die er von den Stellen Johannis über die Gottheit Jesu giebt. Es hat sogar völlig das Ansehen, (B. I. S. 17. der Hamb. Ausg.) daß der Verf. die Valentinianer in die Zeiten jenes Apostels setzt, und ihn ihrem Gebrauche des Worts Logos die wahre Bedeutung desselben entgegenstellen läßt.

Ungeachtet dieser Fehler aber, und anderer ähnlichen, verdienen gleichwohl die Sammlungen des Verf. wenn gleich nicht das große Aufsehen, das sie in England gemacht haben, doch wenigstens einige Aufmerksamkeit bey denen, die nicht ohne alle Fähigkeit, sie zu prüfen sind. Dies gilt vornehmlich von den beyden ersten Abtheilungen, welche zwey Drittheile des ersten Bandes ausmachen, und die Geschichte der Meynungen von Jesu Christo, ingleichen von der Versöhnung, in sich fassen. Man hat hier das meiste beysammen, was die neuern Englischen Unitarier, deren Anzahl merk-

merklich zunehmen, zur Bestätigung ihres Lehrgebäudes aus der dogmatischen Geschichte beybringen. Die übrigen Artikel sind im ersten Bande: Geschichte der Meynungen von der Gnade, Erbsünde und Gnadenwahl — von Heiligen und Engeln — über den Zustand der Verstorbenen, und im zweyten: Geschichte der Meynungen über das heilige Abendmahl — über die Taufe — der Veränderungen in der Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung — der Kirchenzucht — der Diener der christlichen Kirche, und besonders der Bischöfe — der päpstlichen Macht — des Mönchslebens — der Kirchenämter.

Länger können wir uns bey diesem ausländischen Buche nicht aufhalten. Von den beyden Uebersetzungen ist keine schlecht; doch hat uns die Hamburgische in den Stellen, die wir verglichen haben, fast besser gefallen. Nur hätte in derselben die Vorrede des Verfassers, aus der wir oben die Entstehung seines Werks beschrieben, nicht weggelassen werden sollen. Dafür hat der Hamburgische Uebersetzer in einer langen Vorrede seine Gedanken theils über die richtige Würdigung des Gewichts, das den Zeugnissen der Kirchenväter bey der Untersuchung der Frage, was ächte reine Christenthumslehre sey, zukommt; theils über die Vortheile und die Einschränkungen, unter welchen die immer beliebter werdende historische Lehrart beym akademischen Vortrage der Theologie recht nützlich werden kann, als eine Einleitung zum Lesen dieses Buchs, vorgesetzt. Beydes nicht ohne gute Einsichten; wenn gleich eben keine neue Bemerkungen darunter stehen. Auch in seinen zahlreichen Anmerkungen, worinne er dem B. nicht bloß widerspricht, sondern zugleich Gründe und Bestätigungen entgegen setzt, ist viel Treffendes und bündig Ausgedrücktes. Alles würde freylich nicht gleichen Eindruck auf den Verf. oder andere Zweifler machen; und überdieß wäre an manchen Stellen noch weit mehr zu sagen, es wären noch mehr Blößen des Verf. aufzudecken gewesen. So führt dieser B. I. S. 476. ganz zuversichtlich ein Gebet an die Jungfrau Maria, aus einer Schrift des Athanasius an; von der doch bereits Montfaucon (Monit. in Homil. in Annunciat. Sanctiss. Dominae nostrae Deiparae, p. 532. T. II. Opp. ed. Patav.) bewiesen hat, daß sie nicht vom Athanasius herrühren könne. So versetzt er (ebendas. S. 359.) den Claudius

Claudius von Turin aus dem 9ten Jahrhunderte ins 10te; läßt anderwärts (B. II. S. 345.) die Römischen Päpste schon im 7ten Jahrhunderte, mithin zum wenigsten zwey hundert Jahre zu früh, den Namen Papa sich allein zueignen; und macht bald darauf (S. 392.) aus dem Titel Episcopus oecumenicus, einen Bischof der ganzen Erde. Gleich nach etlichen Zeilen ist es ein so unrichtig gesagt, daß dieser Titel vom Phokas den Römischen Bischöfen ertheilt worden sey.

Dan.

Charaktere und Sittengemälde aus der deutschen Geschichte des Mittelalters; mit Nachrichten, die deren Aufzeichner betreffen, von D. H. Hegewisch, Prof. zu Kiel. Erste Sammlung. Leipzig, bey Weygand. 1786. 236 S. in kl. 8.

Hr. H. widmet diese Schrift dem deutschen Leser, der unsre deutschen, aber lateinisch schreibenden Historiker des Mittelalters nicht selbst zu lesen Gelegenheit hat, und doch gern sehen möchte, was die Begebenheiten, die Personen, die Sitten, die Verfahrungsarten unsrer Vorfahren, auf sie vor Eindrücke gemacht haben. Vielleicht, setzt er hinzu, kann das kleine Werk auch einigen andern Nutzen haben. Ja wohl wird es denselben haben: und zwar bey denen, welche jene Historiker gar wohl lesen könnten, und auch sollten und würden, wenn sie nicht das Vorurtheil zurück hielte, daß dieselben alle unter die elenden Chronikenschreiber und Stappler gehörten; oder wenn sie wüßten, was in denselben alles zu suchen sey. Der Verf. bemerkt richtig, daß, obgleich die elf Schriftsteller, die er hier aufstellt, alle Geistliche gewesen sind, sie doch theils als Geschäftsmänner an Höfen, theils als Prälaten, die an den wichtigsten Angelegenheiten Theil nahmen, theils schon als Bewohner von Klöstern, oder am Hofe lebende, gerade diejenigen waren, die von den öffentlichen Vorfällen am besten unterrichtet seyn konnten. Wir wollen doch sehen, wie sie Hr. H. in die jetzige feinere Welt eingeführt hat.

I. Eginhard. S. 1—16. Aus ihm giebt der Verf. keine Auszüge, weil seine Schriften schon anderwärts von ihm und andern dem gesagt worden wären, und alles bey

ihm zum Gemälde der Sitten und merkwürdigen Personen öffentliche bekannt genug seyn; welches doch nicht alle Leser zu geben dürften. Desto ausführlicher ist die Nachricht von E. Leben und Schriften, besonders über die letztern lehrreich. Der Verf. nennt ihn den Patriarchen der deutschen Schriftsteller, den ersten in Deutschland gebahrnen, dem die Lesung der Alten den Wunsch und Muth einflößte, sie nachzuahmen; und das mit einem Succeß, dessen sich die wenigsten seiner Nachfolger, selbst in den spätesten Jahrhunderten rühmen können. Er findet bey ihm eine Wahl der Sachen, eine Gabe, simpel und doch anziehend zu erzählen, eine Richtigkeit und Eleganz des Ausdrucks; eine Feinheit der Gedanken und Sentiments, (vollends eine ganz unbekannte Sache im Mittelalter,) die fast auf das goldene Zeitalter der römischen Litteratur Anspruch machen könnten. S. 11. folgt ein Seitenhieb, ziemlich schief gerathener Ausfall auf den großen Haufen deutscher Geschichtschreiber, welche die Annehmlichkeit im historischen Vortrage für eine sehr entbehrliche, ja wohl für eine bedenkliche Nebensache hielten; einige hätten sogar eine gewisse Antipathie gegen jeden angenehmen Geschichtschreiber, es komme ihnen sauer an, ihn zu loben; diese Zeloten historischer Gründlichkeit warneten vor jedem, der ihrem Vorgeben nach, die Geschichte wie einen Roman behandelt, u. s. w. Wie kommen den großen Haufen deutscher Geschichtschreiber nicht, der so sehr ein Feind aller Annehmlichkeiten des historischen Ausdrucks seyn soll. Aber das wissen wir, daß es unter den wenigen deutschen Geschichtschreibern, die wir jetzt haben, einige giebt, die der edeln historischen Einfalt und dem Muster der Alten getreu, die Verwandlung des historischen Stils in einen rednerischen, witzigen, launigten, mit ausländischen Wörtern überladenen, u. s. w. so sehr auch dem großen Haufen der Leser diese Verwandlung an gewissen Mustern gefällt, mit Recht tadeln; es übrigens leicht beurtheilen, warum so viele eine ungekünstelte Anmuth und romanhafte Schminke nicht zu unterscheiden wissen.

II. Der Mönch von St. Gallen. S. 16 — 26. Er schrieb Memoires von Karln dem Großen, die so unterhaltend sind, als ein Werk dieser Art nur seyn kann; und hat eine gewisse Lustigkeit, eine Anlage zu komischen Malereyen; aber sein Colorit ist roh und steif. Einige Züge aus

seinem Werke sind unter den Aufschriften: Vergleichungssucht, eine alte Krankheit der Deutschen — Karls Schulexamen — die geschickten Vorleser — Alcuins Geistesgegenwart, u. dgl. m. gesammlet worden.

III. Richard. S. 26—33. Er erzählt, wie ein Mann, der eben aus dem Tumult der Händel, an denen er selbst Theil gehabt, zurückgetreten, und nur kurz und gut die ganze Reihe der Auftritte, wie einer aus dem andern entsprang, übersehen will. Daher verweilt er bey keinem lange; er eilt immer der endlichen Entwickelung zu, ohne umständliche Darstellung einzelner Auftritte, ausführliche Charaktere, u. dgl. m. beyzubringen. Warum das erste Excerpt aus demselben nicht deutsch, sondern Indelikatesse gegen eine Königinn, überschrieben werden mußte, davon sehen wir keine Ursache.

IV. Theganus. S. 33—38. Seine Partheylichkeit für Ludwig den Frommen war vielleicht zu entschuldigen. Anstößiger ist sein Adelstolz, und sein daher entspringender unverstellter heftiger Haß gegen die untern Stände, die sich damals aus der Sklaverey empor zu arbeiten, und den Weg zu hohen Kirchenstellen zu bahnen suchten. Weiter nichts von ihm.

V. Regino. S. 39—42. Völlig so trocken und mager, wie man sich gewöhnlich einen Chronikenschreiber des Mittelalters vorstellt; in Absicht auf Kenntniß, Denkungsart und Gesinnungen völlig ein Mönch, welches mit einem Beyspiele bewiesen wird.

VI. Wittekind, nicht viel über eine Seite. Er ist natürlich und deutlich in der Erzählung einzelner Begebenheiten; aber mit der Anordnung des Ganzen, mit der Verbindung der Theile, weiß er sich nicht recht zu helfen. Er giebt zwar Charaktere von berühmten Personen; aber ohne eindringenden Scharfsinn, und ohne Kunst in der Darstellung. Von den einzelnen Zügen über den gesellschaftlichen Zustand der Deutschen, über ihre Sitten und Meynungen unter den Sächsischen Kaisern, die sich bey ihm finden, führt Hr. H. deswegen gar nichts an, weil er sie schon in seiner Geschichte der Sächs. Kaiser genutzt hat. So konnte aber W. hier ganz weggelassen werden.

VII.

VII. Ditmar. S. 45—60. Hr. H. kennt keine verdrießlichere Lektüre, als die acht Geschichtbücher dieses Bischofs. Leibniz, sagt er, hat seinen Stil viel zu gelinde beurtheilt; man kann sich nicht verworrener, undeutlicher und überhaupt schlechter ausdrücken, als D. Er hat fast jeden Augenblick Digressionen, die fast beständig läppische Dinge betreffen, Träume, Erscheinungen, u. dgl. m. und doch ist er bey denselben viel umständlicher, als bey der Hauptgeschichte; sie scheinen ihm Hauptsache gewesen zu seyn. Seine Chronik ist vielleicht dasjenige Denkmal des Mittelalters, was (das) den stärksten redenden Beweis von dem Verfall des menschlichen Verstandes durch Aberglauben und Unwissenheit abgiebt. — Doch wir müßten noch mehr abschreiben, wenn wir alles Schlechte und Verächtliche sammeln wollten, das Hr. H. Ditmarn zur Last legt. Wir getrauten uns aber nicht schwer beweisen zu können, wenn anders hier der Ort dazu wäre, daß dieses Urtheil etwas übertrieben und unbillig sey.

VIII. Tangmar, Verfasser des Lebens des h. Bernward, Bischofs von Hildesheim. S. 60—81. So klein seine Schrift ist, so verdiente er es doch mehr, als mancher Sammler von Foliobänden, durch seine gute Ordnung, Deutlichkeit und pragmatische Anlage, im gegenwärtigen Auszuge etwas ans Licht gezogen zu werden.

IX. Wippo. S. 81—95. Er schrieb so, als ob er nicht bloß Hofgeistlicher, sondern auch Hofgeschichtschreiber und Hofdichter gewesen wäre. Aus ihm ist vornehmlich die alte (damalige) Art einen deutschen König zu wählen, ausgezogen worden.

X. Lambert von Aschaffenburg. S. 95—200. Außer den hohen Begriffen von der Heiligkeit und Würde des Klosterlebens, wird man sonst keine Spuren von Partheylichkeit bey ihm antreffen. Abergläubisch war er zwar; doch spricht er von den Wundern, die zu seiner Zeit durch Reliquien der Heiligen geschehen sollten, nicht immer so positiv, als von Vorbedeutungen und Zeichen. Seine Erzählungsart macht ihm Ehre; allein der Inhalt, die darinne erzählten Thaten gereichen der Nation und ihren damaligen Großen nichts weniger als zum Ruhm. Es giebt darinne keinen einzigen Charakter, den man zur Nachahmung an-

preisen könnte; es wäre dann der liebenswürdige Bischof Magnus von Sachsen.

XI. Bruno. Mit diesem Zeitgenossen Lamberts ist kein deutscher Schriftsteller des Mittelalters, an Feuer und Leben im Vortrage, an den Eigenschaften, die man Geist zu nennen pflegt, zu vergleichen. Aber es ist ein bösartiger, partheyischer, bittrer Geist, der ihm sein ganzes Werk, Plan, Worte und Gedanken eingab. Er ist der feurigste Eiferer für Freyheit und Kirche. (Für welche Art von Freyheit dieser Mönch eiferte, hätte bestimmter gesagt werden sollen.) Allein Partheylichkeit, und, was noch ärger ist, Haß und Rache gegen den unglücklichen Heinrich, führten seine Feder; er malt ihn daher mit den schwärzesten Farben des Lasters und der Tyranney. Sein Werk hat große Aehnlichkeit mit Miltons Vertheidigung des Englischen Volks; aber, wie dieser, bedient er sich auch, um den Aufruhr seiner Sachsen gegen den Kaiser zu rechtfertigen, des ungroßmüthigen Mittels, das Privatleben des Monarchen, das vielleicht sträflich war, ans Licht zu ziehen, und seine Vergehungen wie abscheuliche Verbrechen vorzustellen. Beyde raffen mit Begierde alle schändliche Erzählungen zusammen, die, besonders in Zeiten innerlicher Unruhen, von der Bosheit erdacht, oder, wenn sie auch etwas Wahres enthalten, mit vielen falschen Zusätzen verbreitet worden, um einen Fürsten, der das Unglück hat, seinem Volke zu mißfallen, völlig alle Liebe, und selbst alles Mitleid zu entziehen. Dieses abgerechnet, übertrifft sonst Bruno alle unsre Geschichtschreiber des Mittelalters an historischen Talenten. In der Darstellung einzelner Charaktere und Begebenheiten, ist Lambert ihm an die Seite zu setzen und oft vorzuziehen; aber in Ansehung des Ganzen, ist B. der erste. In Absicht des Vortrags weiß der Vers. nicht, ob er dem sanften, anziehenden Lambert, oder dem feurigen hinreißenden B. den Vorzug geben soll. (Wir bedenken uns gar nicht, nach den Gesetzen der historischen Theorie, L. vorzuziehen.) Aber B. hat noch ein eigenes Verdienst. Er ist der erste deutsche Geschichtschreiber, der seine Erzählung durch eingerückte Urkunden vollständig, glaubwürdig, lehrreich und interessant zu machen gewußt hat. (Schon Regino machte hierinne einen kleinen Anfang.) Endlich in Ansehung der Reden, die er seine Hauptperson bey wichtigen Auftritten halten läßt, hat schwerlich ein Nachah-

mer

mey den Alten mehr Urtheilskraft und Genie beweisen. — Es wäre doch dienlich, den gar zu einseitigen und abscheulichen Schilderungen von Heinrich IV. die in den aus dem Br. mitgetheilten Auszügen enthalten sind, gemäßigtere und günstigere an die Seite zu stellen, die sich bey bewährten Historikern dieser Zeiten finden. Wie viele Leser, die sich an solchen ärgerlichen Anekdoten weiden, sind im Stande, jene selbst aufzusuchen!

Daß wir die Fortsetzung dieser Schrift wünschen, brauchen wir kaum zu sagen. Aber unser Wunsch erstreckt sich noch weiter. Wenn Hr. H. das glücklich angefangene Studium unserer deutschen Historiker mittlerer Zeiten noch eine Zeitlang fortsetzen wollte: so könnte er uns eine vollständige kritische Nachricht von denselben liefern; und diese würde vielleicht zu einer kritischen und überhaupt methodischen Ausgabe derselben den Weg bahnen, von welcher Seite wir den Franzosen und Italiänern noch so sehr nachstehen.

Ez.

Grundriß der Geschichte aller Religionen, von C. Meiners, ordentl. Lehrer der Weltweisheit in Göttingen. Lemgo, bey Meyer. 1785. 182 S. in 8. nebst einem Verzeichniß der angeführten Schriften, auf 40 S.

Eine Geschichte aller Religionen haben wir freylich noch nicht; aber sollte es denn auch nöthig, nützlich, ja sogar möglich seyn, eine zu schreiben? Das waren die ersten Fragen, die uns beym Anblicke dieses Buchs einfielen. Niemand verlangt die Geschichte aller Reiche und Staaten, die es jemals gegeben hat, bis auf die Sedezform herab; aller Nationen und Völkerschaften, aller Ländchen und Inseln, zu kennen; wozu denn die Geschichte aller Religionen, darunter überaus viele sehr unerheblich für Aufmerksamkeit und Nachdenken seyn müssen? Nur diejenigen Religionen können eigentlich auf die Ehre der Geschichtbeschreibung Anspruch machen, welche entweder ihrer Natur nach wichtig, dem menschlichen Verstande rühmlich, außerordentlich in ihrer Entstehung und Ausbildung, oder sehr fruchtbar in grossen, mannichfaltigen, dauerhaften Veränderungen und Folgen

gen waren; oder wenigstens sehr herrschend und allgemein sind. Was ist mir daran gelegen, alle elende Vorstellungen von der Gottheit zu wissen, die sich bey dummen oder barbarischen Nationen finden? alle Religionsgebräuche zu sammeln, die verschmitzte oder herrschsüchtige Pfaffen bey ihnen eingeführt haben? Soll ich meine Menschenkenntniß damit bereichern? Gut; aber dazu möchte es doch nicht nothwendig seyn, mir die Geschichte von allen bekannt zu machen. Desto weniger, da sehr oft dasjenige, was man eine besondere Religion nennt, nichts weiter als eine unbedeutende Spielart eines einzigen großen Geschlechts ist; wie dieser Fall beym Götzendienste so oft eintritt. Endlich gesetzt auch, man wünschte wegen gewisser lehrreicher Vergleichungen, alle sogenannte Religionen historisch beschrieben zu sehen: kann denn jede Sage, die ein Geschichtschreiber im Vorbeygehen von der Religion einer wenig bekannten Nation einstreuet, oder die ein Reisebeschreiber, nach einem kurzen Aufenthalt bey einer andern, darüber aufgehascht hat, würklicher Beytrag zur wahren, zusammenhängenden Religionsgeschichte heißen?

Das wären so unsere Zweifel über das Ganze des Entwurfs. Da sie sich von selbst darbieten: so scheint sie ein so scharfsichtiger Mann, als Hr. M. nicht beträchtlich genug gefunden zu haben, um sich von dieser Arbeit abziehen zu lassen. Wir wollen auch gar nicht leugnen, daß ein Versuch über die Geschichte aller Religionen, so weit sie sich schreiben läßt, viel Belehrung und Vergnügen gewähren könne. Also käme es hauptsächlich auf die Methode an, deren sich der V. bedient hat. Er verwarf die chronologisch-geographische Ordnung. Wenn man diese wählte, schreibt er, so müßte man die Geschichte der Religionen in eben der Ordnung erzählen, in welcher die Religionen entstanden, oder auch ihre Anhänger neben einander wohnten; und man müßte die Geschichte der verschiedenen Religionen ohngefähr so auf einander folgen lassen, wie bisher in der Universalhistorie die Geschichten der Völker gestellt wurden. Ein jeder sieht leicht ein, daß diese Methode eine unerträgliche Weitläuftigkeit und endlose Wiederhohlungen nach sich ziehen würde, indem fast alle Religionen einander in unzähligen Punkten so ähnlich sind, daß die Schilderungen der meisten Abdrücke von einigen wenigen seyn müßten. Hier gestehen wir nun, daß

wir

wir gerade der entgegengesetzten Meynung sind. Geschichte einer Religion kann doch eigentlich nur eine genau verbundene Erzählung ihres Ursprungs, ihrer ersten Gestalt und Ausbreitung, ihrer Veränderungen und Würkungen auf das menschliche Geschlecht, bis auf ihren neuern Zustand heißen: und diese Erzählung muß desto mehr chronologisch seyn, weil auch nach und nach eine Religion auf die andere mächtigen Einfluß gehabt hat. Unausstehliche Weitläuftigkeit und Wiederhohlungen bey dieser Methode zu vermeiden, überlasse man nur dem Geschichtschreiber, der seine Sache versteht! Er wird das Charakteristische einer jeden Religion schon bündig zu treffen, und hundert Aeste eines Baums nicht als hundert verschiedene Bäume abzubilden wisser.

Hr. M. zieht also, bey dieser Voraussetzung, die zweyte Methode vor, „nach welcher er alle Religionen gleichsam in „ihre Elemente aufgelöst und gezeigt hat, wie sich ein jedes „derselben unter allen Völkern gefunden habe, oder noch finde.“ Er gesteht zwar, es äußere sich dabey der einzige kleine Nachtheil, daß man nicht alles ungetrennt und unvermischt beysammen antreffe, was wir von jeder merkwürdigen Religion wissen. Allein er setzt hinzu: die kleine Verwirrung, die vielleicht für manchen aus der Zerstückelung der Religionen, oder vielmehr aus der Verbindung einer jeden einzelnen mit allen übrigen entsteht, wird unendlich durch die vielen neuen Schlüsse überwogen, wozu die Vergleichung der mannichfaltigen Gestalten einer jeden Lehre und gottesdienstlichen Handlung unter verschiedenen Völkern Veranlassung giebt.“ Diesen Vortheil der gebrauchten Methode wird zwar niemand leugnen. Aber Auflösung einer jeden Religion in ihre Bestandtheile, und Vergleichung mit den übrigen, kann man doch in der That nicht ihre Geschichte nennen; ist nur historischer Begriff und Parallelismus derselben. Die nicht minder großen Vortheile der historischchronologischen Methode gehen dabey größtentheils verloren: und warum sollte es nicht möglich seyn, mit Vortheilen, die man vor allen andern suchen muß, diejenigen in der Hauptsache zu verbinden, die eine Vergleichung vieler besondern Denkungsarten, Gebräuche, u. dgl. m. mit einander leistet?

Doch wir fangen mit Zweifeln an, und wollen nicht mit Entscheidungen aufhören. Wir überlassen diese Einfichts-

sen sich die Erläuterungen und Anwendungen, welche die Neuern in mancherley Absicht darüber mitgetheilt hatten, erst benützen. So aber ist nicht nur die erste Anlage überall sichtbar; sondern sie ist auch mit andern Mängeln verbunden. Indem der Verf. eine Anzahl alter Kirchenlehrer las, und bey ihnen die Belege zu den Verfälschungen des Christenthums zu finden, die er aus den Neuern gesammelt hatte, war er mit der alten Kirchengeschichte nicht durch ein genaues Studium bekannt: und daraus sind manche seichte, auch wohl unrichtige Stellen, gewaltsame Deutungen u. dgl. m. entstanden. Dazu kömmt endlich noch dieses, daß es sich der Verf. gleich vom Anfange an merken läßt, die Hauptverfälschung des Christenthums sey in seinen Augen diese, daß die Christen nach und nach Jesum zum Gott gemacht, und ihm einen für die Menschen versöhnenden Tode beygelegt hätten. In einem unpartheyischen Lichte würde sich der Verf. gezeigt, und seiner großen Absicht gemäßer gehandelt haben, wenn er gleich anfänglich einen zusammenhängenden Entwurf der Lehre Jesu, bloß aus seinen Vorträgen, und aus den authentischen Erklärungen der Apostel gegeben, nachher aber historisch bewiesen hätte, wie und warinne man von derselben allmählich abgewichen sey. Da es ihm hingegen hauptsächlich darum zu thun war, jene Behauptung mit Hülfe der Geschichte durchzusetzen: so fällt er auf sehr gezwungene Auslegungen, wie z. B. diejenigen sind, die er von den Stellen Johannis über die Gottheit Jesu giebt. Es hat sogar völlig das Ansehen, (B. I. S. 17. der Hamb. Ausg.) daß der Verf. die Valentinianer in die Zeiten jenes Apostels setzt, und ihn ihrem Gebrauche des Worts Logos die wahre Bedeutung desselben entgegenstellen läßt.

Ungeachtet dieser Fehler aber, und anderer ähnlichen, verdienen gleichwohl die Sammlungen des Verf. wenn gleich nicht das große Aufsehen, das sie in England gemacht haben, doch wenigstens einige Aufmerksamkeit bey denen, die nicht ohne alle Fähigkeit, sie zu prüfen sind. Dies gilt vornehmlich von den beyden ersten Abtheilungen, welche zwey Drittheile des ersten Bandes ausmachen, und die Geschichte der Meynungen von Jesu Christo, ingleichen von der Versöhnung, in sich fassen. Man hat hier das meiste beysammen, was die neuern Englischen Unitarier, deren Anzahl merk-

theilig zuſtimmt, zur Beſtätigung ihres Lehrgebäudes aus der dogmatiſchen Geſchichte beybringt. Die übrigen Artikel ſind im erſten Bande: Geſchichte der Meynungen von der Gnade, Erbſünde und Gnadenwahl — von Heiligen und Engeln — über den Zuſtand der Verſtorbenen, und im zweyten: Geſchichte der Meynungen über das heilige Abendmahl — über die Taufe — der Veränderungen in der Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung — der Kirchenzucht — der Diener der chriſtlichen Kirche, und beſonders der Biſchöfe — der päpſtlichen Macht — des Mönchslebens — der Kircheneinkünfte.

Länger können wir uns bey dieſem ausländiſchen Buche nicht aufhalten. Von den beyden Ueberſetzungen iſt keine ſchlecht; doch hat uns die Hamburgiſche in den Stellen, die wir verglichen haben, faſt beſſer gefallen. Nur hätte in derſelben die Vorrede des Verfaſſers, aus der wir oben die Entſtehung ſeines Werks beſchrieben, nicht weggelaſſen werden ſollen. Dafür hat der Hamburgiſche Ueberſetzer in einer langen Vorrede ſeine Gedanken theils über die richtige Würdigung des Gewichts, das den Zeugniſſen der Kirchenväter bey der Unterſuchung der Frage, was ächte uralte Chriſtenthumslehre ſey, zukömmt; theils über die Vorſichts- und die Einſchränkungen, unter welchen die immer beliebter werdende hiſtoriſche Lehrart beym akademiſchen Vortrage der Theologie recht nützlich werden kann, als eine Einleitung zum Leſen dieſes Buchs, vorgeſetzt. Beydes nicht ohne gute Einſichten; wenn gleich eben keine neue Bemerkungen darunter ſtehen. Auch in ſeinen zahlreichen Anmerkungen, worinne er dem B. nicht bloß widerſpricht, ſondern zugleich Gründe und Berichtigungen entgegen ſetzt, iſt viel Treffendes und bündig Ausgedrücktes. Alles würde freylich nicht gleichen Eindruck auf den Verf. oder andere Zweifler machen; und überdieß wäre an manchen Stellen noch weit mehr zu ſagen, es wären noch mehr Blößen des Verf. aufzudecken geweſen. So führt dieſer B. I. S. 476. ganz zuverſichtlich ein Gebet an die Jungfrau Maria, aus einer Schrift des Athanaſius an; von der doch bereits Montfaucon (Monit. in Homil. in Annunciat. Sanctiſſ. Dominae noſtrae Deiparae, p. 332. T. II. Opp. ed. Patav.) bewieſen hat, daß ſie nicht vom Athanaſius herrühren könne. So verſetzt er (ebendaſ. S. 359.) den Claudius

Claudius von Turin aus dem 9ten Jahrhunderte ins 10te; läßt anderwärts (B. II. S. 345.) die Römischen Päpste schon im 7ten Jahrhunderte, mithin zum wenigsten zwey hundert Jahre zu früh, den Namen Papa sich allein zueignen; und macht bald darauf (S. 392.) aus dem Titel Episcopus oecumenicus, einen Bischof der ganzen Erde. Gleich nach etlichen Zeilen ist es eben so unrichtig gesagt, daß dieser Titel vom Phokas den Römischen Bischöfen ertheilt worden sey.

Dm.

Charaktere und Sittengemälde aus der deutschen Geschichte des Mittelalters; mit Nachrichten, die deren Aufzeichner betreffen, von D. H. Hegewisch, Prof. zu Kiel. Erste Sammlung. Leipzig, bey Weygand. 1786. 236 S. in kl. 8.

Hr. H. widmet diese Schrift dem deutschen Leser, der unsre deutschen, aber lateinisch schreibenden Historiker des Mittelalters nicht selbst zu lesen Gelegenheit hat, und doch gern sehen möchte, was die Begebenheiten, die Personen, die Sitten, die Verfahrungsarten unsrer Vorfahren, auf sie vor Eindrücke gemacht haben. Vielleicht, setzt er hinzu, kann das kleine Werk auch einigen andern Nutzen haben. Ja wohl wird es denselben haben: und zwar bey denen, welche jene Historiker gar wohl lesen könnten, und auch sollten und würden, wenn sie nicht das Vorurtheil zurück hielte, daß dieselben alle unter die elenden Chronikenschreiber und Stappler gehörten; oder wenn sie wüßten, was in denselben alles zu suchen sey. Der Verf. bemerkt richtig, daß, obgleich die elf Schriftsteller, die er hier aufstellt, alle Geistliche gewesen sind, sie doch theils als Geschäftsmänner an Höfen, theils als Prälaten, die an den wichtigsten Angelegenheiten Theil nahmen, theils schon als Bewohner von Klöstern, oder am Hofe lebende, gerade diejenigen waren, die von den öffentlichen Vorfällen am besten unterrichtet seyn konnten. Wir wollen doch sehen, wie sie Hr. H. in die jetzige feinere Welt eingeführt hat.

I. Eginhard. S. 1—16. Aus ihm giebt der Verf. keine Auszüge, weil seine Schriften schon anderwärts von ihm und andern denn genützt worden wären, und alles bey

ihm zum Gemälde der Sitten und merkwürdigen Personen dienliche bekannt genug sey; welches doch nicht alle Leser zugeben dürften. Desto ausführlicher ist die Nachricht von E. Leben und Schriften, besonders über die letztern lehrreich. Der Verf. nennt ihn den Patriarchen der deutschen Schriftsteller, den ersten in Deutschland gebahrnen, dem die Lesung der Alten den Wunsch und Muth einflößte, sie nachzuahmen; und das mit einem Succeß, dessen sich die wenigsten seiner Nachfolger, selbst in den spätesten Jahrhunderten rühmen können. Er findet bey ihm eine Wahl der Sachen, eine Sache, simpel und doch anziehend zu erzählen, eine Richtigkeit und Eleganz des Ausdrucks; eine Feinheit der Gedanken und Sentiments, (vollends eine ganz unbekannte Sache im Mittelalter,) die fast auf das goldene Zeitalter der römischen Literatur Anspruch machen könnten. S. 11. folgt ein Seitenhieb, ziemlich schief gerathener Ausfall auf den großen Haufen deutscher Geschichtschreiber, welche die Annehmlichkeit im historischen Vortrage für eine sehr entbehrliche, ja wohl für eine bedenkliche Nebensache hielten; einige hätten sogar eine gewisse Antipathie gegen jeden angenehmen Geschichtschreiber, es komme ihnen sauer an, ihn zu loben; diese Zeloten historischer Gründlichkeit warneten vor jedem, der ihrem Vorgeben nach, die Geschichte wie einen Roman behandelt, u. s. w. Wir kennen den großen Haufen deutscher Geschichtschreiber nicht, der so sehr ein Feind aller Annehmlichkeiten des historischen Ausdrucks seyn soll. Aber das wissen wir, daß es unter den wenigen deutschen Geschichtschreibern, die wir jetzt haben, einige giebt, die der edeln historischen Einfalt und dem Muster der Alten getreu, die Verwandlung des historischen Stils in einen rednerischen, witzigen, launigten, mit ausländischen Wörtern überladenen, u. s. w. so sehr auch dem großen Haufen der Leser diese Verwandlung an gewissen Mustern gefällt, mit Recht tadeln; es übrigens leicht begreifen, warum so viele eine ungekünstelte Anmuth und romanhafte Schminke nicht zu unterscheiden wissen.

II. Der Mönch von St. Gallen. S. 16 — 26. Er schrieb Memoires von Karln dem Großen, die so unterhaltend sind, als ein Werk dieser Art nur seyn kann; und hat eine gewisse Lustigkeit, eine Anlage zu komischen Malereyen; aber sein Colorit ist roh und steif. Einige Züge aus

seinem Werke sind unter den Aufschriften: Vergleichungssucht, eine alte Krankheit der Deutschen — Karls Schulexamen — die geschickten Vorleser — Alcuins Geistesgegenwart, u. dgl. m. gesammlet worden.

III. Nithard. S. 26—33. Er erzählt, wie ein Mann, der eben aus dem Tumult der Händel, an denen er selbst Theil gehabt, zurückgetreten, und nur kurz und gut die ganze Reihe der Auftritte, wie einer aus dem andern entsprang, übersehen will. Daher verweilt er bey keinem lange; er eilt immer der endlichen Entwickelung zu, ohne umständliche Darstellung einzelner Auftritte, ausführliche Charaktere, u. dgl. m. beyzubringen. Warum das erste Excerpt aus demselben nicht deutsch, sondern Indelikatesse gegen eine Königinn, überschrieben werden mußte, davon sehen wir keine Ursache.

IV. Theganus. S. 33—38. Seine Partheylichkeit für Ludwig den Frommen war vielleicht zu entschuldigen. Anstößiger ist sein Adelstolz, und sein daher entspringender unverstellter heftiger Haß gegen die untern Stände, die sich damals aus der Sklaverey empor zu arbeiten, und den Weg zu hohen Kirchenstellen zu bahnen suchten. Weiter nichts von ihm.

V. Regino. S. 39—42. Völlig so trocken und mager, wie man sich gewöhnlich einen Chronikenschreiber des Mittelalters vorstellt; in Absicht auf Kenntniß, Denkungsart und Gesinnungen völlig ein Mönch, welches mit einem Beyspiele bewiesen wird.

VI. Wittekind, nicht viel über eine Seite. Er ist natürlich und deutlich in der Erzählung einzelner Begebenheiten; aber mit der Anordnung des Ganzen, mit der Verbindung der Theile, weiß er sich nicht recht zu helfen. Er giebt zwar Charaktere von berühmten Personen; aber ohne eindringenden Scharfsinn, und ohne Kunst in der Darstellung. Von den einzelnen Zügen über den gesellschaftlichen Zustand der Deutschen, über ihre Sitten und Meynungen unter den Sächsischen Kaisern, die sich bey ihm finden, führt Hr. H. deswegen gar nichts an, weil er sie schon in seiner Geschichte der Sächs. Kaiser genutzt hat. So konnte aber W. hier ganz weggelassen werden.

VII.

VII. Ditmar. S. 45—60. Hr. H. kennt keine verdrießlichere Lektüre, als die acht Geschichtbücher dieses Bischofs. Leibniz, sagt er, hat seinen Stil viel zu gelinde beurtheilt; man kann sich nicht verworrener, undeutlicher und überhaupt schlechter ausdrücken, als D. Er hat fast jeden Augenblick Digressionen, die fast beständig läppische Dinge betreffen, Träume, Erscheinungen, u. dgl. m. und doch ist er bey denselben viel umständlicher, als bey der Hauptgeschichte; sie scheinen ihm Hauptsache gewesen zu seyn. Seine Chronik ist vielleicht dasjenige Denkmal des Mittelalters, was (das) den stärksten redenden Beweis von dem Verfall des menschlichen Verstandes durch Aberglauben und Unwissenheit abgiebt. — Doch wir müßten noch mehr abschreiben, wenn wir alles Schlechte und Verächtliche sammeln wollten, das Hr. H. Ditmarn zur Last legt. Wir getrauten uns aber nicht schwer beweisen zu können, wenn anders hier der Ort dazu wäre, daß dieses Urtheil etwas übertrieben und unbillig sey.

VIII. Tangmar, Verfasser des Lebens des h. Bernward, Bischofs von Hildesheim. S. 60—81. So klein seine Schrift ist, so verdiente er es doch mehr, als mancher Sammler von Foliobänden, durch seine gute Ordnung, Deutlichkeit und pragmatische Anlage, im gegenwärtigen Auszuge etwas ans Licht gezogen zu werden.

IX. Wippo. S. 81—95. Er schrieb so, als ob er nicht bloß Hofgeistlicher, sondern auch Hofgeschichtschreiber und Hofdichter gewesen wäre. Aus ihm ist vornehmlich die alte (damalige) Art einen deutschen König zu wählen, ausgezogen worden.

X. Lambert von Aschaffenburg. S. 93—200. Außer den hohen Begriffen von der Heiligkeit und Würde des Klosterlebens, wird man sonst keine Spuren von Partheylichkeit bey ihm antreffen. Abergläubisch war er zwar; doch spricht er von den Wundern, die zu seiner Zeit durch Reliquien der Heiligen geschehen sollten, nicht immer so positiv, als von Vorbedeutungen und Zeichen. Seine Erzählungsart macht ihm Ehre; allein der Inhalt, die darinne erzählten Thaten gereichen der Nation und ihren damaligen Großen nichts weniger als zum Ruhm. Es giebt darinne keinen einzigen Charakter, den man zur Nachahmung an-

preisen könnte; es wäre dann der liebenswürdige Bischof Magnus von Sachsen.

XI. Bruno. Mit diesem Zeitgenossen Lamberts ist kein deutscher Schriftsteller des Mittelalters, an Feuer und Leben im Vortrage, an den Eigenschaften, die man Geist zu nennen pflegt, zu vergleichen. Aber es ist ein bösartiger, partheyischer, bitterer Geist, der ihm sein ganzes Werk, Plan, Worte und Gedanken eingab. Er ist der feurigste Eiferer für Freyheit und Kirche. (Für welche Art von Freyheit dieser Mönch eiferte, hätte bestimmter gesagt werden sollen.) Alleine Partheylichkeit, und, was noch ärger ist, Haß und Rache gegen den unglücklichen Heinrich, führten seine Feder; er malt ihn daher mit den schwärzesten Farben des Lasters und der Tyranney. Sein Werk hat große Aehnlichkeit mit Miltons Vertheidigung des Englischen Volks; aber, wie dieser, bedient er sich auch, um den Aufruhr seiner Sachsen gegen den Kaiser zu rechtfertigen, des ungroßmüthigen Mittels, das Privatleben des Monarchen, das vielleicht sträflich war, ans Licht zu ziehen, und seine Vergehungen wie abscheuliche Verbrechen vorzustellen. Beyde raffen mit Begierde alle schändliche Erzählungen zusammen, die, besonders in Zeiten innerlicher Unruhen, von der Bosheit erdacht, oder, wenn sie auch etwas Wahres enthalten, mit vielen falschen Zusätzen verbreitet worden, um einen Fürsten, der das Unglück hat, seinem Volke zu mißfallen, völlig alle Liebe, und selbst alles Mitleid zu entziehen. Dieses abgerechnet, übertrifft sonst Bruno alle unsre Geschichtschreiber des Mittelalters an historischen Talenten. In der Darstellung einzelner Charaktere und Begebenheiten, ist Lambert ihm an die Seite zu setzen und oft vorzuziehen; aber in Ansehung des Ganzen, ist B. der erste. In Absicht des Vortrags weiß der Verf. nicht, ob er dem sanften, anziehenden Lambert, oder dem feurigen hinreißenden B. den Vorzug geben soll. (Wir bedenken uns gar nicht, nach den Gesetzen der historischen Theorie, L. vorzuziehen.) Aber B. hat noch ein eigenes Verdienst. Er ist der erste deutsche Geschichtschreiber, der seine Erzählung durch eingerückte Urkunden vollständig, glaubwürdig, lehrreich und interessant zu machen gewußt hat. (Schon Regino machte hierinne einen kleinen Anfang.) Endlich in Ansehung der Reden, die er seine Hauptperson bey wichtigen Auftritten halten läßt, hat schwerlich ein Nachahmer

men der Alten mehr Urtheilskraft und Genie beweisen. — Es wäre doch dienlich, den gar zu einseitigen und abscheulichen Schilderungen von Heinrich IV. die in den aus den Br. mitgetheilten Auszügen enthalten sind, gemäßigtere und günstigere an die Seite zu stellen, die sich bey bewährten Historikern dieser Zeiten finden. Wie viele Leser, die sich an solchen ärgerlichen Anekdoten weiden, sind im Stande, jene selbst aufzusuchen!

Daß wir die Fortsetzung dieser Schrift wünschen, brauchen wir kaum zu sagen. Aber unser Wunsch erstreckt sich noch weiter. Wenn Hr. H. das glücklich angefangene Studium unserer deutschen Historiker mittlerer Zeiten noch eine Zeitlang fortsetzen wollte: so könnte er uns eine vollständige kritische Nachricht von denselben liefern; und diese würde vielleicht zu einer kritischen und überhaupt methodischen Ausgabe derselben den Weg bahnen, von welcher Seite wir den Franzosen und Italiänern noch so sehr nachstehen.

Ez.

Grundriß der Geschichte aller Religionen, von C. Meiners, ordentl. Lehrer der Weltweisheit in Göttingen. Lemgo, bey Meyer. 1785. 182 S. in 8. nebst einem Verzeichniß der angeführten Schriften, auf 40 S.

Eine Geschichte aller Religionen haben wir freylich noch nicht; aber sollte es denn auch nöthig, nützlich, ja sogar möglich seyn, eine zu schreiben? Das waren die ersten Fragen, die uns beym Anblicke dieses Buchs einfielen. Niemand verlangt die Geschichte aller Reiche und Staaten, die es jemals gegeben hat, bis auf die Sedezform herab; aller Nationen und Völkerschaften, aller Ländchen und Inseln, zu kennen; wozu denn die Geschichte aller Religionen, darunter überaus viele sehr unerheblich für Aufmerksamkeit und Nachdenken seyn müssen? Nur diejenigen Religionen können eigentlich auf die Ehre der Geschichtbeschreibung Anspruch machen, welche entweder ihrer Natur nach wichtig, dem menschlichen Verstande rühmlich, außerordentlich in ihrer Entstehung und Ausbildung, oder sehr fruchtbar in grossen, mannichfaltigen, dauerhaften Veränderungen und Folgen

gen waren; oder wenigstens sehr herrschend und allgemein sind. Was ist mir daran gelegen, alle elende Vorstellungen von der Gottheit zu wissen, die sich bey dummen oder barbarischen Nationen finden? alle Religionsgebräuche zu sammeln, die verschmitzte oder herrschsüchtige Pfaffen bey ihnen eingeführt haben? Soll ich meine Menschenkenntniß damit bereichern? Gut; aber dazu möchte es doch nicht nothwendig seyn, mir die Geschichte von allen bekannt zu machen. Desto weniger, da sehr oft dasjenige, was man eine besondere Religion nennt, nichts weiter als eine unbedeutende Gattung eines einzigen großen Geschlechts ist; wie dieser Fall beym Götzendienste so oft eintritt. Endlich gesetzt auch, man wünschte wegen gewisser lehrreicher Vergleichungen, alle sogenannte Religionen historisch beschrieben zu sehen: kann denn jede Sage, die ein Geschichtschreiber im Vorbeygehen von der Religion einer wenig bekannten Nation einstreuet, oder die ein Reisebeschreiber, nach einem kurzen Aufenthalt bey einer andern, darüber aufgehascht hat, würklicher Beytrag zur wahren, zusammenhängenden Religionsgeschichte heißen?

Das wären so unsere Zweifel über das Ganze des Entwurfs. Da sie sich von selbst darbieten: so scheint sie ein so scharfsichtiger Mann, als Hr. M. nicht beträchtlich genug gefunden zu haben, um sich von dieser Arbeit abziehen zu lassen. Wir wollen auch gar nicht leugnen, daß ein Versuch über die Geschichte aller Religionen, so weit sie sich schreiben läßt, viel Belehrung und Vergnügen gewähren könne. Also käme es hauptsächlich auf die Methode an, deren sich der V. bedient hat. Er verwarf die chronologisch-geographische Ordnung. Wenn man diese wählte, schreibt er, so müßte man die Geschichte der Religionen in eben der Ordnung erzählen, in welcher die Religionen entstanden, oder auch ihre Anhänger neben einander wohnten; und man müßte die Geschichte der verschiedenen Religionen ohngefähr so auf einander folgen lassen, wie bisher in der Universalhistorie die Geschichten der Völker gestellt wurden. Ein jeder sieht leicht ein, daß diese Methode eine unerträgliche Weitläuftigkeit und endlose Wiederhohlungen nach sich ziehen würde, indem fast alle Religionen einander in unzähligen Punkten so ähnlich sind, daß die Schilderungen der meisten Abdrücke von einigen wenigen seyn müßten. Hier gestehen wir nun, daß wir

wir gerade der entgegengesetzten Meynung sind. Geschichte einer Religion kann doch eigentlich nur eine genau verbundene Erzählung ihres Ursprungs, ihrer ersten Gestalt und Ausbreitung, ihrer Veränderungen und Würkungen auf das menschliche Geschlecht, bis auf ihren neuern Zustand heißen: und diese Erzählung muß desto mehr chronologisch seyn, weil auch nach und nach eine Religion auf die andere mächtigen Einfluß gehabt hat. Unausstehliche Weitläuftigkeit und Wiederhohlungen bey dieser Methode zu vermeiden, überlasse man nur dem Geschichtschreiber, der seine Sache versteht! Er wird das Charakteristische einer jeden Religion schon bündig zu treffen, und hundert Aeste eines Baums nicht als hundert verschiedene Bäume abzubilden wisse.

Hr. M. zieht also, bey dieser Voraussetzung, die zweyte Methode vor, „nach welcher er alle Religionen gleichsam in „ihre Elemente aufgelöst und gezeigt hat, wie sich ein jedes „derselben unter allen Völkern gefunden habe, oder noch finde.“ Er gesteht zwar, es äußere sich dabey der einzige kleine Nachtheil, daß man nicht alles ungetrennt und unvermischt beysammen antreffe, was wir von jeder merkwürdigen Religion wissen. Allein er setzt hinzu: die kleine Verwirrung, die vielleicht für manchen aus der Zerstückelung der Religionen, oder vielmehr aus der Verbindung einer jeden einzelnen mit allen übrigen entsteht, wird unendlich durch die vielen neuen Schlüsse überwogen, wozu die Vergleichung der mannichfaltigen Gestalten einer jeden Lehre und gottesdienstlichen Handlung unter verschiedenen Völkern Veranlassung giebt.“ Diesen Vortheil der gebrauchten Methode wird zwar niemand leugnen. Aber Auflösung einer jeden Religion in ihre Bestandtheile, und Vergleichung mit den übrigen, kann man doch in der That nicht ihre Geschichte nennen; ist nur historischer Begriff und Parallelismus derselben. Die nicht minder großen Vortheile der historischchronologischen Methode gehen dabey größtentheils verloren: und warum sollte es nicht möglich seyn, mit Vortheilen, die man vor allen andern suchen muß, diejenigen in der Hauptsache zu verbinden, die eine Vergleichung vieler besondern Denkungsarten, Gebräuche, u. dgl. m. mit einander leistet?

Doch wir fangen mit Zweifeln an, und wollen nicht mit Entscheidungen aufhören. Wir überlassen diese Einsichts-

vollen Lesern, die es bald fühlen werden, wie weit ihre Erwartungen erfüllt sind. Selbst wir, die wir über den Plan mit Hrn. M. nicht einig sind, versprachen uns doch von einem Schriftsteller, der so viel und glücklich in der Religionsgeschichte älterer Zeiten gearbeitet hat, auch hier manche lehrreiche, feine, seltnere Beobachtungen: und das ist eingetroffen. Von den Kapiteln unter welche der Verf. alles gebracht hat, geht das erste über die Entstehung der verschiedenen Religionen, über ihre ursprünglichen Unterschiede sowohl, als über ihre auffallende Aehnlichkeiten, über ihre Nützlichkeit und Schädlichkeit, ihre Reinigung und Ausartung, über die damit verbundene Verträglichkeit und Unduldsamkeit, Bekehrungssucht und Verfolgungsgeist, endlich über ihre Verbreitung und Wanderungen, bis S. 18. Nachdem der Verf. etwas von der Seltenheit eigentlicher Gottesleugner vorausgeschickt, und dasjenige gesammelt hat, was man als erste Veranlassung oder Ursache von Religion oder Götterverehrung angegeben findet, (wie Freude und Dankbarkeit, Klugheit oder Verschmitztheit von Gesetzgebern und Volksführern, Betrachtung und Bewunderung der Größe und Schönheit der Natur, Vorbedeutungen und Vorhersagungen der Zukunft, Hang des Menschen zum Idealisiren, Furcht oder Schrecken bey Unfällen oder grausenvollen Erscheinungen der Natur,) so geht er gleich zur Eintheilung der falschen Götter über. (Aber läßt sich denn hieraus die Entstehung aller Religionen, und gerade der merkwürdigsten historisch erklären? Das wird der Verf. selbst nicht behaupten können. Sollte es weiter nicht ein gewaltsamer Sprung seyn, von falschen Göttern zu reden, ohne vorher einen Begriff von wahrer und falscher Religion, der Anlage im Menschen zu jeder, u. dgl. m. gegeben zu haben?) Alle falsche Götter also theilt der V. in drey große Gattungen, ab: 1) in Fetischen, oder sinnliche Gegenstände aus der, den rohen Menschen umgebenden Natur; 2) in Geister der Vorfahren, vergötterte Menschen, und menschenähnliche Gottheiten; 3) die Himmelskörper und den Himmel. Ursprünglich gab es nur Schutzgötter von einzelnen Personen und Familien; erst später entstanden aus verschiedenen Ursachen, Nationalgottheiten. So lange Völker noch in ihrem kindischen Alter sind, können sie zwar einen einzigen National-Gott verehren; aber nie den einzigen wahren Gott verehren; weil dazu ein

Grad

Maas von Aufklärung und ein Maaß von Kenntnissen erfordert wird, dessen Wilde nicht fähig sind. Die römische Religion artet unter Wilden und Barbaren unaufhaltsam in Vielgötterey aus: dies lehrt die Geschichte der Christen des vierten und der folgenden Jahrhunderte. (Das letztere verstehen wir nicht. Ist hier die Heiligenverehrung gemeint: so waren es ja gerade die cultivirten christlichen Völker der Welt, unter denen sie im 4ten Jahrhunderte entstand.) Alle rohe Völker trauten ihren Gottheiten menschliche Bedürfnisse, Neigungen, ja selbst Laster und Verbrechen zu. Mann kann gewissermaaßen noch jetzt mit dem Plato sagen, daß es äußerst schwer sey, den wahren Gott zu erkennen; noch viel schwerer aber, ihn allen Menschen bekannt zu machen. Alle Religionen, die gleichsam von selbst in unaufgeklärten Zeitaltern entstanden, waren ohne Ausnahme Quellen von Aberglauben, Bedrückungen und Sittenverderbniß. Ungeachtet alle falsche Religionen mehr schädlich als nützlich waren, so erzeugten sie doch nicht alle Unduldsamkeit, Verfolgungsgeist und Bekehrungssucht; wobey denn die vornehmsten Ursachen entwickelt werden, warum selbst polytheistische Nationen verfolgend geworden sind. Alle Religionen sind entweder original oder abgeleitet, oder gemischt. Die erstern sind nicht alle gleich einfach; aber alle werden um desto zusammengesetzter, je weiter Völker sich ausbilden. (Hier wäre doch wenigstens eine bestimmte Classification der Religionen nach diesen Abtheilungen dienlich gewesen.) Endlich von der Würksamkeit, der Verschlimmerung und Vervollkommnung der Religionen.

Das ist es ungefähr, was im Allgemeinen von den Religionen vorangeschickt wird: an sich recht gut und brauchbar; aber für eine Geschichte aller Religionen viel zu unbestimmt; und schon hier rächt sich, wo wir nicht irren, die verworfene eigentliche historische Methode. Nun handeln die übrigen Kapitel: vom Dienste der Fetischen: von Thiergottheiten, heiligen und geheiligten, reinen, unreinen und verfluchten Thieren: von der Anbetung des Feuers und des Lingam, auch vom Dienste unbekannter und allegorischer Gottheiten: vom Dienste der Vorfahren: über die Vergötterung lebender und verstorbener Menschen, ihre verschiedenen Rangordnungen, Erscheinungen und Menschwerdung von Göttern, endlich über die Dynastien der Götter, und

über die Vermenschlichung anderer Gottheiten; über den Sternendienst; von bösen Göttern oder Geistern; von Opfern und Gaben, auch von Menschenopfern; von Reinigung; von Fasten, Enthaltsamkeit, Selbstpeinigungen, Klöstern und Einsiedlern; von Gebeten, Gelübden und Eiden; von Festen und Processionen, glücklichen und unglücklichen Tagen; von den Mysterien; von guten Werken, von Sünde, Ablaß und Wallfahrten; von den wichtigsten heiligen Gebräuchen bey der Geburt von Kindern, und bey Hochzeiten, besonders von der Beschneidung; von Tempeln, Altären und Asylen, von Jongleurs und Priestern; von Zauberey und Beschwörungen; von Vorbedeutungen und Weissagungen, besonders von Orakeln; von Trauer, Bestattung der Todten, und den Meynungen aller Völker über den Zustand der Seelen nach dem Tode.

Wer sieht nicht, daß ohngeachtet dieses Reichthums der hier mitgetheilten Sammlungen, doch Hauptingredienzien einer Religionsgeschichte, wie Anzeige der vornehmsten charakteristischen Lehrsätze, der Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit der Religionen, u. dgl. m. fehlen? Uebrigens stehen die Beyspiele selbst zu den in jedem Fen angegebenen Denkungsarten, Gebräuchen, u. s. w. in zahlreichen Anmerkungen, wo auch mit einer sehr ausgebreiteten Belesenheit überall die historischen Belege angeführt werden. Von der Glaubwürdigkeit mancher benützten Schriftsteller denken wir eben nicht vortheilhaft; zuweilen möchte man sich auch wundern, über griechische oder altchristliche Religionsanstalten, u. dgl. m. bloß ganz neue Schriftsteller genannt zu sehen. Ueberhaupt aber ist die Bescheinigung genugthuend, und das Buch werth, noch weiter ausgeführt zu werden. Anfängern möchten wir ohnedieß nicht nach der Anleitung desselben einen Begriff von der allgemeinen Religionsgeschichte geben: und für andre Leser ist das allermeiste zu kurz.

Ub.

Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhange, von August Ludwig Schlözer. — Erster Theil. Einleitung. I. Ur-

Ur-Welt. II. Dunkle Welt. III. Vor-Welt. Göttingen, bey Vandenhöck. 1785. 226 Seit. in 8. nebst einer illuminirten Tabelle auf einem Bogen.

Niemand wird wohl jetzt mehr die Methode, Kunst und Schreibart dieser mit so vielem Beyfall aufgenommenen Schrift kennen lernen wollen. Da aber die gegenwärtige dritte Ausgabe manches Eigenthümliche hat: so müssen wir bey diesem etwas stehen bleiben.

Die Einleitung (von 130 Seiten) ist unproportionirt weitläuftig, sagt der Verf. eben weil in halbjährigen Vorlesungen keine Zeit zur Erläuterung der darinne enthaltenen Materien, die doch mehr wie Prolegomenen sind, übrig bleibt, und solche daher der Lectüre anheim gestellt werden müssen. Allerdings ist es eine sehr unterhaltende, oft auch sehr lehrreiche, Lectüre; ob sie aber, besonders in diesem Umfange an der Spitze eines kurzen „Leitfadens beym Unterrichte eigentlicher Studierenden“ nöthig und nützlich sey; ob nicht die sinnreichen Hypothesen und Vermuthungen eines Büffon, de Luc, u. a. m. in einem zu positiven Tone copirt worden; ob nicht manches Auffallende und Paradoxe, mancher Auswuchs, u. s. w. nur zur Unterhaltung darinne stehe? u. dgl. m. das überlassen wir andern zu entscheiden. Es versteht sich von selbst, wie man es von einem solchen Schriftsteller erwarten kann, daß hier auch Nahrung und Belustigung genug für reifere Leser vorkomme; allein wir sehen nur auf das Zweckmäßige.

Wie fehlerhaft fast bis auf die neuesten Zeiten die Universalhistorie behandelt worden sey, wird zuerst gezeigt, und unter andern den Schriftstellern derselben vorgeworfen, „durch sie wären August und Mäcen Ehrennamen geworden; Demosthenes und Cicero hätten Patrioten, und Socrates ein Heiliger geheißen.“ (Allein, wenn ja dieses so große Versehen seyn sollten: so waren sie daran wohl unschuldig; die alten Griechen und Römer hatten es längst gethan.) Weltgeschichte nennt der Verf. „eine systematische Sammlung von Thatsätzen, vermittelst deren sich, der gegenwärtige Zustand der Erde und des Menschengeschlechts, aus Gründen verstehen läßt;“ entwickelt auch diesen Begriff, nebst dem Edeln und Nutzbaren in demselben. Ganz unerwartet findet man

hier

hier (S. 8.) die Anmerkung: „Wer nur in der alten „Universalhistorie des Offerhaus, (Götting. Gel. Anz. 1779. 2ug. St. 12. S. 191.) im Gegensatze der neuern in „Goguets Manier geschriebenen, gute gesunde nahrhafte „Speisen findet; muß einen sehr verdorbenen Magen ha„ben.“ Wir können unmöglich die Gött. G. A. nachschlagen, um ausfindig zu machen, wer einen solchen Geschmack gehabt habe; es ist aber auch nicht nöthig, da das Buch allgemein bekannt ist, und auch die Ursache, warum es Beyfall gefunden hat. Bey aller seiner Trockenheit, und dem Mangel an pragmatischer Wahl, und Stellung und Verbindung der Begebenheiten, (weswegen es freylich für den geläuterten Geschmack nicht die einzige nahrhafte Speise seyn kann) machen es doch Genauigkeit in der Zeitrechnung und in den Thatsachen, auch ungemeiner Fleiß in der Anführung der Quellen, schätzbar. Wir sollten denken, der Lehrer, der über einen so sehr kurz, gedrängt, oft witzig, und ohne bestimmte Anzeige der Quellen abgefaßten Grundriß, die Geschichte lehrt, wie Hr. S. hätte den nächsten Beruf dazu, seine Zuhörer auf ein Handbuch zu verweisen, worinne sie doch wenigstens historische Schreibart, und historische Beweisart lernen können. Anfängern ist doch solche derbe historische Speise weit nothwendiger, als die feinsten gewürzten Ragouts. Aber Hr. S. scheint einmal gegen diesen armen Offerhaus einen ganz eigenen Widerwillen gefaßt zu haben; denn noch einmal stellt er ihn S. 109. nebst Simson, Freyer u. s. w. als ein Beyspiel einer Methode dar, bey der die Ueberschauung ganzer Weltalter unmöglich werde. Was die gerühmte Methode Goguets anbetrifft: so weiß jedermann, der sein für die Geschichte der Erfindungen, Künste, Wissenschaften, u. dgl. m. treffliches Buch zu nützen wußte, daß er gerade für die Weltgeschichte nicht die treffendste Methode gewählt, die Ueberschauung ganzer Weltalter durch Zerstückelung und Verstreuung seiner Materialien, sehr erschwert habe. Das hat vor kurzem auch Hr. Gatterer richtig angemerkt. —, Die sieben Abschnitte: Anfang der Erde, Anfang der Menschen, Veränderungen der Erde, Veränderungen der Menschen, Begriffe, Abtheilung und Geschichte der Weltgeschichte, können wir freylich in keinen Auszug bringen, da sie so reichhaltig, und doch zugleich so körnigt geschrieben sind; aber einiges wollen wir doch anführen. S. 18. So wie die Erde nun ist, glaubt sie gewißlich

nicht

nicht aus der Hand des Schöpfers. Sichtbar ist sie ein Werk der Zeit, eine Ruine, ein Ueberbleibsel, das Cadaver einer ältern zerstöhrten Welt, ein noch erklärbares Denkmal von Revolutionen, die Jahr-Myriaden gedauert haben müssen. Natur, Offenbarung und Tradition stimmen darinne überein. Die Natur, und ihre neuern Ausleger, die heutigen Naturforscher, muß man vorher abhören, ehe man den hebräischen Moseh, und seine alten Ausleger, die wenig Hebräisch, und noch weniger Physik verstanden, befragt. — S. 20. Unser festes Land, unsre ganze jetzo trockne Erde, war vordem Meeres-Boden; ist das allmählige Sediment von Gewässer, das Myriaden Jahre über ihm stand. Unsre meisten Berge, Hügel und Ebenen sind Schichtenweise gebildet — und ein einziger Hügel von Thonschichten, nur 1000 Toisen hoch, braucht wenigstens 14000 Jahre Zeit zu seiner Entstehung, nach Büffon. — S. 25. Gewiß hatte die vorige zerstöhrte Welt, außer den Seethieren, bereits Wälder, Holzwürmer (de Lüc) und Elephanten, wenn gleich keine Menschen. Wohnten etwan Engel vor uns auf unserm Planeten? sei! wer kann das wissen? S. 29. Erster Tag, Tag der Gottheit, Periode; ob 24 Stunden lang? Dieses kleinstädtische Tagemaaß war damals noch nicht; oder 24 Jahrhunderte lang? entscheidet die Urkunde nicht. (Aber warum gab denn Moses, der Geschichtschreiber, nicht den geringsten Wink, daß er unter Tag in der Schöpfungsgeschichte etwas ganz anders verstand, als in seinen folgenden Erzählungen?) — S. 31. Wenn das Menschengeschlecht angefangen habe? ob vor 5000, oder 10000 Jahren? kann niemand bestimmen. — S. 33. Reliquien in Phocis von dem Thon, aus dem Prometheus seine Menschen schuf. (Paulan. X. 14.) Adams Ribbe, aus der Eva gebildet worden, wird von den Griechen anders, und von den Rabbinen wieder anders übersetzt. S. Hieronymus meinte, diese Ribbe leugnen, wäre so arg, als nicht an Gott den Schöpfer glauben. Beyl. zum Relig. Journ. 1782. Unsinnige Traditionen der Talmudisten, u. s. w. — S. 37. Ostwärts von Eden, lag der Garten Gottes, (im Postillenstyl, das Paradies,) d. i. das Tempe, wo die ersten Menschen aufkamen, (aber bekanntlich ist jener Name aus dem Persischen in die Alexandrin. Uebersetzung, und aus dieser in die alte lateinische gekommen; mithin giebt es hier nichts auf Kosten der Postille zu lachen.) — Vorzüglich-

schön

schön ist der 3te und 4te Abschnitt; wenn gleich die Absicht, alles schön und sinnreich zu sagen, bisweilen der Bestimmtheit, oder auch der Deutlichkeit Eintrag thut. — S. 84. Ohne alles Zahlen-Auswendiglernen läßt sich Chronologie und Synchronismus sehr gut fassen: 1) durch eine illuminirte chronologische Charte auf einem Bogen, bestehend aus sechs Streifen, als so viel angenommenen Jahrtausenden, enthaltend in einzelnen Worten die Hauptrevolutionen des Menschengeschlechts, durch verschiedene Farben in beliebige Abschnitte vertheilt. (Eine solche ist nun hier beygefügt, und die sechs Streifen führen die Aufschrift: Orbis nascens, Urwelt; renascens, dunkle Welt; primaevus, Vorwelt; antiquus, alte Welt; medius, Mittelalter; novus, neue Welt. Freylich erlaubte die strengere Wahl nicht, diese Felder gedrängt anzufüllen; aber doch scheint es, daß Sokrates, die Ptolemäer, Constantin u. a. m. ihren Platz darinne so gut verdient hätten, als Saul, die Argonauten u. a. m.) 2) Durch den natürlichen oder Realzusammenhang; 3) durch einen durch geschickte Vergleichung erkünstelten Zusammenhang. Noch müssen wir bemerken, daß der V. S. 125. bereits in seine Urwelt, eine eigentliche Schreibekunst setzt.

Auch einiges aus der Geschichte selbst. S. 135. Die Scene der Urwelt war anfänglich Eden in Asien am Euphrat und Tiger, denn weiter Ostwärts, wahrscheinlich auch Babylon und Aegypten. (Woher ist das letztere wahrscheinlich?) Schon alle Welttheile konnten in 1600 Jahren so stark wie nun bevölkert seyn. Süßmilchs Gött. Ordn. Th. I. (Aber mit bloßer Möglichkeit hat die Geschichte nichts zu thun. Die ungeheuren Rechnungen von der Zahl des vertilgten Menschengeschlechts beruhen auf gar keinem historischen Grunde; und höchst wahrscheinlich war dessen Menge nur mäßig.)

Ebendas. Völker oder in Staaten vereinte Familien, gab es vermuthlich schon; namentlich in Babylon, nach dem Berosus, und in Aegypten, nach dem Manetho. (Sollte wohl die Glaubwürdigkeit dieser beyden späten Schriftsteller so weit hinaufsteigen?)

S. 137. Der körperliche und geistige Zustand von Adam und Eva verschlimmerte sich, als sie in Edens Tempe eine

eine Frucht genossen, die als giftig auf den Körper würkte, der Sinnlichkeit das Uebergewicht über die Vernunft verschaffte, u. s. w. So war vielleicht der wichtige Vorfall in einem Gemälde vorgestellt, welches Moseh aus der Bilderschrift in die Buchstabenschrift übertrug; so etwan, wie Pausanias die Figuren auf dem Kasten des Cypselus in seiner Reisebeschreibung copirte. (Nur freylich weiß man etwas von diesem Kasten; aber der Annalist Moses giebt er auch nur die geringste Veranlassung seine Erzählung so zu deuten?)

S. 138. Daß die ersten Menschen 900 bis 1000 Jahre gelebt haben sollten, hält zwar selbst Büffon vor möglich; aber andere zweifeln, und fürchten, die meisten Namen in Moseh's ohnehin nicht ganz erklärlicher Stammtafel, möchten nicht Personen, sondern Stämme bedeuten. (Bedeuten sie das: so hat er sich nicht als Geschichtschreiber ausgedrückt; so weiß man am Ende nicht, was man aus seinen Erzählungen machen soll.)

S. 157. Kein kleiner Kritiker stoße sich daran, daß ich Kyrus schreibe. Zuverlässig sprachen doch die Griechen und Römer so, nicht Tyrus. Nun werde ich es nicht bey allen alten Namen wagen, ihre wahre Pronunciation wieder herzustellen; aber bey Kyrus, Kelten u. s. w. erlaube man mir es doch, wo ein würkliches Interesse, und wenn es auch nur ein etymologisches wäre, die Neuerung anräth. So erkennt man den Kyrus in dem Koresch des Jesaias leichter; so findet man die Kelten eher in den Galatern und Galliern" u. s. w. — Der Anfang klingt zwar sehr abschreckend; demohngeachtet nimmt sich Rec. die ganz kleine Freyheit, zu gestehen, daß ihm der Grund dieser Neuerung nicht einleuchtend ist; denn wie viele andere müßten nicht um der Etymologie willen getroffen werden! Selbst Moseh dürfte der Verf. nicht schreiben, sondern Moscheh; nicht Tyrus, sondern Tor, u. s. w.

Doch wir wollen gerade da abbrechen, wo wir von den aus der Vorwelt geschilderten Nationen das meiste anführen könnten. Es sind die Aegyptier, Assyrier, Phönizier und Hebräer als Hauptvölker, neben welchen Nebenvölker und werdende Völker aufgestellt sind. Man wird aber alles im Buche selbst mit weit mehrerm Vergnügen lesen, oder

oder vielmehr durchlaufen können; wir meinen Leser, die schon mit der Geschichte gut bekannt sind, und also manchmal in den Fall kommen, daß sie Spaß verstehen müssen, z. E. S. 182. wo dem Diodor Schuld gegeben wird, er habe den Sesostris und seine Eroberungen behandelt, wie Ziegler die Asiatische Banise; lustig genug, so lange man sich nicht erinnert, daß Diodor den Herodot zum Vorgänger hatte, der noch die Denkmäler von den Eroberungen jenes Fürsten sah. — Wir wünschen gar sehr, das niedliche Werkchen bald vollendet zu sehen.

Dm.

Handbuch der alten Erdbeschreibung, nach Anleitung der d'Anvillischen Landcharten, aus dem bewährtesten Schriftstellern. Zweyten Bandes IX. bis XIII. Capitel, welches den ersten Theil von Asien beschließt. Mit 12 großen Danvillischen Landcharten. Nürnberg, bey Weigel und Schneider. 1786. von S. 203 — 272. gr. 8.

Handbuch der alten Erdbeschreibung der eilf größern d'Anvillischen Landcharten, aus den besten Quellen verfaßt von D. Paul Jakob Bruns, Prof. und Bibliothekar in Helmstädt. Zweyten Bandes zweyter und letzter Theil, welcher Africa, nebst dem dazu gehörigen Aegypten, von Theodor Jakob Ditmar, enthält. I — VI. Capitel, nebst Register über den ganzen zweyten Band. Nürnberg, bey Weigel und Schneider. 1786. 14 Bog. in gr. 8.

In der erstern dieser Fortsetzungen findet man Medien, und Persien, Africa, Drangiana, Arachosia, Hyrcania, Parthiene oder Parthia, Margiana, Bactriana, Sogdiana, Indien diesseits und jenseits des Ganges, das Asiatische Sarmatien, Scythien und Serica, nach der schon bekannten guten Methode bearbeitet. D'Anville ist

zwar

zwar unter den Neuern am meisten benützt worden; aber es werden auch alle einzelne Angaben mit Stellen der Alten belegt; und nicht selten wird die alte mit der neuern Erdbeschreibung verglichen. Den Beschluß macht eine ausführliche Anmerkung aus d'Anville, über die Geographie des Ptolemäus, und daß insonderheit der größte Irrthum in derselben, die größte Entdeckung in der Welt, (nämlich von America,) hervorgebracht zu haben scheine.

Im 2ten Theil des zweyten Bandes werden Aegypten, Aethiopien, Libyen, das eigentliche Africa, Numidien, Mauritanien und das innere Africa eben so brauchbar beschrieben. Nur auf die Parallele der alten und neuen Geographie ist weniger Rücksicht genommen worden. Auf einem besondern Bogen werden noch Zusätze zu der Beschreibung von Indien, aus des Major Rennells trefflichen Memoir of a Map of Hindostan or the Mogul's Empire, London, 1783. 4.) mitgetheilt. Auch ist auf einem andern Bogen eine Nachricht von den Danvillischen Charten, und dem dazu gehörigen, nunmehr ganz geendigten Handbuche der alten und mittlern Erdbeschreibung beygefügt worden.

Dm.

Nachrichten vom Zustande Canaans, Arabiens und Mesopotamiens, in den ältesten Zeiten vom Abraham an, bis auf die Rückkunft der Israeliten aus Aegypten, aufgesetzt von Theodor Jakob Ditmar, Prof. der Geschichte und Erdbeschreibung am vereinigten Berlin. und Cölln. Gymnasium. Berlin, bey Paul. 1786. 10½ Bog. in 8.

Da es schon längst gegen die gewöhnliche Behauptung von der frühen Errichtung der Assyrischen Monarchie erinnert worden ist, daß von derselben in der Geschichte der Israelitischen Stammväter, Richter und ersten Könige, keine Spur vorkomme, ja es unbegreiflich sey, wie ein Kedor Laomor, Saul, David und andere Fürsten, während des Daseyns eines solchen Großreichs, in der Nachbarschaft, oder wohl gar in den Provinzen desselben, als Helden und Eroberer haben auftreten können, ohne von den Assyrischen Monarchen gehin-

hindert zu werden: so hat der Verf. jenen frühern Ursprung schärfer untersucht, und ist bloß bey der ältesten Geschichtsquelle, der Bibel, stehen geblieben. Auf diesem Wege glaubt er nun gefunden zu haben, daß die Chuschiten, zu deren Stamm Nimrod gehört, erst bey der Ausbreitung der Edomitischen, Israelitischen, Midianitischen und Joktanischen Colonieen, aus Arabien verdrängt, und aus dem Lande Sinear zu ziehen veranlaßt worden sind; daß folglich Nimrod erst zu oder nach den Zeiten Jakobs gelebt habe. Solchergestalt bringt er auch den Ursprung des Assyrischen Reichs, (von welchem Moses überhaupt nichts nach seiner Meynung meldet,) in weit spätere Zeiten herunter; und die Nachrichten der Bibel erhalten theils mehr Uebereinstimmung mit den Erzählungen einiger Griechen, vornehmlich Herodots, theils helfen sie die Erdichtungen anderer Griechen aufdecken. Ob uns gleich der Verf. nicht überzeugt hat, zumal da die Nachrichten Mosis, nach der eingeschränkten Absicht, welche er hatte, über die Völkergeschichte kein hinlängliches Licht werfen können; Hr. D. auch, selbst im geraden Widerspruch gegen diesen Geschichtschreiber, Hypotheſen annimmt, für die sich weiter nichts sagen läßt, als das mehr Begreifliche, (z. E. daß die Sündfluth weder über die Länder der Noachiten, noch der Semiten, Chamiten und Japhetiten, gekommen sey, S. 95. u. dgl. m.) so verdienen doch seine Untersuchungen den Geschichtforschern empfohlen zu werden.

Ub.

Staatistik aller katholisch-geistlichen Reichsstifter in Teutschland. In acht Bänden herausgegeben von Franz Rudolph von Großing. Erster Band. Halle, bey Gebauer. 1786. 1 Alph. in 8vo.

Der Verf. hat Recht, daß es uns an einem Werke fehlt, das uns die ächte Verfassung und Regierungsart aller deutschen Staaten, über welche katholisch-geistliche Fürsten herrschen, in einem gewissen Zusammenhange darstellte. Er hat auch Recht, daß der Gegenstand groß und der Umfang weitläuftig ist. Auch der Plan, den er zu dessen Bearbeitung in der kurzen Vorrede vorlegt, ist so übel nicht: ob

wir

wie gleich lieber jedes Reichsstift besonders vorgenommen und abgehandelt, als die Materien einzeln und Stückweise beschrieben hätten. *) Ob nun aber der Verf. der Mann sey, ein so wichtiges und weitläuftiges Werk richtig und gründlich auszuarbeiten — das ist eine andere Frage. Der Verf. ist ein dreister Raisonneur; er hat eine ziemlich lebhafte Schreibart; aber zum Geschichtforscher, der mit Einsicht, Fleiß und Geduld Materialien sammlen, ordnen und prüfen muß, scheint er uns verdorben. Ohne diese Eigenschaften aber ist ein solches Werk — versteht sich, wenn es mehr als dürftige Kompilation seyn soll — gar nicht denkbar. Da wir über die Verfassung der meisten deutschen Reichsstifter noch so wenig befriedigende Schriften haben, so ist es desto nöthiger, daß derjenige, der diese Verfassung gehörig beschreiben will, nicht mit dem Wenigen, was im Druck vorhanden ist, sich begnüge, sondern nach archivalischen Nachrichten, handschriftlichen Aufsätzen und Deduktionen, die mit Mühe und Kosten aufgetrieben werden müssen, arbeite; kurz, daß er aus den Quellen schöpfe. Hat nun wohl Hr. v. G. dies gethan? In Ansehung der Entstehungsgeschichte der Stifter sagt er selbst, er habe mit allem Forschen keine andere als unlautere Quellen finden können, folglich die Sache so erzählt, wie er sie bey den meisten gefunden. Wenn man sich auch dies gefallen ließe, so kann man doch verlangen, daß der Verf. das Wachsthum und den Verfall, kurz, die Revolutionen der Stifter aus reinen und lautern Quellen geschöpft hätte, nicht aber, wie er thut, aus Moser, Bilderbeck, Büsching und Scheidemantel. Wer ein solches Werk schreiben will, muß sich nicht mit dem begnügen, was andere bey-

*) Eben da der Recensent diese Recension nach Berlin absenden will, nimmt er den ersten Heft des Grossingischen Staatenjournals, worin der Verf. S. 115. dieses seines Werks erwähnt, zur Hand, und sieht daraus, daß er mit der Gebauerschen Handlung zerfallen ist, und das ganze Werk zernichten, und neu und in einer bequemern Gestalt herausgeben will. Es soll nämlich die Statistik eines jeden Reichsstiftes einzeln bearbeitet, in einzelnen Werken erscheinen. Es ist doch höchst sonderbar, daß der Verf. ein Buch, das er vor wenig Monaten herausgegeben hat, selbst zernichten will, und sogar das Publikum vor dem Ankaufe desselben warnet. Dergleichen hat man wohl sonst noch nicht gesehen!

läufig davon anführen. Gesetzt auch, es wäre richtig, so muß man sich doch von dieser Richtigkeit durch Forschen und Proben überzeugen. Mit einem Worte, man muß von Grund aus neu arbeiten. Was soll man aber vollends dazu sagen, wenn man fast auf allen Seiten auch das allgemeine historische Lexikon und des Martiniere hist. geographisches Lexikon als Gewährsmänner angeführt sieht? Wie kann ein Geschichtschreiber, der dies thut, der aus so trüben und stinkenden Pfützen schöpft, sich Zutrauen und Kredit bey seinen Lesern erwerben? Jedoch, der V. sagt S. 10. ungescheut heraus: „Mein Unternehmen ist nicht, Untersuchungen anzustellen, welche Nachrichten mehr oder weniger ächte seyn mögen.“ Da haben wirs!

In diesem Bande sind vier Kapitel. Das erste handelt von den verschiedenen Benennungen und Gattungen der Stifter und den Bestandtheilen derselben überhaupt. (S. 1—9.) Laibach, das S. 5. unter die Bisthümer gesetzt worden, ist seit 1785. ein Erzbisthum. Marienthal und Cran sind uns unbekannte Bisthümer. Ein Bisthum Lebus existirt schon lange nicht mehr. Soll es etwan Leoben in Steyermark seyn? Es wäre doch zu arg, wenn er das ehemalige Bisthum Lebus in der Mark Brandenburg meynen sollte.

Das zweyte Kapitel (S. 9—154.) handelt vom Ursprung, Wachsthum und Abnahme der Stifter überhaupt und ins besondere. Dieses Kapitel sieht sehr gelehrt aus: es ist aber alles, selbst die Citaten, aus andern genommen. Wenn nur noch überall die besten Hülfsmittel angeführt, wir wollen nicht einmal sagen, benutzt wären! Bey Trier z. B. sind die alten Tröster Scheckmann und Kyriander angeführt; den Namen Hontheim sucht man vergebens. So bey Straßburg den Namen Grandidier. Und doch will uns der Mann, der seine Hülfsmittel so wenig kennt, im 3ten Bande seines Werks eine vollständige Bibliothek aller Geschichtbücher, Nachrichten, Deductionen, Abhandlungen und Streitschriften, die je über ein katholisch-geistliches Reichsstift erschienen sind, aufstellen! Freylich steht dabey: meines Wissens. Desto schlimmer! Wer wird in solchem Falle Vollständigkeit erwarten? Bey Salzburg sind indessen doch Kleinmayers Nachrichten von Juvavia nicht blos angeführt, sondern auch benutzt. Den Titel eines Her-

1784

zogs von Franken, den der Bischof von Würzburg führt, würde der Verf. nicht für so altherkömmlich gehalten haben, (S. 62.) wenn er den Gonne de Ducatu Franciae orientalis gelesen hätte. Am Ende dieses Kapitels stoßen wir noch auf eine seltsame Stelle. S. 154. Er trete, sagt er, nicht als Geschichtschreiber, sondern als Staatsgelehrter auf. Er habe deswegen die Entstehungsgeschichte geflissentlich nur kurz und im Auszuge gegeben. Er schmeichele sich aber demohngeachtet, eine Arbeit geliefert zu haben, die allerdings den Beyfall eines jeden Kenners verdiene. (Das ist sehr selbstgenügsam!) Wenigstens, fährt er fort, findet man hier mehrere Nachrichten in einem einzigen Ganzen, als man sie bey Bilderbeck, Moser, Büsching, Scheidemantel und irgend andersmo beysammen finden kann. Und da ich, schließt er, immer auch die Quellen (was für welche?) woraus ich geschöpft habe, (wahrscheinlich wohl aus den bekanntesten und mit unter ganz schlechten Büchern mit weniger Wahl zusammengeschrieben habe) anführe; so weiß man auch, daß meine Nachrichten nicht blindlings niedergeschrieben, sondern mit historischen Gründen befestiget sind. Wo wären denn die historischen Gründe? Eben wollte der Verf. nicht Geschichtschreiber, sondern nur Staatsgelehrter seyn!

Drittes Kapitel, (S. 155—213.) von den Vorzügen und Gerechtsamen der deutschen Stiftsregenten in Ansehung ihrer geistlichen Würden, Subordination, Domkapiteln, Diöcesen und besonderen Veränderungsfällen. Im 1ten §. wo der Verf. von der Theilbarkeit der geistlichen und weltlichen Würden handelt, erklärt er sich für die Meynung derer, die den fortwährenden Bestand der geistl. Reichsfürstenthümer bey der gegenwärtigen Verfassung des deutschen Reichs diesem für sehr zuträglich halten. „Die Geschichte giebt uns fast auf jedem Blatte mehrere Beyspiele an die Hand, aus welchen erhellet, daß sie vom ersten Anfange an die mächtigste (der Positiv mächtig wäre hier schon genug gewesen) Schutzwehr der deutschen Freyheit wider die ehr- und herrschsüchtigen Anschläge der Kaiser und anderer einzelnen Reichsfürsten gewesen sind.“ S. 159. bekennt sich der Verf. für einen Feind des Katholicismus, und vorzüglich der katholischen, so wie überhaupt aller christlichen Geistlichkeit, wie sie itzt ist. Auf der letzten Seite lenkt er aber ein wenig ein, indem er sagt, dieses Geständniß wäre nur in

so fern richtig, als es die Misbräuche betrifft, die sich bey der Geistlichkeit eingeschlichen haben, die übrigens in Rücksicht ihres Amtes immer ein sehr verehrungswürdiger Stand des Staates bleibe. — Die Bischöfe zu Gurk und Lavant stehen nicht mehr unter Salzburg, wie es S. 178. heißt.

Viertes Kapitel (S. 214—358.) von den Vorzügen und Rechten der geistlichen Stiftsregenten in Ansehung ihrer weltlichen Würden bey dem Kaiser, Reich und Kreisen ꝛc. S. 219. sagt der Verf.: „Dem Reichskanzler und Kurfürsten von Mainz stehet bey dem sogenannten Reichshofrath nicht das geringste Recht zu, wenigstens in so ferne mir die Reichsgesetze bekannt sind.“ Und doch steht S. 224. eine eigene Rubrik: Gerechtsame bey dem Reichshofrath; und darunter folgende Worte: „Bey dem kaiserl. Reichshofrath hat Churmainz den Reichsvicekanzler. — Desgleichen steht dem Churfürsten zu Mainz bis auf weitere Disposition des Kaisers und Reichs das Recht zu, allein den Reichshofrath zu visitiren, welches aber noch nie geschehen ist, und billigermaßen sehr oft geschehen sollte, da der Kaiserl. Reichshofrath (wenigstens so wie er in Wien ist) der deutschen Freyheit gewiß mehr schadet, als man sich nur in Gedanken vorstellen kann.“ Diese zwey Stellen widersprechen sich gerade. S. 306. behauptet er, daß es sich der König von England nicht blos als Kurfürst von Hannover, sondern auch als Oberhaupt des Großbritannischen Staats, angelegen seyn lassen müsse, Bayerns Umtausch mit den Niederlanden zu hintertreiben. Denn, fährt er fort, es liegt gewiß unserm ganzen Welttheile daran, daß Oesterreichs Absichten auf Bayern und einige kathol. Reichsstifter gänzlich vereitelt werden. — S. 321. wo von dem Matrikularanschlag des Bisthums Osnabrück die Rede ist, und bey andern Gelegenheiten führt der Verf. an, wie unverhältnißmäßig manche deutsche Länder in Ansehung dieses Punktes angesetzt sind; z. B. das Freysinger Bisthum, das um mehr als zwey Drittel schwächer ist, als Osnabrück, muß noch einmal so viel, als dieses, geben. „Wie ersprießlich wäre es nicht für das Wohl des deutschen Reichs, wenn, statt eines keinen Nutzen tragenden Reichstags-Ceremoniels, die Zeit auf eine Matrikular-Peräquation einmal verwendet würde, da es eine Sache ist, welche nicht der Reichsstand, sondern

sondern der ohnehin genugsam beschwerten Reichsunterthanen leidet.“ Von Herzensgrund sagen wir hierzu: Amen! Amen! Keineswegs aber zu dem, was der Verf. auf der vorletzten Seite seines Buches sagt: „Ich lasse gemeiniglich „meiner Feder den freyen Lauf, wenn ich mich mit der Ver„fassung eines Werks beschäfftige, und behalte mir die Ver„besserung der dabey etwa vorgefallenen Fehler auf die Zeit „vor, wo mir das Werk Bogenweise aus der Presse zur Ue„bersicht vorgelegt wird u. s. w.“ Dies können wir ganz und gar nicht billigen, und rathen jedem Schriftsteller, dem sein Bischen Autorruhm werth ist, ja nicht in die Fußtapfen dieses Mannes zu treten, sondern vielmehr die Arbeit, ehe sie in die Druckerey kommt, ganz fertig zu machen, und sie mehr als einmal mit der strengsten Aufmerksamkeit zu revidiren, zu kastigiren, zu poliren! Wir hoffen auch, der Verf. werde dieß selbst thun, wenn er das neue Werk, das an die Stelle des vorhabenden treten soll, noch wirklich herausgiebt; sonst wird er schwerlich den Beyfall jedes Kenners erhalten.

Nk.

Aufrichtige Beyträge zur Entthronung des Aberglaubens, herausgegeben von M. Heinrich Polycarp Rabenstein, Dienern des göttlichen Worts zu St. Annaberg. Chemnitz, bey Stößels Erben und Putscher. 1786. 3½ Bog. in gr. 8.

Man findet hier eine Erzählung der leidigen Gespenst- und Hexengeschichte, die von 1713 bis 1719. die leichtgläubigen Leute in St. Annaberg geäfft hat. Daß zu seiner Zeit die Sache keine Kleinigkeit gewesen, erhellet aus 24 Schriften, welche, zum Erstaunen der Nachkommenschaft über diese Posse geschrieben worden, woran der Magistrat zu Annaberg und die medicinische Fakultät zu Leipzig Theil nahm. Es kann in jetzigen Zeiten, wo Gespenstergeschichten und Wundererzählungen wieder aufgewärmt werden, nicht unnütz seyn, zu zeigen, auf welche Art mit solchem Blendwerke sonst schon Aberglauben ist unterhalten worden.

He.

Des Herrn von Montesquieu Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer. Aus dem Französischen; mit Anmerkungen. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1786. 18 Bog. gr. 8.

Erst nach dem Abdrucke des größten Theils dieser Uebersetzung erfuhr der ungenannte, am Schluß der von Dresden aus geschriebenen Vorrede nur mit einem H. bezeichnete Verfasser derselben, daß schon vor mehrern Jahren eine Verdeutschung dieser Schrift erschienen sey, ob er gleich nicht nachzuweisen weiß, wo, wenn oder durch wen sie veranstaltet ist. Auch Recensent hat sich vergebens darnach umgesehen, und vermuthet daher gleichfalls, daß sie wenig bekannt geworden ist; und so war es gewiß nicht überflüßig, durch diese neue Uebersetzung ein Werk auch unter uns mehr in Umlauf zu bringen, welches seines berühmten Urhebers so vollkommen würdig, und selbst itzt noch, nach der von Hrn. Meiners vor einigen Jahren gelieferten schätzbaren Schrift ähnlichen Inhalts, die Lesung und Aufmerksamkeit des denkenden Geschichtliebhabers sehr verdient. Dazu kommt, daß der gegenwärtige Uebersetzer eine Menge von Anmerkungen und Berichtigungen hinzugefügt hat, die seinen Fleiß selbst dem empfehlen müssen, der das Original gelesen oder in Händen hat. In der Vorrede vergleicht er dies letztere mit Gibbon's berühmter Geschichte des Verfalls der Römer, welches freylich nach einem viel umfassendern Plan angelegt ist, und daher auch ganz anders in der Ausführung ausfallen mußte, als diese Betrachtungen, die, wenn man ihren Zweck nicht aus den Augen verliert, auch alle die Ordnung, allen den Zusammenhang haben, der sich von einer Abhandlung dieser Art fodern und erwarten läßt. — Die Uebersetzung haben wir in einigen Kapiteln mit dem Original verglichen, und sie im Ganzen sehr gut befunden. Denn, ungeachtet hie und da noch mehr Fleiß auf Beybehaltung der Genauigkeit und Bestimmtheit des Gedankens und Ausdrucks hätte gewandt werden können; so sieht man doch, daß der Uebersetzer den Sinn seines Schriftstellers, der in Montesquieu's Schriften nicht immer sogleich einleuchtet, ganz zu fassen, und in denselben einzudringen gewußt habe. Daß er auch ganz in die Materie

selbst

ſelbſt eingedrungen ſey, beſonders die Anmerkungen, in welchen oft Belege aus den römiſchen Schriftſtellern, oft auch Beweiſe aus ihnen wider M. angeführt werden, und die der Beleſenheit des Ueberſetzers Ehre machen.

Bk.

Geographiſches Magazin. Heft XIV. Deſſau und Leipzig. 1785. S. 137—248. in 8.

1) Ausführliche Beſchreibung der im Herzogthum Magdeburg gelegenen Stadt Schönebeck. Sie hat 435 Feuerſtellen und 1782. 4213 Menſchen gehabt, wovon aber allein 907 Seelen auf der königl. Salzkoktur leben, zu deren Vertrieb 126 Werkſtätte zur Salztonnenböttcherey vorhanden ſind. Die St. Nicolaikirche hat, weil ſie den Einſturz drohte, 1775. abgetragen werden müſſen. Das Salzwerk, wovon über 1000 Perſonen Nahrung haben, nahm 1705. ſeinen Anfang, und iſt nach vielen Veränderungen erſt unter dem vorigen König zu ſeiner Vollkommenheit gebracht worden. 2) Namen der 1783. in Niederſchleſien exiſtirenden Steinkohlengruben. Es ſind deren 24. 3) Etat der aus 9 Kreiſen beſtehenden Rigiſchen Statthalterſchaft. Die jährliche Unterhaltung koſtet 75914 Thaler. 4) Verzeichniß der Ortſchaften im Fürſtenthum Sagan. Es ſind deren in allen 130, wovon 41 dem Fürſten von Lobkowitz, als Herzogen zu Sagan, 10 dem Fürſten von Carolath, die andre andern Beſitzern gehören: unmittelbar königlich iſt nicht ein Ort. Im Saganſchen Kreiß war 1785. die Bevölkerung 25226 Seelen, und die jährl. Contribution und Naturalſteuereinnahme beläuft ſich auf 36000 Thaler. 5) Einige Anmerkungen über Schmiedeberg und Greifenberg. Schmiedeberg gehörte ſonſt den Freyherren von Schafgotſch, von denen es ſich mit den zugehörigen Orten 1747. um 216630 Gulden losgekaufte, und dadurch eine königl. Immediatſtadt wurde. Zu ihrer Kämmerey gehören 8 Dörfer. Greifenberg hingegen iſt noch itzt eine zu der Schafgotſchiſchen Herrſchaft Greifenſtein gehörige Mediatſtadt von ohngefähr 200 Häuſern, und dennoch ſchenkte ihr der König, als ſie 1783. abbrannte, 30000 Thaler, außer vielen andern Wohlthaten und Verga-

bungen. Der Grundherr aber erlos nur den vierten Theil des Bauholzes nach der Forstraxe. 6) Von der Nordhauſiſchen Oelmüllerey. Der Verf. berechnet den jährlichen Betrag für Oel und Kuchen von ſämmtlichen im Nordhauſiſchen Gebiet liegenden oder von Nordhauſer Bürgern im fremden Gebiete beſeſſenen Oelmühlen zu 152514 Thalern, außer dem gekauften Oele, womit die Nordhauſer handeln. 7) Von Stralſund — nichts erhebliches. 8. 9) Beſchreibung des Herzogl. Luſtſchloſſes Solitüde bey Stuttgard und des Reichsgräfl. Landguts Hohenheim. In der ſogenannten Engliſchen Anlage bey letztern ſtellen die Gebäude meiſtens Ueberbleibſel von Römiſchen Tempeln, Grabmälern, Privatgebäuden, Waſſerleitungen und Bädern vor. Die merkwürdigſten ſind ein verfallner Tempel der Ceres, das Grabmahl des Ceſtius, Ueberbleibſel des goldnen Pallaſtes des Nero, ein Tempel der Cybele, ein römiſches Gefängniß, römiſches Rathhaus, und denn — eine Moſchee und im amerikaniſchen Garten ein Sibyllentempel. 10) Berichtigungen der Büſchefeldiſchen Karte von Magdeburg. Sie verdienen von denen, die die Karte beſitzen, gebraucht zu werden. Unter den Recenſionen wird bey der Nicolaiſchen Reiſebeſchreibung, zu der ſchönen Beſchreibung einer Abendſcene auf der Donau bey Paſſau Th. II. S. 474. wo Hr. Nicolai der ſtrahlenden Venus erwähnt, die Bemerkung gemacht, daß dieſer Planet zu der Zeit gar nicht ſichtbar geweſen ſey, daß es auch der Jupiter nicht wohl könne geweſen ſeyn, der damals 150 jenſeits des Meridians gegen Oſten geſtanden habe, vermuthlich alſo ein Fixſtern, etwan die Capella. In den kurzen Nachrichten geſchieht der Entdeckung eines römiſchen Bades zu Badenweiler Erwähnung, an deſſen beyden Seiten Ruinen von angebauten Tempeln befindlich ſind, und in deren Badbehältniſſen man goldne Haarnadeln gefunden hat.

Beyträge zur Beſchreibung von Schleſien. IVten Bandes 1s und 2s Stück. Brieg, bey Tramp. 1785. 10 Bog. in 8.

Dieſe Stücke liefern eine Beſchreibung des Fürſtenthums Münſterberg; überhaupt von deſſen Lage, Größe, Volksmenge

menge und üblichen Rechten, Geſchichte der regierenden Herzoge von M. vom Münſterbergiſchen Kreiſſe insbeſondere, der Stadt M. vom Feldkloſter Heinrichau, vom Frankenſteiniſchen Kreiß, von den Städten Frankenſtein und Wartha, und vom Feldkloſter Kamenz. Das Fürſtenthum Münſterberg iſt das kleinſte in Schleſien. und enthielt 1784. in 17 Q. Meilen, 3 Städte, 126 Dörfer und 41727 Inwohner, deren es 1670. nur 22586 hatte. Herzog Carls vier Söhne führten bey ihrer gemeinſchaftlichen Regierung 1538 die Lutheriſche Religion ein. Deſſen Enkel Johann Chriſtoph wollte Schulden wegen das Weichbild Frankenſtein an die Gebrüder von Logau für 180000 Gulden verkaufen; die Stände brachten dieſe Summe zuſammen, und übergaben 1569. Schloß, Stadt und Kreiß dem Kaiſer. Eben ſo brachten ſie von deſſen Erben und Vettern Heinrich und Carl die landesherrlichen Rechte über Münſterberg für 89000 Thaler an ſich, und übertrugen es dem Kaiſer, mit dem Beding, daß das Fürſtenthum zu ewigen Zeiten bey der Krone Böhmen bleiben ſollte; mußten ſich aber dennoch gefallen laſſen, daß K. Ferdinand II. ohne auf den Widerſpruch der Stände zu achten, das Fürſtenthum 1654. dem Fürſten Joh. Weighart von Auersberg zu einem Mannlehn gab, deſſen Enkel, Carl Joſ. Anton, es noch beſitzt. Seine Nachfolger trieben den Unbank noch weiter, indem ſie 1629 und 1654. dem Volke, das ſie ohne Geld zu Herren eines ſchönen Landes gemacht hatte, mit unerhörter Grauſamkeit ihre evangeliſchen Kirchen und Schulen nahmen, ihre Lehrer vertrieben, und mit Gewalt die katholiſche Religion einführeten. Dadurch und durch den 30jährigen Krieg kam Münſterberg ſehr in Verfall. 1756. erbauten die deutſchen Evangeliſchen zu M. wieder eine Kirche. Die vorzüglichſten Landesprodukte ſind Holz und Hopfen, von welchem letzten 1784. 19950 Scheffel erbaut wurden. In der Stadt ſind in 274 Privathäuſern 1711 Einwohner, und darunter ⅓ deutſche und böhmiſche Evangeliſche. Zum Kreiß gehören 59, zum Theil ſtark bewohnte, und darunter nur 2 evangeliſche Dörfer, die typographiſch nach Geſchichte, Herrſchaft und Stärke beſchrieben werden. Henrichau, eins der ſchönſten und reichſten Klöſter in Schleſien, beſitzt dermahlen 34 Dörfer, (Büſching erwähnt nur die 11 urſprünglichen Dorfſchaften) die alle und jede landesherrliche Contributionen und Auflagen mit tragen müſſen. Der jedesmalige vom König beſtätigte

Abt

Abt präsidirt als Landeshauptmann an den Landtagen des Fürstenthums, und ist zugleich Regierungspräsident bey der Fürstl. Regierung zu Frankenstein. In dem Frankensteinschen Kreis wird der Flachsbau vorzüglich getrieben. Er hat 2 Städte und 67 Dörfer mit 30 Kirchen, wovon 6 evangelisch sind; und 42 Vorwerke. Die Stadt Frankenstein hat 628 Häuser, die wie in Münsterberg größtentheils mit Schindeln bedeckt sind, und 3227 Inwohner, und darunter nur sehr wenige Evangelische, die die lutherische Garnisonkirche besuchen. Das Städtchen Wartha (durch einen wunderlichen Druckfehler heißt es: es liege in 34° 40' der Länge und 50° 30' der Breite) von 561 kathol. Einwohnern, hat seine Nahrung von den fortwährenden Wallfahrern, deren jährlich über 40000 dahin nach einem wunderthätigen Gnadenbilde ziehen. Die letzten Bogen, die nebst der topographischen Beschreibung der Dorfschaft auch die Nachricht von dem Kloster Kamenz enthalten, fehlen bey unserm Exemplar.

Ag.

Die Gründung, Mitwirkung und Beförderung des blühenden Zustandes in verschiedenen Staaten von dem fürstlichen, gräflichen und adelichen Geschlecht Marcellus, Marcellinus und Martellus. Aus ächten Quellen nach der Zeitordnung in kurzer Abfassung vorgetragen. Landshut. 1786. in 8. 4 Bog.

„Ihro Hochfürstl. Durchleucht, der Gemahlin des Durchleuchtigen Fürsten und Herrn in Polen, Marcellus Czetwertinski ꝛc. ꝛc. So auch der Baronesse von Polen, Gemahlin des Freyherrn von Blumenthal. — Ingleichen denen Excellenzen und Herzen des Senats und der Regierung von dem adelichen Geschlecht Marcello in Venedig — ferner den Gliedern der edlen Familie Durazzo zu Genua — hat gewidmet diese Abfassung: Johann Philipp Wilhelm Marcellin, Dr., königl. preuß. Hofrath, und Physicus der freyen Reichsstadt Nordhausen.“ Eine elendere seichtere Compilation läßt sich nicht leicht gedenken, und von der Seite wäre diese Abfassung ein Muster. Daß die Schreibart

noch

reich, viel holpeichter, und undeutscher seyn müsse, als selbst der abgedroschenste Chronikenstil, belaget der vorangesetzte Titel der Abfassung des breiteren. Und die ächten Quellen, die sind gar rar benutzt. Daß „verschiedene Prinzen haben „aus Epirus von der Seestadt Dirrachium — welche in „Epirus belegen ist, den Beynamen angenommen, und nach „Frankreich zum Herzogthum Anjou und zu den Königreichen „Sicilien und Neapolis gebracht;“ ist spornstreichs bewiesen durch die Sylben *Tucid. L. I. Euseb. Chronol.* Und daß Archimedes dem Marcellus die Belagerung von Syracusa äußerst schwer machte, ist geschöpft aus „*Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci, l'Art de la Guerre Chant.* 4.“

Was nun aber wirklich das Unbekannteste war, so vergißt der Verf., ein naher Verwandter von den fürstl. gräfl. und adelichen Geschlechtern, im geringsten nicht, seine eigne Genealogie, und seinen Antheil an der Gründung, Mitwirkung und Beförderung des blühenden Zustandes in verschiedenen Staaten, welcher in dem Ankaufe eines Freyschulzengutes zu Sakow für zwey tausend und funfzig Thaler baares Geld und in der Ansetzung von drey Ausländern Werkmeistern bestand, gehörig mit anzuführen. Auch vergißt er nicht, utiliter zu erinnern, „daß die Türken ohne alle rechtmäßige „Ansprüche das schöne Griechenland an sich gerissen, und solches schlecht behandelt haben, so daß das kostbare Griechenland — — unter den Türken barbarisch und der Sitz der „Pest geworden ist, woher die Pest weiter verbreitet ist, statt „der Künste und Wissenschaften. — — Wenn nun dies „Land den Türken wieder abgenommen, und solches denen „Descendenten der ehemaligen rechtmäßigen Besitzer des „Landes“ (unter diesen Descendenten ist mit zu begreifen Johann Philipp Wilhelm Marcellin, dessen Vater aus Durazzo und von dem Fürsten in Epirus George Castriot abstammte) „wieder ausgeheilt würde NB. mit Beybehaltung „des Gleichgewichtes, so könnte auf solche Weise die Pest „aus Europa und weiter weggeschaft werden: welche wichtige und heilsame Sache in diesen Zeiten leicht (ey ja freylich!) „ausgeführt werden könnte.“ Das ist doch wirklich von einem Dr. und Physicus einer freyen Reichsstadt ein medicinisches Gutachten in puncto der Pest, das sich hören läßt. Schade, wenn es nicht befolgt wird!

Dt.

Nordi-

Nordische Miscellaneen von August Wilhelm Hupel. 11tes und 12tes Stück. Riga, bey Hartknoch. 1786. 460 S. 8.

Den größesten Theil nimmt die sogenannte kirchliche Statistik von Rußland ein, welche von dem gegenwärtigen kirchlichen Zustande dieses Reichs gute und zuverläßige Nachrichten giebt. Diese fleißig gearbeitete Abhandlung ist um so schätzbarer, da man noch nirgends die heutige kirchliche Verfassung von Rußland vollständig und in gehörigem Zusammenhange beschrieben, sondern nur hin und wieder einzelne Stücke derselben erörtert findet; denn selbst King's mit Recht geschätztes Buch: Ceremonieen der griechischen Kirche in Rußland ist nicht hinreichend, so nöthig es auch jedem bleibt, dem es um die Kenntniß der rußischen Kirchenverfassung zu thun ist. Wenn hier S. 48. labor und labornaja statt lobor', lobornaja steht, so wollen wir das lieber für einen Druckfehler halten, ob wir gleich wissen, daß manche jetzt ganz unrichtiger Weise anfangen, so zu schreiben, weil das o im Rußischen oft wie ein a ausgesprochen wird, gerade als wenn man Brommichham schreiben wollte für Birmingham, weil man dies Wort so ausspricht. Daß der Verf. Sinod schreibt für Synod oder vielmehr Synode, bleibt, ungeachtet dessen, was er zu seiner Rechtfertigung anführet, doch eine Affectation. Außer der kirchlichen Statistik von Rußland sind in diesen Stücken folgende kürzere Aufsätze mitgetheilet: 1) Briefe des Prinzen Eugen von Savoyen, als ihm zur polnischen Krone Hoffnung gemacht wurde. Peter der I. scheint wirklich im Jahre 1707. die Absicht gehabt zu haben, den Prinzen zum Könige von Polen zu machen. Eugen lehnte den Antrag auf eine kluge und höfliche Weise fürs erste ab; die nachher veränderten Umstände mögen wohl den ganzen Entwurf rückgängig gemacht haben. 2) Adelsverzeichniß des ehemaligen polnischen Liefflandes vom Jahre 1750. nebst einem Anhange, welcher die Namen derjenigen liefländischen adlichen Familien liefert, die bis zum Jahre 1750. in Polen und Litauen sich Erbbesitzungen erworben haben. 3) Beytrag zur liefländischen Gelehrtengeschichte. Eine abermalige Ergänzung von Hrn. Gadebusch's liefländischer Bibliothek, dergleichen schon im 4ten Stück dieser Miscellaneen bekannt gemacht ist. 4) Allerley kurze Nachrichten, Anekdoten,

Sagen

Sagen und Anfragen, zum Theil Nachträge zu den vorigen Stücken.

Uw.

Wochenschrift für die Noblesse und für Freunde der Wappen und adlichen Geschlechtskunde. Eisenach. 1786.

Ein elendes Zeitungsblatt, in welchem der erste Artikel jedesmal aus irgend einem Adellexicon oder dergleichen Buche ausgeschrieben ist. — Aus dem ersten Stücke kann die Noblesse und der Liebhaber der Wapenkunde erfahren, daß der siebenbürgische Gouverneur Baron von Bruckenthal sich dermalen in Wien befindet. Was aber eigentlich, nach dem Zwecke und der Meynung des Verf. für die Noblesse gehört, das erhellet aus folgendem Paragraphe, auch im ersten Stücke, der wörtlich so lautet: „Auch etwas für die Noblesse! — Der herrschaftl. Cur- und Reitschmidt Janson zu Baireuth hat eine Methode erfunden, zerbrochene Beine der Pferde zu curiren. Bravo! Couriers — es mögen Liebes- oder Staatscouriers oder andere Reuter seyn, können Monf. Janson im Fall der Noth gebrauchen.“ — Wenn nicht die tägliche Erfahrung lehrte, wie gutherzig sich das Publikum die elendesten Schmierereyen aufhängen läßt, so würde man sich wundern, daß ein solches Wochenblatt ein halbes Jahr fortleben könnte, welches doch bey diesem der Fall ist.

Mj.

Merkwürdigkeiten zur Preußisch-Brandenburgischen Geschichte aus ungedruckten Quellen und glaubwürdigen Zeugnissen, vom Verfasser des Sophron, und der Reisen, Entdeckungen und Unternehmungen des Schifkapitains John Smith. Auf Kosten des Herausgebers, und in Commission bey Strauß, Frankfurt an der Oder. 1786. in 8vo.

Diese

Diese Rhapsodie enthält 20 Anekdoten und kurze Merkwürdigkeiten von Fürstlichen und andern vornehmen Personen, Gelehrten u. s. w. die in den Preußischen Staaten hauptsächlich gelebt haben, oder andere Merkwürdigkeiten, die selbige betreffen. Manche sind erheblich, und manche unerheblich, ein Mischmasch durch einander. Wenn sie gleich nicht alle interessant sind, so lesen sich doch manche gut. Unter andern ist der Charakter des berühmten Generalmajors von Zeiden, der Kolberg so gut defendirte, recht gut geschildert, und mit Recht hat der Verf. ihn dem großen General Elliot gleich gestellet S. 16. Auf gleiche Art finden wir den Charakter des gegen die Schweden in dem 7jährigen Kriege bekannten Generals von Belling S. 20. ff. beschrieben, den der Verf. selbst sehr genau gekannt hat, wobey er unter andern merkwürdig ist, daß derselbe die Bibel und das Gesangbuch zu seinen täglichen Handbüchern gebraucht hat, welches wohl bey einem General eines Husarenregiments ein rares Beyspiel ist. Mit seinem Regiment Husaren und etlichen Bataillons Infanterie hat er Wunder gegen die Schweden gethan. Von seinem Geschlechte, so in der Neuen Mark seine Güter hat, waren bey dem Anfange des 7jährigen Krieges 23 in Königl. Diensten, und am Ende desselben, lebten nur noch 9 davon. So stark hat dieser mörderische Krieg den Brandenburgischen Adel zusammengeschmolzen, der in Wahrheit aber doch mancher adlichen Familie, durch den Anfall der Güter, wieder aufgeholfen hat u. s. w.

Die Nachrichten von der Schlacht mit den Russen bey Zorndorf und die Bemerkungen über die Rußischen Truppen S. 71. sind auch erheblich, nur scheint der Verf. der Rußischen Kavallerie zu viel zu schmeicheln, da sie bekanntermaßen mit der deutschen Kavallerie in keinen Vergleich kömmt. Ihre Grenadier und ihre Artillerie verdienen alles Lob. Aber ihr Pulver ist auch das beste. Erheblich wird man auch die Nachrichten finden, die der Verfasser von dem jetzigen Zustande von Westpreussen mitgetheilt hat, die er auch am besten wissen kann, weil er in Hinterpommern wohnet. Daß er ein Geistlicher und Pfarrherr sey, lernt man aus der letzten Nachricht vom Moses Mendelssohn kennen. Er heißt Carl Friedrich Scheibler, und ist Pfarrherr zu Hansfelde bey Stargard in Hinterpommern, wie

wie wir aus der Zueignungsschrift an seinen Vetter B. G. von Scheibler zu Monjoya sehen.

Pfälzische historische Nachrichten aus neuern Schriften. Vte Probe, nebst Register über alle V Proben. Mannheim. 1786. 8.

Diese kleine Sammlung des Hrn. Prof. Häberlinghausen ist schon aus der Recension der vorigen 4 Proben bekannt, worauf wir uns beziehen. Im 1sten §. sind Zusätze zu den vorigen Proben, worunter das mehreste zur Geschichte der gelehrten Pfälzer gehöret. Von J. S. Pfauser findet man S. 210. ff. artige Nachrichten. Er war des Böhmischen Königs Maximilians Geistlicher Rath. S. 215. sind Auszüge aus den *Actis Osnabrugensibus II. Th.* so den Herzog von Jülich u. s. w. Johann Wilhelm Bischof von Münster betreffen, der 1582. resignirte. Von des Hrn. Prof. Fischers *Scriptor. Rer. German. I.* und *II. Th.* und dem Inhalte derselben, der aus alten Pfälzischen Geschichtschreibern, wie des Mach. von Remnat Leben des Churfürsten Friedrichs I. und des Churfürsten Ludwigs V. Reimweise verfertigte Genealogie des Baierschen Pfälzischen Hauses bestehet, wobey vom letztern S. 217. erwiesen ist, daß der Kurfürst davon selbst der Verfasser sey, weil einige daran gezweifelt haben. Noch findet man aus des Hrn. Weihbischofs Whörderwein *Novis Subsid. diplomat.* etc. und aus andern Schriften etliche erhebliche Bemerkungen. Der Hr. Verf. aber schließt diese Sammlung mit diesem 5ten Stücke.

Geschichte Thüringens, von Johann Georg August Galetti, Prof. an der Landesschule zu Gotha. Vtes Band. Gotha, in der Ettingerschen Buchhandlung. 1784. 8.

Der Verf. fähret unermüdet in der Fortsetzung seiner Thüringischen Geschichte fort, und liefert hier den 5ten Theil derselben, der einen Zeitraum enthält, worin wichtige Vorfälle

die dasige Geschichte interessant machen. Er fängt mit dem Jahre 1546. an, und schließt mit dem J. 1648. das der Westphälische Friede berühmt macht. Die Erzählung selbst ist in 5 Bücher, und jedes wieder in etliche Abschnitte eingetheilet.

Im ersten hier, sonst aber im 23sten Buche wird die Geschichte von Thüringen unter dem Churfürsten Johann Friedrich und dessen Söhnen bis zur Belagerung von Gotha beschrieben S. 1—54. In dem folgenden 24sten Buche sind vorzüglich die Grumbachischen Händel sehr gut erzählet, wobey die Härte des Kaisers und auch selbst des Churfürsten Augusts gegen den verblendeten Herzog Johann Friedrich zu Gotha hervorleuchtet, und die Denkungsart der damaligen Kaiser gegen die deutschen Fürsten sowohl aus dieser Handlung, als auch aus dem Betragen des K. Carls V. gegen den gefangenen Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, und den Landgrafen Philipp von Hessen sich deutlich zeiget. Warum mußte der arme verführte Herzog von Gotha ins Oesterreichische hingeschleppt, und dort gegen Bezahlung einer enormen Summe Geldes, die der Verf. S. 88. berechnet, und dem armen Lande 1,36000 Thaler gekostet hat, 28 Jahre lang im Gefängniß schmachten? In Wahrheit ein sehr theures Kostgeld für die elende Bewirthung! War es für einen großen deutschen Fürsten, dessen Schwäche der desperate Grumbach und sein falscher Kanzler Brück blos gemißbraucht hatten, nicht genug, daß man ihn auf einem festen Schloß des Churfürsten, der hart genug gegen ihn war, gefänglich ohne so enorme Kosten bewahret hätte?

Das 25ste Buch beschreibt S. 98—205. das Vornehmste der Geschichte, das Staatsrecht, und auch die litterarische, Kunst- und Handelsgeschichte dieses ganzen Zeitraums. Es ist voll von sehr interessanten Nachrichten, worunter vorzüglich die Nachrichten von der Stadt Erfurth S. 129. u. f. w. gefallen, woraus man sieht, wie wichtig dieser jetzige wüste und unvolkreiche Ort, damals gewesen ist. So weit ist nicht leicht eine große Stadt heruntergekommen, die so reich, und in solchem Flor war. Bey einer Pest im 15ten Jahrhunderte verlohr die Stadt 28000. Einwohner, und bey einer Feuersbrunst im J. 1472. über 2000 Häuser, zu deren Wiederaufbauung der Magistrat den Klöstern Reinhardsbrunn und Georgenthal ganze Wäl-

der

der abkaufte S. 138. Von der Universität daselbst, und deren Flor S. 140. Die Baukosten des nachher geschleiften Schlosses Grimmenstein sind S. 148. zu 72 Tonnen Goldes angegeben, eine Summe die enorm, aber auch nicht glaublich ist. Von der damaligen Kriegesverfassung findet man S. 172. u. s. w. treffliche Bemerkungen. Gar hübsch ist die kurze Nachricht vom Kur. Kranach S. 194. und von seinem Betragen, wie der Kaiser ihn im Lager bey Mühlberg zu sich kommen ließ, ihm sehr gnädig begegnete, und ihm frey stellte, eine Gnade sich auszubitten, wo er knieend sogleich um die Befreyung des Churfürsten bat u. s. w. Wie sehr der Aufwand in Pracht, Kleidern und der Schwelgerey damals gestiegen war, lieset man S. 199. ff. In einer Landesordnung vom J. 1482. ist für Handwerksleute verordnet, daß sie nur 4 Speisen zum Mittag, und auch am Abend haben sollten, nämlich Suppe, 2 Fleischspeisen und noch ein Gemüse. Wenn sie jetzt nur 2 Gerichte haben, sind sie gern zufrieden. Bey großen Lustbarkeiten zu Erfurt hielten sich die Fürsten nicht zu groß, die Töchter der dasigen Rathsherren zum Tanz aufzufordern S. 204.

Im 26sten Buche wird von Thüringen unter der Vormundschaft des Churfürsten Augusts gehandelt, im I. Abschnitt S. 205 — 234. die bis an seinen Tod 1586. am 11ten Februar gedauert hat, wo die Herzoge Friedrich Wilhelm und Johann Kasimir eben mündig geworden waren. Im IIten Abschnitt S. 234 — 255. die Geschichte unter dem Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, und im IIIten Abschnitt S. 255 — 283. unter dem Herzog Johann u. s. w.

Das 27ste Buch begreift die Geschichte von Thüringen zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges, bis zum Restitutionsedicte S. 301 — 336. In diesem Zeitraum findet man wieder ein Beyspiel, wie hart der damalige Kaiser Ferdinand II. gegen die deutschen Fürsten verfahren, und wie seine bekannte Gesinnung eine unumschränkte Herrschaft über Deutschland zu erlangen, auch sich in dieser Particulairgeschichte deutlich äußert. Der Herzog Johann Ernst von Weimar u. s. w. hielte sich verbunden, aus einer Erbvereinigung sowohl, als wegen Lehnsverbindung dem neuen König von Böhmen Friedrich von der Pfalz beyzustehen. Er warb Trouppen an, und zog ihm zu Hülfe. Nach der verlohrnen

Schlacht, schlug Ferdinand II. ihm und seinen Brüdern die Belehnung gänzlich ab, und erklärte sein Land für ein heimgefallen Lehn, nachdem er ihm seine Würde abgesprochen S. 313. Die Churwürde und das Land, so er dem unglücklichen Friedrich abgenommen, verlieh er dem Herzog Maximilian von Baiern S. 324.

Von den damaligen Einkünften des regierenden Herzogs und seiner Brüder findet man S. 318. ff. eine genaue Berechnung, die freylich nur gering waren. Des Herzogs Johann Ernst Charakter und Handlungen sind in der Folge gut geschildert. Er starb auf seiner kriegerischen Laufbahn in Ungarn am 4ten Dec. 1626. S. 331. im 32sten Jahre seines Alters. Ein Herr der nebst dem Herzog Bernhard rechtschaffen für Deutschlands Freyheit gefochten und alles gewagt hat.

Im IIten Abschnitt sind die Folgen des Kaiserl. Restit. Edicts ausführlich beschrieben, die Ankunft des Königs von Schweden noch zu rechter Zeit, wie der deutschen Freyheit schon das Messer an die Kehle gesetzt war, die Schlachten bey Leipzig, Lützen, Nördlingen u. s. w. und wie der große Herzog Bernhard, der zuletzt noch vergiftet ward, ebenfalls für Deutschlands Freyheit sich aufgeopfert hat.

Alles ist dem Plan der vorhergehenden Theile völlig gleich, die Beweißstellen sind richtig angeführt, und die Schreibart ist rein und unterhaltend.

Eine Meynung über den Adel der alten Preußen nebst einigen urkundlichen Beylagen, von Joh. Gottl. Kreuzfeld. Königsberg. 1784. 8.

Eine kleine aber gründliche Schrift. Der Verf. versteht unter dem Worte Adel nicht bloß einen Freygebohrnen, sondern auch Edelgebohrnen und Waffenfähigen Mittelstand zwischen einem Herrn und Leibeigenen, und neben dem freygebohrnen Bürger. Ein Deutscher von Adel gegen einen alten Preußen von sogenanntem Adel gestellet, sagt er, wie stechen beyde gegen einander ab? Ein Girdon, ein Codrus, ein Gedete konnten reiche, mächtige, brave Männer seyn; sie waren auch in ihren bastenen oder ungegerbten Schuhen mehr als ein deutscher Edelmann; sie waren Herren, nicht

nicht Vasallen. Allein eben weil sie keinen Herrn über sich, keinen Mittelstand neben sich, sondern nur Leibeigene unter sich hatten, ohne Begriff vom adlichen Blut und ritterlicher Würde; so konnten diese einzelnen kleinen, unter keinem Oberhaupt vereinten Dorfkönige zwar Herren, Reguli heissen, aber sehr uneigentlich *Nobiles* Adelich, die ein Oberhaupt voraussetzen, und den ersten Stand im Volke ausmachen. — Er behauptet daher ferner, daß die Nachkommen eines Preußischen Herrn, wenn sie von dem Deutschen Orden in dem Besitz ihrer Güter gelassen wurden, die Herrschaft ihrer Väter, aber nie einen Adel im Sinn der Deutschen forterben konnten, wenn er ihnen nicht ausdrücklich verliehen wurde.

Aus diesen Sätzen sind 3 Fragen gezogen, die er auch gleich nachher beantwortet. 1) War ein Preußischer Herr und seine Abkömmlinge, wenn sie der Orden im freyen Zustande ließ, in den Augen desselben schon an sich selbst adlich, ohne erst dafür erklärt werden zu dürfen? Nachdem die Gründe angeführt sind, die nach dem gemeinen Wahn zum Wesentlichen eines deutschen Edelmanns gehören, so glaubt er S. 6. daß es immer noch zweifelhaft bleibe, ob der Ordensritter und deutsche Edelmann in dem alten Preußen einen seines Gleichen oder einen Ritterbürtigen erkannte, so daß er diesen, schon Kraft seiner Geburt, als Turnier Lehns- und Ordensfähig angesehen. Es sind einige Scheingründe angeführt, unter andern ein Versprechen des Ordens in einem Vertrage vom J. 1249. worin er zugesagt, daß diese Preußische Herren, so ehemals unabhängig waren, auch *cingulo militari accingi* (dieses wehrhaftmachen erweiset auch noch lange nicht, daß der alte Preußische Herr dadurch Ordensfähig und seines Gleichen ward) possent — allein weil sie so oft von dem Orden abfielen, so zweifelt er sehr, daß man es gehalten, daher eine sogenannte Adelserklärung allerdings nöthig gewesen sey, und wie solche von dem Orden ertheilet worden, macht die 2) Frage aus. Nachdem er vorher die Art den Adel zu ertheilen, und die Adelsbriefe untersuchet, auch den Gebrauch der Siegel des niedern Adels, den er mit dem Estor vom J. 1220. festsetzet, und ferner glaubt — daß es schwer zu beweisen sey, daß die Wapen und die davon abhangende Siegel vor dem XV. Jahrhunderte (vom XIV. Jahrh. läßt sich

bey vielen alten adlichen Familien erweisen, daß auf ihren Siegeln die Wapen unverändert in wesentlichen Stücken geblieben sind, allgemein geworden, als erbliche unwandelbare und verliehene (die wenigsten waren wohl verliehene) Wahrzeichen der Geschlechter. Ferner, daß der König von Frankreich Philipp der Kühne, der erste, so 1270. einen würklichen Adelsbrief ertheilet S. 12. auf welchen A. Cätl IV. in Deutschland gefolget ist, und solches als ein Kaiserl. Vorrecht behauptet, mithin schließt er ganz recht, daß der deutsche Orden dazu keine Befugniß haben konnte, S. 14. Es ist weiter untersucht, ob der Orden dem alten Preußen ritterliche Vorrechte mit erblichen Lehngütern etwa verliehen, und sie dadurch gleichsam geadelt hätte S. 15 ff. was für Rechte damals in Preußen üblich waren, das Culmische, das Lehnrecht oder das Magdeburgische (ist zu dunkel) das Preußische, und das nur schlechthin genannte Erbrecht, wobey auf den Hartknoch mehr verwiesen ist. Das letzte, nämlich das Erbrecht war ebenfalls ein Lehnrecht, und mit dem Preußischen darin einerley, daß nach beyden die Erbfolge nur in gerader Linie bis auf den letzten Sohn herunter gieng, nicht auf die Vettern S. 17. Nach allen diesen unterschiedenen Rechten besaßen Adliche ihre Güter, einige nach dem, andere nach einem andern Rechte S. 19. Unter ihren Befugnissen war ein eingeschränkter Gebrauch der Waffen im Felde und im Turnier, die eigene Gerichtsbarkeit, einige hatten auch jura patronatus, und auch die Jagdgerechtigkeit, sie hatten auch ihren eigenen Landrichter. Verliehe nun der Orden, urtheilt der Verf. S. 21. an jemand, die hohe Gerichtsbarkeit, das Kirchlehn mit einem ansehnlichen wichtigen Gute, die die besten Ritter im Lande besaßen, einem gebohrnen Preußen, was that er dem anders, als daß er ihn würklich adelte.

Die 3te Frage folgt hieraus, ob der Orden würklich auf die Weise geadelt habe? Es sind von ihm einige Beyspiele angeführt, von alten angesehenen Preußen, die nach des Duisburg Bericht, nachdem sie den christlichen Glauben angenommen, große Güter von dem Orden erhalten, wie z. B. einer mit Namen Gedete, so um die Zeit vom J. 1288 — 99. ansehnliche Güter in Samland bekommen, die der Hochmeister Werner von Urseln seinem Sohn Lu-

precht

precht 1308. bestätiget hat, wofür er nach der beygebrachten Urkunde dem Orden ad expeditiones et terrarum defensiones cum equis et armis Prutenicalibus, nec non *ad munitiones construendas de novo* (dieses ist schon eben kein rechter adlicher Dienst) et ad quaevis alia *fidelitatis* obsequia — dienen solle. Allein S. 28. ist der Verf. noch zweifelhaft, ob er würklich ein alter gebohrner Preuß von Abkunft. Er führt hernach aber deutlichere Beyspiele an, auch aus den beygebrachten Urkunden, wo in einer dergleichen Vasall — *Miles noster* genannt ist. Allein alles angeführte war doch noch ziemlich von dem deutschen Lehnadel unterschieden, die Lehne fielen noch nicht auf die Seitenverwandte, die Last des Schloßbaues u. s. w. war kein adlicher Dienst, die Güter wurden noch nach Erbrecht im Preußischen Verstande vererbet u. s. w. Ueberdem hat er nicht gefunden, daß ein Preuße Landrichter oder Bannführer seines Gebiets gewesen, oder sich auf Turnieren gezeigt hätte, mithin bleibt allemal noch vieles zurück, und dieses für sie der Hauptbeweiß, daß sie würklich Güter von Wichtigkeit besaßen, wie der beste Ritter im Lande, mit vielen anklebenden Gerechtigkeiten und der ganzen Gerichtsbarkeit. Dieses aber ist doch besonders, daß von den alten in der Geschichte genannten alten Preußen kein Geschlecht sich bis auf unsere Zeit kenntlich erhalten hat. Selbst das jetzo bekannte adliche Geschlecht von Brazein kann davon weder Urkunde noch richtige gleichzeitige Beweise aufstellen, sogar die general. Geschlechtsnachrichten von dieser Familie, die Recens. in den histor. polit. statist. Beyträgen der Preuß. Staaten II. B. II. Th. S. 520. gelesen, ist im Beweiß viel zu mager, und hat diplomatisch gar nichts erwiesen, wie der V. S. 24. gar wohl bemerket hat, und wovon S. 54. noch mehr Data angegeben sind. Der Verf. ist noch vor dem Abdruck gestorben, und sein Freund hat die kleine Schrift herausgegeben, der zugleich noch zu einigen Aufsätzen des Verf. eines zu früh verstorbenen denkenden Kopfes, Hoffnung macht.

Gesammlete Auszüge zur physischen und politischen Kenntniß von Baiern, der Ober-Pfalz, Neu-

burg und Sulzbach. Frankfurt und Leipzig. 1786. 8.

Die Absicht des Verf. ist, aus neuern periodischen Schriften, Reisebeschreibungen u. s. w. Auszüge und Bemerkungen zu sammlen und mitzutheilen, die als Bruchstücke zur Kenntniß des Baierschen Staats, der Nation und Verfassung desselben Nutzen schaffen. Damit man auch nicht nöthig hat die Schriften selbst nachzuschlagen, so giebt er die Auszüge mit den Worten der Verfasser selbst in extenso. Sein Vorhaben ist nicht zu tadeln, wenn zumal seine Auszüge mit guter Wahl und Kritik geschehen, wie es bey einigen Objecten scheint, wo er die Bemerkungen über einen Gegenstand verschiedener Reisebeschreiber zusammen und gegen einander gestellet hat, so, daß man gleich übersehen kann, wie sie übereinkommen, oder von einander abgehen. Man kann daraus am ersten übersehen, wer am richtigsten oder auch wahrscheinlichsten über seinen Gegenstand geurtheilet hat, wobey er auch zuweilen seine eigne Kritik macht.

Die Auszüge breiten sich über alle Gegenstände des Baierschen Staats aus, über die Lage, und Größe des Landes, über seine natürliche Beschaffenheit, über die Landes- und Regierungsverfassung, über den Charakter der Nation, über ihre Produkte, Fabriken, Ackerbau und Viehzucht, Handlung, Salzwerke u. s. w. Er verheelet keine Bemerkungen, wenn sie gleich öfters schlecht von einer Sache ausfallen, er theilet alles ohne Rückhalt mit. Wir gestehen, daß man dadurch in den Stand gesetzet ist, über verschiedene Sachen richtige Begriffe zu erlangen, und daß durch diese Sammlung würklich der Baiersche Staat und seine Verfassung ziemlich aufgekläret ist.

Außer den neuesten Reisebeschreibungen, wovon er Gerckens Reisen durch Schwaben und Baiern am meisten gebrauchet hat, führet er hauptsächlich viele Stellen aus Westenriedes Erdbeschreibung und dessen andern Schriften an. Unter solchen gefällt uns vorzüglich desselben charakteristische Beschreibung der Baiern, die in der Monatschrift, so den Titel: Baiersche Beyträge führt, im August 1780. steht. Sie ist sehr gut, so viel wir die Baiern kennen, und treffend. Er sagt unter andern von seinen Landesleuten: unsere biederen, rauhen, geraden Sitten, unser

Bettra-

Mitzeugen ohne Furcht und Mehrmeyge, dienen dem feinern Ausländer noch immer zum Vorwurf, und weil es noch gebräuchlich ist, daß wir öfter Gott grüß und behüt dich, wobey uns Ernst ist, als ich habe die Ehre dein unterthäniger Diener zu seyn, wobey niemand Ernst ist, zu sagen, so nennen sie uns grob, und was auch einen ernsthaften Baiern zum Lachen bewegt, so machen sie dabey eine Miene, als wenn es nur auf ihren Ausspruch ankäme, was sie uns, oder was sie uns nicht, wollen seyn lassen. — Ein neuer Fremden muß es allerdings neu vorkommen, wenn er in einem Lande, das etwa so groß wie Sachsen ist, bey 2924 Kirchen, und manche Gegenden, wie davon ganz bezirkt, antrifft, aber ein Weltweiser entdeckt in diesem Enthusiasmus der Frömmigkeit, Fähigkeit nach großen Dingen. Diese Nation, wird er sagen, braucht viel, um ihre Einbildungskraft zu beschäfftigen, sie verschwendet, wo andere wegschenken, und erdrückt den Freund, an den andere einen Gruß aufgeben. — Die Erfahrung lehrt, daß es immer besser um ein Volk steht, mit dem man Verfeinerungen vornehmen kann, als mit einem andern, welchen so verfeinert worden, daß es dann über die Kraft verlohren, auf den Beinen zu stehen. Wir haben ins Ausland keine Tugenden getragen, sey es — aber auch keine Laster. Noch probirt unser Junge in alten Rüstkammern die eisernen Handschuhe, und wenn man ihn dann ein Feld führt, wo die Spuren alter Lager vorhanden sind, so schlägt er den Disteln die Köpfe weg. Noch ist ihm die alte Vertraulichkeit des deutschen Gastrechts bekannt. Noch glauben wir aufrichtig und männlich an Zucht und Tugend, und meinen herzlich bey Clarissens Tode. So stehts in meinem Vaterlande, beschließe Hr. Westenrieder, und stehts nicht ganz so, so kann es doch, so wird es bald so werden, wenn nur meine Landesleute so gut seyn wollten, in schönen Dingen auf sich selbst etwas zu halten, sich selbst etwas zuzutrauen, mit ihrer Gutherzigkeit sich vom Bösen entfernen zu lassen, und mit ihrer Hartnäckigkeit nur an dem Guten sich fest zu halten.

S. 58. giebt der Verf. eine gute Nachricht von den Bergwerken und Mineralien in Baiern, S. 64. von den vortrefflichen Salzwerken zu Reichenhall u. s. w. findet man in dem Nachtrage S. 191. eine gute Nachricht. Die

dasige Wasserleitung hat 1616. ein Mathematiker Heinrich Volckmar aus Braunschweig angelegt. Von Fabriken und Manufakturen. Die Angabe von den eingehenden und ausgehenden Produkten und Waaren ist S. 113. von verschiedenen Schriftstellern angegeben, aber auch so ungleich, wie möglich, die wahrscheinlichste ist, daß jährlich ungefähr 6670000 Fl. an Waaren hineingebracht sind, und 7450000 Fl. die Ausfuhr an Baierschen Produkten betragen hat. Von der Volksmenge in Baiern und der Ober Pfalz u. s. w. zusammen, giebt man am wahrscheinlichsten 1,756375 Seelen S. 117. an. Von den Landeseinkünften S. 144. Unter die vornehmsten gehören:

1)	Mauth- und Accißgefälle	444493 Fl.
2)	Salzgefälle zu Reichenhalle	113963 Fl.
3)	Zu Hallein Salzgefälle	162968 Fl.
4)	Braugefälle in Baiern	514578 Fl.
5)	Aus der Oberpfalz u. s. w.	305856 Fl.

Schuldenlast S. 152. wird sehr verschieden, aber überall zu hoch angegeben, über 40 Millionen aber mag sie sich wohl belaufen, wo nicht höher. Von der Kriegesmacht S. 154. Ohne das Land zu drücken, können sicher 20000 Mann unterhalten werden. Rec. weiß zuverläßig, daß nicht die Hälfte existirt, auch dieses, daß kein Land in Deutschland so vieler Verbesserung fähig ist, als Baiern, wenn man auch nur bloß allein den Punkt von Ackerbau annimmt, indem nach ihren eigenen Geständnissen und nach dem *Repertorio Bavariae* über 6000 wüste Bauerhöfe vorhanden, wovon die dazu gehörigen Aecker wüste liegen, und Hr. Westenrieder in seiner Erdbeschreibung S. 253. sagt selbst, daß Baiern auf die ganz öde liegenden Gründe und Aecker wenigstens 20 Quadratmeilen rechnen könnte. Ist dieses nicht abscheulich? Wo nimmt man denn in andern Ländern die Mittel her, wüste Feldmarken und auch einzelne Bauerhöfe zu bebauen? Ist denn dieses nicht auch in Baiern anwendbar?

Hf.

De diversis Imperii Rossici ordinibus eorumque iuribus et obligationibus, nec non de diver-

verlis fori competentibus, auctore *Ioanne Purgold*, I. U. D. Halle bey Gebauer. 1786. 152 S. 8.

Der Zustand, die Verfassung und die Verhältnisse der verschiedenen Stände in Rußland werden kurz historisch beschrieben, in Rücksicht des vormaligen und gegenwärtigen Zustandes. Der Verf. sagt, er habe sich viele Jahre in Rußland aufgehalten, und öfters Reisen durch einen großen Theil des Reichs gemacht, er verstehe das Russische und Sclavonische, und er habe öftere Gelegenheit gehabt, zum Theil in eignen Angelegenheiten die öffentlichen Gesetze und Einrichtungen und die besondern Rechte und Verbindlichkeiten der verschiedenen Stände kennen zu lernen. Demnach handelt er von dem Adel, der Clerisey, von den Städten und den verschiedenen Classen ihrer Bewohner, von den Veränderungen die diese Stände in ihren Verhältnissen, besonders der Adel in Ansehung seiner Vorrechte und die Städte in Ansehung ihrer republicanischen Verfassungen und Autonomie von Zeit zu Zeit, so wie nach und nach die innere und äußere Macht der Regenten vermehrt und unumschränkt geworden, erleiden müssen, und wie von der itzt regierenden Kaiserin ihrer Aller Rechte, Pflichten und Befreyungen bestimmt sind. Von den verschiedenen großen Erziehungsanstalten auch für Findlinge, von Academien u. s. w. von dem Zustande der freyen Bauern und der Leibeigenen sowohl derer die der Krone, als derer die Privatpersonen angehören. Von den Fremden die in besondern Colonien, oder im Reiche zerstreut leben. Und endlich von den verschiednen zur Administration, Gerichtspflege und Polizey in den Kreisen und Gouvernements angeordneten untern und obern obrigkeitlichen Personen und Collegien. — Die Leibeignen gehören dem Rechte nach mit ihrer Person und allem was sie besitzen ihrem Herrn, nur das Leben darf er ihnen nicht nehmen; sie können auch einzeln veräußert werden; daher paßt der Ausdruck glebae adscripti dessen sich der Verf. bedient, nicht auf sie; demnach sagt der Verf. würden die der Krone zugehörigen nach bestimmten Grundsätzen behandelt; und auch Privatherren bedienten sich ihrer Rechte mit Mäßigung, sie ließen den Leibeignen ihr Land geruhig benutzen, oder sonst allerley Gewerbe und auch Handwerke in den Städten treiben, und begnüg-

gnügten sich mit bestimmten Abgaben oder Leistungen, oder die Leibeignen verrichteten Dienste bey dem Herrn, zum Theil höhere Dienste, als Aufseher, Verwalter u. s. w. und erhielten dafür Unterhalt, auch nach den Umständen solche Gehalte, daß sie mit Anstand leben konnten. Ihr Erwerb wurde ihnen gelassen.

Wir sehen nicht ein, warum der Verf. Latein geschrieben, da es doch nicht anders scheint als daß er ein Teutscher ist. Die verschiednen itzt gewöhnlichen Benennungen von Aemtern u. s. w. thun keine gute Wirkung in dem lateinischen Text, und durch Uebersetzung wird oft der Sinn dunkel und zweifelhaft, und öftere Umschreibungen werden nothwendig; so kann an einem Orte der Ausdruck summus praefectus nichts anders bedeuten sollen, als Oberoffizier höchstens Staabsoffizier. Wir verkennen den Werth dieser Abhandlung in ihrer Art nicht; aber wir können sie nicht für ein eigentlich gelehrtes Werk ansehn, der Verf. selbst wird sie auch nicht dafür angesehn wissen wollen, daher kann er nicht die Absicht gehabt haben, für fremde, und am wenigsten für russische Gelehrte zu schreiben.

Kg.

Statistisch-historisch-geographisches Handbuch zur Grundlegung der Kenntniß der Staaten und Länder und ihrer Geschichte, verfasset von Ant. Aug. Wattemeyer. Hamburg, bey Hofmann. in 8. 1 Alph. 17 Bog. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Die erste Ausgabe dieses Buchs ist im 55sten Bande dieser Bibliothek S. 495. angezeigt und beurtheilet worden. Die Erinnerungen die dem Verf. daselbst in Ansehung der besseren Ordnung der Staaten die er beschreibt, gemacht wurden, hat er genützt. Er fängt jetzt mit seinem deutschen Vaterlande an, und zwar mit Niedersachsen, und läßt alsdenn die andern Staaten so darauf folgen, wie sie Deutschland am nächsten liegen. Durch diese nützliche Abänderung hat das Handbuch gewiß an derjenigen Brauchbarkeit gewonnen, die es für eine gewisse Classe von ungelehrten Lesern hat, die in ei-

nem

nem Buche gerne das merkwürdigste von der Historie und Geographie zusammen haben, um sich selbst daraus zu unterrichten. Diesen Lesern zu Gefallen hätte aber auch wohl ein Register mögen angefügt werden, daß sie, wenn ihnen ein Ort in den Zeitungen vorkömmt, wissen können, wo sie ihn in diesem Buche zu suchen haben.

Für den Unterricht der Jugend, worauf eigentlich der Zweck des Verf. zu gehen scheint, ist durch dieses Buch wenig gewonnen. Denn weder das dürre Skelet seiner Geschichte, noch die Herzählung aller Provinzen und Städte enthalten eine genießbare Speise für Kinder. Sie müssen schon durch den bloßen Anblick dieser weitläuftigen Nomenclatur abgeschreckt werden.

In der Vorrede hätten billig die Quellen müssen angegeben werden, denen sich der Verf. bedienet hat, um die Leser in den Stand zu setzen, sowohl die Bescheidenheit, womit er sie gebraucht haben will, als auch ihre Zuverläßigkeit beurtheilen zu können. Bisweilen scheinen sie wirklich nicht recht lauter gewesen zu seyn. So irret der Verf. z. B. wenn er Europa den dritten Theil aller Bewohner der Welt giebt; wenn er in Asien 200 Millionen Menschen annimmt, und gleich darauf sagt, in China wären 147 derselben, wenn er in Deutschland 30 Millionen Menschen rechnet; wenn er sagt, die Europäer hätten die Kenntniß des Magnetsteins den Arabern zu danken, da ihn doch schon Plinius und Aristoteles kannten; wenn er Schlesien zum deutschen Reiche, und die Inseln Island und Färöer zu Norwegen rechnet; wenn er sagt, Livius und Florus hätten eine griechische Geschichte geschrieben, und den Kaiser von Marocco eine schwarze Majestät nennet, als wenn er ein Neger wäre u. s. w.

In der statistischen Beschreibung von Europa hätte billig der Ritterorden Erwähnung geschehen sollen.

Aph.

Johann Georg Sulzers Vorlesungen über die Geographie der vornehmsten Länder und Reiche in Europa. Nach des Verfassers Tode bis auf unsere Zeiten fortgesetzt, berichtigt und herausgegeben von Carl Daniel Trane, Professor am Königl. Joachims-

Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Erste Abtheilung. Berlin, bey Maurer. 1786. 172 S. in 8.

Vermuthlich ist das, was Hr. Prof. Traue uns hier liefert, ein nachgeschriebener Vortrag des sel. Sulzers, wobey man nicht entscheiden kann, welche Fehler Hr. T. oder der Schreiber begangen hat; da Hr. T. aber das Buch bearbeitet und bis auf jetzige Zeiten fortgesetzt hat: so kommen sie doch alle auf seine Rechnung. Es wäre wirklich für einen sachkundigen Mann eine Arbeit von wenigen Tagen gewesen, die Fehler aus bekannten guten Schriften zu berichtigen; und sie hätten es gewiß um so viel mehr verdient, da Er selbst weiß, wie schätzbar dies Ideal von einer Geographie nach Allen ist, die sie bey dem sel. Sulzer gehört haben. Doch wir wollen sehen, was Hr. T. bey der Herausgabe dieses Buchs gethan hat. Die gesammten Vorlesungen erstrecken sich nur über Europa, welche unter 3 Abtheilungen gebracht sind. Die erste, welche wir vor uns haben, begreift die mathematische, physische und politische Geographie überhaupt, und die von Portugal, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, auch der Schweiz und Italien besonders. Die zweyte soll die übrigen Europäischen Staaten, und die 3te Deutschland ausführlicher beschreiben.

Die mathematische Geographie handelt in dem ersten Kapitel von der Bestimmung der Figur der Erde. Daß sie rund sey, erhellet auch daraus, daß man auf dem flachen Lande oder auf dem Meere nicht mehr, als eine Meile weit von sich sehen kann. Dies ist nämlich von seinen kleinen deutschen Meilen, die er 18000 pariser Fuß lang setzt, zu verstehen, und doch, wenn auch die Strahlenbrechung zu Hülfe genommen wird, schon etwas zu viel, wenn das Auge nicht an 2 pariser Fuß über die Meeresfläche erhaben ist. Etwas unangenehm ist es, daß er auch in der Folge diese kleinen deutschen Meilen zur Ausmessung der Erde gebraucht hat, weil man einmal an geographische Meilen, deren 15 auf einen Grad gehen, gewöhnt ist.

Das 2te Kap. erklärt die nöthigen Linien, und wie man vermittelst der Länge und Breite jeden Ort, auch die Entfernung des einen von dem andern von gleicher Länge oder Breite bestimmen könne.

Das

Das 2te Kapitel von den Zonen und Klimaten ist bey aller Kürze doch sehr deutlich und vollständig. Was das Wort Gleichstrich bey dem so deutlich erklärten Worte Klima zu bedeuten habe, begreift Rec. nicht. Von jedem Erdstriche sind alle Haupteigenschaften angegeben; bey dem kalten Erdstriche fehlt indeß eine, die nur beynahe wahr ist, nämlich, daß nahe bey den Polen kein Unterschied der Stunden des Tages, weder Morgen, Abend, Mittag noch Mitternicht statt finde.

Im 4ten Kap. machen die Weltgegenden den Beschluß der mathematischen Geographie.

Die folgenden 3 Kapitel gehören zur physikalischen Geographie. Zu den Meeresströmen rechnet er auch den von Morgen gegen Abend (der im heißen Erdgürtel beständig ist.) Dabey wird gesagt, daß die Ursachen dieser Ströme noch unbekannt sind. Das gilt ja nur von andern Strömen, nicht von diesem, dessen Ursach man ja genug kennet.

Das 5te Kap. von den Haupttheilen der Erde enthält ungefähr so viel, als die ersten Anfänger in der Geographie zu wissen nöthig haben. Für diese allenfalls kann denn auch die unrichtige Behauptung, daß der nördliche Theil von Asien insgemein die große Tatarey genannt werde, stehen bleiben. Daß aber Asien auch in Ansehung des Goldes der reichste Welttheil sey, daß man noch nicht wisse, ob Amerika mit Asien zusammenhänge, da er doch selbst nachher die Straße Anian (nicht Amian, gewöhnlicher die Beerings- auch Cookstraße) nennet, daß die Europäer in Amerika hauptsächlich Zucker, Taback, Kaffee, Indigo, Hanf und Flachs bauen, ohne, allenfalls mit Weglassung der beyden letztern Produkte, des Kakao, Reises und Kornes, ingleichen der Baumwolle und Seide im geringsten zu gedenken, und daß die nördlichen, ehemals Englischen, jetzt unabhängigen, Kolonien ihren meisten Reichthum vom Fischfange und Biberfellen hätten; daß endlich unter dem 5ten Welttheile Südindien, oder diejenigen Länder um den Südpol zu verstehen sind, deren Küsten man hin und wieder entdeckt, welche vielleicht ein einziges grosses Land ausmachten, das alles hätte Hr. T. nicht drucken lassen müssen. Um den Südpol herum haben Cook und Forster keinen 5ten Welttheil gefunden, wohl aber weit davon eine Menge Inseln, die, zu Neuholland und den übrigen im Südmeere geschlagen, den 5ten Welttheil ausmachen können. Ueberhaupt scheint Hr. T.

von

von diesen wichtigen Entdeckungen nichts gewußt zu haben; wie hätte er sonst können drucken lassen, daß Carpentaria (die östliche Küste des nördlichen großen Meerbusens von Neuholland) mit Neuguinea zusammenhange? Er würde Diemens Land nicht mehr besonders angeführt, und eines Quiroslandes unterhalb der Salomonischen Inseln so wenig als eines Südlandes fast unter dem ersten Meridiane und dem 42sten Grade Süderbreite, oder des Kaps Circoncision unter der Spitze von Afrika gedacht haben. Er würde Jesso (nicht Jesso, eine unter der Oberherrschaft und dem Schatze des Japanischen Reichs stehende Insel) nicht zu einem so sehr unbekannten Lande gemacht haben, daß man nicht einmal ungefähr weiß, wie weit es sich nach dem Nordpol erstrecke. — Auf den neuern Karten sieht man das recht gut. Daß er aber diese gar nicht, und kaum Homanns Generalkarte von Asien recht angesehen, erhellet daraus ganz unwidersprechlich, daß er sagt: „es habe keinen Zweifel, daß dies Jesso bis zum 73 Gr. Nordbreite hinauflaufe. Auch nennt er dies Staateninsel und Kompagnieland, welche beyde Inseln nördlicher über Jeso, aber noch weit unter Kamptschatka liegen.

Doch vielleicht ist Europa desto besser bearbeitet.

Im 9ten Kap. fängt er an, von den verschiedenen Reichen und Staaten in Europa, besonders zu handeln. Man sieht wohl, daß Hr. T. hier bey seinen Ergänzungen Tozens Einleitung in die Europäische Staatskunde vom Jahre 1779. fleißig gebraucht hat. Aus dieser meldet er uns unter andern, ohne sie jedoch zu nennen, Portugalls Kolonien, und darunter rechnet er noch zu Folge dieses Buchs die Inseln Fernando Po und Annobon, die schon seit 1777. vermöge des Traktats zu Ildephonse den Spaniern gehören, und in Ostindien giebt er ihnen nach die Städte Bazain (Basseen) und Chaul, welche schon eine gute Zeit hindurch die Maratten besitzen. Die Einkünfte des Reichs bestimmt er auch aus gedachtem Buche. „So groß sie auch immer seyn mochten, schreibt er ferner ab, so wurden sie doch, ohne dem Staate nützlich zu werden, durch eine übele Verwaltung verschlungen, weil viele tausend Bediente dazu gehalten wurden. Der Marquis von Pombal wird daher gelobt, daß er diese ungeheure Menge auf 32 heruntergesetzt.“ Weder dies noch die vorigen Fehler würde ein Anderer nachgeschrieben haben. Schon eine mäßige Ueberlegung zeigt in Ansehung des letztern

Punkts

Punkte die Unmöglichkeit einer solchen Reduktion. Nach dem Etat present waren es Kopisten; aber noch von diesen sagt Hr. v. Jung, daß die vorgebliche Reduktion eine handgreifliche Absurdität sey. Wie viele weit richtigere und schätzbarere Bemerkungen hätte er nicht statt dieser abschreiben können? Und warum hat er Tozen nicht auch bey der Geschichte nachgesehen? da würde er gefunden haben, daß Philipp II. nicht 1578. sondern, wie sehr bekannt ist, erst 1580. Portugal mit Spanien verbunden habe. Uebrigens wäre freylich wohl zu rathen, daß der schöne Entwurf einer kurzen Geschichte, die sich bey jedem Lande befindet, eben nicht im Wesentlichen und ohne Prüfungsgeist verändert würde. — Den König von Spanien hält er für einen der reichsten Könige in Europa, weil nämlich das reichste Land, Peru, in seiner Gewalt ist. Hat er denn nicht Mexiko, Cinaloa, Sonora, Neugranada und Chili, die jetzt an edlen Metallen, besonders Golde reicher sind, als Peru? Er giebt übrigens die Besitzungen der Spanier in diesem Welttheile ziemlich richtig an; nur hätte Florida und zwar Ost- und Westflorida, das er jedoch vorher genannt, hier wieder angeführt, auch statt des westlichen Theils von Louisiana ganz Louisiana, und statt des ganzen Espagnola nur ein Theil davon als Spanische Besitzungen angegeben werden müssen. Daß der Handel der Spanier dahin noch so, wie ehemals, vermittelst der Flotte, der Gallionen und Registerschiffe betrieben wird, ist auch nicht richtig. Auch ist es falsch, daß in Frankreich Gold und Silber durchgängig fehlen. Man hat schon lange Waschgold gesammelt, und in den neuesten Zeiten in der Dauphine ein Gold- und Silberbergwerk entdeckt und bearbeitet. Die Geschichte von England ist mit guter Auswahl gemacht, die Topographie aber desto unvollkommener. Weiter nichts als London, Sandwich, Portsmouth und Plymouth ist genannt, und von Schottland und Irland sind nicht einmal die Hauptstädte bemerkt. Daß Heinrich VIII. 1511. den Titel, Beschützer des Glaubens bekommen habe, ist ohne Zweifel ein Druckfehler. Es soll heißen, 1521. Von den Nebenländern in Asien, wo England außer ganz Bengalen, Bahar und einem Theile von Orixa auch über Benares, Oude und die Karnatik als zinsbare Länder herrscht, sagt er, daß es außerdem, was es an Frankreich hat zurückgeben müssen, die Insel Bombay und verschiedene Forts zu Madras, in Bengalen und auf der Insel Sumatra besitze. Wie höchst unvoll-

kommen ist diese Vorstellung! Doch er fand nicht viel mehr in der Tozischen Einleitung vom Jahre 1779.

Uebrigens fehlen bey allen Ländern die Hauptflüsse und die Eintheilung in Provinzen, und überhaupt ist Geographie der kleinste Theil dieses kleinen Buchs.

P.

10. Gelehrtengeschichte.

P. *Gottfridi Lumper*, Monachi Benedictini, Imperial. Monasterii ad S. Georgium Hercyniae Silvae p. t. SS. Theol. Profess. ac Caesareo-Regii Lycei PP. Benedictinor. in Villingen Praefecti, (zuletzt Prioris) Historia theologico-critica de vita, scriptis atque doctrina Sanctorum Patrum, aliorumque Scriptorum Ecclesiasticorum trium primorum Seculorum, ex Virorum doctissimorum litterariis monumentis collecta. *Pars I—V.* Augsburg, bey Rieger. 1783 — 1787. Jeder Band ohngefähr anderthalb Alphabet oder etwas darüber in gr. 8vo.

Der Hr. Prior Lumper ist vollkommen überzeugt, daß für einen Geistlichen nichts Anständigeres, Nützlicheres und Angenehmeres gedacht werden könne, als das Lesen der Kirchenväter, weil sie aus diesen stets fließenden Quellen der christlichen Lehre (perennibus doctrinae christianae fontibus) Weisheit, Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und alle Tugenden herholen können. Andere möchten zwar hiebey erinnern, daß, wenn von solchen Quellen die Rede ist, die heilige Schrift zuerst genannt werden müsse, und daß sich alsdenn oft finden dürfte, wie viel unreine Sümpfe und Pfützen in den Werken der Kirchenväter zerstreut liegen. Allein, wer einmal gewohnt ist, seinen Glauben auf Menschenansehen zu

bauen,

bauen, der kehrt freylich diese Ordnung um; er sieht nichts anders in der heil. Schrift, als was die lieben Kirchenväter darinne gesehen haben. Nächstdem hatte der Verf. noch seine besondern Ursachen, dieses Werk zu unternehmen. Weil die Protestanten, schreibt er, sich heute zu Tage sehr viele Mühe gäben, darzuthun, daß die Lehren der Römischen Kirche neu, von der Einfalt der Apostolischen Väter entfernt, selbst Christo und dem Evangelio zuwider wären, die ihrigen hingegen das erste Christenthum ausmachten: so scheine es ihm der Mühe werth zu seyn, den Ursprung der Lehren seiner Kirche zu untersuchen, und ihre Uebereinstimmung mit den ersten Lehrern, aus welchen sie die Tradition schöpfte, zu zeigen. Allein Hr. L. ist hier etwas unrecht berichtet. Die Protestanten haben bereits seit dritthalb hundert Jahren jenen historischen Beweis geführt. Heute zu Tage, nachdem schon längst alles auf beyden Seiten erschöpft ist, was sich darüber sagen ließ, beschäfftigen sie sich seltner damit, wenn nicht besondere Gelegenheiten sie dahin zurückführen. Sie haben sogar die ehemalige polemisch-apologetische Behandlung des Studiums der Kirchenväter, nach und nach mehr in eine freye Untersuchung der Geschichte des christlichen Lehrbegriffs und der theologischen Gelehrsamkeit, nach der Anleitung der Schriften jener alten Lehrer, verwandelt. Immer weniger darum bekümmert, ob sie mit Leuten, darunter so viele eingeschränkte Köpfe, so mittelmäßige Gelehrte und Schriftausleger waren, die gleich nach den Zeiten der Apostel so viele seltsame Religionsmeynungen ausheckten, genau übereinstimmen, danken sie vielmehr Gott dafür, daß sie aus den Reden Christi und Schriften der Apostel sich hinlänglich belehren können, was Christenthum sey? ohne erst mühsam die Fragen erörtern zu dürfen: ob man dem heil. Augustinus mehr folgen müsse, oder dem heil. Hieronymus, wenn sie in ihren Schrifterklärungen einander gerade entgegenstehen? ob man mit dem heil. Irenäus den groben Chiliasmus annehmen, oder mit dem nicht heiligen Origenes ihn verwerfen dürfe? ob der unerschöpfliche Schatz der vermeinten Tradition, aus welchem in jedem Jahrhunderte neue Glaubensartikel hervorgequollen sind, nunmehr hinlänglich genützt sey? oder ob die Päpste noch im neunzehnten Jahrhunderte aus demselben das Christenthum mit bisher unbekannten, aber schon von den Kirchenvätern mündlich fortgepflanzten Glaubenslehren, bereichern werden? u. dgl. m. Man muß

den Werth der kurzen Lebenszeit und der menschlichen Geisteskräfte wenig schätzen, wenn man beyde auf die ganz vergebliche Erörterung so armseeliger Zweifel verwenden, und sich sehr viel darauf einbilden will, in dem Wuste jener alten Meynungen etwas zur Unterstützung seiner Parthey gefunden zu haben. Wir können daher auch dem Hrn. Prior wenig oder gar keine Aufmerksamkeit von Seiten der Protestanten auf sein Buch versprechen, die sich an solchen Deductionen R. Kath. Gelehrten, und Contradeduktionen der ihrigen, längstens satt gelesen haben. Seine zweyte Absicht wird er auch schwerlich recht erreichen. Er will den Candidaten der Theologie in seiner Kirche, bey Ermangelung größerer Werke, an diesem eine Blumenlese aus den Schriften der Kirchenväter in die Hände geben, durch welche sie sich und andere überzeugen können, daß in denselben der R. Kath. Lehrbegriff enthalten sey. Dazu möchte aber ein so weitläuftiges und auch so weitschweifig geschriebenes Werk, wie das gegenwärtige, nicht die besten Dienste leisten. Die erste und beste Anleitung zur Bekanntschaft der theologischen Lehrlinge mit den Kirchenvätern und ihren Schriften kann und muß in der Kirchengeschichte gegeben werden. Sollen sie noch eine nähere Einleitung zum Lesen dieser Schriften bekommen: so werden dieselben am füglichsten Handausgaben derselben vorgesetzt, oder in Anmerkungen dazu ertheilt; und wenn es ja eigene Bücher werden sollen: so müssen sie nur bündige Erläuterungen von der nothwendigsten und nützlichsten Art, nicht aber eine neue bänderreiche Bibliothek von Auszügen, Untersuchungen, Widerlegungen, Vertheidigungen u. dgl. m. seyn, da wohl gar über die nicht zahlreichen Schriften eines einzigen Kirchenlehrers ein Band von 600 Seiten vollgeschrieben wird, wie hier der 5te Theil einzig und allein sich mit dem Alexandrinischen Clemens beschäfftigt, nachdem schon im 4ten der Anfang zu seiner Geschichte gemacht worden ist. Wollte Hr. L. vielleicht seinen Candidaten eben ein solches, nur nach seinen Begriffen orthodoxeres, Handbuch der Patristik verschaffen, als Röslers Bibliothek der Kirchenväter für Protestanten ist: so vergleiche er mit der zweckmäßigen Auswahl, dem Reichthum von Bemerkungen, der historischen Simplicität, und dem Umfange dieses Werks, das sich in zehn Bändchen bis ins 9te Jahrhundert und noch weiter erstreckt, die Methode, welche er in diesen fünf starken Bän-

den

den gebraucht hat, ohne erst weiter als bis zum Ende des zweyten Jahrhunderts zu kommen.

Doch eben seine Methode ist es, die wir etwas genauer beschreiben müssen. Zuerst erzählt er das Leben des Kirchenvaters; vertheidigt sodann die Aechtheit seiner Schriften; erörtert die Zeit, da sie geschrieben worden, ihren Inhalt und ihre Veranlassung; zergliedert darauf den Lehrbegriff des Verfassers, nach den vornehmsten christlichen Lehrsätzen; welches, sagt er, gleichsam eine neue Theologiam positivam vorstellen kann; beurtheilt weiter die Schreibart, die Gaben und die Gelehrsamkeit seines Schriftstellers, und beschließt, nach andern Nachrichten, mit einem sorgfältigen Verzeichnisse der Ausgaben seiner Werke. So wird also im fünften Theil mit Observationibus moralibus in Clementis Alex. Opera, das heißt, nicht mit moralischen Anmerkungen über dieselben, sondern mit einem Auszuge seiner moralischen Grundsätze u. Vorschriften, unter eilf Artikeln, bis S. 142. angefangen. Hierauf kommen im 2ten Kap. eben desselben Observationes disciplinares, z. E. über das Apostol. Verbot des Blutessens und des Erstickten. Im 3ten Kap. stehen Observatt. ad Philolog. S. spectantes, z. E. wie Clemens Stellen der h. Schrift citirt habe. Im 4ten Observ. hist. chronologg. wie von der Vorherverkündigung der Zukunft Christi in die Welt; vom Moses und von den Sibyllen u. s. w. Im 5ten de Haeresibus et Haereticis; im 6ten de Gentium Theologia, variisque earum superstitionibus, (allein 100 Seiten lang;) im 7ten de Philosophia, et Gentill. Philosophor. atque Scriptorum ex sacra nostra script. factis ac prava imitatione; im 8ten Judicium cum Recentiorum, tum Antiquorum de Clem. Al. scribendi charactere, eruditione atque stilo, besonders aus Walch, Brucker und Dupin; im 9ten de erroribus Clem. Alex. wo unter wenigen eingeschobenen Widersprüchen eine Stelle von etlichen Bogen aus Walchs Miscell. S. abgedruckt wird; im 10ten: vindicatur a quibusdam erratis Clem. Alex. und zwar ab erratis in doctr. morali, ab erroribus Origen. et Pelagian. ab erroribus Quietismi, mit einer langen Stelle eines gewissen Lobenz, des P. le Nourry, u. s. w. endlich im 11ten de editt. Opp. Clem. Alex. eorumque interpretibus.

So gern wir zugeben, daß in allen diesen Sammlungen viel gute Belesenheit in Schriftstellern der R. Katholischen, (unter welchen Ceillier ein Hauptführer des Verf. war,) und der Protestanten, großer Fleiß, und auch manches Nützliche enthalten sey; so ist es doch eben so gewiß, daß sie weit unter der Hälfte kürzer seyn könnten, um eben so nützlich und noch nützlicher zu seyn, als in dieser gedähnten Gestalt, durch welche überdies Clem. von Alex. so sehr zerstückelt, und sehr viele Dinge untersucht werden, die nicht hieher gehören. Am meisten ist der rauhe streitende Ton anstößig, in welchen der Verf. oft verfällt; so daß sein Werk nicht sowohl *Historia* theolog. critica, als Introductio theolog. *polemica* heißen sollte, weil er überall die Gelegenheit bey den Haaren herbey zieht, um gegen die novatores, ja gar gegen die haereticos, Lutheranos, Calvinianos etc. (so sehr vergißt der Hr. Prior im Schwarzwalde, wo und zu welchen Zeiten er lebe) zu beweisen, daß die Lehren seiner Kirche durchgehends in den Kirchenvätern anzutreffen sind.

Und wie beweiset er dieses? Großentheils auf die gezwungenste Art von der Welt. Man sehe nur gleich ein Beyspiel P. I. p. 79. sq. an dem ersten Schreiben des Römischen Clemens an die Christen zu Corinth. Er gesteht zwar selbst: De *dogmate* quidem *catholico*, quod *ex praescripto Concilii Trident.* etiam publice profitemur: Sanctam nimirum catholicam et apostolicam *Ecclesiam Romanam esse omnium Ecclesiarum matrem et magistram*, in Epistola sua *nullibi explicitam mentionem* facit D. *Clemens*. (Er hätte eigentlich noch mehr sagen sollen, nämlich, daß, wenn die gedachte Lehre damals schon geglaubt wurde, Clemens schlechterdings als Gesetzgeber und Richter der Corinthischen Gemeine hätte schreiben müssen, und daß er vielmehr gerade das Gegentheil thue, sich nicht einmal nenne, nur im Namen seiner Gemeine ermahne.) Allein man lasse nur den Virum Clar. Patr. *Conr. Ebert*, Benedictin. SS. Theol. Professor. Fuldensem, machen; er wird schon jenes von — den Aposteln? — nein, vom Tridentin. Concilio anbefohlne Dogma auch in diesem Schreiben finden. Und würklich kömmt nun eine Stelle des P. Ebert von etlichen Seiten, worinne durch allerhand Voraussetzungen und eine Menge Fragen, zum Erstaunen aller Leser, die gesunde Augen haben, bewiesen wird, daß Clemens jenes Schreiben

als

als Haupt der ganzen Kirche abgefaßt habe. Ein ähnliches Beyspiel unter vielen andern, von der verunglückten partheyischen Polemik des Verf. kann man P. III. p. 318. sq. finden, wo an Statt der ganz natürlichen Streitmethode des Irenäus gegen die Gnostiker. Was die Apostel schriftlich gelehrt haben, das ist auch mündlich in den von ihnen gestifteten Gemeinen, durch die bis jetzt darinne auf einander folgenden Lehrer fortgepflanzt worden, und diese Tradition ist also eben sowohl wider die Gnostiker, als die Apostolischen Schriften; — wo an Statt dessen durch Deklamation und Wendungen von vielen Seiten dem Irenäus folgender Beweis angedichtet wird. Außer ihren Schriften, haben die Apostel vieles über die Religion nur mündlich gelehrt; und diese Tradition, so wie alle richtige Erklärung der heil. Schrift, ist allein in denjenigen Gemeinen zu suchen, wo sich von den Zeiten der Apostel an, eine ununterbrochene Reihe von Bischöfen findet. Dieses, sagt der Hr. Prior p. 327. diente nicht allein ehemals zur kräftigsten Widerlegung der alten Ketzer; sondern ist auch gegen die neuern Ketzer, die sich von der Röm. Kirche getrennt haben, eben so wirksam; er meint auch, dieser Beweis sey allen Protestanten sehr lästig (molestissimum. p. 328.) Aber er kennt leider ihre Grundsätze ganz und gar nicht. Denn gesetzt sogar, Irenäus hätte eben so argumentirt, wie der P. Kamper, was fragen denn die Protestanten, sobald von der Erkenntnißquelle der Religion die Rede ist, nach dem Ansehen des h. Irenäus und nach den neuen Quellen derselben, die er ihnen eröffnen will? Aber das würde ihnen äußerst lästig seyn, wenn sie wie die R. Katholischen, von einer geheimen und zweydeutigen Tradition, auf welche die Christen von den Aposteln nie verwiesen worden sind, oder im Grunde von den willkührlichen Befehlen einer Anzahl Bischöfe, in Glaubenssachen abhängen sollten.

Ub.

Lebensgeschichte D. Martin Luthers. Für den Bürger. Von C. F. Wagenfeil. — Zweyte Ausgabe. Leipzig. 1786. 103 S. in 8.

Wir haben die erste Ausgabe, die im J. 1782. erschien, nicht gesehen; auch versichert Hr. W. selbst, daß sie außer Schwaben wohl nicht sehr bekannt geworden seyn dürfte. Von der gegenwärtigen aber, die verschiedene Zusätze enthalten hat, können wir wenigstens so viel rühmen, daß sie ein nicht übel gerathener Versuch sey, Luthers Leben, Gaben und Verdienste für Leser aus allen Ständen, die, ohne gelehrt zu seyn, doch einiges Nachdenkens fähig sind, brauchbar zu beschreiben. Schröckhs Leben Luthers ist mehrmals benutzt worden, besonders in demjenigen, was derselbe von den großen Veränderungen sagt, die durch L. gestiftet worden sind. Hingegen ist manches, wobey dieser ausführlich war, kürzer gefaßt; und kürzere Stellen desselben durch Beyspiele, merkwürdige Reden Luthers u. s. w. erläutert worden. Eigene gute Kenntnisse leuchten an manchen Orten hervor. Freylich giebt es auch hin und wieder Stellen, wo einiges faßlicher, oder bestimmter und genauer ausgedrückt, statt der gegebenen Beweise andere gewählt seyn sollten, u. dgl. m. So wird S. 30. Robertson zum Zeugen angeführt, daß die Ablaßkrämer die erworbenen Summen zum Theil durch Saufen und Spielen durchgebracht haben. Hier sollte aber der Zeitgenosse Guicciardini stehen. Wenn S. 86. gesagt wird, daß, seitdem Luther den Gelehrten Freyheit zu denken und zu forschen verschafft habe, Erasmus, Reuchlin, Hutten, Melanchthon, u. a. m. aufgestanden wären, und Licht in der Finsterniß geschafft hätten, so weiß man wohl, daß die ersten beyden solches schon vor Luthern zu thun, glücklich versucht haben; u. s. w. Die S. 93. fg. angehängte Ode auf Luthern von Hrn. W. kann zwar nicht im strengern Verstande diesen Namen behaupten; aber eine Ode im höhern Cramerischen Fluge würde auch die bestimmten Leser dieser Schrift gar zu weit hinter sich zurücklassen.

Dm.

Leben und Charakter D. Gottlieb Anastasius Freylinghausens, ordentlichen Lehrers der Theologie auf der Königl. Preuß. Friedrichs-Universität. — Von August Hermann Niemeyer, ordentlichem Lehrer der Theologie, des Königl. Pädagogiums und

und des Waiſenhauſes Mitdirector. Halle, in der Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1786. 34 S. in 4.

Ein kurz und freundſchaftlich, aber ziemlich richtig gezeichneter Charakter. Die ſtillen, von der Welt zu wenig gekannten Verdienſte des ſel. Freylinghauſen, ſeine faſt zu weit getriebene Beſcheidenheit bey ausgebreiteten literariſchen Kenntniſſen, ſeine ächte thätige Frömmigkeit und ſowohl die Art, wie er gebildet worden, als die ihm eigne Handlungsweiſe, findet man in dieſen wenigen Blättern ſehr gut dargeſtellt. Auch ſeine Schwächen, wohin vornehmlich die ängſtliche Furchtſamkeit gehört, die ihn als Director des Waiſenhauſes auf eine für dies Inſtitut nicht vortheilhafte Art ſo ſehr von dem unternehmenden Geiſte des Stifters deſſelben unterſchied, ſind freymüthig, doch auch mit gebührender Schonung berührt worden. Eine Stelle S. 28. hat uns nicht gefallen. Hr. V. behauptet nämlich: daß die dortigen Erziehungsanſtalten deswegen itzt nicht mehr ſo, wie ehmals das Vertrauen und die Unterſtützung des Publikums fänden, weil der fromme Eifer für die Gottſeligkeit ſo ſehr in der Welt abgenommen habe. Der Meynung ſind wir nicht: aber wir enthalten uns, die wahren Gründe des geſunkenen Zutrauens gegen jene Anſtalten hier zu entwickeln. Wer die itzigen vernünftigen Grundſätze der Erziehung kennt und — doch wir können die weitere Ausführung und Anwendung dieſes Gedankens unſern Leſern überlaſſen.

Yg.

Leben Friedrich Immanuel Schwarzens. Nebſt einigen Briefen berühmter und verdienter Männer an ihn. Herausgegeben von Joh. Ge. Eck, Prof. der Moral und Politik u. ſ. w. Leipzig, bey Böhme. 1787. 5½ Bog. in 8.

Der den 25ſten Oct. 1786. verſtorbene Dr. und Prof. Schwarz hatte es dem Verf. ſeinem Freunde, aufgetragen, ſein Leben zu beſchreiben: und das thut er hiermit in der guten Abſicht, den ſel. Mann noch nach ſeinem Tode andern

zur Belehrung und Ermunterung aufzustellen. Schwarz war der Sohn eines Landpredigers zu Lorenzkirchen, und daselbst 1728. gebohren, besuchte die Fürstenschule zu Meißen, wo ihm seine Lehrer wegen seines Wohlverhaltens ein Churfürstl. Stipendium auswürkten, und das ehrenvolle Reſcript bey seiner Valediction öffentlich ablesen ließen. Das ihm mitgegebene und hier abgedruckte Schultestimonium vom Rect. Grabener, das, wie eine Schulchrie, von der schwarzen Heerde Jacobs und von den schwarzen Opferthieren anfängt, und auf unsern Schwarz, *nomine non animo nigrum*, fortgeht, ist ein Denkmahl der Schulpedanterey noch vom Jahre 1742. Er studierte und habilitirte sich in Wittenberg, ward 1756. Rector zu Torgau, und 1758. zu Grimma, 1762. Superintendent zu Penig, schlug gleiche Stellen in Torgau, Waldenburg und Chemnitz aus, gieng aber 1771. als Stiftssuperintendent nach Zeitz, wo ihm der genugsam bekannte D. Fr. Teller das Leben so verbitterte, daß er nach dem Rath des sel. Erneſti sich 1778. nach Thalemanns Tod, mit merklicher Verringerung seiner Einnahme, um die vierte theologische Profeſſur in Leipzig bewarb und solche erhielt, und nach und nach in die dritte und zweyte Stelle in der theologischen Facultät und in die damit verbundenen Canonicate in Zeitz und Meißen fortrückte. Sein Tod, (er war nur vier Tage krank,) verhinderte ihn, den Auftrag des churfürstl. Kirchenraths, ein neues Lehrbuch der christl. Glaubenslehre zu schreiben, ins Werk zu setzen. Man folgt auf 9 Blättern das Verzeichniß seiner Schriften, die größtentheils aus kleinen Schul- und akademischen Schriften und Predigten bestehen, davon jedoch verschiedene einen ausgesuchten Inhalts sind. Die Briefe verstorbener Gelehrten an den sel. Schw. (denn Briefe noch lebender Männer hat der Herausgeber billig Bedenken getragen, bekannt zu machen) betreffen meistens dessen Amtsveränderungen, und sind für Gelehrte eben nicht sehr interessant, sind aber vermuthlich als Belege von der Achtung, in der der sel. Mann bey seinen Obern sowohl als nachherigen Collegen und auswärtigen Gelehrten stand, mit angehänge worden. In einem thut ihm der sel. Erneſti schon im Jahr 1766. den Antrag, ob er eine theologische Profeſſur in Göttingen annehmen wolle, weil Münchhausen von ihm verlangt, Jemanden dazu vorzuschlagen. Nach dem Tod des Erneſti schreibt ihm D. Winkler aus Hamburg, daß er wünsche, er möchte

die

die Fortsetzung der von Ernesti herausgegebenen theol. Bibliothek übernommen haben, weil er darin Recensionen und Urtheile lese, die zum Faveur der heutigen Neulinge partheyisch wären. Der Bürgermeister D. Koch in Leipzig empfiehlt ihm den damaligen Rector in Lübben, M. Schellern, zum Rectorat in Zeitz, und sagt zu seiner Empfehlung, daß er den Beyfall des D. Ernesti habe, — den er vielleicht itzt, wenn er noch leben sollte, nicht mehr haben würde!

Ag.

Abriß der Geschichte der Philosophie von J. Gurlitt, zum Gebrauch der Lehrvorträge. Leipzig, im Verlag der Müllerschen Buchhandlung. 1786. in 8. 280 S.

Der Verf. hat sehr richtig den Gesichtspunkt gefaßt, daß philosophische Geschichte mehr Geschichte der Wissenschaft, als der Philosophen seyn muß, mithin von den Lebensumständen jedes Philosophen und aus der politischen Geschichte, nur das hinein gehöret, was dient, den eignen Gang des Philosophen, und den Gang der Wissenschaft selbst begreiflich zu machen. Auch erkennt er sehr gut, Geschichte der Philosophie müsse Entwickelung, Fortgang, und Vervollkommnung des menschlichen Verstandes in philosophischen Einsichten vorlegen, also das Ganze, und seinen jedesmaligen Zustand genau vor Augen haben. Zwar gesteht er die Systeme der Alten, nebst den Schicksalen der Philosophie meist aus neuern Schriftstellern entlehnt zu haben, weil andre Geschäfte ihm nicht Zeit ließen, alles aus den Quellen selbst zu schöpfen; allein er versichert, doch sich dabey nicht als bloßer Compilator betragen, sondern durch eignes Nachdenken den Gegenständen bessere Form gegeben zu haben. Auch ist er bescheiden genug, manche Versehen an sich selbst zu rügen, und in Ansehung derer die ihm entgangen sind, Belehrung zu wünschen. Daß erstere Versicherungen im eigentlichen Verstande wahr sind, finden wir mit Vergnügen, und können daher dies Buch als eins der besten Lehrbücher in diesem Fache empfehlen. Dazu trägt denn auch sehr viel bey eine ausführliche und meist vollständige Anzeige der über jede Materie vorhandenen

denen Schriften, worin man in jedem Fall sich weiter Raths erholen kann. Unter den vermischten Sammlungen zur philosophischen Geschichte, z. B. vermissen wir die Gundlingiana, Gundlings otia, die observationes Halenses; und unter den Schriften über die Geschichte der Menschheit steht durch einen Druckfehler La Fideau für Lafiteau, du Bos recherches philosophiques sur les Americains für de Pauw, u. a. m.

Für die philosophia antediluviana bey Brucker, setzt der Verf. mit mehrerm Rechte natürliche Geschichte des Menschen nach seiner allmähligen physischen, moralischen, und psychologischen Ausbildung; allein auch diese gehört nicht eigentlich hieher, weil sonst die ganze Geschichte der Menschheit müßte hineingezogen werden; und kein Geschichtschreiber ab ovo anzufangen verpflichtet ist, wie in vorigen Jahrhunderten Chronikenschreiber glaubten, die jedes Klosters Geschichte mit der Welterschaffung anhuben. Auch da wo er seinem Gegenstande näher tritt, holt er unsers Erachtens, nach dem Beyspiel der Vorgänger noch zu weit aus, indem er die Philosophie der Morgenländer, Aegypter u. s. w. mitnimmt, welche doch eigentlich nicht Philosophie war, und auf eigentliche Philosophie wenig oder gar keinen Einfluß hatte; wozu denn noch kommt, daß wir vom wahren Sinne oder Religionsmeynungen dieser Völker fast nichts mit einiger Zuverläßigkeit wissen. Selbst bey den Griechen wird noch die sogenannte philosophia fabularis mit hineingezogen, die gleichfalls nicht Philosophie, blos Erfindung einer durch Erfahrung und Verstandeskenntnisse wenig gezügelten Einbildungskraft ist.

Von hier an theilt der Verf. die Epochen der Philosophie, mit Benennungen des menschlichen Alters ab, in das Knabenalter der griechischen Philosophie, wohin er die Periode der sieben Weisen bis auf Pythagoras und Thales rechnet; diese würden wir nach unsern Begriffen erste Kindheit nennen, weil noch alles in abgerissenen einzelnen Reflexionen bestand, an deren Zusammenreihung und Erweisung nicht gedacht wurde. Darauf folgt Jünglings Alter von Thales und Pythagoras, bis auf Sokrates und seine Nachfolger; diese Epoche würden wir Kindheit der Philosophie nennen, denn nun erst fieng man an Sätze zu beweisen, aus einander zu folgern und an einander zu reihen, welches das Wesen philosophischer

Erkennt-

Erkenntniß ausmacht. Unter den Alexandrinern, Arabern und Scholastikern läßt der Verf. gemeiner Meynung zu Folge, die Philosophie ersterben; allein, es läßt sich erweisen, daß selbst unter diesen Fortschritte gemacht sind, freylich keine so glänzende durch Aufstellung ganz neuer Systeme, aber doch Vorbereitungen zu großen Veränderungen, in tieferer Zergliederung der Begriffe, und schärferer Prüfung mancher Sätze. Ein Paar Jahrhunderte höchstens war Stillstand der Philosophie kurz vor, und im Anfange der Kreuzzüge, mithin wäre es wohl zur Uebersicht des Ganzen bequemer, hier kein gänzliches Ersterben anzunehmen, sondern die Wissenschaft im steten Wachsthume vorzustellen. Auch brachte die sogenannte Wiedererweckung der Philosophie in Italien ihr Anfangs keine wesentliche Vortheile, die Reformatoren warfen mit den Unnützen der Scholastik auch das Nützliche weg, und giengen darin würklich um mehr denn einen Schritt rückwärts. Nur die größere durch sie eingeführte Denkfreyheit und Entfesselung des Verstandes vom theologischen Joche, trug in der Folge herrliche Früchte; die Scholastiker betrachteten Philosophie blos als Magd der Theologie, die Reformatoren behandelten sie als selbstständige Wissenschaft. Doch wir glauben genug gesagt zu haben, um den Verf. auf verschiedenes aufmerksam zu machen, das seiner an sich vortrefflichen Methode mehr Vollkommenheit zu geben vermag.

Wr.

II. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Des Herrn P. Jamin, Benediktiners aus der Gesellschaft des h. Maurus, Geschichte der Kirchenfeste, nebst der Absicht in welcher sie eingesetzt worden sind. Enthält die Feste der Geheimnisse unsers Herrn, die heiligen Zeiten des Jahrs; als das Advent, die Fastenzeit, u. s. w. die Feste der heil. Jungfrau, der Apostel und aller Heiligen. Hae sunt feriae Domini sanctae, etc. Levit. 23, 4.

4. Aus dem Französischen. Fuld. 1786. 21 Bog. in 8.

Eine Geschichte der merkwürdigsten christlichen Feste zu schreiben, wäre gar keine überflüßige Bemühung; sollte es auch nur in der Absicht geschehen, um historisch zu zeigen, wie viel die Gottseeligkeit durch dieselben gewonnen habe, und wiefern sich die Beobachtung guter Kenner der christlichen Religionsgeschichte bestätigen lasse, daß das ächte thätige Christenthum in eben demselben Verhältnisse abgenommen habe, in welchem die Feyertage und das kirchliche Cärimoniel vervielfältigt worden sind. Eine solche Geschichte müßte auch genau in chronologischer Ordnung fortgeführt werden, damit man aus derselben sehen könnte, welche Veranlassungen, Begebenheiten, Meynungen, besonders abergläubische Begriffe der Frömmigkeit, die anfänglich an Festtagen arme Kirche nach und nach so sehr damit bereichert haben.

So etwas darf man aber bey dem P. Jamin nicht suchen. Was auf der Rückseite des Titelblatts steht, daß das Werk für alle Gläubige insgemein, für alle Pfarrer, Seelsorger und Katecheten seiner Kirche nützlich sey, das kann man ja wohl zugeben. Allein wer weder Gläubiger noch Pfarrer ist, sondern nur einen freyen und gründlichen Unterricht aus der Geschichte darüber begehrt, der muß sich anderwärts Raths erholen. Seine Ordnung hängt bloß von der Folge des Kirchenjahrs ab. Nachdem er also von dem Ursprunge und der Feyer des Sonntags nothdürftig gehandelt hat, fängt er mit dem Advent an, die Feste Christi zu beschreiben, geht sodann zu den Festen der Jungfrau Mariä über, und endlich zu den Festen der Apostel, auch einiger Heiligen, die in Frankreich vorzüglich berühmt sind, wie der h. Martinus, die h. Genovefa, u. a. m. Das Bekannte und Gewöhnliche erzählt er freylich nicht übel; aber fast ohne alle Kritik. Er ist so gläubig, daß er z. B. die Entdeckung des heil. Kreuzes durch die Helena, die Erfüllung des ganzen Erdkreises mit Stückchen von demselben, und die nach und nach erfolgte Sammlung fast des ganzen ächten Kreuzes in Frankreich, S. 167. fg. die in die Erde eingedrückten Fußstapfen Christi von seiner Himmelfahrt, S. 182. die Offenbarungen, die einer Nonne bey Küttich, wegen des zu stiftenden Fronleich-

leichnamfestes wiederfahren seyn sollen, S. 204. fg. und vieles andere von dieser Art, frischweg glaubt. Da er auch zugleich für die Erbauung schreibt, biblischen Grund, und gottseelige Absichten der Kirche, so viel möglich, überall anzuzeigen gesucht hat: so findet man auf dieser Seite ebenfalls viele Schwächen; z. E. daß Petrus in seiner ersten Predigt von der Höllenfahrt Christi geredet habe, S. 125. daß Christus die Erbsünde weggenommen habe, welche der heil. Johannes der Täuffer von Adam hatte, S. 295. u. dgl. m. Die Protestantischen Ketzer belehrt er S. 124. daß die Anbetung des h. Kreuzes der Reinigkeit des Glaubens gar nicht schädlich sey; u. S. 208. beweiset er gegen sie mit einem Ausspruche der Tridentin. Kirchenversammlung, warum das heil. Sakrament mit einem heiligen Pompe herumgetragen werde, nämlich zum „Triumph der „Wahrheit über die Lügen und Ketzerey, und als ein Mittel, „ihre Feinde bey dem Anblicke dieses großen Glanzes und „dieser allgemeinen Freude der Kirche, entweder außer Fassung zu bringen; oder sie durch eine heilsame Verwirrung, in die sie versetzt werden können, endlich von „ihrem Irrthum zurück zu führen."

Die Uebersetzung dieses mittelmäßigen Werkchens wird zuweilen durch beybehaltene Gallicismen undeutlich, oder gar widersinnig. So läßt der Uebers. den Verf. in der Vorrede sagen: Die Apostel behaupteten das Zeugniß von Jesu ohne einigen Nutzen, an Statt, ohne Eigennutzen, oder ohne persönliche Vortheile, (vermuthlich sans intérêt im Original, auszudrücken.)

Dm.

Specimen animadversionum in Graecum Matthaei textum, eruditorum examini propositum a P. *Gregorio Mayer*, Benedictino Mellicensi et Bibliothecario. Norimbergae, in officina Grattenaueri. 1786. 247 S. 8.

Diese Probe erstrecket sich nur über die ersten 5 Kapitel Matthäi, und dienet zur Anfrage, ob der Verf. auf die Weise die übrigen Kapitel der Evangelisten bearbeiten soll. Neue Erklärungen haben wir zwar nicht angetroffen; die

Absicht

Absicht des Verf. gieng auch nur dahin, die Auslegungen der Protestanten unter seinen Glaubensgenossen in Umlauf zu bringen. Wir glauben indessen, daß diese von seiner Arbeit Nutzen haben können. Da er Stellen aus den Kirchenvätern häufig anführt: so werden sie um desto eher geneigt seyn, sein Buch in die Hand zu nehmen. Wenn der Verf. sich ins Künftige kürzer fasset, und auf seinen Styl mehr Fleiß wendet, so werden katholische Lehrer aus seinen Schriften noch mehr Nutzen schöpfen können.

Philologische und kritische Fragmente, herausgegeben von M. J. H. Wepler, Professor der morgenländischen Sprachlehre am Collegio Carolino zu Cassel u. s. Vierter Heft. Cassel, bey Cramer. 1786. 87 S. 8.

Auch dieser Heft zeugt von der guten Bekanntschaft des V. mit den morgenländischen Sprachen. Zuerst etwas über den Ursprung des Gedankens Gott als Vater vorzustellen. Er ist in dem A. T. zu suchen, woraus er in das N. T. und zu allen Christen gekommen ist. Wenn der Verf. hieraus einen Beweis für das hohe Alter der hebräischen Sprache nimmt, so denkt er nicht daran, daß diese Vorstellung, die durch Tradition auch in andere alte Sprachen gekommen, ist, sich auf eben die Weise bey den Hebräern erhalten und nachher in ihre Sprache aufgenommen werden konnte, ohne daß diese dadurch ein Recht zu einem vorzüglich großen Alterthum erhält. Haben die Syrer ein Zeichen vom Dagesh forte? Die Hebräer und Araber haben es. Warum also auch nicht die Syrer? Die angeführte Stelle aus Assemanl (so ist dieser bekannte Mann zu schreiben, nicht Assemann) Biblioth. Or. T. I. p. 15. scheinet uns nichts zu beweisen. Eine hieher gehörige sehe man in J. D. Michaelis Grammat. Syriaca p. 34. Gedanken über einige Stellen A. T. Die erste ausgenommen, welche 1 Mos. X, 9. erklärt, gehen die übrigen alle auf die Psalmen. In jener sucht er die schweren Worte נמרד בגבר aus dem Arabischen Ausdruck بجبار bloß in Hinsicht auf Gott so zu erklären: Nimrod war durch die Jagd, die er ganz ungewöhnlich, bloß

Moſ in Hinſicht auf Gott, am Menſchen nützlich zu werden, ausübte, mächtig. Aber ſollten nicht die ſchwierigen Worte vielmehr ſo zu verſtehen ſeyn, unter göttlicher Aufſicht und Regierung, die nach der kindiſchen Vorſtellung der alten Welt die Jägerey ſo ſehr beſchützte, daß ein von dem Jäger erlegtes Thier als etwas, das ihm Gott entgegen geſchickt habe, 1 Moſ. XXVII, 20. angeſehen wurde. Von den Erläuterungen einiger Stellen in den Pſalmen wollen wir nur ein paar Proben geben. VII, 3. פרק vergleicht er mit dem arabiſchen فرق parit, timuit Ich bin in Angſt (alsdenn könnte leicht wegen des folgenden יטרף das Wort אבד ausgefallen ſeyn) und habe keinen Retter. XVI, 7. Er vergleicht לילות mit ليلة infortunium, יסר mit يسر 2 conj. proſperavit, ſecundavit, punktirt כִּלְיוֹתָי, das er für den infinit. non לוי لوى exſpectavit mit ه ſecundum anſieht, und nun überſetzt er: Auch das Unglück dient zu meinem Glück, wenn ich nur ſtandhaft auf Gott harre. Dieſer Erklärung ſteht entgegen, daß ſonſt dem Arabiſchen لوى im Hebräiſchen nicht לוה, ſondern לוה entſpreche. Die bey XXV, 17. vorgeſchlagene Lesart הַרְחִיב וּמִצּוּקוֹתַי iſt auch dem berühmten Lowth (ſ. Merrick's annotation, on the Pſalms. Reading 1768. 4. p. 55.) eingefallen. Kritiſche und philologiſche Anmerkungen über die LXX beſchließen dieſe Schrift. Die 18 erſten Kapitel des 1 Moſ. werden mit dem Hebräiſchen Text verglichen, und die Abweichungen bemerkt. Sonſt pflegt man den Grundtext zur Baſis zu machen, und damit die alten Ueberſetzungen zu vergleichen. Wir ſehen auch nicht ein, wozu die umgekehrte Methode viel nütze.

Gw.

Flavii Ioſephi de vita ſua liber graece, recenſuit, varietatem lectionis et notam adiecit *Henr. Phil. Conr. Henke.* Brunovici, in bibliopolio orphanotrophei. 1786. 205 S. 8.

Da Hr. Eckhard zu Eisenach vor einiger Zeit das Leben Josephi von ihm selbst beschrieben deutsch herausgegeben hat: so ist ein Abdruck des Grundtextes von dieser merkwürdigen Schrift ein angenehmes Geschenk für die Liebhaber der griechischen Litteratur. Durch die hinzugefügten, für Kritik und Interpretation wichtige, Anmerkungen erhält diese kleine Ausgabe einen vorzüglichen Werth, und erregt den Wunsch, von eben derselben geschickten Hand den ganzen Josephus bearbeitet zu sehen. Der Text ist so geblieben, wie er in der Havercampischen Ausgabe ist, die Stellen ausgenommen, wo die Manuscripte eine bessere Lesart an die Hand gaben. Conjecturen sind nirgends in den Text aufgenommen. Z. E. die sinnlose Stelle §. 12. φθονον δ' ιωσηπος ο τε ζαχαριου παις ου τους των ιουδαιων αει των αυτων εφεστως ηγεμονας ορξας wird nach einer scharfsinnigen Muthmaßung so geändert: φθ. δ'. ο τ. Σ. π. ου τους των αυτων (πιβιωνας) απο ραμμιου (ραμμιους) ist aus der Abbreviatur ΑΠΟΡΩΝ entstanden) των π. ι. μ. weil in der Parallelstelle, worauf Josephus verweiset, vom J. K. III. 9. 7. nichts von Matrosen und Armen vorkömmt. §. 18. für τους τους ιχθυς will der Herausg. lesen τους αρα τους ιχθε. §. 27. für μισοπονηρουντες der Hudsonischen und Haverc. Ausgaben hat Henke, weil er in Reg. I. einem Codex, dessen Varianten am Ende der Haverc. Edition stehen, hier aber auszugsweise, wie es auch mit andern MSS. geschehen ist, gleich unter dem Text angeführt werden, μισονηρουντες fand, im Texte drucken lassen μισονηρουντες die einen Haß gegen Gottlose oder Gottlosigkeit haben. Die Bescheidenheit, womit er seinen Conjecturen, wenn sie nicht von MSS. unterstützt werden, den Zutritt zum Text verwehrt, ist um desto größer, da er doch kritischen Vermuthungen anderer Gelehrten, z. E. §. 31. einen Raum im Texte verstattet. Die meisten neuen Lesarten hat Codex Reg. I. hergegeben, z. E. §. 5. u. a. für κυριον ist gesetzt κυριος, weil hier nicht von Gessius Florus, dem Procurator von Judäa, sondern von Cestius Gallus, dem Präses über Syrien die Rede ist. §. 17. τριγχε ist verändert in τριγκε. Einige Lesarten dieses und anderer MSS. ob sie gleich für dem V. den Vorzug zu haben schienen, sind doch nicht in den Text gekommen; wovon §. b. 41. u. f. Exempel zu suchen sind. Verschiedene von den Anmerkungen erläutern die Geschichte oder Geographie aus den übrigen Büchern

Josephi

Josephi und andern Quellen, oder vergleichen Nebenarbeit des A. T. die S. 55. angeführte Beschreibung von Tiberias ist nicht von dem auctor indicis geogr. in vitam Salad. (denn der ist bekanntlich Alb. Schultens) sondern von dem Verf. eines geographischen Lexicon, das von Schultens bey seiner Arbeit häufig gebraucht ist.

Bw.

Johann Christoph Bremers, Prorektors am Fürstl. Gymnasio zu Quedlinburg, lateinisches Wörterbuch für Anfänger. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1786. 2 Alphabet 4 Bogen in gr. 8.

Der Verleger trug dem Verf. die Durchsicht und Verbesserung des hinter Gesners Thesaurus befindlichen Index etymologicus latinitatis auf, den er für Anfänger wollte abdrucken lassen. Da er aber davon sich nicht vielen Nutzen versprechen konnte, so erbot er sich lieber zur Ausarbeitung eines ganz neuen Wörterbuchs, welches nicht die skeletmäßige Form des Cellarischen Liber Memorialis haben, sondern das Mittel zwischen dem großen und kleinen Schellerischen Lexikon halten sollte. Und auf diese Art entstand denn dieses neue lateinische Lexikon, das wir anzuzeigen haben. Der Verf. versichert, daß er in dasselbe, mit Hinwegfassung alles dessen, was in ein Reallexikon gehört, (daher fehlen denn alle eigene sowohl historische und geographische als mythologische Namen) die Latinität der besten römischen Prosaisten zusammen zu drängen gesucht habe. Da die Ausarbeitung eines neuen Handlexikons doch mehr die Lesung der alten Schriftsteller als die Uebungen im Lateinschreiben (für welche allenfalls der deutschlateinische Theil behülflich ist) zur Absicht haben kann: so können wir es nicht billigen, die Erklärung der Dichterausdrücke ganz aus demselben auszuschließen. Wenn gleich nicht alle Abweichungen der Dichtersprache von der reinen Prosa in einem Lexikon angeführt zu werden brauchen, sondern ihre richtige Erklärung ganz wohl dem eignen Gefühl des Lesers überlassen werden kann, und auch oft nur auf einer rhetorischen Auslegung beruht, die eigentlich nicht in ein Lexikon gehört: so wird doch der Anfänger gewiß oft auf poetische Ausdrücke stoßen, die er in seinem Wörterbuch aufzu-

suchen genöthigt wird: und soll er denn ein andres für den Virgil und Horaz, und ein andres für den Cicero und Livius bey der Hand haben? Er versichert ferner, jede von den Lexicographen für eine Bedeutung angeführte Stelle selbst nachgeschlagen, sie aufs genaueste nach allen Regeln der Auslegungskunst untersucht und alsdenn erst niedergeschrieben zu haben, was er für richtiges und wahres Resultat hielt. Das wäre viel! — Doch können wir auch nicht sagen, daß wir auf eine Spuhr des Gegentheils gestoßen wären. Stellen der Alten aber sind, wie es auch in einem Wörterbuch von diesem Umfange nicht anders zu erwarten war, nicht angeführt. Der Verf. macht allen seinen Vorgängern, ohne Ausnahme, den Vorwurf, daß sie in Ansehung des deutschen Ausdrucks nicht gehörige Sorgfalt gebraucht hätten, daher er auf die Wahl desselben sein Hauptaugenmerk gerichtet zu haben versichert, weil man, um Anfänger vor falschen Begriffen zu verwahren, hierin nicht vorsichtig genug seyn könne. Allen Lexikographen vor Schellern kann man so ziemlich allgemein diesen Vorwurf machen: bey diesem, dächten wir, wäre er etwas ungerecht; da es mit unter die Eigenheiten, seiner Wörterbücher sowohl, als seiner praeceptorum styli, gehört, das Lateinische, mit dem rechten deutschen Ausdruck zu erläutern, und auch darinne so ziemlich glücklich ist. Inzwischen kann man dem Verf. das Verdienst, das er sich von dieser Seite zuschreibt, nicht absprechen. Die Wörter sind nach ihren Primitiven geordnet: welches denn zu ihrer Auffindung einen lateinischen Index nothwendig gemacht hat, dessen Raum bey einer alphabetischen Folge der Wörter hätte erspahrt werden können. Statt eines deutschlateinischen Theils ist ein sehr vollständiger und genau verfertigter deutscher Index angehängt. Was wir an diesem Wörterbuch durchaus mißbilligen, und uns verhindert, es seiner übrigen guten Eigenschaften wegen zum allgemeinen Schulgebrauch zu empfehlen, ist die durchgängige Uebergehung der Quantitätszeichen für solche Sylben, deren Länge oder Kürze von der Autorität abhängt; denn die wenigen ungewissen Tonsylben sind richtig bezeichnet worden. Hält er für seine Person die lateinische Prosodie für einen entbehrlichen Theil des Schulunterrichts; hält er sich berechtigt, ein junges Genie von den Uebungen in der lateinischen Dichtkunst zurück zu scheuchen, eine Horazische Ode wie eine Prosa lesen zu lassen, und sie, ohne Mitempfindung der Schönheit des lyrischen Sylbenmaßes

maßes erklären zu dürfen: so ist dies sein Privatumstand, den er verantworten mag, das er aber andern Schulen nicht aufzwingen darf; das thut er aber, indem er, wo nicht ausdrücklich, doch gewiß stillschweigend, sein Lexikon zum allgemeinen Gebrauch bestimmt, und es doch zu prosaischen Uebungen unbrauchbar gemacht hat. Diesen Mangel abgerechnet, können wir das Buch für junge Leute auf Schulen mit Ueberzeugung empfehlen. Wir haben die Bedeutungen der Wörter so ordentlich und vollständig angegeben gefunden, als es bey einem Wörterbuch von dieser Größe gewiß nur immer möglich ist, so daß wir kein anders von gleicher Stärke und gleichem Preiße wüßten, das wir ihm an die Seite setzen könnten. Vielen Schülern möchte vielleicht das Schellersche größere Wörterbuch zu kostbar, und das kleinere zu unzureichend seyn, und diesen wüßten wir kein besseres, als dieses Bremische vorzuschlagen. Wir haben einst bey der Recension des Schellerschen Lexikons, den Artikel *Afficio* zur Probe abgeschrieben, und den wollen wir denn auch aus diesem neuen Wörterbuch hieher setzen, damit der Leser selbst auf die Proportion und Aehnlichkeit zwischen beyden schließen möge. „Afficio, eci, ectum, z. anthun, aliquem aliqua re, einem etwas, es sey gutes oder böses; auch erweisen, zufügen, z. B. aliquem honore, einem Ehre erweisen, anthun; aliquem injuria, einem Unrecht anthun, einem Beleidigungen zufügen; hostem clade, dem Feinde eine Niederlage zufügen, u. s. w. Auch kann man in vielen Stellen, wo es so mit dem *Abl.* vorkömmt, bey der Uebersetzung so verfahren, daß man das im *Abl.* stehende *Subst.* in sein *verbum* übersetzt, z. B. aliquem muneribus afficere, jemand beschenken; aliquem poena, jemand(en) strafen u. s. w. Ohne *Abl.* heißt afficere aliquem bald Eindruck auf jemand machen; daher rühren; — betrüben — plagen — (an dieser Bedeutung möchten wir fast zweifeln — für die Stellen, wo das Wort von morbus und labor gebraucht wird, möchte die folgende Bedeutung hinreichend seyn,) angreifen, mitnehmen, z. B. vom Schmerze, der angreift, niederbeugt, schwächen — bald behandeln, z. B. aliquem male, jemand übel behandeln — Affectus, a, um, dem so und so zu Muthe ist, so und so beschaffen, gesinnt, bekümmert, geschwächt auch angefangen.

Κλεάνθους ὕμνος εἰς Δία. Kleanths Gesang auf den höchsten Gott, griechisch und deutsch, nebst einer genauen Darstellung der wichtigsten Lehrsätze der stoischen Philosophie, von Hermann Heimart Cludius, Pastor in Hildesheim. Göttingen, bey Dietrich. 1786. 3½ Bog. 8.

Herrn Cludius Gedanke, die Ueberreste der philosophisch-moralischen Gedichte und Aufsätze der Griechen für Jünglinge kritisch und exegetisch zu bearbeiten, und wo es nöthig sey, den Inhalt ausführlich zu entwickeln, hat uns überaus wohl gefallen. Der Nutzen einer Ausgabe dieser Art ist einleuchtend, und das Urtheil über die bisherige einseitige Behandlungsart der gnomischen Dichter, (selbst der neuste Herausgeber schränkt sich bloß aufs Kritische ein,) sehr wahr und gründlich. Auch mit der hier gelieferten Probe sind wir von Seiten der Wort- und Sacherklärung ziemlich zufrieden. Allein eben dieser gerühmten Eigenschaften wegen, können wir nicht umhin, Herrn C. recht inständigst zu bitten, uns künftig mit seiner geistlosen, oft ganz unverständlichen, Uebersetzung in holprichten Hexametern zu verschonen, und wenigstens zu bedenken, daß man bey einer poetischen Uebersetzung nicht Worte und Sylben zugezählt, sondern den Geist des Dichters dargestellt wissen will. Wie muß der Jüngling nicht auf Kleanths Lobgesang neugierig werden, wenn er aufs Deutsche zuerst hinblickt und liest.

Aber du (Zeus) weißt auch was nicht seyn sollte, nützlich zu machen (wir wünschten Hrn. C. diesen Vers standrein zu hören.)
Bringst das Verworrne in Ordnung, und werth ist selbst dir das schlechte.
Denn so fügst du alles zusammen, das Gute und Schlechte. (Wem da die Ohren nicht gellen!)
Das für alles sey nur Eine ewige Regel,
Welche (nämlich Regel) immerdar fliehen, die unter den Sterblichen schlecht sind.

oder Verse, wie folgende:

Ueber allgebender Zevs! schwarzwolkender! Herrscher des Blitzes!

Rette

Rette die | Menſchen von | ihrer | Unter|fahrenheit| Elend! (wie ſonoriſch und deutlich! Ganz anders der Grieche.)

Wir wiſſen nicht, wer die Fabrikenüberſetzer ſind, denen Hr. E. in der Vorrede mit triumphirender Miene den Stab bricht, fürchten aber in Wahrheit, daß ſich mancher unter ihnen finden, dem er die große Kunſt, leſbar zu dichten, ablernen könnte. Und das rietben wir ihm denn auch zuletzt, wofern es ihm nicht belieben ſollte, die poetiſche Ueberſetzung aufzugeben, oder mit einer verſtändlichen proſaiſchen zu vertauſchen.

Zh.

Suidae et Phavorini gloſſae ſacrae Graece. Cum ſpicilegio Gloſſarum ſacrarum Heſychii et Etymologici M. Congeſſit, emendavit et notis illuſtravit *Io. Chr. Gottlieb Ernesti*. Accesſit diſſertatiuncula de gloſſis ſacris Suidae et Phavorini. Lipſiae, ap. Weidmann Heredes et Reichium. 1786. 179 S. 8.

Schneller als wir es vermuthet hätten, läßt der jüngere Hr. Prof. Erneſti dieſe neue Sammlung bibliſcher Gloſſen auf ſeine gloſſas ſacras Heſychii folgen. Die gut geſchriebene Abhandlung, welche vorauſteht, iſt mit Beziehung auf eine andre, die dem früher edirten Auszug aus Heſychius vorausgeſchickt war, geſchrieben, und hohlt nur nach, was über die bibliſchen Gloſſen im Suidas und Phavorinus beſonders zu bemerken war; daß beym Suidas das Wort, welches erläutert werden ſoll, ſeltener in dem tempus, dem caſus, und numerus angeführt wird, in welchem man es in der citirten Schriftſtelle findet, ſondern vielmehr nach der grammatiſchen Form, in welcher es der Gloſſator in dem Commentar, welchen er excerpirte, vorfand; daß Suidas und Phavorinus nicht nur häufig den Schriftſteller namentlich anführen, der erläutert werden ſoll, ſondern daß ſie auch ſeine Worte ſelbſt oft in extenſo beyſetzen, wodurch die Aufſuchung der Quelle einer ſolchen Gloſſe erleichtert, und der Kritik manchmal auf die Spur geholfen wird; daß aber auf der andern Seite die Er-

forschung der Quelle wieder dadurch erschwert wird, daß hinter manchen Glossen mehrere Schriftsteller citirt werden, ob gleich jede nur zur Erläuterung einer bestimmten Stelle ursprünglich kann niedergeschrieben worden seyn. Suidas und Phavorinus vermehren die verschiedenen Gattungen von Glossen, die sie mit Hesychius gemein haben, die historischen, dogmatischen, moralischen, und mystischen, noch mit grammatischen und syntactischen. Ein großer Theil ihrer Bemerkungen ist aus Hesychius geflossen, und wo dieser Fall nicht ist, aus den Quellen, aus welchen Hesychius selbst geschöpft hat, nämlich dem Parallelismus der Glieder, den übrigen griechischen Uebersetzern, einem Aquila, Symmachus und Theotocion, und aus Commentatoren, wo Suidas insonderheit sich an Theodorets Commentar über die Psalmen, und Phavorinus, der hauptsächlich Wörter des Neuen Testaments erläutert, an Chrysostomus, Theodoret, Oecumenius und Theophylact hält.

Dieses Bändchen enthält Glossen, aus fünf verschiedenen Werken ausgetragen, aus Suidas, Phavorinus, dem Etymologicum M. einem Octateuch (in Fabricii Bibliotheca Graeca X. 62.) und Hesychius, bey welchem der Herausgeber nach genauerer Untersuchung noch eine ziemliche Anzahl ehedem übergangener Glossen angetroffen und nachzutragen gefunden hat. Hinter jeder ist der Anfangsbuchstabe des Werks, aus dem sie genommen ist, gesetzt. Nach mehrern Beweisen, die dem Recensenten bey der Vergleichung wenigstens Stunden vorgekommen sind, hat der Verf. auch diesesmal bey weitem nicht seine Quellen völlig ausgeschöpft; besonders sind aus Suidas eine Menge von Stellen zurückgeblieben, die doch so leicht als zu seinem Zweck gehörig hätten entdeckt werden können.

Ueberhaupt wird jede Vergleichung dieses Bandes mit den Glossis Hesychianis dem ersten zum Nachtheil gereichen. Man merkt es nur allzusehr, daß dem Verf. beym Suidas ein Vorarbeiter, wie Alberti gefehlt hat; daß daher beym Suidas weit seltener die Quellen der Glossen aufgespürt, der Text seltener berichtiget worden, und was immer unter die biblischen Glossen aufgenommen werden sollte, nur gar zu häufig unbemerkt geblieben ist. Schon itzt hat der Verf. sich gedrungen gesehen, ein auctuarium Glossarum sacrarum Suidae anzuhängen: aus jedem Buchstaben des Alphabets läßt sich gewiß noch ein ganzes Dutzend ausgelassener Artikel

ohne

ohne große Mühe auffinden. Es scheint uns das ganze Werk kein manche Spuren der Eilfertigkeit zu haben.

G.

Werke des Plato, vierter Band, welcher den Sophisten, Staatsweisen, Lysis, Laches, und Menexen enthält. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1786. 558 S. 8.

Ob man gleich sieht, daß der Verf. dem Ficin blos folgt, und in manchen Stücken richtiger übersetzt: so kann man doch nicht umhin, auch so noch manche Flecken an dieser Arbeit zu bemerken, ohne gerade hämisch zu seyn, oder sorgfältig jedes Stäubchen auflesen zu wollen, das der Bürste etwan entwischte. Wir halten Plato für einen von den Schriftstellern, die äußerst schwer zu übersetzen sind, wenn auch nur vom richtigen Ausdruck des Sinnes die Rede ist; und bey dem durchaus nicht rasch weg, sondern erst nach genauer Zusammenhaltung mehrer Sätze muß übersetzt werden. Gleich der Anfang des Politikus, oder Staatsmannes, mag hierin Beweis seyn, er lautet bey unserm Verf. so: Sokr. ich weiß es dir nicht wenig Dank, Theodor, daß du mir die Bekanntschaft des Theätets und auch des Fremden, verschafft hast (kürzer wohl, und deutlicher, Theätets und des Fremden Bekanntschaft) Theod. ich hoffte, Sokrates, du wirst mir dreyfachen Dank wissen, wenn du erst gehört hast, wie sie beyde auch den Staatsweisen, und Philosophen spielen können. Sokr. das soll wohl, allein, bester Theodor, darf ich es wieder sagen, daß ich dies von einem Manne gehört habe, der in der Dialektik sowohl, als in der Geometrie der größte Meister ist? Theod. wie meinst du das Sokrates? Sokr. weil wir diese Männer in gleichen Rang setzen, die doch in Absicht der Ehre viel zu weit aus einander stehen, als daß sie nach der Verhältnißlehre einer Kunst, in Gleichheit gesetzt werden könnten. — Vermuthlich wird es andern Lesern dieser Stelle ergehen wie uns, daß sie keinen Zusammenhang dabin zu finden vermögen; daran aber ist Plato nicht Schuld, ein Paar nicht richtig gefaßte Worte sind Schuld. Zuerst συγγεγραφεναι δε, welches nicht spielen, sondern schildern heißt. Theätet und der Eleatische Fremde spielten den Sophi-

sten, Philosophen und Staatsmann nicht, sie beschrieben sie bloß, entwarfen ihre Charaktere. Ferner Λογιστικὴ bezeichnet hier nicht Dialektik, oder Vernunftschlüsse, wie auch Ficin scheint zu glauben, sondern Rechenkunst. Dann τιμὴ soll hier nicht Ehre, sondern Werth bedeuten; und endlich sind die Worte τριῶν τούτων μᾶλλον ἀφεστᾶσιν ἢ κατὰ τὴν ἀναλογίαν, ὃν τοὺς ὑφ' ἑτέρου λόγους nicht nach des Verf. Angabe zu nehmen, wenigstens verhalten sie nichts vom Setzen in Gleichheit. Unsers Erachtens müssen sie so gegeben werden. Diese drey Namen sind in Ansehung ihres Werthes weiter von einander entfernt, als nach eurer Verhältnißlehre die Glieder einer Proportion es seyn dürfen; bekanntlich müssen in arithmetischen und geometrischen Proportionen die beyden ersten und die beyden letzten Glieder etwas gleiches geben. Wir würden die ganze Stelle so ohngefähr übertragen: Sokr. fürwahr, Theodor, ich bin dir sehr verbunden, daß du mich mit Theätet sowohl als den Fremden bekannt gemacht hast. Theod. Vielleicht, Sokrates, wirst du mirs noch dreymal mehr Dank wissen, wenn sie dir auch den Staatsmann und Weltweisen schildern werden. Sokr. Sehr gern. Allein, lieber Theodor, soll ich sagen dies von einem Manne gehört zu haben, der im Rechnen und der Geometrie Meister ist? Theod. wie so Sokrates? Sokr. weil du jedem dieser drey (dem Sophisten nämlich, Staatsmann und Philosophen) gleichen Rang giebst, da sie doch in Ansehung ihres Werthes weiter von einander abstehen als es die Grundsätze der Verhältnisse in einer Kunst erlauben.

Ulk.

Handbuch der klassischen Literatur, enthaltend Archäologie; Notiz der Klassiker; Mythologie; Griechische und Römische Alterthümer. Von Johann Joachim Eschenburg, Herzogl. Braunschweigl. Hofrath und Professor am Collegio Carolino in Braunschweig. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1787. gr. 8. ohne dem Register 574 S.

Da

Da die erste Ausgabe nur 534 Seiten enthielt, so ist diese Vermehrung sogleich sichtbar, der Verf. hat besonders die Notiz der klassischen Litteratur erweitert, hie und da noch einige Züge zur Charakterisirung der Schriftsteller hinzugesetzt, und in übrigen Abtheilungen nach beständiger Durchsicht, sorgfältige Aufmerksamkeit auf Verbesserungen der wesentlichsten Mängel in den Sachen sowohl als im Vortrage beobachtet, auch dem Buche das so nöthige Register beygefüget. — Aus diesem sehr nutzbaren Handbuch sind besonders abgedruckt worden:

Archäologie der Litteratur und Kunst, zum Gebrauche bey Vorlesungen — — gr. 8. 150 Seiten. Grundzüge der griechischen und römischen Fabellehre zum Gebrauch bey Vorlesungen. gr. 8. 68 Seiten.

Am.

Kurze und faßliche Anweisung zur hebräischen Sprache für Anfänger, von Johann Gottfried Haas, Conrector an der Stadtschule zu Schneeberg. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 2 Bogen in Octav. 1787.

Der Verfasser hat auf diesen zween Bogen das Nöthigste zur Grundlage beym ersten Unterricht in der hebräischen Sprache zusammengedrängt. Er handelt in 39 §en, von den Buchstaben, Vocalpuncten und Lesezeichen, vom Ton und dessen Veränderungen, vom Nennworte, Fürworte, regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitworte, und von den Partikeln; und zuletzt noch in drey §en vom Syntax der Hebräer. Er setzt, versteht sich, ohne Raisonnement die Resultate hin, wie sie aus den Datis in der hebräischen Bibel folgen. Das Wie und Wo und Warum zu zeigen, überläßt er mündlichem Unterricht. Von den regelmäßigen Zeitwörtern, und von Nenn- und Fürwörtern, sind Tabellen gegeben, worin die Endungen bemerkt sind. Recht gut, zur Uebung des Jünglings, selbst nach derselben ein beliebiges Wort ganz durch Veränderungen zu bilden. Die Abweichungen unregelmäßiger Zeitwörter sind in §en bemerkt. Diese Kürze ist für den Anfänger sehr zweckmäßig. Er muß doch die Elemente

der

der Grammatik durchaus mit dem Gedächtnisse fassen. So lasse man nur das Nöthigste Gedächtnißübung seyn, und der mündliche Unterricht eines guten Lehrers übe vermittelst dieser Anfangsgründe dann weiter den Verstand in der Erfindung und fleißigen Anwendung der Gründe und Beyspiele. Die Wahl des Nöthigsten ist recht gut getroffen, und das meiste ist gut und richtig vorgetragen. Nur hie und da ist eine Verbesserung nothwendig. S. 5. würde für thschin, thsch, besser Schin und sch gesetzt seyn; denn das ist das ש der Hebräer. §. 3. Aleph ruht auch nach Saegol z. E. in נַעַר; aber He nicht nach u und i. §. 4. wäre besser mit §. 7. zu verbinden. §. 6. hieße besser so: Buchstaben, die das Stammwort schon hatte, heißen radicales; die zur Veränderung desselben dienen, heißen serviles. Der Verf. nennt radicales, die wesentlich zum Worte gehören. Aber die zweyte Person ist ja auch ein Wort, und diesem Worte sind, so fern es die zweyte Person ist, serviles wesentlich eigen. S. 7. ist n. 1. 2. so zu ändern: praeformativae werden am Anfange, affomativae am Ende der Worte angehängt. Der Verf. sagt: Erstre formiren tempora und conjugationes, und letztre personas. Allein א und י und ת bilden im Singulari Futuri als Charakter die Personen, und sind doch und heißen auch praeformativae. §. 7. wäre für Vocale besser Vocalzeichen gesetzt. Denn lang A und kurz A u. s. w. ist ein Vocal; aber die hebräische Grammatik hat dafür zwey Zeichen. Kamets und Patach sind nicht richtig erklärt. Bey der Aussprache des langen A wird der Mund weiter, als beym kurzen geöffnet. Der Name und dessen Bedeutung, Zusammenziehung, verführte den Verfasser. Aber dieser rühret von Juden her, die diese Figur wie lang O sprachen; das zieht den Mund zusammen. S. 7. n. 2. hätte das Schua gar nicht zu den Vocalen gerechnet und auch nicht Chateph genannt werden sollen. Es ist ein Zeichen, daß zwischen zween unmittelbar auf einander folgenden Vocalen gar kein bestimmter Vocallaut gehört war; hingegen Chateph Patach, Saegol und Kamets ist das Zeichen des am allerkürzesten wirklich gehörten a, e, o. S. 8. Patach furtivum steht nicht für ein Schua, und es bezeichnet ein schnellgesprochenes a, welches die Hebräer da, wo es gesetzt wird, hören hießen. S. 9. Dagesch forte macht nicht; sondern bezeichnet nur, daß ein Buchstabe doppelt zu sprechen sey. §. 12. Die Lehre von mihus moris sollte ganz wegbleiben. Sie ist

eine leere Hypothese. S. 15. Akzent, Kontrakzion sollte man nie, am wenigsten in Schulbüchern schreiben. §. 17. Dagesch ersetzt nichts; es bezeichnet nur eine ersetzende Verdoppelung. §. 22. Kein Accent verlängert; aber wohl bezeichnet er Verlängerung. S. 21. hätte von Piel bemerkt werden sollen, daß es öfters transitivum sey, wenn Kal intransitivum war. S. 30. n. 1. auten ist verdruckt, nomen sing. für plur. Diese Bemerkungen könnten bey einer neuen Auflage genutzt werden.

Da.

12. Erziehungsschriften.

Beschäfftigungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge. In Anreden an die Zöglinge des Königlichen Pädagogiums zu Halle. Erste Sammlung, herausgegeben von August Hermann Niemeyer, Professor der Theologie und Aufseher des Königlichen Pädagogiums. Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung. 1787. 17 Bog. in 8. 1½ Bog. Vorrede.

Rec. freute sich beym Anblick dieser Beschäfftigungen, über die heilsame Reform der vermeinten Gottesverehrung, welche nicht allein auf der Schule des Waisenhauses, sondern auch auf dem Königl. Pädagogium zu seiner Zeit und noch lange nachher herrschend war. Er weiß es aus eigener Erfahrung, wie ihm alles, was Gottesdienst hieß, zum Ekel geworden war, wie durch überhäufte Andachtsübungen so mancher Heuchler erzogen, und nun bey denen, die nicht Heuchler seyn wollten, Verachtung und Geringschätzung der Religion mächtig befördert wurde. Und nicht allein die Ueberhäufung der Andachtsübungen, sondern auch die Beschaffenheit derselben trug dazu bey, das Gefühl für Religion und Gottesverehrung zu ersticken. In fünf Jahren, welche Rec. als Schüler auf dem Waisenhause zugebracht hat, hat er gewiß

weiß nicht fünf Vorträge moralischen Inhalts gehört, welche für die Lage eines studirenden Jünglings passend gewesen wären, ohngeachtet an jedem Sonntage drey öffentliche Vorträge gehalten wurden, die Vorlesungen bey Tische und die drey des Sonntags gewöhnlichen Betstunden nicht mitgerechnet. Die Vorträge strotzten von kalter Dogmatik, und obgleich die Versammlungen aus lauter Jünglingen bestanden, so schien doch nie der Lehrer bey seiner Vorbereitung sie ins Auge gefaßt und ihre individuellen Bedürfnisse sich gedacht zu haben. Um so angenehmer muß es jedem seyn, der nur einigermaßen die Wohlthätigkeit des Hallischen Waisenhauses kennt, wenn er durch die vorliegende Schrift des Hrn. P. Niemeyers erfährt, daß man nun auch hier anfängt, dem Genius Seculi mehr zu würdigen. Zwar sind diese Anreden nur an die Zöglinge des Königl. Pädagogiums gehalten, allein wir hoffen mit vielem Recht, daß diese Verbesserung auch für die Schule des Waisenhauses nicht ohne Wirkung seyn werde, da auf dieser in so mancher andern Hinsicht schon sehr vieles seit Jahr und Tag verbessert worden ist.

Doch wir gehen zur Anzeige des Inhalts dieser Beschäfftigungen über. — In der Vorrede entschuldigt sich Hr. P. Niemeyer wegen der Herausgabe dieser Andachtsübungen. Es bedurfte aber dieser Entschuldigung wohl nicht, weil wir bey der ungeheuren Menge von Schriften für Jünglinge an dieser Art immer noch Mangel haben. Der erste Abschnitt des Buchs enthält die längern Reden, die größtentheils an Sonntagen bey dem Schulgottesdienst sind gehalten worden. 1) Ueber den herrlichen Einfluß fehlbar Gottesfurcht auf das ganze Leben des Menschen. Von J. G. Richter. Diese wie auch die dritte, achte, neunte und zehnte Anrede sind gehalten worden, ohne daß ein bibliſcher Text dabey zum Grunde gelegt wäre. Rec. muß gestehen, daß ihm dieſes nicht hat gefallen wollen. Zugegeben, daß ein bibliſcher Text zur Predigt nicht unumgänglich nothwendig ist, so, dünkt uns, ist es doch am allerwenigſten rathſam, bey Verſammlungen auf Schulen, welche wirklich die Stelle des öffentlichen Gottesdienſtes vertreten, die Bibel ganz bey Seite zu legen. Wer nur einige Kenntniß unſres heutigen, beſonders unſrer ſtudirenden Jünglinge, der weiß auch den Hang derſelben kennen, in den freyern Modetou unſrer Zeit einzuſtimmen, über groſſenbarte Religion dreiſt zu

ende

entscheiden, und von einer gewissen philosophischen Religion zu reden, so wenig sie ihr eigenes Geschwätz auch verstehen mögen. Rec. schreibt das alles aus Erfahrung nieder. Sollte nicht dadurch, daß Lehrer bey Religionsvorträgen an Sonntagen auch nicht einmal einen Bibelspruch zum Grunde legen, Verdacht und Verachtung gegen die Bibel genährt werden? Wenigstens wird durch diese Neuerung nichts gewonnen. Und zu diesem Vortrage über frühe Gottesfurcht hätte sich doch wohl leicht eine biblische Stelle finden lassen. Was die Rede selbst betrifft, so sieht man derselben zwar die Feile an, allein doch dünkt uns, daß der Verf. nicht recht in die eigentlichen Situationen des jugendlichen Leben hineingegangen sey. Das war auch nicht wohl möglich, da man hier drey Resewitzische Predigten über eben die Materie in eine einzige zusammengedrängt findet. Die Sprache ist oft zu gesucht, und der Blick des Jünglings oft auf Dinge gerichtet, die ihm deswegen unwichtig werden, weil sie zu weit außer seinem Gesichtskreise liegen. 2) **Von der Hochachtung des Jünglings gegen das Urtheil und die Gesellschaft älterer und verständiger Personen.** Ueber Sirach 6, 25. 36. Vom Herausgeber. Schön und für Jünglinge sehr brauchbar. 3) **Von dem Werth, den zweckmäßige Zurückerinnerung an die entfernten Eltern und Freunde für den Jüngling haben kann.** Von C. W. Ewerbeck. Ohne Text. Werth ist wohl das unrechte Wort. In dem Vortrage selbst hat sich der Verf. richtiger ausgedruckt: Wie nützlich und heilsam eine zweckmäßige Erinnerung u. s. w. Die Anrede an sich betrachtet, scheint uns ziemlich unbedeutend zu seyn. Es gibt ja der Materien zu Anreden an Jünglinge so erstaunlich viel, daß man gar nicht nöthig hat zu den Minder-Wichtigen seine Zuflucht zu nehmen. Und überdem ist auch am Ganzen dieses Vortrags sehr viel auszusetzen, und man sieht wohl, daß es dem Verf. sauer geworden ist, diese Materie zu bearbeiten, ein sicheres Kennzeichen, daß man nicht gut gewählt und nicht gut disponirt hat. Im ersten Theil zeigt er, was zu einer zweckmäßigen Erinnerung an die Unsrigen gehört. 1) *Wir müssen uns der Unsrigen nicht zu selten, nicht zu flüchtig, nicht kalt und gefühllos erinnern.* Die Natur predigt hier von selbst. 2) *Wir müssen keinen Beweis ihrer Güte, keine Wohlthat von ihnen undankbar und unerkenntlich annehmen, sondern jede Probe von väterlicher*

licher und mütterlicher Zärtlichkeit, die sie uns geben, ansehe; als eine kräftige Aufforderung zum unbedingten Gehorsam und zu dem eifrigsten Bestreben, ihre gerechten Forderungen und Wünsche so viel an uns ist, zu erfüllen. Wie kann dieses zur zweckmäßigen Erinnerung gerechnet werden? 3) Hüte dich vor Kälte und Gleichgültigkeit gegen alles was deine Eltern betrifft, und nimm vielmehr an allen ihren Schicksalen und Begegnissen Theil. 4) Gedenke deiner Eltern; wenn du zwischen Tugend und Laster schwankst, und vornehmlich in den Stunden des Gebets. Zwey sehr verschiedene Arten des Andenkens an die Abwesenden. Das Gebet, sagt der Verf. S. 46. ist ein vortreffliches Geschenk Gottes. Das Gebet ein Geschenk? Wer in aller Welt kann sich dabey etwas denken? — Der zweyte Theil entwickelt die Vortheile einer zweckmäßigen Zurückerinnerung an die Ursachen. Rec. schreibt den ersten Vortheil ab, um zu zeigen, daß der Verf. über die Materie wenig zu sagen wußte, und daß derselbe vielleicht noch nicht genug Kenntniß der jugendlichen Denkart hat. „Ein zweckmäßiger Umgang mit den abwesenden Unsrigen schützt uns vor vielen andern, nicht immer unschädlichen und oft wirklich gefährlichen Vergnügungen; indem er uns nicht Zeit läßt, die dazu angebotenen Gelegenheiten zu ergreifen, oder wohl gar dieselben sorgfältig aufzusuchen. Er entreißt uns dem so gefährlichen Müßiggange, der die Quelle der meisten Uebereilungen, Ausschweifungen, Leidenschaften und Laster ist, und entzieht uns jener nicht weniger zu fliehenden Einsamkeit, die leider schon so oft den wildesten Trieben derselben Nahrung gegeben, und dieselben zu unglücklichen Fertigkeiten erhoben hat, die dem Bedauernswürdigen, der ein Raub derselben wird, endlich nichts als Elend und Verderben bereiten.“ Rec. ist überzeugt, daß mehrere von des Verf. jugendlichen Zuhörern das Unbedeutende dieser Tirade gefühlt haben, und dafür muß sich der Redner vor studirenden Jünglingen mehr hüten, als der Prediger auf der Kanzel. Und so unbedeutend und meistentheils nur halb wahr ist alles folgende. 4) Ueber den weisen (*) Einfluß des Jünglings auf die Verbesserung des Charakters seiner Mitschüler. Nach 1 Mos. 37, 17 — 24. Von C. G. Ewerbeck. Nicht interessant genug für den Jüngling bearbeitet. Die Ehrliebe des Jünglings hätte dabey mehr in Bewegung gesetzt

gesetzt werden sollen. 5) Von dem Werth der Aufrichtigkeit aus der Vergleichung mit dem Gegentheil. Ueber Pred. Sal. 7. 50. 6) Ueber das Lehrreiche, das in der Erinnerung an den leidenden Erlöser für nachdenkende Jünglinge liegt. Ueber Ebr. 12, 2. Beyde vom Herausgeber, und beyde schön, obgleich unserm Bedünken nach, die zweyte nicht das Lehrreichste für den Jüngling enthält. 7) Ueber den Einfluß der Religion auf die Erhöhung unsrer Freuden. Nach Pred. Sal. 11, 9. Von J. G. Richter. Recht schön, nur hätten wir gewünscht, daß der Verf. sich mehr darauf eingelassen hätte, zu zeigen, wie die Religion die Freuden des Menschen, und besonders die Freuden des Jünglings veredle, und daß sprechende Belege dafür angeführt wären. 8) Von der Selbsterkenntniß. Ohne Text. Von C. F. G. Dietlin. Diese Anrede enthält viele vortreffliche Gedanken, auch sind einige der angegebenen Hülfsmittel zur Selbsterkenntniß sehr gut und brauchbar. Nur Schade, daß der Verf. hie und da seinen Hauptsatz aus dem Gesichte verliert. Auch hätten wir wohl gewünscht, daß der Jüngling auf die Nothwendigkeit der Selbsterkenntniß aufmerksam gemacht wäre. 9) Ueber die Selbstverschuldungen menschlicher Schwäche. Ohne Text. Von J. S. G. Huth. Der Verf. giebt Arbeitscheu, Unmäßigkeit, Empfindeley und Unkeuschheit als Hauptursachen der körperlichen und geistigen Schwäche des Menschen an, und sagt darüber so viel Gutes, als in einer so kurzen Rede von einer so wichtigen Sache gesagt werden kann. Rec. hält diese Rede für eine der besten in der ganzen Sammlung. 10) Rede an die Zöglinge des Königl. Pädagogiums bey einem unglücklichen Todesfall ihres Mitschülers. Von dem Herausgeber. Ein sehr hoffnungsvoller Jüngling, der Sohn eines angesehenen Hauses in Halle, kam auf den unbesonnenen Entschluß, bey den häufigen Besuchen seiner Eltern in einer Apotheke der Stadt Arsenik zu kaufen und es unbemerkt einzunehmen. Seiner Aussage nach wollte er sich dadurch einen Ausschlag vertreiben, von dem er fürchtete, er könnte ihn von einem bevorstehenden Familienfeste abhalten. Aller angewandten Mühe ohnerachtet starb er am dritten Tage. Die wahren Umstände sind sogleich in einer eigenen Schrift dem Publikum von dem Verf. der Rede vorgelegt. Die Rede selbst ist vortrefflich. Der Verf. bahnt sich zu zwey lehrreichen Betrachtungen den

Weg durch einige allgemeine Sätze, daß nämlich der unglückliche Jüngling sich habe einen Dienst leisten wollen, daß er aber in der Wahl des Mittels, das ihm helfen sollte, unüberlegt und thörlicht gehandelt und schwer dafür gebüßt habe. Darauf werden die zwey Fragen aufgeworfen: 1) was hätte unsern Freund sicher vor diesem Schritt bewahren können? 2) wie leicht könnten wir schwache Menschen ähnliche Fehltritte begehen, und wie muß sein Beyspiel warnend und unterrichtend für uns werden? Beyde Fragen sind mit steter Hinblick auf die Jugend so meisterhaft durchgeführt, daß wir nicht wüßten, was noch hinzugesetzt werden könnte. — Der zweyte Abschnitt des Buchs enthält: kürzere Anreden bey dem Anfang und Schluß des Tages und bey andern Gelegenheiten. Alle sehr zweckmäßig und gut. Wenn überhaupt Rec. hie und da, seiner Ueberzeugung gemäß, nicht alles vollkommen gefunden, und seine Erinnerungen nicht zurück gehalten hat, so ist er doch weit entfernt, dem Ganzen seinen verdienten Beyfall zu versagen, so wie er auch nicht zweifelt, daß durch diese wohlthätige Reform des Schulgottesdienstes werde viel Gutes gestiftet werden. Möchte es doch auf der Schule des Waisenhauses auch so seyn!

Dh.

Geschichte Jesu. Ein Geschenke für Kinder. Von Joseph Ahorner. Augsburg, in der Wolffischen Buchhandlung. 1786. 5½ Bogen in 12. Mit einer Titelvignette, auf welcher die Kinder von der Mutter gerade zu Jesu laufen, mit der Unterschrift: Jesus ein wahrer Kinderfreund.

Als ein Produkt aus dem katholischen Deutschland ist das Büchlein noch immer erträglich. Freylich keine vollständige zusammenhangende Geschichte Jesu, die auch kleinen Kindern, für die der Verf. schreibt, ganz unnütz wäre. Besser hätte es heißen können: Erzählungen von Jesu. Die Schreibart ist, manche Provinzialismen ausgenommen, ziemlich rein, obgleich manche Stellen vorkommen, die zur Ziererey herabsinken. Ein Beweis, wie schwer es sey, in Kinderschriften nicht aus dem geraden Naturwege zu weichen. — Das

Ganze

Ganze ist ziemlich bequem in Lesungen eingetheilt, obwohl der Ausdruck selbst eben nicht gewöhnlich ist.

Mehreres möchten protestantische Leser nicht gut verdauen können, wie denn die Schrift selbst überhaupt nur für kleine katholische Leser seyn möchte. Daß erst S. 13. von dem Sündenfall durch Adam gehandelt wird, konnte aus einer Geschichte Jesu ganz wegbleiben. Was sich auch nach S. 16. die Kinder dabey denken sollen, daß Jesus durch die Wirkung des h. Geistes empfangen sey, ohne daß Maria aufhörte eine Jungfrau zu seyn, mag der Verf. besser wissen, als wir Protestanten. Sollte man nicht wenigstens Kinder damit verschonen? Daß Jesus immer Gott, und Gottmensch genannt wird, ist auch durchaus wider das historische Costum.

Die Beschreibung von dem Verhalten des zwölfjährigen Jesu im Tempel S. 33. ff. steht gar nicht im Evangelisten: „Er beobachtete nicht die verschiedenen Leute, die zugegen waren — faltete die Hände gen Himmel, schlug die Augen unter (nieder). — Auch zu Hause war er andächtig; er vergaß nie Morgens und Abends zu seinem himmlischen Vater zu beten.“ — Alles recht gut; aber wo steht das? Eben so ists mit der, fast ins komische fallenden Beschreibung S. 35. „Er half seinem Vater in seinen Holzarbeiten. Was man ihm befahl, that er den nämlichen Augenblick, ohne verdrüßlich darüber zu seyn. Er wartete nicht, daß mans ihm das zweytemal befehlen mußte. Er sprang nicht, sondern gieng ordentlich. Er zankte nicht mit andern Kindern, sondern war gern allein, und beschäfftigte sich nützlich. Er aß nicht unmäßig, sondern ganz gelassen u. s. w.“ Elendes Gewäsche! Hätte der Verf. sonst von Jesu nichts wichtigeres zu sagen? Uns wundert, daß er aus dem Evangelio Infantiae Christi nicht die Vogelschöpfung aus Leim beygebracht habe, da Christus die aus Leim gebackenen Vögel auf sein Wort fliegen ließ, worüber sich denn die andern Kinder, mit denen er spielte, stattlich verwunderten. Den Glauben an solche Fratzen scheint er zu haben.

Roher scholastischer Sauerteig oder Unsinn ists, daß Jesus, als Gott nach S. 24. sich der Beschneidung nicht hätte unterwerfen dürfen. Was sollen dabey Kinder denken? Wozu solche aus der Luft gegriffene Fragen? Der Mensch Jesus war ein gebohrner Israelit, und als ein solcher mußte er sich der Beschneidung unterwerfen. Das konnte der Verf.

noch wohl setzen, und die Kinder mit seiner unfaßlichen Theorie verschonen. — Wir hätten noch vielmehr zu erinnern, allein wir mögen unsern Lesern mit solchen groben katholischen Brocken, die ein zehnjähriges unter uns gut unterrichtetes Kind nicht verdauen kann, nicht länger beschwerlich fallen. Die gelindeste Kritik kann also weiter nichts sagen, als daß es ein sehr mittelmäßig gerathener Versuch sey, und zwar nur für katholische Kinder — für unsere protestantischen ganz und gar nicht.

Wu.

Nachricht von der im Elisabethanischem Gymnasium zu Breslau üblichen Censur der Schuljugend, von Phil. Jul. Lieberkühn, Rect. und Prof. des Elisab. Gymnas. und der hiesigen Evangel. Schulen Inspector. Breslau, bey Löwe. 1787. 36 S. in 8.

Der berühmte Hr. Lieberkühn hatte an dem Gymnasium zu Breslau, wohin er vor einigen Jahren berufen wurde, die Gewohnheit eingeführt, den jungen Leuten nicht nur vierteljährlich in Gegenwart der Obern und sämmtlicher Lehrer, öffentliche Censuren zu ertheilen, sondern in den Valedictionsprogrammen abgehenden Gymnasiasten ihre Censuren gedruckt mitzugeben. Darüber ist er nun verschiedentlich getadelt worden, und liefert dargegen in dieser kleinen Schrift, die abermahls ziemlich freymüthige Schilderungen von 13 Valedicenten enthält, seine Vertheidigung durch Angebung seiner Absichten und der dabey befolgten Grundsätze und Versicherung der strengsten Unpartheylichkeit. Wir wollen ihm dieses alles zugeben, sind aber doch der Meynung, daß solche öffentliche Schilderungen selten ihrem Zwecke völlig entsprechen werden. Die Jugend ist leichtsinnig und die Censuren werden nicht geachtet. Daß solche Censuren gedruckt werden, kann in einzelnen Fällen, wenn jugendliche Unarten öffentlich durch den Druck ausgestellt werden, auf das künftige Glück eines Jünglings nachtheiligen Einfluß haben; und dieß wird doch ein menschenfreundlicher Lehrer gewiß nicht wollen.

Mate-

Materialien zu Vorschriften zum Dictiren und Vorlesen in teutschen Schulen, von Lud. Christian Ant. Wigand, Pred. in Südgrüningen. IVtes Bändchen. Halberstadt, bey Groß. 1787. in 8. 8 Bogen.

Der Vorrath zu diesen Materialien scheint nach und nach abzunehmen; in der ersten Hälfte dieses Bändchens wenigstens fangen sie an etwas unerheblich zu werden; sie bestehen in folgenden. 1) Einige Gebete für die Jugend, größtentheils in sehr schlechten Reimen. 2) Verzeichniß einiger veralteten deutschen Wörter, die in Luthers Uebersetzung der Bibel vorkommen, wie auch andrer einer Erklärung bedürfenden biblischen Benennungen und Ausdrücke, ein Zusatz zu einem ähnlichen Capitel im II. Bändchen. 3) Vorbereitung zur Lesung des N. T. — kurze Notizen von den Neutestamentlichen Schriftstellern, Personen und Gemeinden, an die die Paulinischen Briefe geschrieben sind, ingleichen von den vornehmsten Palästinischen Gegenden und Orten, und besonders von Jerusalem, auch von einigen jüdischen Alterthümern. 4) Anleitung zum Schönschreiben. 5) Vermischte Sachen — vom Verdauungsgeschäffte, vom Salz, Feuer, Geschmack, versteinerten Körpern, Raupen, Regenbogen, von Schall und Stimme, von Mortalität, Blutumlauf, Krebs, vom Bau des Ohrs, vom Wachsthum des Thieres im Ey, vom Magnet, und sehr vielen andern nützlichen Dingen, auch ein Präservativ wider die Viehseuche — bey weitem der Beste in diesem ganzen Bändchen: nur hätte der Verf. nicht offenbare Unmöglichkeiten nacherzählen sollen, wie S. 45. das Mittel, binnen 48 Stunden, aus Saamen eßbaren Blumenkohl zu ziehen. 6) Einige Gesundheitsregeln — ein Zusatz zu dem ersten Bändchen — ebenfalls nützlich. 7) Etwas zur Uebung der Scharfsinnigkeit — ein drittehalb Bogen langes Verzeichniß deutscher Wörter, die für gleichbedeutend gebraucht werden, mit Bemerkung ihres Unterschiedes, als: Geiz, Kargheit, Filzigkeit; krank, unpaß, siech. 8) Sitten- und Klugheitsregeln, nebst ein Paar Erzählungen von den Früchten einer schlechten und guten Erziehung. Die ersten sind sehr schön. Im Grunde aber sind das alles

weder Materialien zum Dictiren, noch zum Vorlesen; sondern vielmehr zum Selbstlesen.

Kupfer zu Herrn Professor Salzmanns Elementarwerk nach den Zeichnungen Herrn Dan. Chodowiecki, von Herrn Penzel und Herrn Crusius Sen. gestochen. Zweytes Heft. Leipzig, bey Crusius. 1787.

Abermals ein schönes Denkmal deutscher Kunstzeichnung sowohl als Stich ist in den meisten Blättern vortrefflich. Der Schmerz der Mutter Bl. 45, des kranken Mannes Bl. 44. des wiedergefundenen Kindes Bl. 24 und 25, und des reuvollen Knaben Bl. 32. ist meisterhaft ausgedrückt. Die Physognomie des Predigers Bl. 43. ist zum Sprechen. Eigentlich schöne weibliche Gesichter zwar haben wir hier weniger gefunden, als man es von Chodowieckischen Zeichnungen sonst gewohnt ist; wiewohl auch verschiedene Blätter, als 23, 33, 34. u. a. nicht leer davon sind. Viele Kinderköpfe und der Hofmeister Bl. 38. sind zu gemein und ohne Ausdruck. Die zwo Mädchen Bl. 34. haben in der folgenden keine Aehnlichkeit. Manche Väter z. B. Bl. 37. sehen zu jung und unmännlich aus. Die zwey Armen aber, Bl. 29 und 33. erregen Schrecken. Eine der sprechendsten weiblichen Figuren ist die Gouvernante Bl. 30. Die Blätter laufen übrigens von 23 bis 46 und bis S. 251. des moralischen Elementarwerks fort.

Bibliothek für Jünglinge und Mädchen. Eine Monatschrift. Zweyten Bandes I. II. IIItes Heft. Hamburg, auf Kosten der Verfasser. 1787. 192 S. in 8.

Auch dieser zweyte Band ist nicht leer an gutgeschriebenen, lehrreichen und unterhaltenden Aufsätzen, obgleich, wie es uns wenigstens vorkommt, in geringerem Maaß als der erste, die diese Bibliothek von einer Menge unerheblicher Compilationen von ähnlichem Inhalt auszeichnen. Wir rechnen hieher

hieher Agef, eine morgenländische Erzählung — der Aufwand vom Wunderbaren ist etwas groß für die Ausbeute von Philosophie, die damit gewonnen werden soll, und die wenigstens keine Lektüre für Mädchen seyn wird. Charlotte — oder die schädlichen Folgen der Roken-Philosophie — eine Geschichte, die wir nicht für erdichtet halten. Klagen des Herkules — ein Probestück blühender Schreibart. Ueber die Einsamkeit — werth, neben dem Zimmermann gelesen zu werden. Walter Mistling und sein Sclave. Ende des schäferlichen Zeitalters — ein Stück von schöner Erdichtung. Ob die Empfindungen der Kinder gegen die Väter von denjenigen gegen die Mütter unterschieden seyn sollen? Die letzten, wo sie anders nicht die ersten mütterlichen Pflichten Miethlingen überlassen, haben ein Recht von ihren Kindern, noch mehr zärtliche Sorgfalt zu erwarten, als Väter. Der Marktschreyer. Südney und Jenny, ein rührender kleiner Roman. Aluk-Babuk — eine orientalische Erzählung — die uns nicht sehr gefallen hat. Die Nacht — das Begräbniß, zwey schöne Stücke. Verhaltungsregeln für vornehme Leute — eine Ironie. Die Gewissensbisse, eine schreckhafte Scene.

Lesearchiv für die Jugend. Auch für erwachsene Personen zur Unterhaltung. Breslau und Hirschberg, bey Korn dem ältern. 1787. 12 Bogen in 8vo.

Lektüre für die kleine Jugend, zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens. VI. Theil. Gießen, bey Krieger dem ältern. 1787. 24 Bog. in 8vo.

Das Lesearchiv ist eine abermalige Compilation unterhaltender und lehrreicher Aufsätze und Erzählungen, zur Lektüre für junge oder unbeschäfftigte Leute, dergleichen wir schon so viele haben, nur unter einem neuen Titel. Wir müssen sagen, daß die Stücke, die seinen Inhalt ausmachen, wovon uns einige schon vorher bekannt waren, recht gut gewählt sind und Leser verdienen. Wir rechnen dahin die brave Bäue-

rin, den Brief einer Mutter an ihre Tochter, am Geburtstag der letzten, den Auszug aus dem Tagebuch einer Demoiselle, die Pantoffeln, Lehren einer Mutter an ihre Tochter, eines Vaters an seinen Sohn, die Erzählung, der Edelmann und ein Korbmacher, die tanzenden Schlangen, Michael Vanmorie, oder der rechtschaffne Sohn, die Erzählung eines Augenzeugen von einem Spieler, und das Fest zu Rosenhayn.

Die Lektüre für die kleine Jugend erhält sich auch noch bey ihrem sechsten Theil bey dem Ruhm gutgewählter, angenehmer sowohl als belehrender Erzählungen und andrer Aufsätze in Prosa und Versen. Wir bekennen, daß wir den größten Theil derselben mit Vergnügen durchgelesen, und nur sehr wenige ganz schlecht und verwerflich, einige aber nur mangelhaft, gefunden haben. Wir wollen einige der vorzüglichsten kürzlich anzeigen. Joseph Craborri, der 1698. unter dem Schutt der durch ein Erdbeben zerstöhrten kleinen Stadt, 13 Tage lang unter verwesenden Leichen lebendig erhalten und endlich errettet wurde. Julius, der dritte Sohn Herzog Heinrichs des jüngern von Braunschweig, als ein Beyspiel vom Vertrauen auf Gott. Einige schöne Züge aus dem Leben des Grafen von B. Beschreibung des Wasserfalls von Niapora. Beschreibung des Seetreffens zwischen Rodney und Große, von einem Augenzeugen. Geschichte Lady Akland, die ihrem Mann in dem Feldzug des General Bourgoyne gefolgt war. Hrn. Zöllners merkwürdige Geschichte eines Verrückten. Einzelne Merkwürdigkeiten der Natur. Der für einen Hund vertauschte Knabe. Die edle That des Kaiserl. Generals Grafen von K. um eine von seinen Bedienten im 7jährigen Krieg auf einem sächsischen Dorf verübte Erpressung wieder gut zu machen. Eine Räubergeschichte. Schicksale des Herrn von Belleisle. Geschichte eines Selbstmörders, der von seiner Mutter unehelich gezeugt und in den Abtritt geworfen, aber errettet und übel erzogen, unter eine Räuberbande gerieth, und seine Mutter ohne sie zu kennen, erschlug, und dann sich selbst im Gefängniß das Leben nahm. Der Kupferschmidt (aus den Abendstunden der Fr. von Genlis.) Verschiedene orientalische Geschichten. Schöne Beyspiele einer in der Folge wohlvergoltenen Gutthätigkeit. Herrschaft der Tugend selbst über Verbrecher. Beyspiele der Wohlthätigkeit, wo man sie nicht erwarten sollte. Stiergefechte in Spanien. Fragment aus einer Lebensbeschreibung eines alten Candidaten — eine

rühm-

rühmliche Anekdote aus dem Leben des verewigten Friedrichs II. Rührende Geschichte der Nancy Collins. Leben Duvals. Reise nach Cap breton. Von den freundschaftlichen Inseln. Von dem giftigen Manschinellbaum. Am meisten aber wird gefallen das Schicksal einer deutschen Prinzessin; Charlotte Christine (sie wird nicht einmal hier genannt) Prinzessin von Wolfenbüttel, vermählt an Peters des Großen Sohn, Alexius, den sie, um seinen Nachstellungen zu entgehen, heimlich verließ, für todt betrauert wurde, über Paris nach dem Mißsippistrohm gieng, daselbst einen Offizier d'Aubant heyrathete, nach Paris zurückgieng, und als sie erkannt wurde, sich mit ihrem Mann nach der Insel Bourbon wande, nach dem Tod ihres Mannes zurückgieng, und 1760. gestorben seyn soll. Das einzige wünschten wir noch, daß der Herausgeber allemal seine Quellen angeben möchte, wie er es bey der letzten Geschichte wirklich gethan hat.

Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. Siebendes Bändchen. Leipzig, bey Crusius. 1786. 12 Bog. in 8.

Man erkennt auch in diesem Bändchen an der fruchtbaren Erfindungsgabe neuer Gegenstände des kindlichen Unterrichts, an der glücklichen Benutzung alltäglicher Scenen aus der Kinderwelt zu lehrreichen Anmerkungen, und an der gefälligen, herzlichen Sprache den Verfasser der Unterhaltungen wieder. Wir wollen den Inhalt kürzlich angeben. Auch der Winter ist gut — unter andern auch, wegen des Schlittschuhfahrens. Wir können uns aber noch immer nicht überreden, Kindern anzurathen, einen künftigen bloß möglichen Nutzen mit einer gegenwärtigen gewissen Gefahr zu erkaufen. Der glückliche Reisende. Eine schöne Benutzung einer vorjährigen Zeitungsnachricht, von einem Reisenden, der im Vorbeyfahren einer Wittwe, unerkannt eine Summe Geldes auszahlte, um deren willen sie von Haus und Hof sollte gejagt werden. Wohlthun ohne Behutsamkeit ist oft sehr schädlich. Kann auch wohl die Seele krank seyn — ein vorzüglich schöner Aufsatz. Habsucht, ein Schauspiel in zwey(en) Aufzügen. An einem Weyhnachtheiligenabend frißt sich eins von den Kindern einen

Hauses, an eigenen und entwendeten Kuchen so zu schanden, daß es Abends bey der Christbescheerung krank ist und Arzney nehmen muß — dieß ist nun eigentlich natürliche Strafe der Unmäßigkeit und Freßsucht, nicht allgemein der Habsucht: überdem war der Junge ja auch gegen die armen Kinder, denen seine Geschwister ein Weyhnachtsgeschenk geben wollten, neidisch: auch auf diesen Fehler hätte seine Bestrafung eine Beziehung haben sollen. Auch Kinder können durch ihr gutes Beyspiel nützlich werden. Eine gut eingekleidete Erzählung von einer ungezogenen Dorfjugend, die durch die bessern Beyspiele der Kinder der neuen Gutsherrschaft, höflicher und verträglicher wurde. Edel und Unedel — gleich einem Exempel der praktischen Logik, aus mehrern einzelnen Fällen abgezogen. Gefällige Dienstbarkeit, eine Erzählung aus dem Leben — so sehr, daß sie weder Reiz der Neuheit noch Anziehung hat. Wilhelm und der kleine Bauerknabe — gegen die Verachtung der Bauerjugend, die so klein sie ist, doch schon ihr Brod verdienen kann. Eine wichtige Kunst, oder Geschichte eines Eremiten, der die Welt floh, weil er in derselben durch seine Hitze unglücklich geworden wär. Die wichtige Kunst ist: lerne früh den Zorn zu mäßigen, und Beleidigungen geduldig zu ertragen — sehr richtig! Unterredung des Herrn Treu mit seinen Kindern, über die Worte: Gott ist unser Vater — eine eigentliche Katechisation; denn Hr. S. hat dießmals für gut gefunden, diese Fortsetzung seiner sokratischen Unterredungen, mit neutestamentlichen Sprüchen zu belegen. Aus dem Begriff eines leiblichen Vaters folgert er unter andern, daß Gott als unser Vater, auch Nachfrage nach uns halte, und beweist es mit 1 Petr. 1, 17. Das heißt nun fast, ein Bild bis zur Spielerey verfolgen. Die Stelle enthält nichts vom Nachfragen, sondern sagt nur: daß Gott uns, ohne Ansehn der Person, nach eines Jeglichen Werk richte. Wollte ja der Verf. diesen Zug des väterlichen Bildes beybehalten: so konnte er ohngefähr so sagen: leibliche Väter pflegen auch nachzufragen, ob sich ihre Kinder gut aufführen: das braucht aber Gott der Vater nicht, er sieht und weiß ohnedem alles was wir thun: deswegen müssen wir immer so leben, wie wir wünschen, ihm bekannt zu seyn u. s. w. Der grausame Ferdinand. — Ein schönes Bekenntniß der Wahrheit von den Folgen der bey der modischen Erziehung so sehr gewöhnlichen Schmetterlings- und

In-

Insektenjagd! Das Durchbohren derselben macht die Kinder unvermerkt unbarmherzig und grausam. Die Art, einem Kinde das dadurch verübte Unrecht begreiflich zu machen, ist hier sehr schön eingekleidet. Den Beschluß macht eine Sammlung kleiner witziger Gedichte unter dem Titel: Etwas zur Uebung des Scharfsinns. Sie sollen den Scharfsinn der Kinder üben, indem sie rathen sollen, wo denn eigentlich der darinne befindliche Scherz liegt. Das erste z. E. ist:

Weiß sind Gelehrter Degenscheiden:
Denn Unschuld pflegt sich weiß zu kleiden!

Zf.

---

12. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Practische Beyträge zur Cameralwissenschaft in den Preußischen Staaten, von Gustav August Heinrich Baron von Lamotte. Vierter Theil. Halle, im Verlag des Waisenhauses. 1786. in 8. 1 Alph. 16 Bog.

Die Verordnungen welche in diesem Theile nach bekannter Methode mitgetheilt worden, betreffen die Invalidenpensionen, die Churmärkischen Registraturen, die Rindviehzucht und Krankheiten und Fiacres.

Wer sich über obige Materien sowohl von dem unterrichten will was ihrentwegen die Preußische Gesetzgebung verordnet hat, als auch anderwärts nützliche Anwendung finden könnte, der wird in dem angezeigten Theile vielen schönen Stoff dazu finden. Nur schade, daß überflüßige Weitschweifigkeit, und Mangel einer systematischen Ordnung, die Erreichung dieses Zwecks so mühsam machen.

F.

Practische Beyträge zur ferneren Ausbildung des Lehrbegriffs für die Unter-Finanz-Aemter und deren

deren Inspections-Räthe. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig. 1785. 23 Bog. 8.

Das Werk welches unter dem angeführten Titel herauskömmt, ist als eine Fortsetzung der geschlossenen Beyträge zur Preußischen Finanzlitteratur anzusehen. Der Verf. fand bey Vollendung seiner ersten Arbeit, daß wenn der Zweck des darin enthaltenen Entwurfs zu einem Lehrbegriffe für die Unterfinanzämter und deren Inspectionsräthe völlig erreicht werden sollte, es nützlich und nöthig seyn würde einst einige Städte, Domainen und Kreisämter, so wie andere Specialkassen im Concreto zu Beyspielen aufzustellen, um von dem bisher gelehrten Anwendung an Ort und Stelle zu machen.

Zu dem Ende nun sollen erstlich von Landstädten verschiedener Gattung, dann von Manufakturstädten, und endlich von den großen Städten Finanzbeschreibungen gegeben werden. Diese Beschreibungen haben zum Vorwurfe die Geschichte und natürliche Lage der Städte, ihre gesammte Polizeyverfassung mit in Bezug auf das Militairwesen, die ökonomische Verfassung, die Verfassung der Handwerker, Manufakturen, und des Handels, das Cassenwesen, die Polizey- und Justizverwaltung. Nach den Städten sollen die Domainenämter folgen, wobey Rücksicht genommen wird auf ihren Ursprung, Acquisitionen und Unglücksfälle, ihre landwirthschaftlichen Artikel und deren Nutzung, den Amtsvertragedat, die ökonomische Verfassung und Justizverwaltung. Den Beschluß wird die Finanzbeschreibung von ganzen Kreisen machen. Mit der Geschichte derselben wird eine Angabe ihres Inbegriffs verbunden, dann aber von ihrer Polizey, Landwirthschaft, Kreissteuerkassendat und Kreisverwaltung Nachricht ertheilt.

Sämmtlich vorgenannte Gegenstände werden in dreyerley Rücksicht abgehandelt, theils um ihre jetzige würkliche Beschaffenheit zu zeigen, theils um zu erwägen was sie eigentlich seyn sollten und seyn könnten, theils um zu prüfen, ob und was zur Verbesserung dienlich, auch wie solches zu Stande zu bringen seyn möchte. Für das ganze Beschreibungsgeschäfte der drey gewählten Kreise sind ohngefähr acht solche Stücke.

In

In gegenwärtigem ersten Stücke, ist nach dem dargelegten Plane die Mediatstadt Teltow, die Mediatstadt Zossen, und die Immediatstadt Trebbin beschrieben, auch eine Karte vom Teltowischen Kreise hinzugefügt worden.

Daß ein solches Werk überhaupt, besonders aber denen sehr nützlich werden kann, welche der Absicht des Verf. zufolge sich dessen vorzüglich bedienen, oder die deren Vorsorge mit Hab und Gütern dereinst anvertrauet werden sollen, läßt sich aus dem Plane leicht abnehmen. Auch kömmt die Art der Ausführung dem gewählten Zwecke sehr zu Hülfe. Der Verf. sieht jedoch solche selbst erst noch als einen bloßen Versuch an, und urtheilt darüber mit so vieler Bescheidenheit, daß es ungerecht seyn würde, ihm alle mögliche Verbesserungen in der Gestalt begangener Fehler vorzuwerfen.

Nach der Meynung des R. würde es vortheilhafter seyn, wenn die eingestreueten allgemeinen Bemerkungen und Grundsätze die keine bloß specielle Localverbesserungen beziehen, erst am Schlusse des Werks aufgestellt würden. Es sind sonst nicht gut unnöthige Wiederhohlungen zu vermeiden, man findet nicht immer die abstrahirten Grundsätze an dem Orte, wo sie gesucht werden, und für den Leser der sich mehr aus jenen unterrichten will, ohne Beruf zu haben, das ganze Lokal kennen zu lernen, wird die Arbeit nicht so brauchbar wie sie der Verf. zu machen gewünscht hat.

In der Ordnung der Materien möchte auch wohl hier und da noch mehrere Gehaufigkeit statt finden können. So kömmt z. B. unter der Justizverwaltung von Teltow das dortige Pfarrwittweninstitut mit vor, dessen schon bey der Geistlichkeit erwähnt worden, wo es auch einen schicklichern Platz hatte.

Die gebrauchten Abzeichen auf der Karte wären mehrerer Zusätze fähig. Merkmale welche angäben, ob die abgebildeten Städte, zu den Landstädten, Manufakturstädten, oder zu einer andern von den gebrauchten Städten gehörten, würde z. B. dem Zwecke des Werks angemessener seyn, als der bezeichnete Unterschied ob sie Mauern haben oder nicht, der demohnerachtet mit ausgedruckt werden könnte.

Wir wünschen übrigens, daß man zur weiteren Vollführung der mühsamen Arbeit des Verf. ihn mit dienlichen Nachrichten aufs bereitwilligste und sorgfältigste unterstü-

ßen

gen möge. Sein lobenswürdiger Zweck verdient diesen Beystand.

Pt.

Bedenken über die Frage: Wie dem Bauernstande Freyheit und Eigenthum in den Ländern, wo ihm beydes fehlet, verschaffet werden könne? gedruckt im Jahre 1769; und Zusätze zu solchem Bedenken, gedruckt im Jahre 1771; von neuem aufgelegt sammt Zulagen. Altona, bey Eckhardt. 1786. 160 S. 8.

Hr. Kistenamtmann Geder zu Oldenburg erwirbt sich um den Staat, dem er ehemals diente, und um andere Länder, welche sich in einem ähnlichen Falle befinden, durch die neue Ausgabe dieses Bedenkens, und die demselben beygefügten neuen Beylagen, ein neues Verdienst. Es ist allgemein bekannt, daß die wichtige Angelegenheit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Dänemark seit ein paar Jahren abermals laut zur Sprache gekommen ist, daß die Regierung itzt wirklich mit Ernst darauf zu denken scheint, diese wohlthätige Sache zu befördern, und dadurch eine zahlreiche Menge schriftstellerischer Federn daselbst in Bewegung gesetzt sind. Die gegenwärtige Schrift ist daher sehr zu rechter Zeit erschienen, und wir haben Ursache zu hoffen, daß ihr würdiger Verf. seinen Zweck bey der Ausgabe derselben nicht verfehlen wird. Man muß es dankbar eingestehen, daß er die darin vorkommenden Wahrheiten sehr früh in Dänemark gepredigt hat, und einer der ersten gewesen ist, welcher solche in Umlauf gebracht, und zu den Untersuchungen, womit sich itzt eine große (nur allzugroße) Commission daselbst beschäftigt, den Weg gebahnt hat. Dafür wird ihn denn auch der Dank seiner aufgeklärten Zeitgenossen und einer noch aufgeklärteren Nachwelt lohnen. Ueber das Bedenken selbst, und die schon 1771. gedruckten Zusätze, dürfen wir hier nichts sagen, da solche schon ehemals in unserer Bibliothek mit dem ihnen gebührenden Beyfalle angezeigt worden sind. Wir bleiben also blos bey den neu hinzugekommenen Beylagen stehen, welche von S. 118. bis ans Ende stehen. Es sind folgende: 1. Ei-

nige

ſige Betrachtungen über die Verfaſſung der Nationalmiliz in Dänemark. Der Verf. beweiſet hier ſehr einleuchtend, daß man die nöthige Nationalmiliz ſehr wohl erhalten könne, ohne daß es nöthig ſey, wie in Dänemark bis itzt geſchiehet, deshalb den Bauern vom 4ten bis zum 40ſten Jahre zum Sclaven zu machen. Norwegen wird dabey als Beyſpiel aufgeſtellt; und kein verſtändiger Mann wird leugnen, was der Verf. am Schluſſe behauptet, daß es, wenn ein Schicken in die Umſtände nöthig iſt, billiger ſey, daß die Wirthſchaft auf den großen Gütern, wovon man einen Einwurf hergenommen hat, nachdem, was die Vertheidigung des Staats erfordert, modificirt werde, als daß das Gegentheil Statt finde, wie ſo viele Däniſche, und auch Holſteiniſche, Gutsbeſitzer zu verlangen dreiſt genug ſind. II. Gründe der im Jahre 1771. in Dänemark durch die damalige General-Landweſenscommiſſion bewürkten Verordnung, zu Beſtimmung der Frohndienſte. Der Verfaſſer rechtfertigt dieſe Verordnung, an welcher er großen Antheil hatte, ſehr gut, und ſetzt am Ende ſehr wahr hinzu: „Was „wird einmal der unpartheyiſche Geſchichtſchreiber nach unſern „Tagen dazu ſagen, daß, nach den Erwartungen, welche „des Königs Landes- und Weltkündige Geſinnungen gegen den „Bauernſtand erregt hatten, nach der Ordnung erſt einer Landweſenskommiſſion, dann eines Collegii, dann wieder einer „Commiſſion, nach zweyen vorläufigen Verordnungen, welche eine Beſtimmung der Frohndienſte, der ungemeſſenen „Frohndienſte, ankündigten, nach einer dritten Verordnung, welche eine Beſtimmung enthält, endlich alles auf eine vierte Verordnung hinausgelaufen iſt, in welcher dieſe Dienſte „von neuem unbeſtimmt gelaſſen, und der frohnende Bauer „von neuem der Diſcretion des Gutsherrn untergeben und „überlaſſen worden!“ III. Beyſpiel einer mit dem Gute Düttebüll im H. Schleswig geſchehenen Veränderung, mittelſt einer Auflöſung in Parcellen. Dieſe Unternehmung zeigt, wie ſehr möglich es iſt, ein großes Gut, durch Auflöſung des Ganzen oder eines Theils deſſelben, in Parcellen oder kleine Höfe, mit Vortheil für Jedermann, den Gutsherrn, den Staat, und die Unterthanen, in eine beſſere Verfaſſung zu ſetzen. Mit dieſem Beyſpiele ſtimmen die Beyſpiele überein, welche die Königl. Schleswigholſteiniſche Landcommiſſion (ingleichen, wie noch hätte hinzugeſetzt werden können, das Königl. Generaldirectorium zu Kiel,) an den

Domai-

Domainen in beyden Herzogthümern gegeben hat. Von der Vertheilung in Parcellen, welche mit einem beständigen Canone belegt ihren Bewohnern zum Besitze überlassen werden, ist zur Englischen Verfassung nur noch ein Schritt. Sehr richtig macht der Verf. am Schlusse die Bemerkung, daß der Feldbau des zerstückten Landes sich zum Feldbau des nur in große Maßen vertheilten Landes verhält, wie die Civilisation der den Ackerbau treibenden Nationen zu der Civilisation der dem Hirtenleben ergebenen Horden. IV. Allerunterthänigste Vorstellung, betreffend, in wie weit dem Bauernstande im K. Dänemark vorjetzo die personelle Freyheit zu schenken seyn möchte. Es ist dieß eine Vorstellung der Generallandescommission von 1771. Schön und merkwürdig ist die freymüthige Erklärung dieser Commission: „daß es für den Staat am dienlichsten und für E. „K. M. Scepter am ruhmwürdigsten seyn würde, wenn ein „Jeder Dero Unterthanen sich des Genusses der Freyheit zu „erfreuen hätte, die ihn berechtigte, seine Handlungen selbst „nach den Gesetzen einzurichten — solches ist eine Wahrheit, „die eben so wenig eines Beweises bedarf, als diese: daß die „Sclaverey eine Mutter aller Laster ist, und daß der Zustand „des Bauern hier in Dänemark, in Folge der von einer Zeit „zur andern aus Licht gebrachten Gesetze und Verordnungen, „nun endlich dahin gediehen ist, sich einer Sclaverey zu nähern, und derselben ähnlich zu werden, indem die Herrschaft, worunter er stehet, sowohl de iure als de facto sehr „viel willkührliches mit sich führet.“ Die Vorschläge, welche die Commission that, waren gut; aber sie sind noch in der Mitte des 1787sten Jahres nicht erfüllt, und nach 16 Jahren ist es in Dänemark noch immer so, wie die angeführte Stelle und das folgende Stück sagt! V. Nähere Erörterung des in Dänemark zwischen dem Gutsherrn und den auf seinem Gute wohnenden Bauern obwaltenden Verhältnisses und Vorschläge. Wir wünschen von Herzen, daß diese eben so wohlgemeinten als einsichtsvollen Vorschläge nicht pia desideria bleiben mögen.

Tf.

13. Haushaltungswissenschaft.

Die Schaafzucht nach Grundsätzen und Erfahrung für jeden Landmann eingerichtet. Aus weil. Hrn. Grafens Ferdinand von Harrach rückgelassenen Schriften. Herausgegeben von F. St — — r. Wien, bey Mößle. 1786. 10 Bog. 8.

Sehr leicht wäre es, diese Schrift zu beurtheilen, wenn sie nicht am Schlusse folgende Versicherung enthielte: „ob schon „dieses Werkchen die Zierlichkeit eines verständigen Naturfor„schers nicht für sich hat, auch nicht vielleicht mit den Sätzen „anderer Gelehrten einstimmet, so gebe doch die aufrichtige „Versicherung, daß es nichts enthält, was nicht größtentheils „meine eigene Erfahrung, die Wesenheit der Sache stützen, „oder unverwerfliche Zeugnisse allerdings rechtfertigen.“ Das Daseyn von gemachten Erfahrungen schlechtweg abzuläugnen ist hart, ihre Widerlegung aber kann oft nur durch Gegenerfahrungen geführt werden. Was gehört gleichwohl nicht dazu, einer solchen Erfahrung zu trauen, die S. 153. und 154. angeführt ist, woselbst gesagt wird: „wider den Biß des tollen Hundes ist bewährt gefunden worden. Das Holz von „Weißdorn, welches man NB. drey oder vier Finger über „der Erde vom Stamme abnimmt, die Rinde abstoßet, fort „fort das Holz raspelt, und davon eine gute Messerspitze „drey auf einander folgende Tage mit frischer Butter ver„mengt, dem verwundeten Vieh eingiebt. Dieses Mittel hat „von dieser sonst grausamen Krankheit, nach Zeugenschaft „glaubwürdiger Leute, Hunde und Menschen selbst der „Wuth entrissen!!“ Ob Schaafe, Hunde und Menschen diese würksame Arzeney in einerley Dosis nehmen müssen, steht nicht dabey.

Ganz unbrauchbar ist indessen das Werk doch nicht. Das Nützlichste daraus findet man aber bereits in anderen Schriften besser abgehandelt, und wird in den mehrsten Gegenden Deutschlands schon bekannt seyn.

Pt.

Samuel Hahnemans Abhandlung über die Vorurtheile gegen die Steinkohlenfeuerung, die Verbesserungsarten dieses Brennstoffs und seiner Anwendung zur Backofenheitzung. Nebst einem Anhange Herrn Lanoix und Bruns Preißschriften über diesen Gegenstand. Mit 2 Kupfertafeln. Dreßden, bey Walther. 1787. 7 Bog. 8.

Wie wenig man noch bis jetzo sich der Steinkohlenfeuerung bedient, kann Rec. bezeugen, der an einem Orte lebt, der noch nicht unter die mittlern Städte Deutschlandes zu rechnen ist; des auf ein Steinkohlenflöz gebauet, in dessen Nachbarschaft Steinkohlengruben befindlich, der jährlich zu seinen Fabriken 3 Millionen Kubickfuß Brennholz verbrauchet, und doch werden an diesem Orte keine 600 Kubikfuß Steinkohlen verbrauchet. Dieses gilt auch von der ganzen Gegend, und würden solche nicht 6 bis 7 Meilen weit abgehohlet, so wären die Gruben längst liegen geblieben, denn selbst an dem Orte wo sie befindlich, bedient man sich ihrer nicht, es war Rec. deshalb angenehm, daß der Verf. dieser Schrift aufs neue das Publikum ermuntert, sich dieser Feuerung zu bedienen. Nachdem derselbe im 1sten Kapitel die gewöhnlichen Vorurtheile gegen die Steinkohlenfeuerung gründlich widerlegt, auch ihren Gebrauch bey allen häuslichen Feuerung, ja sogar beym Braten am Spieß gezeiget hat; so handelt er im 2ten von der Verbesserung der rohen Steinkohlen, um dem bedenklichen Künstler alle Ausflüchte zu benehmen, und erzählt die Geschichte dieser Bemühungen. Becher scheint der Erste gewesen zu seyn, der die Möglichkeit eingesehn hat, die Steinkohlen zu verkohlen: denn er sagt in seiner närrischen Weisheit, er wüßte eine Zubereitung der Steinkohlen, damit sie zum Brennen gut und gesund würden, und wobey man einen Theer erhielte, der dem Schwedischen gleich käme; die Verfahrungsart selbst, hat er aber nirgend gezeiget. Schwedenborg giebt hievon die erste Nachricht 1729. Man verkohlte sie zu dieser Zeit, auf Art des Holzes in hohen Meilern, sahe nach und nach die Unvollkommenheit ein, machte solche immer niedriger, bis endlich dieselben die Gestalt des untern Theils eines abgeschnittenen Kegels von 1½ Fuß Höhe erhielte. Die hiedurch erhaltenen Kohlen heißen Coaks, sie sind

schwarz,

schwammigt und schwarzgrau, am Gewicht leichter, nehmen aber einen großen Raum ein. Bey dieser Methode, gehet aber der saure Geist und das Bergöl verlohren, um dieses nun zu erhalten, erfann man die Distillation, derer Erfindung nicht über 30 Jahr alt seyn kann. 1767. beschrieb Gensane dieselbe zuerst. Der Verf. giebt eine Zeichnung von den Steinkohlen Distillieröfen zu Sulzbach, als auch von dem vom Pfeifferischen, den man im Pleßischen mit Nutzen gebraucht. Hierauf suchet der Verf. die Vortheile des Meilers und der Ofenverkohlung zu vereinigen, und beschreibet einen von ihm selbst erfundenen Distillierofen, so mit einer Zeichnung begleitet ist, und der nach Rec. Meynung, weil er sehr einfach angeleget, jenen beyden um vieles vorzuziehen ist. Er bestehet aus 2 in einander befindlichen Röhren, in der einen befindet sich der Brennstopf, und in der so sich um diesen befindet, werden die zu distillirenden und hiedurch zu verkohlenden Steinkohlen gethan. Rec. glaubt hier eine Aehnlichkeit mit der Art Oefen, in welchen auf dem Brocken der Torf verkohlet wird. Die Chinesen haben sich schon vor Alters eines dritten Mittels bedient, die Entfernung des Uebermaasses der ölichten und salzhaften Bestandtheile der Steinkohlen zu bewirken, welches auch schon 1666. in Frankreich bekannt gewesen ist. Man zermalmet nämlich dieselben und mischt unter 1 Pf. von diesem Malm 24 Lt. fetten Thon und 8 Lt. gelöschten Kalk, aus diesem Gemisch wird eine Art Kuchen verfertigt, die an der Luft getrocknet werden. Rec. hat auf eben die Art den Malm von gegrabenen Holzkohlen bey dem Salzwerk Artern nutzen gesehen, und diese Kuchen gaben eine vortreffliche Feuerung. Im 3ten Kapitel beschreibet der V. die Backöfen (nebst Rissen) in welchen Steinkohlen gebrennt werden sollen, der Herren Venet, Tierens, Holsche, Bartenschlag und Lanoix, die sämmtlich mit Recht den Beyfall des Verf. nicht haben. Hr. Bruns und der Verf. behalten den gewöhnlichen Backofen bey, nur wird ein besonderer Apparat erfordert, denselben zu hitzen, des Verf. seiner bestehet aus verschiedenen Kohlpfannen und Röhren, welchen sich schwerlich ein Becker anschaffen möchte, um seine leichte Methode den Ofen zu hitzen mit dieser so viel Vorbereitung und Zeit raubenden Methode zu verwechseln. So lange sich nicht an einem Orte die ganze Beckerzunft entschließt, die Steinkohlenfeuerung einzuführen, so kann ein einzeln Glied sich ihrer nie, ohne seinen Schaden zu befördern, bedienen, die

Vorurtheile bey dem Volke gegen die Schädlichkeit dieser Feuerung, sind noch nicht gehoben, und er würde sich zu Grunde richten. Dieses siehet man auch in London, obgleich da diese Feuerung allgemein ist, so bedient sich doch ihrer der Becker nicht, sondern gebraucht, wie Rec. von verschiedenen Beckern erfahren, die lange Jahre in London in Arbeit gestanden haben, sich der Sägespäne, die sie von den Schiffwerften erhalten. Ueberhaupt glaubt Rec. daß man wohl das Projekt, die Steinkohlen zur Backofenfeuerung zu gebrauchen fahren lassen könnte, führt man dieselbe bey anderm Gebrauche ein, so wird immer noch Holz genug für den Becker übrig bleiben. — Und dieses ist doch auch ein Produkt des Landes, welches benutzt werden muß, und besonders läßt sich im Backofen aller Abgang an Reissig, Spänen u. dgl. gebrauchen.

Rg.

Etwas vom Anbau, Erhaltung und Benutzung der Weiden. Zum Nutzen und Gebrauch für Landleute, herausgegeben von D. W. von Hohe. Greifswalde, bey Röse. 1786. 84 Seiten in klein 8vo.

Die Cultur der Weidenbäume ist der Inhalt dieser Blätter, deren Titel wirklich eine Art von Zweydeutigkeit enthält. Geschrieben sind sie für Anfänger im Wirthschaften, die denn freylich heraus mit einer so vielfach nützlichen Baumart vollkommen gut umgehen lernen werden, obwohl der Landmann von Einsicht und Erfahrung eben auf nichts neues oder unbekanntes stößt. —

Te.

Vom Unkraute, eine Abhandlung, welche von der Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zu Berlin das Accessit erhalten, von S. H. F. Mund. Leipzig, bey Crusius. 1787. 6½ Bog. 8.

Zwar

Zwar empfiehlt sich diese Schrift nicht gerade durch Vollständigkeit, Reichthum an gelehrten Kenntnissen und Neuheit an Entdeckungen oder Vorschlägen; aber richtigen Blick, eigene Erfahrungen, und die Gabe sie ordentlich zusammen zu stellen und sich sehr faßlich auszudrücken, die der Verf. besitzt, machte sie der Klasse von Lesern, für welche solche Schriften zuerst bestimmt sind, sehr nützlich. Durch Einweichen in Wasser hat der Verf. die Keime der Queckenwurzeln ganz ersterben gesehen: zum Abschneiden des Unkrauts unter der Saat empfiehlt er, um diese zu schonen, einen Schäferhaken nach verjüngtem Maasstabe, der ganz platt, wie ein Meisel ist. Gegen die Stallfütterung drückt ihn noch der Zweifel, daß dadurch die Stoppelweide dem Hornvieh entgeht.

Er.

Kurze Unterredung einiger Personen die Aufhebung der Brach(e) und (den) Anbau der Futterkräuter betreffend. Zum Beßten und Unterricht des Landmannes. Von E. F. Nonne, Herzogl. Sächs. Rathe. Hildburghausen, verlegt von Hanisch. 1786. 48 S. 8.

Blos Unterredung! Solch eine fade Unterredung hätte man sich von einem Herzogl. Sächs. Rathe kaum sollen träumen lassen!! und doch steht sie als eine wahre Comödie da!!! Wir würden uns schämen, einen einzigen Auszug zur Probe vorzulegen. — — —

Jf.

Des ehrlichen Gutmanns einfältiges, aber gutmeynendes Gutachten, wie durch Festhalten billigen Getreidepreiße die Wohlfart der kleinen Städte, Fabriquen und des ganzen Landes könne hergestellt und befördert werden, an seinen Freund Helfreich Leipzig, bey Hertel. 1787. 44 S. 8.

Wirklich gutgemeynten Gutachten. Freund Helfreich muß aber helfen. Er muß es selbst lesen: denn das Werkchen ist zu klein, um Auszüge machen zu dürfen.

Bey dieser Gelegenheit will Rezensent eine, von uns unangezeigte Schrift zur Prüfung mit empfehlen, die über eben diese Materie auf 48 S. 1775. in 8. zu Leipzig bey Büschel abgedruckt ward, und sich betittelt: Ein einziger Gedanke über die Verbesserung der Landwirthschaften, und daraus fließendes stärker Gewerbe in Städten. Es ist solche von gleichem Schlage mit gegenwärtiger Gutmannischer Abhandlung: obgleich in allen beyden nichts neues, wiewohl gutgemeyntes gesagt ist.

Qk.

1) Kurze Anweisung für Wiesenvögte, die Wässerung der Wiesen betreffend. Auf Verlangen aus Riems ökonomischen Encyklopädie ausgezogen und besonders abgedruckt. 1785. 8 S. 8.

2) Eine besondere Art Verbesserung; oder des Amtsrathes Riem Zugabe zu seiner Anleitung für Wiesenvögte. Nebst Riebens unfehlbarem Mittel die sogenannte Franzosenkrankheit des Rindviehs zu heilen. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf und dem Herausgeber. 1787. 28 S. 8.

Der Titel der erstern Abhandlung sagt schon, woher sie entlehnt ist. Die Vorschriften sind kurz, jedoch deutlich und hinlänglich; sie leiden aber keinen Auszug.

Die zwey Abhandlungen, welche man bey Nr. 2. verbunden findet, sind aus der physikalisch-ökonomischen Zeitung, 1787. Monat May, abgedruckt. Bey der Beurtheilung dieser Stücke wird auch ihres Inhalts erwähnt; hier ist nichts neues hinzugekommen, als ein Nachtrag von Riem, aus welchem Rec. noch anführt, daß man an den Orten, wo man viele Dickrüben (Beta cicla L.) fürs Vieh pflanzt und fleißig damit füttert, wenig oder keine Franzosen antreffen soll.

Annalen

Annalen der Oekonomie, Kameralistik und andere dahin einschlagenden Wissenschaften. Erster Heft. Leipzig, bey Böhm. 1787. 136 S. 8.

„Diese Annalen, sagt der Herausgeber in der Einleitung „S. 5. sollen gemeinnützig werden, dadurch, daß sie zweck„mäßige Sachen vortragen sollen. Sie werden also hoffent„lich Erfahrungen und Thatsachen, nicht bloße Projekte, in „den Abhandlungen, die in denselben vorkommen sollen, lie„fern. Sie werden dadurch gemeinnützig werden, daß sie „neue Entdeckungen, welche auf die den Staat allein berei„chernde Wissenschaften Bezug haben, bekannt machen, daß „sie landesherrliche Verordnungen, die in dergleichen Fällen (in was für Fällen?) „erscheinen, ausgesetzte oder erhaltene „Belohnungen auf Fleiß und Thätigkeit anzeigen, und auch „von den neuen erscheinenden (neuerscheinenden oder neuer„schienen) „Schriften Nachricht geben sollen.“

Man sieht hieraus ohngefähr den Plan der mit diesem Heft angefangenen Schrift, die zu unbestimmten Zeiten fortgesetzt werden soll: zugleich aber sieht man, daß Richtigkeit, Bestimmtheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der Sprache nicht die Sache des Verf. sind, wenigstens in der Einleitung nicht, die wegen des witzelnden Tons und des fehlerhaften Styls von den folgenden Abhandlungen kein gutes Vorurtheil macht. Ueberhaupt glauben wir vielen unsrer ökonomischen Schriftsteller mehrere Aufmerksamkeit auf den Styl empfehlen zu müssen, damit sie nicht in den bösen Ruf kommen, der den Juristen so lange eigen war, und damit nicht zuletzt ökonomischer und schlechter Styl, so wie zuvor juristischer und schlechter Styl, Synonymen werden.

Um nicht ungerecht zu seyn, muß jedoch Rec. in der That gestehn, daß die Abhandlungen dieses Hefts sowohl von Seiten der Sprache als des wissenschaftlichen Inhalts jenes üble Vorurtheil keinesweges bestärken. In der letzten Rücksicht zumal verrathen sie vielmehr einen denkenden und prüfenden Mann, der theoretische Grundsätze mit Ausübung verbindet, und ohne einem ältern oder neuern System blindlings zu folgen, seinen eignen von Erfahrung und Theorie ihm vorgezeichneten Weg geht. Um über sein System selbst zu urtheilen, müssen wir indessen zuvor die Fortsetzung dieser Schrift erwarten.

Jetzt begnügen wir uns den Inhalt derselben noch anzuführen. Nach der Einleitung S. 1—7. folgt: II. Ueber die Brache. S. 8—44. Ihre Entstehungsart, ihre Vortheile und Nachtheile, die wahren und Scheingründe für und widerdieselbe, werden deutlich und mit Sachkenntniß auseinandergesetzt. Das Resultat davon ist: die eigentlich sogenannte Brache ist verwerflich und schädlich. Anbau des Ackers mit Früchten, welche das Unkraut ersticken, und ihn auflockern, ist wirkliche nützliche Brache. Nach diesem Grundsatz ist das Ackersystem des Verf. von dem er sodann Rechenschaft giebt, eingerichtet. III. A. Youngs Urtheil über d'Aubentons Unterricht für Schäfer. S. 45—57. Aus Young Annal's of agriculture Vol. I. p. 447. Zeigt die Mängel des d'Aubentonischen Buchs. Ein Zusatz des Uebersetzers. S. 51. fg. bestreitet den Satz, daß in England die Gemeinweyden abgeschafft worden wären. IV. Berechnung einer englischen Schäferey. S. 57—65. auch aus Young Annal's Vol. II. p. 427. V. Berechnung einer deutschen Schäferey. S. 65—70. Der Vortheil ist nach der letztern größer, weil die Huthung, die der Engländer mit in Ansatz bringt, hier nicht gerechnet ist. VI. Beschreibung der Landwirthschaft eines Guts im J. 1786. S. 71—136. Solche individuelle Beschreibungen sind von großem Nutzen für den Landwirth, dem es nicht immer möglich ist, alle Versuche selbst zu machen, und der auf diese Art fremde Erfahrungen so gut, wie die seinigen benutzt. Weitläuftig mußte diese Beschreibung seyn, weil der Leser erst mit der Anlage des Guts bekannt werden muß. In der Folge wird vielleicht etwas durch Verweisung auf dieselbe erspart werden können, wenn es dem Verf. wie wir hoffen, gefällt, diese Nachrichten fortzusetzen.

Eines Mangels müssen wir erwähnen, dessen Vermeidung wir in der Folge wünschen. Wir finden weder die angeführten Maaße nach dem Verhältniß gegen andre bestimmt, noch die Provinzialnamen der Gewächse, z. B. Einkorn, Ziegenbein, Klaffer, Rogelmeyrich u. s. w. durch Linneische Trivialnamen erläutert. Dieses schadet der Deutlichkeit, und dem Nutzen der Schrift, deren Fortsetzung wir so, wie es der Verf. verspricht, das heißt, bey wieder gesammelten Bemerkungen, und ohne sich an eine bestimmte Zeit zu binden, ernstlich wünschen. As.

Friede-

Friederich Brüels, Ober-Försters, gekrönte Preisschrift von der Königl. Schwedischen patriotischen Gesellschaft, über die beste Art die Wälder anzupflanzen, zu nutzen und im Stande zu erhalten. Coppenhagen und Leipzig. 1786. 52 S. 8.

Diese wenige Bogen enthalten viel wahres und richtiges in handiger Schreibart. Ob wir gleich nicht glauben, daß Sachverständige darin viel neues finden, so zweifeln wir doch nicht, daß sie selbige mit Vergnügen lesen werden.

Die Veranlassung zu dieser Schrift hat die auf dem Titel benannte Preisaufgabe gegeben, über welche die Gesellschaft eine besondere Auskunft verlangte; die Bedingungen der Aufgabe forderten: 1) wie an einer Stelle wo Holz umgehauen ist, am geschwindesten und spätstens 2 Jahr darnach wieder Holz anwachse. 2) Wie die Oerter, wo keine Holzung ist, dazu brauchbar gemacht werden können. 3) Wie man den Saamen von allen Arten Bäumen in einem Walde am besten und mit der wenigsten Mühe in Menge sammeln könne. 4) In welchem Erdreich eine jede Art am besten wächset? 5) Wie der Saame so auszusäen, daß er gleich aufschüßet. 6) Wie die jungen und erst aufgeschossenen Sprossen am besten erhalten werden? Der Verf. beantwortet diese Fragen in Rücksicht auf große Revire, und in so ferne sie mit Laubholz, oder vermischt mit Laub- und Nadelholz, oder ganz mit Nadelholz bestanden sind.

Im Ganzen genommen ist die Ausarbeitung dieser Aufgabe gut ausgeführet, und lesenswerth, was uns bey einer oder der andern einzelnen Stelle zu bemerken geschienen, wollen wir kürzlich anführen.

Die einzelnen Stämme, welche der Verf. (S. 10.) anräth, bey Abtreibung der Schlage im Laubholz, stehen zu lassen, um sie in der Folge als Nutzholz zu gebrauchen, möchte wohl nicht immer seinen Wünschen entsprechen, und öfters das Schicksal haben, welches er (S. 30.) von den einzeln in den Schlägen stehenden Saamenbäumen befurchtet.

Wir treten dem Vorschlag des Verf. (S. 16.) Saamenbäume auf den Schlägen zu Wiederbesäung derselben, stehen zu lassen, bey, allein wir können uns nicht, besonders im Laubholz überzeugen, daß der Saame, ohne daß man der

Natur zu Hülfe komme, so geschlossen als nöthig, bloß durch Verbreitung desselben durch erwähnte Saamenbäume aufgehen sollte. Wenn wir von der Natur besaamte, mit Eichen geschlossen bestandene Reviere antreffen, so müssen wir denken, daß außer den Saamenbäumen, die wilden Schweine die Erde aufgelockert, und Holzschreyer und andere Thiere manche Eichel untergebracht haben. Es ist nothwendig, der Natur in den Laubholzschlägen durch Aufreißen der Erddecke, und durch die Saat zu Hülfe zu kommen. Es möchte auch wohl nach dieser Art die Bedingung der Aufgabe in zwey Jahren auf solchen Schlag wieder Holz wachsend zu machen eine Ausnahme leiden, da öfters in 5 bis 6 Jahren kein Saamenjahr in Eichen- und Bücheurevieren zu hoffen stehet.

Der Verf. schläget ein Mittel vor, wie das Berasen und Betorffen der Schläge zu hemmen sey, welches manchen Forstmann befremden möchte, und wir müssen gestehen, so willkommen als uns ein Mittel vor diesem dem Wachsthum der Holzpflanzen so nachtheiligen Falle auch seyn kann, so würden wir doch jedem Forstmann anrathen müssen, dasselbe mit größester Behutsamkeit anzuwenden. Sowohl bey denen mit 1 Fuß langen Holzpflanzen bestandenen Schonörtern, es sey Laub- oder Nadelholz (S. 23 und 35.) sobald solche wegen des langen Grases nicht fortkommen können, räth der V. selbige durch einen vernünftigen Hirten behüten zu lassen; er glaubt, daß das Vieh sich nicht an den Holzpflanzen vergreifen wird, da ihm das Gras besser schmecket. Das Vieh muß in dieser Absicht weitläuftig auseinander getrieben werden, und der Verf. glaubt, daß es den jungen Stämmen nicht schadet, wenn sie auch niedergetreten werden.

In solchen Revieren, welche mit Laub- und Nadelholz melliret sind, schläget der Verf. vor, man soll bestimmen, was vor Holz man in der Zukunft darauf zu ziehen gedenket, und die andere Holzart ganz aushauen, und auf dem Revier von ersterer Saamenbäume stehen lassen, was sich davon nicht besaamen kann, muß man anpflanzen. Im Nadelholz will er seine Schläge nur 8 bis 10 Ruthen breit machen, und sie in gerader Linie durch das ganze Revier laufen lassen, er machet sie darum so schmal, daß sie von dem nächsten Schlage durch den Abendwind anfliegen können. Wir haben schon bey einer andern Gelegenheit in der A. d. B. erwähnet, daß da der Saamen im Frühjahr bey schönem Wetter ausfliegt, so trifft dieses öfterer bey den Morgen- als Abendwinden ein.

ein. Da auch der Saame nicht alle Jahre zur Reife kommt, so räth der Verf. daß wenn in 3 Jahren kein Saamenjahr werden sollte, den Schlag mit der Hand anzusäen. Wir bemerken, daß die langen Schläge öfters Trifft und Huthung abschneiden. Auch rathen wir vielmehr rauhe Kiehnen zu Saamenbäumen in den Schlägen stehen zu lassen, dieses würde den jungen Aufschlag gewiß eher befördern als der Anflug von dem nächsten Schlage.

Daß nur im Wadel gefälltes Bauholz so vorzüglich dauerhaft seyn sollte, (S. 24.) muß mit der Einschränkung verstanden werden, wenn es austrocknen kann, dann wird es im Wadel gehauen, gleich darauf verbunden und verbauet, so ist davon eben so wenig Gutes zu hoffen, als wenn es zu einer andern Zeit gefället wird. Hr. Ober-Fürst. Maurer, führet an, daß das Holz zu Aufbauung einer abgebrannten Stadt, wo Wadel gehauen, aber gleich verbauet wurde, in kurzer Zeit von den Schwamm angegriffen und verzehret wurde.

S. 41. bemerket der Verf. daß der Saame der Rüster (Ulmus campestris) in seiner Gegend erst Anfangs Julii auch wohl erst im August reifet. Da er bey uns schon im Juni seine Reife erlanget und abfällt.

Das Ausmachen des Tannensaamens am warmen Ofen, welches der Verf. S. 46. anräth, erfordert Behutsamkeit, und läßt man sich einfallen viel Saamen auszumachen, und will dieses durch Vermehrung der Hitze erzwingen, so verliert er dadurch viel seiner öhlichten Substanzen, will man dadurch guten Saamen erhalten, so muß der Grad der Hitze in der Stube nicht den Grad der Sonnenhitze, mit welchem der Saame auf den Badteten ausgemacht wird, übersteigen.

Es ist zu bemerken, daß der Verf. S. 47. anführet, daß der Weißtannensaamen nur ein Jahr gut bleibet, worin er recht haben kann, weil Rec. oft gefunden, daß man mit den Saamen den man hat kommen lassen, nicht glücklich gewesen ist. Der Verf. saget, er werde im Decbr. reif, allein an den Bäumen in der Mark Brandenburg wird er schon um Michaeli reif und flieget bald nachher aus. Rec. hat es am besten gefunden, ihn im Herbst bald nach Michaeli auszusäen.

Jg.

14. Münzwissenschaft.

Sylloge I. Numorum veterum anecdotorum Thesauri Caesarei cum Commentariis *Iosephi Eckel*, Thesauri Caesarei Numorum Gemmarumque veterum, et Rei antiquariae in Universitate Vindobonensi docendae Praefecti. Viennae, typis de Trattnern. 1786. in 4to. 16½ Bog. und 10 Blatt Kupfer.

Hier erhalten wir denn wiederum einen wichtigen Zusatz zur alten Münzwissenschaft. Der gelehrte Verf. ein mühsamer Forscher in der alten Münzkunde theilet der Welt die seit sieben Jahren aus den Münzsammlungen des Grafen Ariosti, Herzogs Carl von Lothringen, der Tyroler Ambrasischen und der von Constantinopel durch des Baron Herbert Bemühungen erhaltene seltene meist unbekannte alte Münzen mit. Er rühmet mit Recht den Eifer Sr. Kayserl. Maj. die Sammlungen zu vermehren, und vermuthet gewiß künftige wichtige Zusätze. Mit diesem Vertrauen nennt er diese Schrift die erste Sammlung, und muntert alle Münzgelehrte auf, die zwote und mehrere Zusätze der Welt mitzutheilen. Möchten doch ein Barthelemy, ein Dennery, ein Combe, und Andere diesen Wunsch sich zu Herzen gehen lassen, weil ohne deren Beyhülfe doch gewiß nichts Ganzes werden wird!

Der gelehrte Prälat Borgia hat diesen Wunsch erfüllet, und dem Verf. einige höchst seltene Münzen, als von Gosa in Etrurien, Acherontia in Apulien, Perrhaebia in Thessalien, zur Erklärung überlassen, welches denn auch in der vorhergehenden Auslegung der Nebenzierrathen kürzlich geschehen. — Die Schrift selbst ist in drey Classen getheilet, deren Erstere die Münzen der Völker und Städte enthält. Einige Münzen Italiens, und Siciliens, schon bekannte Städte werden zuerst angeführet. Unter den folgenden zeichnen sich die bis dahin unbekannte goldene Phocensische und Carystische, so wie auch die Samische kupferne aus, auf welcher die Mutter des Nero, die Mutter eines Gottes benennet

net wird. Die Zahl der Münzen der Könige in der andern Classe ist geringe. Die dritte Classe enthält Römische Münzen, die Erste vom schon gerühmten Steph. Borgia ist ganz merkwürdig, ein länglich viereckigt Stück Kupfer, 105 Loth schwer, worauf ein zur Linken eilender Pegasus mit der Unterschrift ROMANOM zieret die eine Seite, so wie auf der Andern ein in voller Ansicht, gleichsam fliegender Adler der in beyden Klauen einen Blitz hält. Der Verf. giebt hier schöne Untersuchungen über die Endung OM, welche in der alten Oscischen Sprache der Nominativus ihm zu seyn scheinet. Er glaubt mit mehrern Gelehrten, daß alle Münzen mit dergleichen Aufschriften Italischen Herkommens sind. — Nur die Herzogl. Gothaische Münze mit TYAIΣIOM ist ihm im Wege, und Liebe oder der Stempelschneider sollen geirret haben. — Da Rec. schon längst den sel. Schläger hierüber befraget hat, so meldet Er hier, daß derselbe Liebens Lesart als richtig erkläret, und diese Münze in sein geschriebenes Inventarium des Gothaischen Münzschatzes (welches Rec. selbst gesehen) also gelesen eingetragen hat. — Unter den folgenden R. Münzen ist die goldene Vespasiani mit Hispania; die silberne Hadriani mit OPT FIL. und COS ITERO; die kupferne Al. Severi mit Sacerdos Vrbis; die silberne Regaliani; die kupferne Maximiani Herc. mit Saeculares u. a. m. schätzbar, und Betrachtungswerth. Zum Beschluß sind zwey vor kurzem in Ungarn gefundene kupferne alte Tafeln, welche man tabulas honestae missionis nennet, bekannt gemacht, und erkläret.

Descriptio Numorum Antiochiae, sive Specimen Artis criticae numariae, quod Rei veteris numismaticae studiosis exhibet *Iosephus Eckhel* etc. Viennae, typis de Trattnerri. 1786. 10 Bog. 4.

Der mühsame gelehrte Verf. leget hier den Forschern und Liebhabern alter Münzen einen Versuch vor Augen, wie er kurz und doch sattsam das ganze Fach alter griechischen und römischen Münzen erklären will. Zur Probe ist hier die syrische Hauptstadt Antiochia gewählet worden, welche eine reiche Folge Münzen liefert, von ihrer Erbauung an, bis unter die

jüngern K. Kayser. Die beliebte Kürze in den Erläuterungen, und das Weglassen aller unnützen Träumereyen muß einem Jeden angenehm seyn; bey den Beschreibungen aber der Münzen selbst, wünschten wir doch, zumal da alle Zeichnungen hier, und künftig fehlen sollen, die allergenauesten Anzeigen der Lage der Köpfe, des Standes, der Figuren, des Platzes der Aufschriften, und des rechten Orts aller Nebendinge. Weil die critische Vorrede die ausführliche Anzeige des so wichtigen Vorhabens, alle alte Münzen der Könige, Völker und Städte, nebst denen unter römischer Hoheit gepräget, geographisch, chronologisch, historisch zu beschreiben und zu erklären, enthält, so achten wir es für Schuldigkeit, aus derselben hier einen Auszug zu liefern, um die gelehrte Welt zur Beförderung dieses höchstnöthigen Werks durch verlangte Subscription oder Pränumeration aufzumuntern. — Da Morells gleicher Entschluß nicht ausgeführet, Panels unnütze Träumereyen nicht erschienen, Geßners ohne critische Auswahl gegebenen Zeichnungen keine Erklärungen beygefüget, Gussemes und Raschens Lexica bloße Compilationen ohne Prüfung enthalten, Spanheim überflüßig gelehrt, aber nicht praktisch schreiben wollen, ein Tristan, Beger, welche keine wahre Münzkenner waren, und so wie Havercamp überflüßig Geschwätze hinterlassen, Vaillant, der Alles erklären wollte, nur gute Beyträge geliefert; und da die Münzkenntniß vorzüglich erst seit kurzen Jahren durch die Bemühungen eines Liebe, Frölich, Florez, Prinzen Torre Muza, Barzelemy, Blond, Dutens, Khell, Neumann, Eckel, und vorzüglich eines Pellerin und Anderer ganz ausnehmend zugenommen, erweitert, und in richtigere Ordnung gebracht worden; so ist es höchst nöthig, der Welt ein Ganzes mitzutheilen. Diesem höchst rühmenswürdigen Unternehmen, will sich nun der gel. Verfasser unterziehen, wahre alte und ächte Münzen sollen hier nur Platz finden. Einer Mezzofarbe gehäufte Menge falscher römischer Münzen, eines Golz Leichtgläubigkeit, falsches oder wohl gar erdachtes unrichtiges Lesen, und Anzeige der Metalle, sollen hierin verbannt seyn. Die durch solche von treuherzigen Gelehrten irrig geschlossenen historischen Sätze sollen hierdurch von sich selbst zerfallen, und die übertriebenen Harduinischen Auslegungen nicht geachtet werden. Kurz alle schon vorhandene richtige Erklärungen sollen hier an seinem Ort wiederholet, und die irrigen angezeiget werden.

Das

Das ganze Werk wird sich in zwey Theile bringen lassen, deren Ersterer nach geographischer Ordnung vom Lusitanischen Spanien an, bis in das africanische Numidien die Münzen der Städte, Völker und Könige enthalten wird. Der Andere soll das ganze alte Römische Münzwesen in sich fassen. Die Asses oder kupferne pondera und die mit ROMA bezeichneten sollen vorangehen. Die M. der R. Familien in alphabetischer Ordnung folgen, und die Münzen unter kayserlicher Hoheit von Anfang bis zu den Palaeologis dieses Werk beschließen. Zu beyden Werken werden noch besondere Bände als Zusätze erscheinen, welche die schwersten Auflösungen, und das Lehrreichste der alten Münzwissenschaft nebst richtigen Lehren zur practischen Kenntniß des alten Münzwesens enthalten. — Soviel von diesem wichtigen höchst lobenswürdigen Unternehmen, dessen große Schwierigkeit der V. durch schon vieles fertige Vorarbeiten, und dem unausgesetzten Eifer zur Beendigung zu überwinden glaubet. Wir wünschen Ihm hierzu vollkommene Gesundheitskräfte, und das angenehme Ueberleben der Beendigung, zu welcher sein erhabener Vorgesetzter der Hr. Graf von Rosenberg, Ihm Schutz, Ruhe und Anreitzung, so liebreich und so gnädig anbietet.

Am.

16. Deutsche Sprachlehre.

1) De *Iohannis Tauleri* Dictione vernacula et mystica, Disputatio. Praeside *Iverm. Iac. Oberlino.* Argentor. 1786.

2) Dissert. de *Iohannis Geileri* Caesaremontani, vulgo dicti, von Keysersberg Scriptis germanicis. Praeside *I. I. Oberlino.* Argentor. 1786.

Es ist zwar in unserer Allg. d. Bibl. nicht gewöhnlich, einzelne Disputationen bekannt zu machen. Da indessen diese, die

die ehemalige Litteratur und unsere Muttersprache betreffen, so wollen wir kürzlich den Inhalt derselben anzeigen.

In Nr. 1. wird zuerst §. 1. von den Lebensumständen dieses Tauleri einige Nachricht gegeben. Er sey nämlich im 14ten Jahrhundert, ein berühmter Prediger aus dem Predigerorden gewesen, und habe sich ernstlich bemühet, bey seinen Zuhörern eine brünstige Liebe gegen Gott zu erwecken, wie er denn selbst sich eines erbaulichen Lebens und einer besonderen Heiligkeit befliſſen. Man zählet ihn mit Recht unter die Mystiker, und alle seine Schriften, sind auf allen Blättern voll mystischer Redensarten und Gleichnisse. Nachdem er 20 Jahre lang, zu Straßburg, das Predigtamt mit vielem Beyfall verwaltet, ist er daselbst den 16ten Jun. 1361. gestorben.

Der zweyte §. handelt von seinen hinterlassenen Schriften, welche insgesammt namhaft gemacht werden.

Der dritte, von seiner Schreibart, wovon verschiedene Beyspiele angeführt sind, denen auch ein Verzeichniß der veralteten Wörter beygefüget ist, welche Taulerus in seiner Muttersprache gebraucht hat, besonders solcher, womit Scherzii Thesaurus noch könnte bereichert werden.

In dem vierten §. wird von seinem mystischen Vortrage gehandelt, und bemerket, daß er oft den eigentlichen buchstäblichen Verstand hindangesetzet, und nur etwas allegorisches gesagt habe. Wir wollen nur ein einziges Beyspiel davon anführen. S. 12. „Wer Vatter were der sinen Kinden, also sü ime bieschent einen Visch, gebe einen Slangen, bi dem vische verstot man Jnuarliche, und ob sü ime ein ey bieschent, gebe ein scoppio, bi dem ei verstot man einen lebendigen geluchen.“

Nr. 2. J. Geiler auch Kaiserberger genannt, hat im 15ten Jahrhunderte gelebet, und gehöret unter die berühmtesten Schriftsteller der damaligen Zeit. Er war gebohren im J. 1446. und verlohr seinen Vater, als er drey Jahr alt war, da ihn dann sein Aeltervater in Kaisersberg zu sich nahm, und daher kam es, daß man ihm hernach den Namen Kaisersberger beylegte. Nachdem er den Grund in den Wissenschaften gelegt hatte, wurde er 1460. nach Freyburg auf die hohe Schule geschickt. Er widmete sich der Gottesgelahrheit, und gieng 1479. nach Basel, woselbst er 5 Jahr hernach die Doctorwürde erlangte. Darauf gieng er

wieder

welcher nach Freyburg und nach unter die daſigen Geiſtlichen aufgenommen. Hier machte er ſich durch ſeine Beredſamkeit berühmt, und wurde bald nach Würzburg, mit einer Beſoldung von 200 Goldgulden zum Prediger berufen, blieb aber doch, als er ſeine Bibliothek von Baſel holen wollte, auf Zuredung Petri Schotti, in Verwaltung bey der St. Lorenzcapelle, von 1478. bis 1486. und wurde hernach in der vornehmſten Kirche daſelbſt als Prediger angeſtellt.

Ob er nun gleich hier einen großen Zulauf hatte, ſo dünkte er ihm doch, daß er nicht Mühen genug ſchaffe, und er gieng deswegen nach Augsburg, ließ ſich aber hernach bewegen, nach Straßburg zurückzukehren, woſelbſt er 33 Jahr lang, durch ſeinen Wandel ſowohl, als durch ſeine Lehre berühmt war. Er ſtarb 1510. im 65ſten Jahre ſeines Alters. Das iſt es kürzlich, was der Verf. §. 1. von ſeinen Lebensumſtänden meldet.

Der zwote handelt von ſeinen Schriften, deren hier ein weitläuftiges und genaues Verzeichniß gegeben wird.

Der dritte von ſeiner Beleſenheit und Lehrart. Daß er eine weitläuftige Wiſſenſchaft gehabt habe, ſiehet man aus ſeinen Schriften, inſonderheit war er mehr mit den geiſtlichen, als weltlichen Sachen bekannt, und der alten Sprachen unkundig. Seine Lehrart war nicht immer einerley, zuweilen folgte er dem heil. Bernhard oder Gerſon, und dann trug er die Sachen natürlich und mit Deutlichkeit vor, wenn er aber ſeiner eigenen Anlage folgete, war ſein Styl voll unnatürlichen verblümten Redensarten und Gleichniſſe, er liebte die Wortſpiele und verfiel ſogar zuweilen in das Abgeſchmackte und Poſſierliche, welches er mit bitterm Spott begleitete.

In dem vierten §. zeiget der Verf. daß man aus Geilers Schriften manches von den damaligen Gebräuchen, ſowohl in kirchlichen als bürgerlichen Sachen lernen kann. Z. E. die Kleidertrachten, Benennungen der Münzen, verſchiedene Arten der Strafen u. ſ. w.

Und in dem fünften, daß man daraus vieles zur nähern Kenntniß unſerer Sprache und Verzeichnung derſelben ſchöpfen kann. Er fügt auch hier ein Verzeichniß ſolcher Wörter bey, womit das Scherziſche Gloſſarium noch kann vermehret werden.

Versuch einer deutschen Prosodie. Dem König von Preußen gewidmet, von Karl Philipp Moritz. Berlin. 1786. 18 Bog. 8.

Man wird in dieser kleinen Schrift vieles finden, was die eigentliche Beschaffenheit unseres deutschen Versbaues aufklären kann, und wir wollen nur kürzlich den vornehmsten Inhalt derselben anzeigen, weil jeder Liebhaber der deutschen Dichtkunst, des Verfassers Gedanken darüber, doch wohl selbst gern lesen wird. Er behauptet überhaupt, unsere Sprache neige sich mehr zum Gedanken- als zum Empfindungsausdruck, sie sey eine vortreffliche Sprache für den Verstand, aber nicht für das Ohr; darauf zeiget er den wesentlichen Unterschied zwischen der Prosodie, der alten und neuern Sprachen, entwickelt die Theorie der metrischen Füße und des Sylbenmaßes, und handelt zugleich von dem Reime. Er zeiget weiter, daß wir wirklich im Deutschen ein bestimmtes Sylbenmaaß haben, welches aber in Ansehung ihrer Länge und Kürze, nicht durch sich selbst, sondern durch ihre Stellung gegen einander bestimmt wird, und unsere prosodische Regeln, sich auf die Unterordnung der Redetheile, nach ihrem prosodischen Gewichte, oder ihrer bedeutenden Kraft gegen einander gründen, und wie er S. 136. sagt: „Statt „daß die Prosodie der Alten, sich damit beschäfftigte, die Länge und Kürze der Sylben nach der Anzahl und Beschaffenheit ihrer einzelnen Teile, in jeder Zusammenstellung genau „zu bestimmen, wird unsere Prosodie sich vorzüglich damit „beschäfftigen müssen, die Verhältnisse der einzelnen Ideen „gegen einander, als Haupt- und Nebenideen, in allen Fällen zu bestimmen, weil die Empfindung in unserer Poesie „den Ausdruck der Ideen nicht nach Sylben, sondern die „Sylben nach den Ideen abmißt.“

Die Unterordnung der Redetheile nach ihrem prosodischen Werthe ist S. 185. folgendermaßen gestellt.

Substantivum.	Hülfsverbum.
Adjectivum.	Conjunction.
Verbum.	Pronomen.
Interjection.	Präposition.
Adverbium.	Artikel.

Und

Und dann wird gezeigt, wie alle die metrischen Füße, deren sich die Alten bedienten, in unserm deutschen Versbau, durch die Sylbenstellung mit leichter Mühe hervorgebracht werden können, und was dabey zu beobachten ist.

Tz.

Heinrich Brauns Anleitung zur guten deutschen Schreibart in freundschaftlichen Briefen und bürgerlichen Geschäfften, nebst Mustern von allen Gattungen schriftlicher Aufsätze. München, bey Lindauer. 1787. 22 Bog. 8.

Hr. Braun vermehrt durch dieses Buch seine bekannten Verdienste um die Bayrische und übrige katholische Jugend: denn für die protestantische ist wohl schon längst in diesem Theil des jugendlichen Unterrichtes gesorgt gewesen. Man kann sein Buch in den theoretischen und praktischen Theil theilen. Der erste, den er Einleitung nennt, besteht aus fünf Hauptstücken: 1) Ueber die Unnützlichkeit und Entbehrlichkeit der meisten sogenannten Briefsteller- und Briefkünste — eine Sache, die einem Manne von Geschmack leicht zu erweisen und mit vielen Beyspielen zu belegen ist. 2) Die älteste und natürlichste Gattung von Briefen ohne Briefkunst. Aristoteles, Cicero und Quinctilian schrieben, saat er, Rede- und Dichtkünste, aber keine Briefkunst: sie nebst den Sokrates, Plinius, und Seneka waren Philosophen und Redner, schrieben aber auch die schönsten Briefe, die inzwischen nichts Auffallendes und Künstliches, nichts als erleuchteten Menschenverstand, gesittete Erziehung, Sprachkenntniß im natürlichsten Lauf des Gesprächtons verrathen. Diesem fügt der Verf. die Zergliederung einiger biblischen und Plinianischen Briefe bey, deren Schönheit bloß in kunstloser Natur bestehe: von welchen allen das Resultat ist, daß die Kunst, Briefe zu schreiben, darinnen bestehe, wenn man sich zum Briefschreiben von gar keiner Kunst anleiten läßt. 3) Grundlage zur deutschen Sprachkenntniß ohne Sprachkunst. Die letzte verwirft er zur Erlernung einer Sprache, und nimmt sie bloß zum Nachschlagen und zur Berichtigung eines Ausdrucks an. In dieser Absicht liefert er denn selbst in diesem Capitel den sogenannten etymologischen Theil einer deutschen

Grammatik. 4) Ueber die Wahl der Wörter, Ausdrücke und Redensarten; wobey der Verf. ein langes Verzeichniß schlechter oder undeutscher Wörter und Redensarten anhängt. 5) Ueber die verschiedenen Gattungen der Briefe und ihre Einrichtung. Der praktische Theil besteht aus Aufsätzen, 1) von verschiedenen Briefgattungen, als Zueignungsschriften, Bittschriften, (an Landesherren) Bittbriefe, Berichtbriefe, Empfehlungsbriefe, Glückwünsche, Einladungsbriefe, Entschuldigungsbriefe, Trauer- und Trostbriefe, Rathfragungs- und Danksagungsbriefe, und freundschaftliche Briefe vermischten Inhalts. Bey aller Achtung für den Namen des Verfassers müssen wir bekennen, daß diese Muster von Briefen Lesern außer den Gränzen von Oberdeutschland zum Theil schlecht gerathen zu seyn scheinen werden. Fast sind wir geneigt zu glauben, daß der Verf. aus Gefälligkeit oder andern Ursachen manchen wirklich geschriebenen Brief hier aufgenommen hat, den er selbsten besser hätte schreiben können. 2) Aufsätze, die von der Briefform abweichen, als Wechselbriefe, Verpflichtungen und Schuldbriefe, Scheine und Quittungen, Anweisungen, Contracte und Vergleiche von mancherley Art, und darunter ein Inventarium, Zeugniße und Abschiede, Promemorien, Vollmachten, Bürgschaftscheine, Reverse, Berechnungen, Vermächtniße von verschiedener Gattung. Zum Schluß hat der Verf. eine Titeltabelle angehängt, die bey uns ebenfalls nicht hinreichend seyn würde. Er empfiehlt z. B. Wohlgebohren für den geringsten Adel, und Hochedelgebohren für Räthe und Doctoren.

Zf.

---

17. Vermischte Nachrichten.

Wahrheiten im Ernst und Scherze. Erstes Heft. Wien und Berlin (welche letztere Stadt aber sicher ganz unschuldig an dieser Brochüre ist). 1787. 24 S. gr. 8.

„Vor-

„Vorberichte. S. 4. Launen, Kritiken, Strafgedichte, „Philosophie im Gewande des Scherzes, Sinngedichte, Fa„beln, Erzählungen, kurze dem Zwecke der Schrift angemes„sene prosaische Aufsätze sollen der Inhalt derselben seyn. „Der Herausgeber bürgt den Verfassern der darin ent„haltenen Aufsätze Verschwiegenheit. Man wird sich also „umsonst bemühen, einen Autor, der verborgen seyn will, zu „erfahren.“ Wir zweifeln sehr, daß irgend Jemand, der diesen ersten Heft gelesen, neugierig seyn könne, den Verf. desselben kennen zu lernen; doch wenn die Verfasser der folgenden Hefte Stücke von gleichem Werthe liefern, so kann man es ihnen kaum verdenken, wenn sie sich so viel als möglich zu verstecken suchen. Diese erste Hälfte enthält nichts, als: der Jüngling und das Mädchen. Eine Stanzinelle in drey Theilen. Eine sehr erbauliche Geschichte in saubern Versen erzählt. Ein junger Mensch verliebt sich in ein Freudenmädchen. Eine erdichtete Erzählung ihrer Schicksale nimmt den Unbesonnenen so ein, daß er sich ihre Gunst durch eine große Summe Geldes erkauft. Bald aber bereut er diesen Schritt, als er für seine Leichtgläubigkeit durch eine häßliche Krankheit büssen muß. Zur Probe des Vortrags kann folgende Beschreibung des Morgens dienen.

Die Trommel wanscht, die Wach' erwacht;
Der Sperling fängt jetzt seine Rosenstunden
Zu feyern an;
Die ersten Wangen ewigs Blühn erhundern,
Und eures ganzen Lebens Plan
In Schachteln und in Schächtelchen zerstreut
Bewahren, hängen schon,
Mit schöpferischer Phantasie ernennt
Die Herren Schilder aus, ihr Schönen!
Die Tänzerin erhält den nicht ernannten Lohn,
Und junge Mönche sehnen
Nach schönen Sünderinnen;
Zehn Stöß in punkto machen bald den Sinnen
Des jungen Hopp die Sonne fühlbar; er steht auf,
Und nimmt Papier, und schreibt
Die Wäsche seinem Lieschen draus,
Den Wohlstand weckt durch hundert Gossen

Die Pudergenien im Wirbellauf,
Die Schanzer betteln auf den Straßen,
Und alle Buden knarren auf.
Auf Lilien und Rosenpinseln steigt
Der Damen Lenz aus der Toilette,
Der Landesvater geigt,
Der Stuzer schnizelt Silhouette,
Der Krieger flicht Bouquette,
Und Schwärmer gehn zu Bette.
Im Taumel seiner Hofnungen und Leiden
Fühlt nichts der Jüngling von der Städte Morgenfreuden,
Noch hüllet ihn des hintern Flügels Zimmer
Des Aussicht neidend sich des Gärtens Schatten bückt,
Der vor dem Fenster mit des Tages Schimmer
Im Kampfe jeden Strahl
An Aestchen ohne Zahl
In Laub und Blüthen knickt.

Welch eine Sprache, welch eine Versifikation, welch ein Wohlklang, und wie lieblich nonsenskalisch sind nicht die letzten Zeilen! Allein (dem Verf. volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen) aus einigen ziemlich glücklichen Zügen, an welchen auch die angeführte Stelle nicht ganz leer ist, vermuthen wir, daß er nicht ohne alle Talente sey, aber sie haben einer langen und sleißigen Cultur vonnöthen, ehe wir dem Verfasser zugestehen können, daß er sich mit Recht und Fug unter die Zahl der Schriftsteller mischen dürfe.

Za.

Nota.

Es sind bisher in der A. D. B. in einem besondern Abschnitte, Wiener- und andere katholische Schriften, angezeigt worden. Der Herausgeber hat kürzlich mit Verwunderung vernommen, daß in Wien diese Ueberschrift für Beleidigung hat wollen ausgegeben werden, die doch gewiß weder der Herausgeber, noch irgend einer der Verfasser damit intendirt hat. Man beliebe sich zu erinnern, wie dieser Abschnitt nach und nach entstand. Es ist bekannt, daß bald nach der Alleinregierung Kaiser Josephs I. die Preßfreyheit in Wien erwei-

weiter ward, und daß dadurch daselbst ein Heer von kleinen Schriften entstand, die zum Theil für Wien allerdings einen localen Werth hatten, zum Theil aber in allem Betrachte höchst unbedeutend waren. Es war selbst von Wien aus, selbst von Männern, die es mit dem Fortgange der Gelehrsamkeit in Oestreich gewiß sehr gut meinten, daß der Herausgeber der A. D. Bibl. aufmerksam auf diese kleine Schriften gemacht, und ihm an die Hand gegeben wurde, es würde doch nützlich seyn, auch dem übrigen Deutschlande von solchen Schriftchen, welche mehrentheils nicht über die Linien Wiens kommen, in der A. D. B. Nachricht zu geben, und bey dieser Gelegenheit einigen dieser Blättleinschreiber, und einem Theil des Wiener Publikum einige nützliche Winke zu geben. So erschien zuerst im 51sten Bande, S. 561 eine Anzeige der Schriften so bey Anwesenheit des Papstes in Wien herausgekommen sind, nebst einigen andern. Im 55sten Bande S. 255, wurden diese Anzeigen unter den Rubriken: Wiener Schriften, fortgesetzt, und die Rubrik dauerte durch viele andere Bände fort. Die Idee war, daß darin eigentlich nur solche Schriften angezeigt werden sollten, welche blos auf Wien oder Oestreich eine Lokalbeziehung haben. Die Schriften der verdienten Wiener Gelehrten wurden nicht unter dieser Ueberschrift recensirt. Blos aus Versehen wurde hier abermal in der Druckerey die Anzeige einiger kleinen Schriften des Hrn. v. Retzer dahin gelegt. Die Anzeigen kamen zum Theil selbst aus Oestreich. Da sich in der Folge fand, daß unter diese Rubrik verschiedene Schriften kamen, die nicht in Wien gedruckt waren, welches man nicht allemal so genau wissen konnte: so erweiterte man die Rubrik dergestalt: Wiener und andere katholische Schriften. Es fällt wohl in die Augen, daß so wenig mit dem Ausdrucke Wiener Schriften, als unter dem Ausdrucke katholische Schriften, irgend etwas Beleidigendes könne intendirt seyn. Indessen um auch jeden Vorwand des Anstosses zu vermeiden, soll von nun an diese Rubrik ganz eingehen. Für die katholische Gottesgelahrheit ist eine besondere Rubrik gemacht; und was wir von kleinen Wiener Schriften anzuzeigen haben, wird unter der Rubrik vermischte Schriften, wofern sie nicht in ein anderes Fach gehören, angezeigt. Der Herausgeber will hierdurch einen abermaligen Beweis geben, wie wenig er an Absichten denke, die man ihm oft Schuld giebt, weil man seine Art zu denken nicht kennt.

Johann Niemz, des Amtsrathes und beständigen Secretärs der Kuhrsächsischen — ökonomischen Societät ꝛc. zweyte vermehrte Auflage seiner zu St. Petersburg mit dem Preise und einer Medaille bekrönten Preißschrift über die vortheilhafteste Futterungsart der Kühe und Kälber, oder dessen allgemeine Zucht- und Futterordnung des milchenden Rindviehes. Dresden, 1788. in eigenem Verlage, in 8. 126 Seiten.

Der Verf. hat diese Preißschrift um 3 Bogen mit neuen Zusätzen und Erfahrungen vermehret, und des Beyfalls wegen, den sie in Sachsen erhalten hat, dem Churfürsten gewidmet, auch mit zwey Kupfertafeln, die unentgeltlich zugegeben werden, bereichert. Der eine Kupferstich stellt in 3 Figuren verbesserte Ställe vor: und der andere enthält Abbildung der Preißmedaille.

***

Beobachtungen zur Beförderung des Christenthums, der bürgerlichen Rechtschaffenheit und des häuslichen Wohlstandes. Zum Besten des Waisenhauses zu Marienberg, herausgegeben von M. Johann Ehrenfried Wagnern, Pfarrern, Ehrenmitglied der Leipz. ökonom. Societät, und Vorstehern des Waysenhauses daselbst. Zweytes Bändchen. Annaberg, bey Friesens Erben, 1785. 400 S. 8.

Die Fortsetzung eines entbehrlichen Buchs, bey dem die Absicht einer frommen Anstalt zu nützen, das Beste ist. Man darf nur eine Einzige der fünf und neunzig kurzen Abhandlungen lesen, um sich davon zu überzeugen. Yg.

Conrad Sigismund Ziehen — — Anzeige eines bevorstehenden außerordentlichen Erdfalls, und erklärende Theorie desselben. Nebst einem Anhange. Frankfurt und Leipzig, 1786. 8vo. 368 Seiten und Anhang 13 Seiten.

(Ist

(Ist noch mit einem zweiten Titelblatte versehen: C. S. Ziehen — — Schriften, Erster Band. Enthält Anzeige eines bevorstehenden u. s. w.)

Nicht leicht hat wohl in den Occidentalischen Ländern und in dem Jahrtausende, das wir jetzt leben, eine Prophezeihung so viel Aufsehen und Staunen erregt, so anhaltend die Erwartung leichtgläubiger und furchtsamer Menschen gespannet, und den Namen ihres Urhebers so weit ausgebreitet, als es seltsamer Weise die Ziehnsche gethan hat. So wenig Ziehen selbst die grosse Publicität seiner vermeintlichen Prophezeihung unmittelbar verschuldet hat, aber bey der Dazwischenkunft seines Todes verschulden konnte: so sehr bemüheten sich, ungebeten und unaufgefordert, mancherley Leute, aus Eigennutz aber aus Liebe zum Wunderbaren, seine ihm entschlüpfte Nachricht von dem angeblichen Erdfalle durch Nachdruck, durch Calender, durch mündliche und schriftliche Ausbreitung im Publikum zu vervielfältigen; bis endlich ganz Deutschland, die Schweiz, Polen, England und wer weiß ob nicht auch andere Länder damit angefüllet waren; bis aus einem Funken, den man bald hätte unterdrücken können, durch das geschäftige Anfachen so mancher, aus verschiedenen Absichten handelnder, Leute gleichsam ein heller und allgemeiner Brand wurde. Sonderbar genug, daß der Zufall selbst, durch das Ereigniß einiger vorübergehender Erdstöße in den Rheingegenden, selbst einmal durch unwillkührliche Druckfehler in den Tabellen, hier und da dieser Voraussagung — nicht einen Beweis —, aber doch eine Täuschung, ein Präjudiz, einen panischen Schrecken lieh.

Endlich haben sich, wie N. glaubt, doch alle die schwachköpfigen Wahrsagerfreunde von ihrer eingebildeten Furcht erholen können. Auch der längste Termin, den Z. ansetzte, ist bereits völlig verflossen. Noch sind in dem nächstvergangenen Jahre keine sechstausend Ortschaften untergegangen, Mähren hängt noch mit Oestreich, Oestreich mit Baiern, Baiern mit Böhmen, Deutschland noch mit Frankreich und den Niederlanden, und das nördliche Europa mit dem südlichen zusammen. Noch ist der Bodensee, der Rheinstrom, der Südersee nicht ausgetrocknet. Noch bleiben die Flotten im Brittischen Canale nicht auf dem Grunde sitzen.

Und nunmehro wird es der Ziehenschen Prophezeihung schon nach einigen Jahren so gehen, wie bisher allen andern Weissagungen der neuen Propheten. Sie wird vergessen werden; inzwischen bey der Menge von Beziehungen und Anspielungen darauf in den Schriften unsers Jahrzehends, doch nicht so ganz vergessen, ganz vernichtet werden, wie viele minder merkwürdige Träumereien aus den Zeiten unserer Vorfahren, welche nur in einem kleinen Kreise circulirt hatten.

Die A. D. Bibliothek hatte bisher von dieser Spukerey nichts erwähnt, weil die fliegenden Blätter, worinnen sie enthalten, außer ihrem Gesichtskreise lagen. Jetzt aber, da durch eine sonderbare Dienstfertigkeit aus dem Nachtasse des sel. Z. die Beweisschrift jener Vorhersverkündigung unter dem oben angezeigten Titel noch auf den Schauplatz kömmt, und wenn man so sagen soll, die Acten für geschlossen angesehen werden können, so hält es Rec. für zweckmäßig, zuerst etwas weniges von der Geschichte des Mannes, und besonders von der Geschichte der Bekanntwerdung seiner Anzeige vorauszuschicken, alsdann einiges aus dem Inhalte obiger Schrift anzuführen, um die Verirrungen seines Verstandes dadurch bemerklich zu machen, und zum Beschluß noch ein paar kleine Gelegenheitsschriften anzuzeigen, welche auf den Z. Kram Beziehung haben. Es verdient wenigstens diese Sache einmal in unserer Bibliothek mit einiger Ausführlichkeit erwähnt zu werden, da diese sonderbare Erscheinung unsere Mitgenossen nun einmal so sehr interessirt hat, und da der Hang zur Schwärmerey und zum Wundersuchen unserer Zeitperiode aus der läppischen Träumerey des guten Ziehen, eine wichtige Sache gemacht hat, und auch jetzt noch, da die vermeinten Weissagungen offenbar unerfüllt geblieben sind, immer noch Blicke darauf wirft, als wäre eine Prophezeihung da gewesen. Rec. kann um so mehr über den Verlauf der Sache Nachricht geben, da er der Entstehung des Spukes nicht ganz aus der Ferne zugesehen, und gedruckte sowohl *), als handschriftliche Berichte der zuverläßigsten Zeugen darüber gelesen und zu Rathe gezogen hat.

Con-

*) Unter den gedruckten rechnet R. zu den glaubwürdigsten Actenstücken zwey Aufsätze „über den sel. Sup. Ziehen“ in der Berlinischen Monatschr. B. 2. S. 517 ꝛc. und „au-

then

Conrad Sigismund Ziehen, geboren den 26sten October 1727, gestorben den 22sten May 1780 im drey und funfzigsten Jahre seines Alters, war Anfangs einer der untern Lehrer an der Schule zu Hannover, seit 1756 Feldprediger bey dem Garderegiment der Hannöverischen Truppen, seit 1759 Kapellan bey der Neustädterkirche zu Hannover, und nachmals auch Hofkapellan daselbst, seit 1764 Superintendent zu Münder im Calenbergischen, und seit 1769 bis an sein Ableben Superintendent des Communionharzes und Pastor primarius zu Zellerfeld. Sein Wandel und sein Herz war exemplarisch fromm, ohne die mindeste Schminke von Andächtley. In seinen Amtsgeschäften war er unverdrossen, er war dienstfertig und duldsam gegen andere, sehr wohlthätig gegen Nothleidende in seiner Gemeine, überall rechtschaffen und entschlossen, seinen Ueberzeugungen von Religion und Tugend durchaus gemäß zu handeln. Zum vertraulichen Umgange eben nicht einladend, und aufheiternde Gesellschaft nicht störend, doch auch nicht begehrend, weil er für sich selbst dies Bedürfniß eben nicht zu fühlen schien: er war sich selbst genug. Schon seine ganze Stellung, sein Gang, sein gesenkter fast aus Starre gränzender Blick verrieth den in sich gekehrten contemplativen Denker, und seine mit etwas Schwermuth *) tingirte Complexion. Stundenlang konnte er mit unverwandtem zur Erde gehefteten Auge einem beschaulichen Nachsinnen nachhängen. Man glaube inzwischen nicht, daß er in seinen übrigen Verhältnissen und Amtsverrichtungen Spuren von einer Verirrung seines Geistes verrathen hätte. Er hatte nicht einmal Verdacht davon auf sich gezogen. Er besaß Belesenheit, ein treues, vielumfassendes Gedächtniß, und eine Beredsamkeit, welche oft an ermüdende Weit-

thentische Anecdoten von dem sel. Sup. Z." ebendaselbst, B. 7. S. 242. deren Verfasser, Hr. Rect. Rettberg zu Clausthal, sich beim zweiten Aufsatze selbst genannt hat. Ferner eine Abhandlung (in den gelehrten Beyträgen zu den Braunschw. Anzeigen vom J. 1784, 25stes bis 27stes Stück) „über den verstorbenen Sup. Ziehen, von einem, der ihn persönlich kannte" (vom Herrn Rector Schulze zu Osterode).

*) Ein Bruder von ihm war Prediger zu Manschnow im Lauenburgischen, hatte sich vor längerer Zeit in einem Anfalle der Melancholie selbst entleibet.

Weitschweifigkeit gränzte. Im Urtheilen war er bedächtig. Daß sich sein Geist auf einer ungewöhnlichen Bahn des Denkens verlor, das entdeckte sich erst spät im Publikum, und daß er bis ins Prophezeihen übergehen wollte, hatte man wenigstens aus einigen Zügen des Sonderbaren noch nicht Anlaß genug zu schließen. So war freilich an ihm bemerkt worden, daß er gern chymische und alchymistische Schriften kaufte und las, um nach seiner Meynung Goldkörner aus dem Wuste zu suchen. Er erzählte einstmals selbst, daß er bey der Versetzung zur Superintendentur vor dem Königl. Konsistorium zu Hannover eine lateinische Rede de usu Chemiae (andere sagten: Alchemiae) in Theologia gehalten hatte. Eben so sonderbar war das Thema sowohl als die Ausführung selbst in einer Schulrede, die er ehmals zu Zellerfeld hielt: de Brachmanum qui antiquitatem sapientia ornarunt studiis gymnasticis. Im Jahre 1777 ließ er beim Buchdrucker Wendeborn zu Clausthal auf zwey Quartbogen ein Gedicht abdrucken, betitelt: der Forscher der Gottheit am Tage des Weltgerichtes, in einer schwerfälligen Versart, voll dunkler, wilder, aber schwermüthiger Phantasie. Es machte in der Gegend seines Aufenthaltes, über welche hinaus es nicht eben bekannt geworden seyn mag, wenig Sensation. Man konnte nicht mit den ungewöhnlichen Empfindungen, von denen es sprach, sympathisiren, und man legte es, gelesen oder auch ungelesen zur Seite. Es bestand aus neun und dreyßig Strophen. Man lese hier nur die drey ersten zur Probe, und man wird wenigstens schon daraus sehen, daß er zu einem hyper-metaphysischen Dichter von der traurigen Gestalt herrliche Anlage hatte.

„Aus der Nacht || unbewußter Vorstellungen
Bin ich kaum an das Licht hervorgedrungen
Das mir selbst mich schätzbar macht.
Welches Glück . . daß ich in der Finsternissen
Kaltem Schooß ewig nicht versinken müssen!
Hier, wo nun mein Geist erwacht,
Hier will ich zum edlern Leben ein mir würdigs Ziel erhöhn,
Und nun ihm zum ewgen Glücke mit erhabnen Schwingen gehn.

Nicht

Nicht zu kühn . . ! Du zerreissest dein Gefieder,
Dunstger Geist . . ! Dein Verhängniß drückt dich nieder,
Und ein Strahl zerschmettert dich!
Sturm und Strahl . . ! Auf! entzünde deine Blitze!
Schwängre nur voll von mörderischer Hitze
Plötzlich, und verzehre mich!
Soll ich nicht den Trieb des Lebens würksam meinem Glücke weyhn;
Will ich doch auch nicht lebendig, sondern todt begraben seyn.

In dem Meer tief verschloßner Möglichkeiten
Fand mein Geist nichts von Unvollkommenheiten,
Weil er selbst sich nicht empfand.
Er erwacht . . und entdecket seine Blösse . .
Schlechtes Glück! wenn zum Nachtheil seiner Größe
Ihm dies Glück die Flügel band.
Gott! du riefst mich ja zum Leben . . ! Ist es auch dein Rathschluß wohl,
Daß ich nur mein Elend kennen, aber es nicht fliehen soll?

Endlich entdeckte sich das Resultat seiner bisher verschwiegnen solitären Nachforschungen. Er machte nämlich im Jänner 1780 durch ein Pro Memoria bey den hohen Landesregierungen des Communionharzes, zu Hannover und zu Braunschweig, die Eröffnung von einer bevorstehenden grossen Naturbegebenheit. Vor seinen Augen lag das Buch der Schicksale nun enthüllt. Er verkündigte von mehreren grossen noch nie erhörten Erderschütterungen nur die erste und nächste, welche insonderheit die Schweiz und die südlichen Provinzen Deutschlandes in der Gegend des Oberrheins betreffen sollte. Einige tausend kleine und große Ortschaften sollten dadurch zu Grunde gerichtet werden. In der Folge dieser Erderschütterung würden große Erdbrüche entstehen; ein ungeheurer Abgrund würde den Bodensee, den Rheinstrom und andere von den Alpen herabstürzende Gewässer verschlingen. Mähren würde von Oestreich, Böhmen von Baiern, die Alpen und die Niederlande von Deutschland getrennt werden. Das Wasser im Brittischen Kanale und in der Nordsee würde so niedrig stehen, daß der Südersee gänzlich austrocknen würde.

würde. Die Flotten und Schiffe im Brittischen Kanale würden auf den Grund zu sitzen kommen. Diese Folgen würden zwar nicht das Erdbeben unmittelbar begleiten, nicht auf einmal entstehen, sondern nach und nach und in einiger Entfernung der Zeit eintreffen. Die vorbeschriebene Erderschütterung selbst, sammt ihren näheren Folgen, nämlich der Zerstörung einiger tausend Ortschaften in Deutschland und der Schweiz, müsse mit völliger Gewißheit noch vor Ostern 1786 eintreten. Seine Ueberzeugung in diesem Puncte gehe so weit, daß er bereit sey, den chronologischen Grundsatz, welcher den obgedachten Zeitraum bestimme, eidlich zu erhärten; nicht daß man um dieses Eides willen seine Behauptung für untrüglich halten solle, sondern um nur dadurch die Wahrhaftigkeit seiner Ueberzeugung und seinen Ernst in den darüber angestellten Untersuchungen außer Zweifel zu stellen. (Wer den sel. Ziehen näher kannte, der hätte ihm so viel gewiß ohne Eid geglaubt, daß er nicht betrügen wollte, sondern selbst der Betrogne war. Auch stand er gewiß mit keinem intriguanten Abentheurer oder mysteriösem Obern in irgend einem Bündnisse, daß er etwa aus trüben Nebenabsichten ohne oder mit seinem Wissen zum Werkzeuge hinterlistiger Geheimnißkrämerey gemißbraucht wäre; obgleich freylich nachher solche Geheimnißkrämer Ziehens Prophezeihung zu ihren Absichten, Wunderglauben und dunkle fanatische Begriffe zu verbreiten, an verschiedenen Orten recht gut nützten. Nur um derer willen, die in die Aufrichtigkeit seiner Absichten Mißtrauen setzten, die ihn nicht kannten, konnte er diesen Eid allenfalls anbieten. Wer so ganz befremdende, nie erhörte Meinungen hegt und eröffnet, von dem stand allerdings zu zweifeln, ob es sein Ernst sey, oder ob er die Leute zum Besten haben wolle: und nur das letztere meinte er durch das Erbieten seines Eides zu widerlegen.) — Sich auf eine nähere Bestimmung der Zeit einzulassen, sey zwar bedenklich. Nach einer, mit möglichster Aufmerksamkeit angestellten Untersuchung glaube er, daß es schon vom 17ten bis zum 25sten Februar des nächstbevorstehenden 1780sten Jahres (denn er hatte diese Nachricht den 20sten December 1779 schriftlich vollendet) in Erfüllung gehen werde. Besonders habe ein Tag in diesem Zeitraume, nämlich der 22ste Februar, seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und an demselben besonders der Zeitpunct, da die Capella oben auf den Alpen über den Gotthardsberg gehe, ohngefähr um sieben

Uhr

Uhr Abends. Zu mehrerer Sicherheit würde es gut seyn, wenn die Menschen in den südlichen Gegenden Deutschlandes um diese Zeit der Culmination, die nach dem Meridian jedes Ortes genau zu berechnen wäre, aus ihren Häusern giengen, und sich gefallen ließen, die Viertelstunde unter freiem Himmel zuzubringen, damit sie von den einstürzenden Gebäuden nicht erschlagen würden. Sey der Erfolg mit diesen Anzeigen nicht übereinstimmend, so habe er freylich geirret, und er wolle alsdenn der Erste seyn, der sie zurücknähme."

Man glaube nicht, daß er in seinem vertrauten Umgange, noch weniger auf der Kanzel und in seinen Predigten, (denn da pflegte er nie fremdartige Dinge einzumischen) sich dergleichen Vorhersagungen hätte entschlüpfen lassen. Er mochte es wirklich für Pflicht gehalten haben, mit einer vermeintlichen Entdeckung, welche die Gemüther von so vielen Tausenden leicht in Schrecken setzen konnte, nicht auf seine eigne Gefahr herauszurücken. Ganz in sich verschlossen, glaubte er auch niemanden Freund genug, oder Beurtheiler genug, um sich über die vorzunehmenden Schritte Raths zu erholen. Er glaubte gewiß, nicht behutsamer verfahren zu können, als wenn er dem weisesten Ermessen der höchsten Landesregierungen den weiteren Gebrauch seiner Nachricht überließe. So geheim er auch zu Werke gegangen war, so machte doch das Sonderbare einer solchen Eröffnung, die nun an mehr als Einem Orte mehreren zur Wissenschaft kommen mußte, daß die Nachricht davon nach Zellerfeld zurückkam, sich dort mit den gewöhnlichen Zusätzen und Verunstaltungen eines fliegenden Gerüchtes geschwind verbreitete, und allgemeines Befremden erregte. Viele glaubten den sel. Mann einer so weit gehenden Verirrung kaum fähig. Einige stellten ihn bald selbst darüber zur Rede. Er war zu gerades Sinnes, als daß er nun hätte verläugnen sollen, was er gethan hatte. Er bekannte sich dazu. Man erhielt seinen schriftlichen Aufsatz, und schrieb ihn begierig ab.

Man stelle sich nun vor, mit welchem Erstaunen man im Anfange des Märzmonates 1780 in den politischen Zeitungen die Nachrichten von einigen Erdstössen las, welche sich den 26sten Februar gegen sieben Uhr in den Gegenden des Rheins und der Mosel ereignet hatten. Man las dergleichen von Coblenz, Boppard, Wezlar, Marburg, u. s. w. Man

hatte

hatte sogar auf dem Vierwaldstädtersee, besonders bey Lucern Spuren davon an sehr unregelmäßigen Bewegungen des Wassers bemerkt. Dieses änderte gewissermassen die Scene. So zufällig auch diese vorübergehenden, und — im Vergleich der geweißagten, die so weit ausgebreitet seyn sollte — nur leichte unbedeutende Erdstösse waren, dergleichen schon so oft vorher und nachher unbemerkt vorfielen, so sah doch nun der leichtgläubige Hause, besonders bey der nur geringen Abweichung von den bestimmten Tagen, dieses als den Anfang der gänzlichen Erfüllung an, und gerieth in Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten. Dienstfertige Leute drängten sich nun mit jedem Zeitungsträger zu ihm, mit diesem oder jenem gedruckten Blatte in der Hand, und zeigten ihm geschäftig die Bestätigung seiner Prophezeihung, woran ihm, wie sie glaubten, zu seiner Rechtfertigung so viel gelegen seyn mußte. Leichtgläubigkeit, oder der Wunsch ihn noch näher auszufragen, oder vermeintlicher Wohlstand machten, daß sie ihm Beifall und Glauben anboten. Er acceptirte willig alle die Zeitungsnachrichten, sammlete sie, commentirte darüber, wurde selbst nun in der Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Prämissen und Folgerungen noch mehr befestiget. Kurz, er wurde nun schon dreister, sich darüber herauszulassen, weil er hier und da Glauben fand, und weil der Erfolg, meinte er, nun schon für ihn entschieden hatte. Er vermehrte die oben berührte Anzeige mit einer erläuternden Fortsetzung, die den 7ten April 1780 unterzeichnet war, und die er handschriftlich mitzutheilen nun kein Bedenken mehr fand. Er erinnerte darinne am Schlusse: „daß „die bereits eingetretenen Erscheinungen die Aufmerksamkeit „der Einwohner in den Provinzen des südlichen Deutschlands „verdoppeln müßten. Die vorhergesagte Erderschütterung „sey nur angefangen, sey nicht vorüber, nicht eher vorüber, „bis siebentausend kleine und grosse Ortschaften in den „Ruinen lägen. Er wünsche, daß alle, denen daran gelegen „sey, die zerstörenden Wirkungen des beschriebenen Erdbebens „noch vor dem 28sten September 1780 erwarten möchten; „nicht aber die angezeigten großen Erdbrüche, denn deren „Erfolg gehe noch weiter hinaus.“

Wäre dem sel. Zieben damals, ehe noch die Sache zum Mitwissen seines Publikums gelanget war, und ehe ihn das bekannt gewordne Gerüchte zum Geständnisse nöthigte, Verschwie-

schwiegenheit über die ganze Sache anbefohlen worden, so hätte er sie wahrscheinlich eben so unverbrüchlich beobachtet, als dort der edle Ritter von Mancha den Zauber der Stummheit respectirte, mit dem ihm Herr Pedro de Modaya den Mund verschloß. Nunmehr aber blieb es immer für ihn und für seine Ehre eine peinliche Lage, seine unerfüllte Prophezeihung selbst zu überleben. Sein Ansehen, das Zutrauen seiner Gemeine, sein Amt und seine Gemeinnützigkeit würden beträchtlich dabey gelitten haben, hätte er den Zeitpunct erlebt, wo der Pöbel, in dessen verworrnem Kopfe ohnedem seine Weissagung auf den jüngsten Tag gedeutet wurde, ihn für einen Träumer, für einen falschen Prophezeiher erklärt, und als einen solchen verspottet haben würde. Es war ein Glück für ihn, daß der Tod ihm diese Kränkung ersparte. Ohngefähr acht Tage nach Pfingsten befiel ihn ein bösartiges Faulfieber, das er sich bey einem Krankenbesuche zugezogen hatte. Er starb den 28sten May. „Gott rief ihn „zu sich," (so deutete es nachher ein gewisser Mann, der gern sein erster Jünger geworden wäre,) „so wie er den Moses zu „sich nahm, ehe er die ihm anvertrauten Kinder Israel in „das blos von fern erblickte Land einführen konnte."

Rec. glaubte damals, und wünschte es zur Ehre des Todten, daß mit seinem Tode der Vorhang fallen, und die ganze Sache in gleichgültige Vergessenheit gestellt werden möchte. Allein die Sache kam anders. Unter dem angeblichen Druckorte (Frankfurt und Leipzig) kam kurz nach seinem Tode eine kleine Schrift von drey Bogen in Octav zum Vorschein, betitelt: Nachricht von dem bevorstehenden Erdbeben" u. s. w. welche die obenangeführten circulirenden handschriftlichen Aufsätze enthielt. Hiedurch wurde die Sache in ganz Deutschland ruchtbar, und machte fast allenthalben unter allen Ständen die unglaubliche Sensation, die genugsam zeigt, welche Sucht nach Zeichen und Wundern in vielen unserer Zeitgenossen verborgen liegt. Der berühmte Herr Prof. Lichtenberg in Göttingen war der erste, welcher das Unrichtige und Seichte einiger Prämissen der Z. Schlüsse in einer kurzen Abhandlung *) öffentlich rügte. Dies war wirk-

sich

*) Sie erschien in dem 40sten Stücke der Götting. Anzeigen von gemeinnützigen Sachen, und wurde zugleich abgedruckt in dem 25sten Stücke des Hannöverschen Magazins 1783.

lich ein Wort geredet zu seiner Zeit, und half einen großen Theil des Publikums durch die Auctorität eines in physischen und astronomischen Kenntnissen so competenten Richters aus seiner Unentschlossenheit reißen, obgleich denen, die Z. selbst gekannt hatten, bey aller Unbefangenheit, L. Spott und die Apostrophe am Schlusse des Aufsatzes mißfiel. Lichtenberg hatte aber wohl Recht. Auf Ziehens Person kam es nicht an, sondern auf die unglaubliche Schwärmerey, welche er durch seine thörigte Träumereyen erregt hatte. Und gegen Schwärmerey ist Spott ein sicheres Mittel, es wäre denn daß die Schwärmer weltliche Macht in Händen hätten, alsdenn ists ein andres.

Nachher schien die Sache, besonders nach dem längst überstandenem September, weiter keine Aufmerksamkeit zu erregen, bis sie wieder im Jahre 1785 durch eine besondere Combination von Umständen eine beträchtliche Sensation an vielen Orten machte. Man hatte nämlich, vielleicht Neugierigen zu gefallen, die kurz vorher erwähnte Broschüre in der Berliner Correspondenz von neuem abdrucken lassen, gerade zu der Zeit, da die anhaltenden dürren Nebel oder der Höhrauch sich über so viele Gegenden verbreitete. Man glaubte nun gar, diese nur seltene, aber nicht außerordentliche Naturbegebenheit stünde vielleicht mit der Ziehenschen Revolution im Zusammenhange, und die Furcht vor zukünftigen Ereignissen erneuerte sich. Zwey Berliner Buchhändler machten zu gleicher Zeit die Speculation, diese Schrift als eine gangbare Waare noch einmal abdrucken zu lassen. Die ausgesprengte Sage, daß auch ein vornehmer Geistlicher in Berlin diesen Stadt auf den eilften Julius 1783 den völligen Untergang bestimmt hätte, allarmirte den einfältigen Theil des großen Haufens, in und außer Berlin. Hr. Biester rügte diese lächerliche Thorheit durch einen Aufsatz, betitelt „der in Berlin gefürchtete eilfte Julius“ in dem Auguststücke der Berlinischen Monatsschrift vom bemeldeten Jahre.

Da die Sache nun noch vielfach laut geworden war, so sprengte das verschiedene wunder- und geheimnißgierige Leute aus mehreren Gegenden, die von Z. Absterben noch nichts gehört hatten, zu der vergeblichen Mühe an, mit ihm in einen Briefwechsel zu treten. So erhielt die Wittwe Z. noch im J. 1783 ein Schreiben aus Dresden, an ihren Mann gerichtet, von einem [illegible] Theosophen, oder

Gott

Gut weiß, was es seyn wollte. Dieser erkundigte sich, ob es mit dem Einstürzen und Erdfällen auch nach Schlesien kommen würde. In dem Falle rieth er ihm, es dem Könige von Preußen zu melden, oder auch unmittelbar es an den Kaiser gelangen zu lassen, der es gewiß gut nehmen würde; denn — bekanntermaßen sey er ja sehr tolerant gegen die Protestanten!

Noch ein anderes erhielt sie kurz zuvor von dem Herrn Abt Perrettv, damals noch Königl. Bibliothekar zu Berlin. Nach seinem Briefe zu schließen, mochte er wohl mit großer Sehnsucht in der Cabbala und in den Hieroglyphen geforscht haben, ohne noch befriedigt zu seyn. Er pries das höchste Wesen dafür, daß es einigen wenigen Sterblichen die emblematischen und hieroglyphischen Bücher in die Hände gegeben hätte, und bedauerte die falschen Weisen dieser Welt, welche in den Finsternissen herumirreten, und sich in Systemen verlöhren, die ihre Vernunft im Wahnwitz ausheckte. Er erkannte Ziehen für einen durch den Vater des Lichtes erleuchteten, der in das Heiligthum der Geheimnisse eingedrungen, und in den Rathschlüssen der Gottheit gelesen, der die schrecklichen Revolutionen voraus verkündiget habe, deren Erfüllung sich bereits anfange. Er schätzte z. glücklich, daß er in dem Cabbalistischen Buche, Chevkilla, die Engelsprache erlernt habe, eine Sprache, von welcher der berühmte und verkannte Swedenborg behaupte, sie sey verloren, oder wenigstens seit Hiobs Zeiten kläglich entstellt. Dieß sey die Sprache der ersten Patriarchen gewesen; sey noch jetzt die Sprache einiger wenigen wahren Cabbalistischen Philosophen, die Gott erwählt und auf der Erde verbreitet habe, um in dieser letzten betrübten Zeit die Finsternisse zu erleuchten. Nichts wünsche er sehnlicher zu wissen, als wo das Buch sey und wie man es entziffern könne. Er bat ihn dringend, sein Wegweiser in diesen Dunkelheiten zu werden. Eine Cabbalistische Fackel habe sich von ihm schon wieder entfernt, doch ihn so weit erleuchtet, daß er sich von der Richtigkeit der Ziehenschen Weissagungen habe völlig überzeugen können, u. s. w.

Weil z. den allerlängsten Termin der Erfüllung bis auf Ostern 1788. hinausgesetzt hatte, so gerieth die Sache mit dem Anfange des 1785sten Jahres, besonders unter dem gemeinen Haufen, in vielen Theilen von Deutschland in eine

neue Gährung. In einigen Provinzen Niedersachsens wurde dies veranlasset durch den Clausthalischen Bergkalender auf das J. 1786. Ein Beweiß, wie sehr man Ursache hat, auf dergleichen Volkslektur ein wachsames Auge zu richten. Es hatte nämlich besagter Calendermacher den dreisten Einfall, im Anhange seines Calenders unter der Rubrik: Merkwürdigkeiten in den Jahren 1780. bis 1785.“ ein Apologet der J. Schwärmereyen zu werden. „Daß diese Jahre, „seit dem er an, merkwürdig und zum Theil sehr merkwürdig gewesen sind, noch sind, und noch werden können, wird wohl „niemand leugnen. Dieses hat niemand mit mehrerer Wahrheit und Richtigkeit vorhergesagt, als der sel. Sup. J. in J. „ein Mann von gesundem Verstande, Rechtschaffenheit, tiefer Einsicht und Klugheit, und weit, weit entfernt von „Schwärmerey.“ Und nun läßt er die Erdbeben in Sicilien und Calabrien, die Hitze des Sommers, die Kälte des Winters, den Höherauch und den Wassermangel bey den Bergwerken am Harze als Vorboten des Geweißagten aufmarschiren, und verkündiget mit bedenklicher Mine, das Schlimmste sey noch zurück, und man habe nun die Entscheidung davon in dem bevorstehenden Jahre zu erwarten. Diese unbesonnene Einschaltung in einen Volkscalender hatte für den Verleger desselben die erwünschteste Würkung: denn er wurde einige tausend Exemplare davon mehr los, als in andern Jahren. Hingegen gerieth das Volk in verschiedenen Gegenden, besonders auf Dörfern, in peinliche Unruhe. Ganze Baurengemeinen wollten im Herbst 1785, oder im folgenden Frühjahre ihre Aecker und Gärten nicht bestellen, weil sie sich um Ostern den jüngsten Tag vermutheten, und R. erinnert sich gehört zu haben, daß an einigen Orten Leute durch Amtsbefehle gezwungen werden mußten, um über diese thörichte Einbildung ihre Feldarbeiten nicht einzustellen.

Doch es ist Zeit, nun auf die Hauptschrift des sel. J. zu kommen, und vorher die Geschichte ihrer Herausgabe anzuführen. Die Wittwe desselben fand nämlich nach seinem Tode verschiedne Aufsätze und Ausarbeitungen desselben in Handschriften, worunter auch obiges Werk zum Drucke fertig war. Einige ihrer Bekannten, die es am besten meynten und verstanden, riethen ihr, diese Papiere zu verbrennen, oder sie wenigstens zur Schonung seiner Ehre bey der Nachwelt ganz ungebraucht liegen zu lassen. Andre weckten in ihr die Hoffnung

nung zu einem beträchtlichen Gewinn, von dem Drucke derselben. Unentschlossen wie sie das angreifen müßte, und mißtrauisch gegen alle vorläufige Mittheilung zur Durchsicht, nahm sie endlich das Anerbieten eines Kramers zu Zellerfeld, Namens Gotthard, an, welcher, wie R. glaubt gehört zu haben, für anderthalb oder zwey hundert Thaler den Besitz aller dieser Handschriften von ihr erhandelte, nicht etwa ad piper condendum, wie es wohl das beste gewesen wäre, sondern um sich auch einmal mit einer literarischen Handelsspeculation abzugeben. Diesem, (den R. übrigens von dem in dem 65sten B. unserer Bibliothek S. 619. geäußerten Verdachte des Interpolirens frey spricht) verdanke also die Herausgabe des ersten Theils, wer da will und mag. Ob die folgenden Theile erscheinen werden, steht dahin. Es scheint, die seltsame Neugierde ist gestillet, und schwerlich wird der Herausgeber noch zu den angepriesenen zwey folgenden Bänden so viele gutwillige Pränumeranten als beym ersten Theile finden. Gleichwohl dürfte dieses Buch in der Zukunft mit zu den libris rarioribus gehören, wenn es den Weg alles Maculaturs wird gegangen seyn. Es mögen daher hier einige Sonderbarkeiten davon im Auszuge folgen. Nur auf eine Zergliederung der ganzen Reihe von vermeinten Demonstrationen, und auf eine Bestreitung der mannichfaltigen Irrthümer wird und kann R. sich hier nicht einlassen. Er muß des Raumes schonen, und nachdem Lichtenberg und andere schon gezeigt haben, daß Z. auch die gemeinsten Begriffe der Astronomie und Physik theils gröblich ignorirt, theils ganz falsch und irrig angewandt habe, so wäre es ohnehin unsern Lesern überflüßig, die nicht vor diesem Aberglauben gewarnt zu werden brauchen, sondern nur die Zeitgeschichte davon aufbewahrt wissen wollen. Also Ziehen sagt folgendes:

Fast alle Länder haben Vulcane, oder doch Spuren gewesener Vulcane. Es erhellet daraus, daß die Erde von undenklichen Zeiten her gebrannt hat. Die ursprüngliche Entzündung der Erde findet er im ersten Buch Mosis, Cap. 3. v. 24. („Gott lagerte vor dem Garten Eden den Cherubim mit einem bloßen hauenden Schwerdte: zu bewahren den Weg zu dem Baume des Lebens.“) Cherubim heißen hier nicht Engel, sondern gewisse von Gott charakterisirte Gegenden. Chereb (חרב) wird unschicklich

durch Schwerdt übersetzt. Es ist dasselbe Wort, was das deutsche Berg ist, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Hebräer von der Rechten zur Linken gereb oder chereb lesen, und die Deutschen von der Linken zur Rechten *bereg* oder Berg. Man braucht nur Augen und Ohren zu haben, sagt der Verf. um dies zu bemerken. In gebirgigten Gegenden wohnten die Menschen der ersten und zweyten Erdbevölkerung. Daher hießen sie, nach deutscher Sitte zu lesen, Brachmanen, das ist, nach einem bekannteren Ausdrucke Bergmänner; nach Hebräischer Sprach- und Lesart hießen sie Cherubim.

Noch eine Probe dieses etymologischen Unsinnes; Derech oder Doràch (Weg) ist aus den zwey Wörtern entstanden Ad und Ruach. Ruach bedeutete in den ältesten Zeiten eine Gegend: daher die lateinischen Wörter regio, rex, rego und die deutschen Wörter Reich, Regierung u. s. w. Derech bedeutet also eine Gränze, Gränzlinie: selbst das deutsche Wort Gränze ist aus der Zusammenziehung der drey Wörter Ad — an — ruach entstanden.

Durch diese und mehrere dergleichen sinnlose Etymologien bereitet er sich vor, um obige Stelle folgendermaßen zu paraphrasiren: „Gott ließ diese Völkerschaften (Cherubim) daselbst wohnen, oder bestimmte hier ihre Wohnsitze. Damit aber die Gränze des Gartens und ihre zukünftigen Wohnsitze ihnen desto mehr ins Auge fielen, so zeigte er ihnen die Bergflamme: ja er zeichnete die Cherubim, d. i. die Wohnsitze zukünftigen Völkerschaften, wo diese brennende Gebirge waren, damit sie nach derselben die Gränzlinie nehmen, und sich selbige zur Direction dienen lassen möchten."

Nun stützt er seine Prophezeyung auf 5tes Buch Mos. 32. v. 22. (nach der Luth. Uebersetzung: „das Feuer ist angegangen durch meinen Zorn und wird brennen bis in die unterste Hölle, und wird verzehren das Land mit seinem Gewächs, und wird anzünden die Grundveste der Berge.") Und um dieß sinnlicher zu machen, nimmt er seine Zuflucht zu folgender Hypothese. Man nehme an, die Erde gleiche zwey Hohlkugeln; die eine sey die größere a) die kleinere sey b); beyde hängen concentrisch in einander; zwischen a und b sey ein Zwischenraum, allenthalben von gleichem Abstande. Die äußere Hohlkugel hänget nun mit der inneren durch gewisse Stifte oder Nägel zusammen, die sowohl äußerlich auf der Hohlkugel a — und da sind es unsre

Berge

Berge — als auch unterwärts in der Hohlkugel b als Knöpfe hervorragen. Diese verbinden also beyde Hohlkugeln, und dienen zugleich der äußeren zur Stütze ihrer Last. (Daß dem so sey, erhellet bey Z. aus Jesai. Cap. 22. v. 25. „Zu der Zeit, spricht der Herr, soll der Nagel weggenommen werden, der am vesten Orte steckt.“) Der Mittelraum nun zwischen a und b ist mit Brennbarem, als Steinkohlen, Erdpech, Schwefel u. s. w. angefüllt. Daß dieses Brennbare da in diesem Mittelraume in so großer Menge vorhanden sey, bedarf weiter keines Beweises, als daß man weiß, daß die Erde schon Jahrtausende gebrannt hat. Dieses Brennbare ist überdieß das Principium, auf welchem die vis centripeta beruhet. Ohne dasselbe könnte die Erde kein wohnbarer Weltkörper seyn. Es steckt aber nicht blos in dem Mittelraume selbst, sondern auch in allen irdischen Körpern, mehr oder weniger, besonders in den Bergen, diesen Nägeln und Säulen der Erde.

Nun ist dieses Brennbare im Mittelraume zwischen a und b schon seit dem ersten oder zweyten Jahrhunderte der Schöpfung angezündet, brennt also schon länger als sechstehalb tausend Jahre. Dieses Feuer hat theils unter sich gefressen, theils von allen Seiten um sich gegriffen. Die in dem Mittelraume befindlichen Säulen, worauf die Berge stehn, (Mózde Harim, 5 Buch Mos. Kap. 32. v. 22.) sind davon zerstört. Das beweisen die Vulkane, und die Menge Lava und Steine, die sie in so viel Jahrtausenden ausgeworfen haben. Folglich ist fast ganz Europa unterminiret. Die mehresten Berge hängen nur noch in der Decke der äußeren Hohlkugel a. Sie drücken also diese Decke, anstatt sie zu halten, noch mehr darnieder; die Decke muß immer mehr sinken — brechen — und endlich gar in den Abgrund hinabstürzen. Also müssen erfolgen Erdfälle, Ruin und Untergang so vieler tausend Ortschaften. u. s. w. Id quod erat demonstrandum!

Nun folgen noch zum überflüßigen Belege Citaten aus der heil. Schrift bey ganzen Dutzenden. Bey Gelegenheit der Stelle aus Psalm 97. v. 5. („Berge zerschmelzen wie Wachs vor dem Herrn, u. s. w.“) wo Z. auch alles im strengsten Wortverstande nimmt, kann er sich nicht enthalten, alle andere Exegeten zu persifliren. „Philologen, sagt er, „welche hier einen dichterischen Schwung anzutreffen glauben „— — sind nicht die Gegner, mit welchen ich mich hier „einlassen kann. Willkommen sey ihnen die Gelegenheit, ihre

„Gelehrsamkeit von dem Geiste der Dichtkunst in den dama„ligen Zeiten, besonders von der Dichtkunst der Hebräer an„zubringen, Bruchstücke phönizischer und anderer aus den „Ruinen des Alterthums hervorgezogener Gedichte zu sam„mentren, vielleicht auch von dem Schnee auf dem Libanon, „Ararat u. s. w. zu sagen, oder sonstige litterarische Nachrich„ten aus dem Orient mitzutheilen. Die Raritäten sind ganz „niedlich zu lesen, wenn man sonst nichts weiß, und nichts „besseres zu thun hat. (Bravo!) Anstatt uns zu verblen„den, fährt er endlich fort, lasset uns die Augen öffnen, und „uns bemühen, das deutlich zu sehen, was wir doch bald — „und zwar, wenn wir es nach göttlicher Anleitung nicht vor„her gesehen hätten — mit hoffnungsloser Bestürzung sehen „müßten."

Der gedrohete Erdfall gründet sich auch auf Erfahrungen: Erfahrungen, die theils in das Fach der Astronomie, theils zur Erdbeschreibung und Naturgeschichte des Erdbodens gehören. Das, was er astronomische Erfahrungen nennt, beruht größtentheils auf der vermehrten Rectascension der Fixsterne und auf ihrer verminderten Declination. Diese erklärt er sich nicht, wie andere ehrliche Astronomen, aus der geänderten Lage der Axe der Ekliptik, sondern alles aus dem allmähligen Einsinken der Erdfläche. Dadurch, meint er, sind die neueren Beobachter gegen die älteren um so viel tiefer zu stehen gekommen, und sehen nun alles aus veränderten und um so viel spitzeren Winkeln. Sogar gedenkt er sich hierüber die Parallaxe der Sonne zu 8", da sie doch nach den neueren Beobachtungen beym Durchgange der Venus durch die Sonnenscheibe nicht mehr als 8" 36"' betrug. Auf solche astronomische Schnitzer und verworrne Begriffe bauet er nun alle seine Schlüsse und vermeintlichen Erfahrungen. Der einsichtsvolle Astronom muß ihn bemitleiden, unterdessen er freylich manchen Unwissenden durch sein dreistes wortreiches Geschwätz und durch seine ausgebreitete aber verworrene Belesenheit betäuben konnte.

Eben so confus und schwankend ist nun meistens das, was er aus der Erdbeschreibung und Naturgeschichte des Erdbodens als Erfahrungen für seinen Satz anführt; z. B. daß Italien, Pontus u. s. w. wärmer jetzt wären, als in den vorigen Jahrtausenden; daß seit dem Erdbeben zu Lissabon die Europäischen Winter, in specie auch am Harze, nicht mehr so strenge seyn sollen, als vorher. Die Sonnenstralen, meint

meint er, müßten demnach jetzt unter einem größeren Einfallswinkel als ehemals in diese von uns bewohnten Gegenden fallen. Die Erde müsse gegen Süden hingesunken, nach Norden zu aber stehen geblieben seyn. Die nördliche Hemisphäre unserer Erdkugel habe jetzt ohngefähr die Form eines Treibhauses, an welchem Europa das gegen die Sonne gerichtete planum inclinatum darstelle.

Unter andern krämt er hier auch vieles von seiner memphitischen Kunst oder vielmehr von alchymistischem Unsinne aus, der ihm wohl zuerst den Kopf verdrehet haben mag. Nur ein Beyspiel davon. So heißt es S. 261.: „Es wäre „literarischer Unsinn, sich hier auf die Untersuchung der Frage einlassen zu wollen, ob und wo man die smaragdenen „Tafeln des Hermes gefunden. — — Wer Lust hat die „Tafeln selbst zu holen, der gehe in das Cabinet der Natur, „nehme daselbst ein mineralisches Muttergefäß, welches er „will, bereite dasselbe durch eine successive naturgemäße Calcination, adplicire das erhaltene Instrument zu gehöriger „Zeit, am gehörigen Orte, auf die gehörige Art. Die Natur wird alsdenn zwischen seinen Händen grünen. Vielleicht „fällt es ihm alsdenn ein, daß er selbst ein Sohn des Hermes „sey, welcher die smaragdnen Tafeln aus der Gruft seines „Vaters geholet habe. Wem das alles zu weitläuftig ist, der „erwarte die Wiederkunft des Frühlings. Alsdann erscheint „die Natur in einem smaragdnen Feyerkleide. Die Tafeln „des Hermes sind die ganze Natur. Wer sie in dem Zeitpunkte ihrer Germination mit gehörigem Beobachtungsgeiste „ansieht, der findet die Grundsätze der Vegetation in smaragdnen Tafeln beschrieben."

Die ganze Geschichte mit dem Sterne, den die Weisen aus dem Morgenlande sahen, erhält aus J. weißagenden Kenntnissen hier eine treffliche Erläuterung. Er sagt nämlich, es sey vor Christi Zeiten eine Weißagung vorhanden gewesen, daß zu der Zeit, da die Capella — denn dieß soll jener Stern seyn, und kein anderer — die alte Gränzscheidung zwischen Gallien und Italien an der Gennesischen Küste erreichen würde, der Messias gebohren werden sollte. Daher jene Weisen oder morgenländische Astronomen, welche diese Weißagung wußten, und den Stern jetzt in seinem höchsten Stande beobachteten, unverzüglich nach Jerusalem eilten. Seitdem sey nun die Capella von der Gennesischen Küste schon

bis in die Gegend des St. Gotthardsberges heraufgestiegen. Von da soll sie nach der göttlichen Weißagung am Ende der Weltjobel wieder ausgehen, und wenn sie dann die Linie erreichet, welche die größte Tiefe der von Z. beschriebenen Spitze bezeichnet, so wird — unser göttlicher Gesalbter, Jesus Christus zum zweytenmale erscheinen! Er bittet daher die Astronomen, künftig auf den geschwinderen Gang der Capella genau zu achten. Allein der Himmel weiß, was für einen Nebel unsre Astronomen vor Augen haben, daß sie die Capella noch immer in ihrer alten Stelle sehen.

Zuletzt beschließt er sein Werk mit der, den Communion-Landesregierungen praeliminariter eingereichten, Nachricht, deren schon oben hinlänglich erwähnt ist, und die unterdessen schon so häufig im Drucke vervielfältiget war.

Anhangsweise folgt nun auf funfzehn besonders gezählten Seiten aus der freygebigen Hand des Herausgebers — denn der läßt es seinen gutherzigen Pränumeranten unverhohlen, daß er ihnen dies gratis gebe — eine hieroglyphische Apostrophe an die memphitischen Weisen. Er nennt sie auch die brachmanischen Weisen, und — seine Brüder. Zu dieser Brüderschaft will er sich hierdurch legitimiren, da er völlig ihre Sprache reden und verstehen könne. Ein Pröbchen dieser für uns unmemphitische Leute unverständlichen Sprache sey dieses: „Kommet mit mir zu „der Tafel, auf welcher ihr in jener Pflanzschule junger „Brachmanen, gegen das Ende der sechsten Epoche nach der „größeren Zahl, an einem euch feyerlichen Tage die Geheimnisse der Natur malet. Vorn an der Schwelle — (der „Tafel also?) — sehe ich den aus dürren Reisern geflochtenen „Korb, mit grünenden Weinranken umschlungen, den Himmel mit der Erde, das Leben mit dem Tode geselliget u. s. w.“ — Der Schluß heißt: „Wie gern lieferte ich das mir anvertrauete Buch? — — Sehet ihr nicht diese Fesseln? „bittet Gott, daß er mich entfesselt walle. Geschrieben im „Tempel. Auf der Schwelle des Allerheiligsten. Oben auf „der Spitze des goldnen Leuchters. Am dritten Tage der „letzten Woche, zur Zeit der Morgendämmerung von Zion, „dem Brachmanen.“ Rec. will hierbey nur noch beyläufig erwähnen, was er aus zuverläßiger Hand weiß, daß nämlich Z. in einem seiner handschriftlichen Aufsätze die Stelle Mosis: „einen Propheten wie mich wird Gott euch senden“ u. s. w. in allem Ernste auf sich deutete, daß er sich ferner für den

Engel

Engel der Gemeine zu Thyatira hielt, von dem die Apocalypse Cap. 2. v. 18. folgg. spricht, so wie denn ihm die dort angeführten sieben Gemeinen nichts anders als die sieben Bergstädte am Harz waren. Noch lustiger war die Deutung von dem Weibe Jesabel. Doch genug hiervon. Es zeigt dieß wenigstens, daß eine starke Eitelkeit, ganz heimlich in dem guten Ziehen wohnte, und daß er sein liebes Ich für sehr wichtig hielt. Es ist so mit allen Propheten und Wunderkraftmännern, Lavatern nicht ausgenommen.

Wir wollen hiermit zugleich die Anzeige zweyer andern kleinen Schriften verbinden, welche auf die Z. Weissagungen Beziehung haben. Die erste ist eine

„Predigt wider die Furcht vor Erderschütterungen „über Psalm 46. v. 2 — 4. gehalten den 15ten „Jänner 1780. (soll wohl heißen 1786.) von — „Lavater. 1786. 2 Bogen.“

Wenn durch die geschäfftige Ausbreitung der fürchterlichen Ziehenschen Proph-zeyungen die Gemüthsruhe des großen Haufen gestört, und das Volk der Einfältigen und Unwissenden dadurch überall in Bangigkeit und ängstlichen Zweifel versetzt wurde: so war es allerdings Pflicht für jeden Geistlichen, sobald er diese Besorgnisse in seiner Gemeine rumoren sah, seine Zuhörer auf der Kanzel darüber öffentlich zu belehren und zu beruhigen. So wird in der deutschen Zeitung in dem Beytrage zum 10ten Stücke des Jahrganges 1786. aus einer Neujahrspredigt des Hrn. Generalsup. Dahme zu Clausthal ein Fragment angeführt, wo dieser vortreffliche Mann mit der ihm eignen Würde und mit aller möglichen Schonung der Ehre eines verstorbenen Mitbruders und Nachbars, diesen Punkt behandelt. Unter andern erfährt man noch daraus, daß Z. in seinen Papieren ebenfalls ausgerechnet hatte, daß an einem bestimmten Tage im Sommer des 1785sten Jahres der Bracken Feuer speyen, und Lava — bis nach Böhmen hin — ausströmen würde.

Daß nun auch Hr. Lavater in der Schweiz diese falsche Furcht vor der Z. Prophezeyung in einer, nun zum Druck beförderten, Predigt bestritt, ist ein Beweiß, wie ausgebreitet diese Besorgniß gewesen sey. „Wo ich mich hinwende, „sagt er, vernehme ich hierüber Gespräche, Erzählungen, „Aeuß-

„Aeußerungen, Urtheils. Bürger und Landleute, Knechte „und Mägde, Kinder in der Schule und auf der Gasse spre„chen davon, — und so manche Gemüther werden dadurch „beunruhiget und erschreckt.“

Allervörderst will er also die höchste Unwahrscheinlichkeit dieser Vorherverkündigung eines beyspiellosen Erdbebens darthun. Um sich inzwischen gegen alles Beschuldigen einer lieblosen Beurtheilung zu verwahren, so sagt er zum voraus: „nichts in der Welt scheine ihm unbilliger, nichts här„ter, nichts roher, nichts unmenschlicher zu seyn, als das im„mer allgemeiner werdende Scharfrichten und Totalabsprechen „über den ganzen Geistes- und Herzenscharakter der Men„schen überhaupt, und besonders einsichtsvoller und verehrungs„würdiger Männer, die entweder in diesem oder jenem besondern „Punkte eigne, ungegründete und unerklärbare Mey„nungen hegen, und Kraft ihrer Ueberzeugung mit der mög„lichsten Gewissenhaftigkeit äußern.“ Eine Apologie, die Hr. L. freylich auch selbst gar sehr bedarf!

Jede Voraussagung von dieser Art, wie die Z. sagt er, muß wenigstens auf einem von folgenden Gründen beruhen: entweder auf unmittelbarer sicherer erweislicher Naturkunde; oder auf Vernunftgründen und Vermuthungen aus der Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit der Dinge; oder auf klaren Stellen der h. Schrift; oder auf neuen positiven zuverläßigen Offenbahrungen. Daß nun die Z. Voraussagung in keinem dieser vier Stücke sich gründe, ist der Gang von Lavaters Widerlegung. Hierzu fügt er noch einen doppelten Grund, warum die Z. Prophezeyung keine Glaubwürdigkeit habe. Dies sey nämlich, wie er sich ausdrückt, theils die Zwecklosigkeit, theils die Herzlosigkeit derselben. Zwecklosigkeit: man fände nämlich keine Spur von Erweckung zur Buße und Sinnesänderung in jener Nachricht, und doch rühre sie von einem christlichen Prediger her, der im Rufe der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit stand; ferner sey es ja für die Million von Menschen in jenen Oertern, denen er Untergang drohete, ganz unthunlich und unmöglich gewesen, sich diese Warnung zu Nutze zu machen: denn wie? hätten sie denn auf Gerathewohl mit Hinterlassung aller ihrer Güter, Gewerbe und Würden so ein sechs Jahr auswandern sollen, um die Gewißheit abzuwarten? — Herzlosigkeit ist ihm ein neuer Grund, daß der Verf. jener Nachricht nicht bey gesunden

sinnen Sinnen gewesen seyn muß. Denn kälter, unempfindlicher und gleichgültiger könne man nicht das Zertreten eines Wurmes anzeigen, als Z. von dieser schrecklichsten aller Begebenheiten spräche. (Freylich L. Sprache würde im ähnlichen Falle tausendmal feuriger und stürmender gewesen seyn. Er bildete sich nun einmal ein, es wäre ein Giftmischer in Zürich, und es ist bekannt, welchen Lärm er damals von der Kanzel machte. So sehr wir es an sich billigen, daß Lavater die Furcht vor den Ziehenschen Prophezeyungen zu mindern suchte; so zeigt doch selbst der Gang der Widerlegung, wie einseitig Lavater alles beurtheilt. Ist das nicht Totalabsprechen, wenn er daraus, daß der gute Ziehen sehr bedächtiger Natur war, und ganz ruhig von einer wichtigen physikalischen Begebenheit sprach, weil er dabey nicht so heftig sprach, wie es Lavat. Charakter ist, ihm deswegen Herzlosigkeit Schuld geben will.) Außerdem, glaubt Hr. L. wenn Gott eine solche ganz außerordentliche Zerstörung vorhärte, er würde auf diese oder jene Weise Warnungen, Erinnerungen und Erweckungen zu veranstalten wissen, die ein höheres Merkmal göttlicher Kraft hätten; er würde gewiß unter Millionen Menschen auch wohl einige Hundert finden, die er einer bestimmten Anzeige davon würdig achten könne, (— er könnte es ja z. B. nur Lavatern selbst anzeigen —) und durch deren vereintes Gebet er sich gern zu schonenden Gesinnungen erbitten lassen würde. (Das müßten denn natürlicherweise Leute von rechter Apostolischer Gebetskraft seyn! Aber der Rec. findet weder in Schrift noch Vernunft einen Beweiß, daß Gott eine große Naturbegebenheit, die vielen tausenden schädlich seyn würde, hunderten offenbaren müßte. Lavater setzt Ziehens Träumereyen seine eigne Träumereyen entgegen.)

Die zweyte kleine Schrift, deren Anzeige wir hiermit verbinden wollten, bezieht sich auf die sogenannte Chevilla, ein Buch, worauf sich Z. zuweilen als auf die Haupturkunde seines Wissens und seiner unverständlichen Beweise beruft, und worüber er sich doch immer nur dunkel und zweydeutig erklärt hatte. Daher so manche Nachfragen neugieriger Grübler und Geheimnißkrämer, ob denn das Buch unter Z. Verlassenschaft, oder in der Calvörischen Bibliothek zu Zellerfeld, oder sonst wo existire. Das, was Z. selbst davon sagt, ist hauptsächlich folgendes: Den Namen behalte er aus dem

dem 1sten B. Mos. Cap. 2. v. 11. nach der eingeführten Punctation; übrigens wären die Wörter Cabella oder Cabbala, Sibylla und Chevilla einerley. Die Jüdische Cabbala habe nichts als den Namen und einige kaum bemerkliche Züge damit gemein. Aber diese ächte Chevilla enthalte die erste göttliche Offenbarung, und den ältesten Religionsunterricht für die Menschen; es sey ein Inbegriff göttlicher Copeyen, vor Jahrtausenden gezeichnet, deren Originale von einer Zeit zur andern ihr Daseyn erhalten, jetzt aber in ihrer ganzen Vollkommenheit zu existiren angefangen haben. Es sey zwar nicht mehr in einem solchen Convolut, und in einer solchen äußerlichen Form, wie in den ältesten Zeiten, vorhanden. Aber es liege nichts desto weniger theils in der heiligen Schrift, theils aber auch in den Schriften der ältesten Profanscribenten vor Augen. Die Eröffnung dieses Buches mache unzählige Commentare über die h. Schrift überflüßig, mache allen theologischen Kriegen und Schulgezänken ein Ende; unsre Augspurgische Confession bekomme darin das Gepräge der Wahrheit, und sey laut der Chevilla von Gott selbst dictirt; und was dergleichen Rühmens mehr ist. — Ob der Abbe Pernetty, der so eifrig katholisch ist, auch wohl dieß zu den Rathschlüssen Gottes die nach ihm Ziehen in der Engelssprache gelernt haben soll, zählen mag?

Da Mystiker, Theosophen, Alchymisten und dergleichen, oft ganz bekannte Dinge mit unverständlichen Namen nennten, und in Bilder hüllen, so glaubte R. ehemals, daß der sel. Z. unter der Chevilla nichts als die Bibel meyne, oder vielmehr den hieroglyphischen Theil derselben und diejenigen Stellen der mosaischen und prophetischen Schriften, welche im Geschmack orientalischer Dichtkunst und Weißagung ihm Typen und Visionen angaben, woraus sich seine lebhafte Einbildungskraft hieroglyphische Bilder abmahlte. Denn Z. sagte mit unter einmal selbst: die Chevilla sey der hieroglyphische Theil der h. Schrift, folglich keine neue, sondern die alte von allen Christen angenommene Offenbarung. Herr Pernetty, dessen oben erwähnt ist, meynte, es könnte wohl das Buch *de bello Adonai* seyn: denn das sey älter als die Bibel; und daß es noch in der Bibliothek der Priester des Königes von Tibet vorhanden sey, bestätigte Emanuel Swedenborg.

Es

Examinatoren wohl alle beyde Unrecht haben. Wenigstens hat der Verf. folgender Schrift den N. eines andern belehrt. Die Schrift selbst führt den Titel:

„Etwas von dem raren und schätzbaren Buche Chevilla oder von der Rolle des Buchs der Rathschlüsse Gottes —— gefertiget von M. Christian Friedrich Götze, Pastor Etter. zu Gassen in der Niederlausitz. Sorau und Leipzig. (1786.) 3 Bog. in 4."

Der gute Mann, der diese Abhandlung „allen hohen Patronen und vornehmen Gönnern, Amtsbrüderlichen und andern Geblüts- und Gemüthsfreunden und Anverwandten" zu Gassen und an noch fünf andern Orten beym Antritt des neuen Jahres 1786. dedicirt hat, ist doppelt zu bemitleiden: erstlich wegen des traurigen Schicksals, daß er, im eigentlichen Verstande, völlig blind ist; und dann wegen seiner blinden Anhänglichkeit an die Z. Offenbarung, und an die grosse Wichtigkeit, Aechtheit und Brauchbarkeit des Buches, Chevilla genannt. Er versichert uns treuherzig aus eigener Bekanntschaft mit dem Buche, daß alles, was Z. davon sage, seine völlige Richtigkeit habe. Es sey dies Buch verfasset von einer Weibsperson und zwar (nach dem gewöhnlichen Mährchen) von dem Weibe Japhets und der Schnur des Erzvater Noah. Kurz es sind die leibhaften Wechselbalge von den oraculis Sibyllinis. Von diesem sehr schätzbaren Werke des Alterthums sey endlich ein Cod. MStus nach Augsburg in die Rathsbibliothek gekommen, und das sey denn doch auch sonderbar, daß dieses Buch eben zuerst nach Augspurg habe kommen müssen. Er giebt hierauf einen Fingerzeig, wo man dieses rare Werk zu suchen habe, und es scheint, als wenn Hr. G. weiter keine Ausgabe als den Abdruck in den Orthodoxographis gekannt habe.

Das Buch Chevilla, sagt Hr. G. hat nun zwar unter den Gelehrten viele und gewaltige Widersacher gehabt, deren Namen er uns auch anführt. Allein was will doch der gewöhnliche Einwurf sagen, es sey von einem Christen im sechzehnten Jahrhunderte geschmiedet, um die Heiden per pias fraudes zum Christenthum zu locken? Nein, meine Freunde! sagt

sagt er: bedenket nur das einzige, daß Cicero und andere Heiden sich schon darauf berufen, daß es also Cicero bereits gelesen hat, und daß besagter Cicero 40 Jahre vor Christi Geburt gestorben ist. Hiermit ist nun freylich alles abgethan, bis auf die — streitigen Puncte. Virgil, meynt er, hat auch ganz gewiß seine vierte Ecloge aus diesem Buche genommen: er verstand nur die Weißagung nicht, und applicirte sie auf etwas anders. Es ist auch die Rolle des Buchs, deren im 40sten Psalm v. 7. gedacht wird, nichts anders, als diese Chevilla.

Darin hat Hr. G. wenigstens nach R. Meynung nicht Unrecht, daß Ziehen in Absicht dieses Buchs mit ihm überein gedacht haben mag, und daß wir nun mit einem male wissen, was er mit seiner Chevilla wolle. Inzwischen für eine gelehrte und gründliche Discussion über die Authenticität dieser Figmente, welche in Ewigkeit nicht erwiesen werden wird, sagt und weiß Hr. G. noch viel zu wenig.

W.

Schwedisches Museum, herausgegeben von C. G. und C. H. Gröning. Wismar, Schwerin und Bützow, in der Bodnerischen Buchhandlung. Erster Band. 1783. 360 Octavseiten. Zweyter Band. 1784. 310 Octavseiten.

Kleine bisher noch unverdeutschte, auserlesene Schriften und Abhandlungen Schwedischer Gelehrten, und vorzüglich die bey Niederlegung der Präsidentenstelle in der königlichen Akademie der Wissenschaften von verschiedenen verdienstvollen Männern gehaltenen sogenannten Reden, deren Uebersetzung schon der Herr von Haller zu veranstalten willens war, nebst dem Lebenslaufe einiger merkwürdiger Schwedischer Personen, machen den Inhalt dieser Schrift aus. Man findet in dem ersten Bande 1) Carl Friedrich Scheffers Rede von der Verbindung zwischen der Beschaffenheit der Grundgesetze und der Wohlfahrt des Volkes, welches nach denselben regiert werden soll. Sie wurde durch die grosse Regierungsumänderung von 1772. veranlaßt. 2) Johann Carl Wilke über die neuesten Erklärungen des Nordscheins. Es wird hinlänglich gezeigt, daß keine gnug-

hafte-

befriedigend sey. 3) Carl Rudenschöld von der Beschaffenheit und dem gegenwärtigen Gebrauche der schwedischen Sprache. 4) Torbern Bergmann von den neuesten Fortschritten in der Chemie, nämlich in dem Zeitraume von den letztern 50 bis 70, bis 1777 gerechnet. Wie sehr ist seit dem in den letztern Jahrzehend die Chemie gewachsen? und wie sehr anders würde selbst der Unvergeßliche von manchen Thatsachen gesprochen haben, wenn er diese Rede im Jahre 1784. gehalten hätte. 5) Graf Andreas Johann von Höpken vom Luxus und wie derselbe in gewissem Betrachte nützlich seyn kann. Er ists, wenn die Waaren des Ueberflusses im Lande verfertigt werden. 6) Johann Friedrich Reyger von der Wirkung der Gesetze und Sitten auf bürgerliche Nahrung. 7) John Jennings von den Schicksalen des Schleusenbaues bey Trollhütten. Von Gustav des ersten Zeiten bis 1761. Was seitdem in Rücksicht desselben vorgefallen, versprechen die Herausgeber künftig nachzutragen. 8) Reygers Beantwortung der Frage: ob das Schwedische Volk gegenwärtig in christlichen Sitten ab- oder zunehme, und wenn sich das erstere finden sollte, woher es komme, und welche Folgen daraus in Absicht des bürgerlichen Lebens entstehen werden. Sie enthält recht sehr viel gut gesagte Wahrheiten, die auch bey uns erwogen zu werden verdienen. 9) Olofs von Dalin, des berühmten Schwedischen Geschichtschreibers und Gustavs III. Lehrers Lebenslauf durch Joach. Wilh. Liliestrale.

Der zweyte Band enthält 1) des Freyherrn Carl Sparre Rede von der Policey im Allgemeinen betrachtet. Sie legt nach Darstellung der eigentlichen Beschaffenheit derselben, den Zustand und die Mängel der jetzigen Schwedischen dar. 2) Des Ritters Carl Linné Rede von den Merkwürdigkeiten an den Insekten. Zwar schon 1739. zu Upsala gehalten, aber noch immer werth gelesen zu werden. 3) Des Freyherrn Andr. Joh. von Höpken Rede bey Einweihung des Nodholmer Observatoriums. Sie zeiget vorzüglich, worinnen die Neuern in Betreibung der Wissenschaften den Alten es zuvorgethan haben. 4) Olof von Dalin, kurze Geschichte der schönen Wissenschaften in Schweden, und 5) wahrscheinlicher Weise Ebendesselben kurze Bemerkungen über die schwedische

Dichtkunst in unsern Zeiten (nämlich bis 1754). Auch unsere jungen Dichter können daraus manches Nützliche lernen. 6) Anders Schönberg Beantwortung der Preisfrage: wer verdient den Namen eines großen Mannes? 7) Fragment eines Briefs über die Einführung einer Nationaltracht. 8) Friedrich Mozalius über die Frage: was die Erziehung des weiblichen Geschlechts auf die Sitten im Staate für Wirkung habe und haben könne? 9) Das Leben des ehemaligen großen Schwedischen Ministers, Grafen Johann Liljenstedt, von ihm selbst beschrieben. 10) Der schwedischen Dichterin Hedwig Charlotta Nordenflycht durch Fischerström. 11) Des großen Mechanikus Christopher Polhem und die kurze Geschichte der Gräfin Henriette von Wasaborg, einer Urenkelin Gustav Adolphs. — Es wird nicht leicht eine Gattung von Lesern seyn, die nicht durch die hier zusammen aufgestellten Schriften auf die angenehmste Art befriedigt werden sollte, zumal da auch die Uebersetzung recht gut gerathen ist.

Dt.

Nachrichten.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm hat folgende Preißfrage ausgesetzt, welche bis zum 1sten Januar 1791 zu beantworten ist; und für die beste Auflösung derselben verspricht sie eine Belohnung von 50 Ducaten oder 100 Species Thaler. Die Schriften können lateinisch oder französisch abgefaßt seyn, und werden mit versiegeltem Namen des Verfassers, wie gewöhnlich, unter einem selbst gewählten Motto oder Devise an den Secretaire der Akademie Hrn. Heinrich Nicander in Stockholm gesandt. Die Frage lautet so:

An diligens Observationum comparatio indicare videtur, aequationes sic dictas seculares tam Lunae quam Saturni et Iovis eodem tenore ituras fore in perpetuum absque remissione et vergentia ad evanescentiam et proinde ad restitutionem; quaenamque in hac hypothesi tam

singu-

singularis Naturae effectus causſa sit? Haud etenim neque analysi, quantum illa hucusque promota fuerit, neque ipſi naturae virium motuarum corporum coelestium in ratione duplicata distantiarum inversa agentium, consentaneum esse videtur, vires hoc modo perturbatrices eiusmodi aequationes produvere posse.

* * *

Der Hr. Land- und Stadtphyſikus D. E. G. Spohr in Goesen, giebt im Verlag der Keyſerſchen Buchhandlung zu Erfurt: Chambon de Montaux medicinisch-praktiſche Abhandlung von den Krankheiten der Frauen und von den Krankheiten der Schwangern aus dem Franzöſiſchen überſetzt zu nächſter Meſſe heraus.

Dann kömmt in eben dem Verlag von dem durch ſeinen Almanach für die Prediger ꝛc. und andere Schriften rühmlichſt bekannten Herrn Archidiac. Mag. Horrer zu Weiſſenſee in nächſter Oſtermeſſe: ein Handbuch zu Hübners bibliſchen Hiſtorien für Eltern und Schullehrer ꝛc. heraus.

Beförderungen.

1787.

Der König von Polen hat den alten ehrwürdigen Hrn. D. Tralles in Breslau, der erſt vor einiger Zeit in die Societät der königlichen Aerzte zu Paris aufgenommen worden, zu ſeinem conſulirenden wirklichen Arzt und Hofrath erklärt, und ihm das mit ſeiner eigenhändigen Unterſchrift und Siegel ausgefertigte Patent zuſchicken laſſen.

Hr. Prof. Heinze in Kiel iſt von dem Könige von Dänemark zum ordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät beſtellt worden.

Zu Kiel iſt Hr. D. Auguſt Niemann, welcher ſich durch mehrere kleine Schriften, und beſonders durch die Herausgabe der Schleswigholſteiniſchen Provinzialberichte, rühmlichſt bekannt gemacht hat, zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt worden.

Se. Maj. König von Preußen haben geruhet, wegen hohen Alters des Herrn Johann von Caſtillon, Profeſſors der Mathematik bey dem königl. Feld-Artilleriekorps, ihm seinen Sohn, Herrn Friedrich von Caſtillon, Profeſſor bey der Akademie militaire, als Adjunkt zuzuordnen, auch letzterem zugleich die Anwartſchaft auf ſeines Vaters Profeſſur in Gnaden zu ertheilen.

Herr Profeſſor Klügel in Helmſtädt gehet an des ſel. Kaſtners Stelle, als ordentlicher Profeſſor der Mathematik und Phyſik nach Halle, mit einem Gehalt von 1400 Thalern.

Der durch ſeine Erdbeſchreibung von Pyrmont, und durch andere Schriften berühmte Hr. Hofmedikus Marcard zu Hannover machte im dieſen Winter eine geſehrte Reiſe nach England. Während derſelben, iſt er von Sr. Durchl. dem Biſchofe von Lübeck zum Herzogl. Holſtein-Oldenburgiſchen Etatsrathe und Leibarzte ernannt worden. Er wird künftig in Oldenburg wohnen, mit der Erlaubniß, jedes Jahr drey Monate in Pyrmont zuzubringen.

Dem Herrn Martin Heinrich Klaproth, Aſſeſſor des Collegii medici und Apotheker in Berlin, iſt die zum Beſten des königl. Feldartilleriekorps zu Ende des Jahrs 1787 geſtiftete Profeſſur der Chemie anvertrauet worden.

Herr Jünger aus Leipzig iſt mit 600 Gulden Gehalt beym Nationaltheater in Wien als Dichter angeſtellt worden.

Todesfälle.

1787.

Am 18ten Oktober ſtarb in Erlangen Herr D. Joachim Ehrenfried Pfeiffer, hochfürſtl. Brandenburgiſcher geheimer Kirchenrath, Senior der Univerſität, erſter Profeſſor der Theologie, und Superintendent der Neuſtadt Erlangen, im 78ſten Jahr ſeines exemplariſchen Lebenswandels.

Am 29ſten Oktober ſtarb zu Homburg vor der Höhe Hr. D. Johann Kämpf, Heſſenhanauiſcher Oberhofrath und Leibarzt, alt 62 Jahre.

Im Oktober ſtarb zu Straßburg Hr. Johann Philipp Reyſers, Doktor und ordentlicher Profeſſor der Theologie, Paſtor primarius bey der Nicolaikirche, wie auch Vicepräſes des Kirchenkonvents, in ſeinem 74ſten Jahr.

Auch

Auch im Oktober starb zu Mistelsburg in Mähren der gelehrte Piariste, Hr. Adaukt Voigt, ehemaliger Professor der Universalgeschichte an der Universität zu Wien, im 55sten Jahr seines Alters. Er war einer der größten Münzkenner.

Am 6ten November starb zu Freyberg der durch seine Schriften rühmlichst bekannte kurfürstl. sächsische Artillerie-hauptmann, Hr. Johann Gottlieb Tielke, in seinem 56sten Jahr.

Am 21sten Dito starb Hr. Anton Schweitzer, herzogl. Kapellmeister in Gotha, im 51sten Jahr seines Alters.

Im November starb zu Königsberg in Preußen der, auch als politischer Schriftsteller bekannte Reichsgraf Heinrich Christian von Reyserling, ehemals russisch-kaiserl. wirklicher geheimer Staatsrath und Ritter des St. Annenordens, im 61sten Jahr seines Alters.

Am 3ten December starb Hr. Philipp Erasmus Reich, Buchhändler in Leipzig, im 71sten Jahr seines Alters; ein Mann, der immer auch hier eine Stelle verdient, da er den Wissenschaften auf mehr als eine Art förderlich war, und selbst gelehrte Kenntnisse besaß.

Am 4ten Dito starb Hr. Georg Ludwig Ahlemann, königl. dänischer Konsistorialrath, Propst und Hauptpastor der evangelisch-lutherischen Hauptkirche zu Altona, im 76sten Jahr seines Alters.

An demselben Tage starb in München Hr. Franz Augustin Schega, kurpfalzbayrischer Hofmedailleur, im 67sten Jahr seines Lebens.

Am 11ten December starb in Zweybrücken Hr. Friedrich Exter, herzogl. Pfalzzweybrückischer Oberkonsistorialassessor, und Professor am dortigen Gymnasium, alt 74 Jahr.

Am 14ten Dito starb in Magdeburg Hr. Johann Samuel Patzke, erster Prediger an der dortigen heil. Geistkirche, ein beliebter Schriftsteller, der besonders durch seine Wochenschriften (z. B. den Greis) Nutzen stiftete, in seinem 61sten Jahr.

Am 16ten Dito starb in Regensburg der Freyherr Joachim Ludwig von Schwarzenau, königl. preußischer wirklicher geheimer Staats- und Kriegsminister und Kurbrandenburgischer bevollmächtigter Gesandter bey der Reichsversammlung, im 74sten Jahr seines ruhmvollen Lebens. Ein Herr, der viele eigentlich gelehrte Kenntnisse besaß, und

sie auch zum Theil in seinen numismatischen Werken dem Publikum mittheilte.

Am 18ten Dito starb in Altona Hr. Johann Jakob Dusch, königl. dänischer Justitzrath und Professor am dortigen Gymnasium, einer unsrer vorzüglichsten Dichter, im 61sten Jahr seines Alters.

Am 31sten Dito starb in Stuttgard Hr. D. Heinrich Gottfried Scheidemantel, herzogl. Würtembergischer Regierungsrath und Professor der Rechte bey dortiger militärischen Universität (zu welcher er im J. 1784 von Jena berufen ward), im 49sten Jahr seines Alters.

Annalen der Gesetzgebung und der Rechtsgelehrsamkeit, in den Königl. Preußischen Staaten.

Ich werde mit Beyhülfe angesehener praktischer Rechtsgelehrten ein Werk unter dem obigen Titel herausgeben, wovon auf der Ostermesse 1788. der erste Theil und alsdenn auch künftig jährlich ein Theil erscheinen soll. Es wird einige Aehnlichkeit mit den sehr nützlichen Beyträgen zu der juristischen Litteratur haben, wovon acht Bände nebst einer Zugabe enthalten sind, welche aber durch den Tod des Herausgebers geendigt worden. Aber der Plan wird nicht völlig eben derselbe, sondern vielmehr von weiterm Umfange, und, wie ich hoffe, noch gemeinnütziger seyn. Eigentliche Litteratur ist hier nicht der Zweck, sondern hauptsächlich das Praktische und unmittelbar Nützliche. Ich gedenke besonders den preußischen einländischen Rechtsgelehrten ein Werk zu liefern, welches ihnen bey Führung ihrer ehrenvollen Aemter, auf mehr wie eine Art nützliche Dienste leisten und nicht blos bey der ersten Erscheinung, sondern auch fortdauernd zum Handbuche dienen, und bey manchen wichtigen Vorfällen zuverläßige Nachweisungen geben kann, die man sonst nirgend in Büchern findet. Meine Mitarbeiter und ich werden besonders auf folgende Gegenstände ihr Augenmerk richten:

1) Die Verfassung der verschiedenen Gerichtshöfe in allen Provinzen, die dem Königl. Preußischen Scepter unterthan sind, und die Anzeige der Veränderungen derselben, die etwa vorfallen könnten.

2) Die darin entschiedene besonders merkwürdige Rechtsfälle von aller Art.

3) Die in der Theorie zwar streitigen, aber durch den preußischen Gerichtsgebrauch als unzweifelhaft angenommenen Rechtssätze.

4) Die Entscheidungen der K. Gesetzkommission über bisher zweifelhafte Rechtssätze.

5) Histo-

5) Historische und philosophische Anmerkungen über die Gesetze.

6) Nachrichten von merkwürdigen Büchern, die dergleichen Bemerkungen enthalten, oder die Preußische Gesetze und Justizverfassung betreffen.

Man wird, je nachdem es die Sache erfodert, Aktenstücke oder Abhandlungen liefern, sich aber überall der Kürze befleißen, um in wenig Bogen vieles leisten zu können.

Die wichtigen Gegenstände dieses Werks, werden es schon an sich, auch den auswärtigen Rechtsgelehrten, gewiß interessant machen. Man wird aber auch auf dieselben ein besonderes Augenmerk richten, und es werden sich Gelegenheiten finden, denselben von der preußischen Gesetzgebung und Justizverfassung richtige Begriffe beyzubringen, und interessante Nachrichten von der Entstehung und dem successiven Fortgang des neuen preußischen Gesetzbuchs zu liefern.

Den Philosophen werden wir nicht selten reichen Stoff zu psychologischen Erörterungen vorzulegen im Stande seyn. Aber es wird nichts vorkommen, was nicht auch der praktische Rechtsgelehrte nützen kann.

Philosophischen Rechtsgelehrten, davon besonders auch in den preußischen Gerichtshöfen eine nicht geringe Anzahl vorhanden ist, wird dieses Werk auch allemal zu Untersuchungen aller Art offen stehen, wodurch entweder Zweifel über Rechtsfragen, die in den preußischen Gesetzen noch nicht entschieden sind, vorgelegt, oder dergleichen Zweifel mit Kenntnis und nach der Analogie der subsistirenden Rechte mit philosophischer Genauigkeit aufgelöset, oder Erörterungen veranlaßt werden, welche Gelegenheit geben, in den Geist der Gesetze tiefer einzudringen. Berlin, den 24. Okt. 1787.

Ernst Ferdinand Klein
K. Preuß. Kammergerichtsrath.

Die obenangezeigte Annalen der Gesetzgebung und der Rechtsgelehrsamkeit in den preußischen Staaten werde ich in meinem Verlage drucken lassen. Um besonders den Rechtsgelehrten in den K. Preußischen Staaten, denen es zum Handbuch bestimmt ist, dasselbe um einen sehr billigen Preis liefern zu können, werde ich darauf, unter folgenden Bedingungen Vorauszahlung annehmen:

1) Das Werk wird in gr. 8. gedruckt. Jeder Theil wird ungefähr ein Alphabet oder etwas darüber stark seyn. Der erste Theil erscheint in der Ostermesse 1788. und künftig wird jährlich in jeder Ostermesse die Fortsetzung erscheinen.

2) Die Vorauszahlung auf jeden Theil ist 19 gGr. Konventionsmünze oder 20 gGr. Brandenb. Kurrent: Nachher wird jeder Theil ungefähr 1 Thlr. 4 Gr. kosten.

3) Die Vorauszahlung auf den ersten Theil steht bis zur Ostermesse 1788. offen, und die Pränumerationsgelder werden Postfrey gesendet; dagegen werden die Exemplarien auch

bis

bis Berlin, Stettin und Leipzig kostenfrey geliefert; an andern Orten wird von den Herren Vorauszahlern die Fracht vergütet. Für diejenigen, welche nach baarer Einsendung der Pränumerationsgelder keinen Schein verlangen, und mir in Berlin, Stettin und Leipzig eine Adresse geben, wohin die Exemplarien abzuliefern sind, will ich die Ablieferung sogleich richtig besorgen, sobald das Werk herauskommt. Diejenigen aber, welche Scheine bekommen können die Exemplarien nicht eher erhalten, bis sie die Scheine zurücksenden. Bey Empfang jedes Theils wird auf den folgenden pränumeriret. Ohne geschehene baare Bezahlung können die Exemplare nicht abgeliefert werden.

4) Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Es werden daher alle Herren Sammler ersucht, die leserlich geschriebenen Namen und Titel längstens im Anfange des Märzes 1788. einzusenden.

5) Diejenigen Herren, welche Pränumerationen sammlen wollen, haben folgende Vortheile zu geniesen. Wer auf sieben Exemplare das Pränumerationsgeld baar einsendet, bekömmt das achte umsonst. Wer auf zwölf pränumeriret, bekömmt außer diesen zwey umsonst. Wer auf zwanzig pränumerirt, bekömmt außer diesen vier Exemplare umsonst. Sollte jemand eine noch größere Anzahl Exemplarien sammlen, so wird man, den Umständen gemäß, sich auch wohl um einen noch größern Vortheil billigermaßen vergleichen.

Ich ersuche besonders die resp. Mitglieder der Königl. Preußischen Gerichtshöfe, so wie auch die Landesgemeinschaften derselben, die Mitglieder der Juristen-Fakultäten auf den Königl. Universitäten, und die Mitglieder der Hochlöbl. Magistrate in allen K. Provinzen, gehorsamst, dieses zum Nutzen der K. Lande herausgegebene und zur Ehre der preußischen Justizverfassung gereichende Werk, bestens bekannt zu machen, und ich werde denjenigen, welche Vorauszahlung sammlen wollen, besonders verpflichtet seyn. Es wird auch in allen Buchhandlungen die Vorauszahlung angenommen werden. Berlin, den 24. Oktober 1787.

Friedrich Nicolai.

Druckfehler.

Im LXXIX. Bande I. Stück.

S. 96. Z. 7. v. u. Campe lies Lampe. S. 97. Z. 19. Dikt strenge lies strenge Diät.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des neun und siebenzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1788.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des neun und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

IV. Neue Ideen über die Meteorologie von J. A. de Luc, 1ster Theil Seite 321

V. Gedichte von J. W. Gotter, 1r Bd. 326

VI. H. Storchs Skizzen, Scenen und Bemerkungen, auf einer Reise durch Frankreich gesammelt 338

VII. Commentationes Societatis regiae Scientiarum Gottingensis, ad A. 1783. et 1784. T. VI. 339

Kurze Nachrichten.

I. a) Prakt. Gottesgelahrheit.

Gesangbuch für die häusliche Andacht, von J. S. Dieterich herausgegeben 562

Neues Hamburgisches Gesangbuch ebd.

Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst im Stifte Quedlinburg ebd.

Chph. Chr. Sauerms Lieder für das Herz ebd.

Sammlung auserlesener geistl. Lieder und Gesänge, zum Gebrauche bey der häuslichen wie bey der öffentlichen Gottesverehrung ebd.

Lieder zur Hausandacht 563

Die endlich einmal von vielen Almosenpflegern E. M. d. Kön. v. Preußen erklärte Bibel 574

J. C. Eggers Casual-Reden ebd.

Ueber gesellschaftliches Elend, von J. F. Zöllner herausgegeben ebd.

Sammlung einiger Predigten, vorthemlich in Rücksicht auf Hofleute und Diener des Staats, von C. W. Petersen 577

Neueste Religionsgeschichte fortgesetzt unter der Aufsicht von G. J. Plank, 1r Th. S. 379

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Der durch sich selbst widerlegte Deismus — aus dem Französischen J. Edlen v. Richtenburg, 1r u. 2r Th. 396
Des heil. Joh. Chrysostomus Reden über das Evangelium des heil. Matthäus aus dem Griechischen von J. M. Feder, 1r und 2r Bd. 397
Kurzgefaßte Anleitung zur christl. Sittenlehre, von J. Lauber, 1r Bd. 399

2. Rechtsgelahrheit.

Promtuarium iuris novum etc. edid. *I. E. Müller*, Tom. IV. V. VI. et VII. 400
Sammlung der römischen Gesetze auf Befehl Kaiser Justinians verfertigt, 1r Th. Pandecten 401
Die Rechte und Freyheiten des Handels der Völker unter einander, von H. Hanker 402
Hochfürstl. Hessische Landesgesetze, 1te Sammlung 403
Deductions- und Urkundensammlung, von D. J. A. Reuß, 2r Bd. ebd.
Anhang zu des Hofrath und Prof. Moshammers zu Ingolstadt Einleitung in das gemeine und baierische Wechselrecht 404
Anleitung zu einem Gespräche von Hauptverbrechen und ihren Folgen zwischen einem Lehrer und seinen Schülern 405
Vom Kindermord und dessen Verhütung 406
Boutterwek, Goslar. Commentatio, de fundamento successionis Germanicae tam allodialis quam feudalis etc. 407

3. Arzneygelahrheit.

Wiederherstellung des Gehörs durch eine leichte chirurgische Operation 409
Sendschreiben des Hrn. Hofm. Brawe zu Verden an einen seiner Freunde von dem Verdener Gesundbrunnen und Bade ebd.

Mémoire

Mémoire ſur les Maladies contagieuſes, par D. *I. Fr. Pichler* S. 410.
D. J. A. v. Brambilla über die Entzündungsgeſchwulſt und ihre Ausgänge, 1r und 2ter Th. 411.
De vi vitali arteriarum diatribe, a *Chr. Kramp* 412
Verſuch und Grundriß einer praktiſchen Abhandlung von der Sympathie des Verdauungsſyſtems, von M. W. de Neufville 413.
W. E. Janſſen phyſiologiſche und pathologiſche Abhandlung von dem thieriſchen Fette 414
Der neue Familienarzt, oder eine leichte Anweiſung zur Heilkunſt 415
Sammlung mediciniſcher und chirurgiſcher Originalabhandlungen aus den Hannöveriſchen Magazine vom J. 1750 — 1786. 1r 2r und 3r Th. 416
D. *C. F. Reuß* diſpenſatorium univerſale ad tempora noſtra accommodatum 417
I. F. Camerer de ſignis mortis diagnoſticis 418.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Thomas More, ein Trauerſpiel 418
Cromwell der Edle, oder das Hofglück ebd.
Dietrich von Ruben, ein Luſtſpiel von D. Beil 419
Der doppelte Liebhaber, ein Luſtſpiel von J. F. Jünger 420
Das Freyſchießen, oder das glückliche Bauermädchen, eine Operette von J. A. W. 421
Kurze Geſchichte über die Leiden und Widerwärtigkeiten der Menſchheit, von C. von Myrtenthal geſchildert 422

5. Schöne Künſte.

Muſikaliſcher Almanach für Deutſchland auf das Jahr 1784. 424
Muſikaliſches Tagebuch auf das Jahr 1784. 425.
Deutſche Arien und Duetta von verſchiedenen Componiſten, herausgegeben von J. A. Hiller. 1r Th. 426
Der Chriſt nach dem Tode, von H. S. Oſtwald 427
J. B. Pergoleſi's Salve regina, im Klavierauszuge mit deutſcher Parodie, von C. A. Overbeck 430

Simson, ein musikalisches Drama, von J. H. Rolle S. 431
Lieder mit Melodien aus Millers Leiden und Freuden, in Musik gesetzt von E. F. Wolf . . 432
Die Vorgenutzten nach Goldoni, in Musik gesetzt und herausgegeben von Hrn. C. Schubaur 433
Clavier- und Singestücke verschiedener Art, componirt von J. W. Häßler, 2te Sammlung . . 435

6. Weltweisheit.

J. G. Schlossers kleine Schriften, 4r Th. . 437

7. Mathematik.

Ign. Pichels Abhandlung von einem Sekundenperpendikel einer astronomischen Uhr . . 445
Der praktischen Rechenkunst, für den Rechnungsführer, Oekonomen und Landmann, 1r Th. . 447
Beytrag zur angewandten Rechenkunst, 1s St. 448

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Geschichte einiger, den Menschen, Thieren, Oekonomie und Gärtnerey schädlichen Insekten . . 448
Anhang zur Geschichte der Aerostatik von D. C. Kramp 452
Cryptographia Carniolica, oder physikal. Erdbeschreibung des Herzogthums Krain, Istrien ꝛc. 2r Th. 457
Drury's Abbildungen und Beschreibungen exotischer Insekten, aus dem Englischen übersetzt von G. W. F. Panzer 459
Bibliotheque medico-physique du Nord; troisieme Classe, par Mr. *Vicat* . . . 463
De virtute medicamentorum rite aestimanda, auctore *I. Fr. Vibrig* . . . 465
Die ächte Fabrikatur des Dunkuler und englischen Sentomers auch aller gangbaren Sorten Rauch- und Schnupftobaks 468

Franz Anton Obermayr's Chemiſche Unterſuchung des Sedativſalzes, aus dem Latiniſchen überſetzt von Fr. Aug. v. Waſſerberg S. 479
Obſervations de Mr. de *Trebra* ſur l'Interieur de Montagnes etc. 471

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Die Geſchichte des erſten chriſtlichen Jahrhunderts, von J. J. v. Gudenus, 1ſte, 2te und 3te Abtheilung. — Die Geſchichte des zweyten chriſtlichen Jahrhunderts, 1ſte und 2te Abtheil. 479
Kleine Biographien und Züge aus dem Leben großer, wenig bekannten Menſchen, von C. v. Bazko 473
Hiſtoriſch-kritiſche Encyklopädie über verſchiedene Gegenſtände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menſchen, von J. C. Hoff herausgegeben, 18, 21, 31 und 41 Th. 477
Hiſtoriſche Abhandlungen der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, herausgegeben von D. V. L. Heinze, 2ſt Bd. 480
Abbildung aller geiſtlichen und weltlichen Orden, 29ſt, 30ſt und 31ſt Heft 481
J. G. Sulzers Vorleſungen über die Geographie der vornehmſten Länder und Reiche in Europa, 1ſte Abtheilung 483
Reiſe eines jungen Officiers 484
Vorleſungen über die Geſchichte des Frauenzimmers, 2t und 3t Band 486
Magazin der ſächſiſchen Geſchichte, 1t und 2t Th. 487
M. J. C. Fabri neues geographiſches Magazin, 3n Bds 2t Stück 488
Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen, 6t und 7t Theil 489
Pragmatiſche Geſchichte Würtenbergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge, 1t Th. 491
Nova Subſidia diplomatica ad Selecta juris eccleſiaſtici Germaniae — congeſſit et edidit *M. A. Würdtwein* Tom. VI. 492

Historisch- politisch - geographisch - statistisch - und militärische Beyträge die kön. Preuß. und benachbarte Staaten betr. 3n Th. 1r Bd. S. 502
Ebendieselbe, 3n Th. 2r Bd. 507
Geschichte der Deutschen für die Jugend, 5tes, 6tes und 7tes Bändchen 516
Claudii Fleurii historia ecclesiastica, a *R. P. Alexandro* continuata, T. LXXIII. LXXIV. LXXV. et LXXVI. 517

10. Gelehrtengeschichte.

Chph. Saxii Onomasticon Literarium, Pars quinta 522
D. G. J. A. Wenckebachs über die allgemeine Litteraturzeitung und einen allgemeinen Recensenten, Hrn. Prof. Sprengel in Halle 528
J. F. Kleuker über die Natur und den Ursprung der Emanationslehre bey den Kabbalisten 538

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Versuch einer gemeinnützigen Uebersetzung des Predigers Salomo nach dem Grundtext, von J. F. Kleinhofer 535
Vindiciae S. textus Hebraei Esaiae vatis adversus D. R. *Lowth* 537
W. F. Hezels kürzere hebräische Sprachlehre für Anfänger 540
Significatus primitivus vocis πρόσωπον ex Platone erutus, a *C. G. Bardili* 545
Jesaias metrisch übersetzt, mit Anmerkungen von J. D. Ewbe, 2r Th. 546
Καινὴ διαθήκη. Novum Testamentum graecum e codice MS. Alexandrino, a *C. G. Woide* 548

12. Erziehungsschriften.

Briefe an Karolinchen, von J. Aborner 552
Volksbuch, ein faßlicher Unterricht in nützlichen Erkenntnissen und Sachen u. s. w. von H. G. Tzschirner, 1r und 2r Th. 454

Leſebuch für Frauenzimmer, von M. Bundſchuh, 1n Bds. 36 Stück S. 559
Syſtem der weiblichen Erziehung, von J. D. Henſel, erſter Theil 560
Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge, 3r und 4r Bd. 563

13. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

Verſuch zur Entwickelung feſter Begriffe von Arbeit und Handel, von J. Jonga 568
Voigtländiſche Beyträge zur Polizeykunde, 1s Heft 574

14. Haushaltungswiſſenſchaft.

Praktiſche Verfaſſung einiger Forſttabellen, von M. J. A. v. Silbermann 575
Kern der ſämmtlichen ökonomiſchen Schriften des Hrn. Geh. Rath Schubarts von Kleefeld 577
Praktiſche Abhandlung aus der Landbaukunſt von G. ebd.
G. Chph. Kramers Tabellen 578

15. Münzwiſſenſchaft.

Beſchreibung der bisher bekannten Böhmiſchen Münzen nach chronologiſcher Ordnung, von A. Voigt, 4r B. 579

16. Vermiſchte Nachrichten.

Briefe über den jetzigen Zuſtand von Gallizien, 2 Theile 590
An Kratter, den Verfaſſer der Schmähbriefe über Gallizien ebd.
Kratters Beſcheid an einige Herren Profeſſoren an der Lemberger Univerſität ebd.
Dreyßig Briefe über Gallizien 591
Auszüge aus dem Briefwechſel der deutſchen Geſellſchaft thätiger Beförderer der reinen Lehre und wahren Gottſeligkeit, 2tes und 3tes Bändchen 600
Lehren und Erfahrungen für junges Frauenzimmer, 3r Th. 607

Katholi-

Verzeichniß der recenſirten Bücher.

Katholiſcher Taſchen- und Predigeralmanach auf das Jahr 1785. u. 1786. S. 608
Almanach für Prediger, die leſen, forſchen und denken, auf die Jahre 1786. 1787. und 1788. » 609
Sie über Du, oder Erörterung der Frage: in wie weit die Sprache des gefälligen Umgangs auch in der Ehe beyzubehalten ſey? » » » » 610
Sophie von la Roche neuere moraliſche Erzählungen ebd.
Ein Landſchaftsgemälde für Freunde der ſchönen Natur- und ländlichen Anlagen » » 611
Kleine Vorleſungen für verheyrathete und unverheyrathete Frauenzimmer » » » ebd.
Unterhaltungsbibliothek zur angenehmen Ausfüllung müßiger Stunden für Jedermann, 2r Bd. » » 613
Kleine Geſchichtgen und Aufſätze vermiſchten Inhalts von A. C. Kaiſer, 2s Bändchen » 614

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Paris vom 18ten Decembr 1787. » » » » 615
Beförderungen » » » » 616
Todesfälle » » » » 617
Druckfehler » » » » 618

IV.

Neue Ideen über die Meteorologie von J. A. de Luc. Erster Theil. Mit Kupfern. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1787. in 8. 458 S.

Die Verdienste des Verf. um die Physik und Naturgeschichte, sind so entscheidend bestimmt, und werden noch durch gegenwärtiges Werk, in ein so helles Licht gesetzt, daß wir es für Schuldigkeit halten, unsere Leser mit solchem, da es gewiß classisch ist und Epoche machen wird, so viel es der Raum verstattet, bekannt zu machen. Zuerst werden einige in denselben gebrauchte Wörter erkläret, so heißen, ausdehnbare Flüßigkeiten, diejenigen Substanzen, welche gewöhnlich elastische heißen: statt wechselweiser Zurückstoßung ihrer Theilchen, setzt der Verf. erhaltene oder erneuerte Bewegung, erhaltene, wenn sie nichts aufhält; erneuerte, wenn sie derselbe, es sey durch Stöße oder indem sie in die Zusammensetzung anderer Substanzen eingehen, verlohren haben. Weil die ausdehnbaren Flüßigkeiten aus diskreten Theilchen zusammengesetzt sind, die fähig, sich in jedem freyen Raume auszudehnen, wenn sie nichts hindert, so setzet auch der Verf. das Licht unter die ausdehnbaren Flüßigkeiten, weil es völlig dieser Definition entspricht.

Der Verf. theilet das Ganze in 2 Abtheilungen, und diese wieder in verschiedene Abschnitte und Kapitel. So handelt die erste Abtheilung: Von der Ausdünstung des Wassers und ihren ersten Folgen, und das erste Kapitel: Von der Ursache der Ausdünstung und der wässerigten Dünste. Insgemein hält man die Ausdünstung des Wassers für eine mittel- oder unmittelbare Auflösung desselben durch die Luft, diesen pflichtet der Verf. nicht bey, sondern glaubt, sie sey Verbindung des Feuers mit dem Wasser; das Produkt so hieraus entstehet, betrachtet er als eine besondere ausdehnbare Flüßigkeit, die Dünste (Vapeurs) heißen. Dieser wässerigte Dunst besitzt alle mechanische Eigenschaften der luftförmigen Flüssigkeiten, ist wie sie ausdehnbar, widersteht dem Zusammendruck, und ist überhaupt ein durchsichtiges ausdehnbares Fluidum, so man unter dem Namen Dämpfe des siedenden Wassers kennt. Nebel ist keine ausdehnbare Flüßigkeit, sondern nur eine Art der Zersetzung der wässerigten Dünste. Die specifische Schwere dieser Dünste, ist halb so groß, als die, der gemeinen Luft. Ihre Dichtigkeit oder die Annäherung, welche diese Dünste, ohne sich zu zerstören erreichen können, hat ein Größtes, das bey jeder Wärme bestimmt ist, und wenn diese wächst, so wächst auch der Abstand. Ist nun die Entfernung ein Kleinstes, und die Neigung der Wassertheilchen gegen einander ist größer, als die Verbindung des Wassers und des Feuers, so zersetzen sie sich, dieses geschiehet auch, wenn sie sich unter einem Drucke befinden, der größer als ihre ausdehnbare Kraft ist, indem sie hierdurch sich einander nähern, ist aber in ihrer Mischung Luft vorhanden, die dem Uebermaße des Druckes widersteht, so können sie sich nicht bis

zum

zum Kleinsten nähern, und folglich auch nicht zersetzt werden. Auf diese Art erhalten sich die Dünste in der freyen Luft unter dem Drucke der Atmosphäre. In dem Verhältnisse wie die Wärme zunimmt, wird die kleinste mittlere Entfernung der Theilchen der Wasserdünste eine kleinere Größe, sie werden dichter, (nämlich in demselben Raume) widerstehen deshalb mehr, weshalb sie auch nicht mehr, eine so große Menge Luft unter sich nöthig haben, um dem Druck der Atmosphäre auszuhalten, und erlangen sie die Hitze des kochenden Wassers, so widerstehen sie dem ganzen möglichen Druck der Atmosphäre.

Zweytes Kapitel. Von der Hygrologie. Dasjenige, was die Natur der Dünste ausmacht, und die verschiedenen chemischen Wirkungen, welche dadurch entstehen, heißt die Hygrologie. Ihr erster Grundsatz ist: Wasser und Feuer verliehret durch seine Verbindung das Vermögen, ihre, sie charakterisirenden Würkungen zu äußern; ersteres verliehret die Fähigkeit naß zu machen, und das Feuer seine Wärme. Sobald sich aber die Dünste wieder zersetzen, so wird das Wasser und Feuer wieder frey, und jedes äußert wiederum seine Würkung. Zersetzte Dünste befeuchten und erweichen; da nun das Wasser eine Verwandschaft mit verschiedenen andern Substanzen hat, so wie mit dem Feuer, so nennt man diese Hygroscopisch, zu welchen auch das Feuer zu zählen ist. Befinden sich nun verschiedene in einem Raume, so vertheilet sich das Wasser unter sie, nach Verhältniß der specifischen Kraft derselben, es aufzunehmen. Dieses Vermögen nennt der Verf. die Kapacität. Kommt neues Feuer in diesen Raum, so raubt es denen hygroskopischen Substanzen das Wasser, und die

Feuchtigkeit vermindert sich, umgekehrt, wenn Wasser hineingebracht wird, oder Feuer dem Raum entzogen wird. Es zeigen also die Hygroscope die locale Feuchtigkeit an, und müssen aus solchen Substanzen bestehen, die Verwandtschaft mit dem Wasser haben, wenn sie sich in einer solchen Lage befinden, die Veränderungen in ihrer eigenen Feuchtigkeit anzuzeigen.

Drittes Kapitel. Von der Hygrometrie. Das Hygrometer ist ein Instrument, welches aus einer solchen Substanz bestehet, das vergleichbare und wahre Verhältnisse, zwischen den Feuchtigkeiten, die sie zu verschiedenen Zeiten enthält, angiebt. Es zeiget also dasselbe nicht unmittelbar eine absolute Menge des hygroskopisch verbundenen Wassers an, sondern nur die Grade der Feuchtigkeit; denn ersteres hängt von der Kapacität der Substanzen ab. Will man aber von der Hygrometer-Beobachtung auf die Menge des mit der Substanz verbundenen Wassers schließen, so muß erst durch Versuche ausgemacht werden, wie viel sie bey ihren größten enthält, und um die Menge Wasser in den Dünsten an dem Orte, wo das Hygrometer beobachtet, zu erfahren, muß man die Menge wissen, welche die Dünste nach ihrer verschiedenen Temperatur enthalten; es muß also das Thermometer mit dem Hygrometer verbunden werden. Der Verf. gehet hier von seinem bekannten Hygrometer ab, und bedient sich eines ähnlichen, wie das Saussurische, nur anstatt des Haares, bedient er sich des Fischbeins, und bestimmt den Grad der größten Trockenheit, mit, bis zum Glühen calcinirten Kalk, den größten Grad der Feuchtigkeit aber, durch das Wasser. Eben so wie Saussure theilet er

die

die Entfernung der beyden festen Punkte in 100 Theile ein, und setzet ebenfalls auf die gröſste Trockenheit, die Null.

Zwote Abtheilung. Von den Dünsten als eine Klasse ausdehnbarer Flüßigkeiten betrachtet. Erstes Kapitel. Auszeichnender Charakter der Dünste, in Vergleichung der luftförmigen Flüßigkeiten. Alle atmosphärischen Flüßigkeiten sind aus andern zusammengesetzt, und deshalb veränderlich; bloß das Licht ist nach dem Vers. die Einzige Flüßigkeit die unveränderlich aber auch nicht atmosphärisch, sondern elementarisch ist. Ihre Ausdehnbarkeit rührt von einem ihren Bestandtheile her, welchen der Verf. das fortleitende Fluidum nennt; die andern Bestandtheile dieser zusammengesetzten Körper, sind bloß schwere Substanzen. So ist das Feuer, das fortleitende Fluidum der wässerigten Dämpfe und das Wasser ihre schwere Substanz. Unter diesen atmosphärischen Flüßigkeiten, giebt es charakterisirende Unterschiede; der Verf. theilet sie deshalb in 2 Klassen, als in Dünste und in luftförmige Flüßigkeiten, und zeiget ihren Unterschied. So können z. B. die luftförmigen Flüßigkeiten, jeden bekannten Grad des Druckes ohne sich zu zersetzen aushalten, die Dünste aber nicht, denn wenn die Theilchen ihrer bloß schweren Substanz einander zu nahe kommen, so vereinigen sie sich, und das fortleitende Fluidum entwischt. Ein luftförmiges Fluidum läßt sich in einem hermetisch versiegelten Gefäß nicht zersetzen, wohl aber die Dünste. Wenn die luftförmige Flüßigkeit einmal gebildet ist, so ist ihre Zusammensetzung bestimmt, indem ihre Bestandtheile ein festes Verhältniß gegen einander haben; bey den Dünsten hingegen, ist dieses Verhältniß sehr

abwechselnd, es hängt von ihrem comparativen Ueberflusse ab. Diese Classe von ausdehnbaren Flüßigkeiten, so durch diese 3 Modificationen unterschieden sind, nennt der Verf. Dünste, wozu nicht allein die wässerigten, sondern noch andere bekannte Flüßigkeiten gehören, von welchen nunmehro gehandelt wird.

Zweytes Kapitel. Vom Feuer. Erster Abschnitt: Von denen Substanzen, welche man nur durch die Phänomene kennt, welche sie hervorbringen. Das Feuer ist kein Element, sondern es ist aus dem Lichte, als seiner fortleitenden Flüßigkeit, und aus einer bloß schweren Substanz zusammengesetzt, die sich von dem Lichte durch bloßen Druck losmachet, und wovon sich das Licht auf seiner Seite auch frey machet. Je mehr Licht im Feuer, je größer die ausdehnende Kraft. Wegen dieser 3 Modificationen, zählt der Verf. dieses Fluidum unter die Klasse der Dünste. Feuermaterie heißt diejenige Substanz, die mit dem Lichte das Feuer ausmacht. Diese Materie ist noch unbekannt, ihr Daseyn aber folgert der Verf. aus denen Phänomenen, wodurch sich solche offenbaret.

Zweyter Abschnitt. Von der Natur des Feuers. Das Licht ist in dem Feuer mit einer andern Substanz verbunden, durch welche es unfähig gemacht wird, sein auszeichnendes Vermögen, Helligkeit hervor zu bringen, zu äußern, aber ein anderes Phänomen die Wärme erzeuget. Zwingt man das Feuer schleunig aus einem Körper zu gehen, so wird sich ein Theil zersetzen, der sein fortleitendes Fluidum, das Licht, sehen läßt, zugleich wird ein anderer nicht zersetzter Theil, der die Luft durch Ausdehnung verdrängt, sich am Thermometer zu erkennen geben.

Ein

Ein erwärmter eiserner Stab, den man schnell rund herum schmiedet, wird sehr bald durch das Glühendwerden leuchten und Wärme um sich herum breiten, die 2 Phänomene werden nicht durch einerley Fluidum erzeuget. Das Erste ist die besondere Würkung des Lichtes, das sich mit Heftigkeit in dem Raume ausbreitet, und das andere ist die Wirkung des Feuers, das sich langsam fortpflanzt. Das Licht wurde befreyet durch die Zersetzung des einen Theils des Feuers, und die entstandene Wärme ist die Würkung des Feuers, das ohne zersetzt zu werden entwichen ist. Bey dem Feuer also, wie bey allen zusammengesetzten Körpern, verliehren die Bestandtheile das Vermögen, ihre auszeichnenden Eigenschaften zu äußern. Dieß ist die Ursache, daß die Feuermaterie noch unbekannt ist; wir erkennen sie im Feuer so wenig als im Lichte; es mag das Feuer frey seyn und dann Wärme hervorbringen, oder verbundenes (verborgenes) Feuer seyn. Hier hat es selbst die Aeußerung seiner besondern Eigenschaft verlohren. Die Sonnenstrahlen sollen nach dem Verf. an und für sich selbst nicht warm machen, sondern wenn sie Wärme erregen sollen, so müssen sie sich noch mit einer andern Substanz verbinden, und dieses ist die Feuermaterie die sie antreffen. Hiedurch erkläret der Verf. auf eine sehr zu befriedigende Art, warum es in den höhern Regionen kälter ist, als in denen niedrigen, und warum es niemalen, eigentlich rechte Nacht ist, sondern daß immer noch ein schwaches Licht, wenn auch die Sonne lange schon unter dem Horizonte ist und die Sterne unsichtbar sind, in der Atmosphäre befindlich ist. Rec. setzet hier noch darzu, daß er hierüber selbst in einige Betrachtungen zu Zeiten angestellt hat, und glaubet beobachtet zu haben, daß dieses

leuchten der Lufterscheinungen, für den Einfluß der Wasserdämmerung ein Hinderniß sey, denn ganz sicher wird es eigentlich erst nicht seyn.

Dritter Abschnitt. Von den Phänomenen der Wärme und zuerst von denen, die aus der Verschiedenheit der Kapacität der Substanzen entspringen. Wärme heißt beym Verf. die Wirkung des freyen Feuers in andere Substanzen, also nicht Feuer, sondern sie ist der wirkliche Grad, der ausdehnenden Kraft des freyen Feuers, und wird durch das Thermometer gemessen. Mit der wirklich ausdehnenden Kraft des Feuers ist die Wärme der Substanz im Verhältniß, und nicht mit der Menge in demselben Raume, denn gleiche Mengen äußern nicht in jeder Substanz bey gleichem Raume, gleiche ausdehnbare Kraft, und bringen also auch nicht gleiche Grade der Wärme hervor. Hierinnen besteht eigentlich das vor kurzem entdeckte Phänomen, welches man die verschiedenen Kapacitäten der Substanz für die Wärme nennt. Da aber bey dem Verfasser Wärme eine Folge der ausdehnbaren Kraft des Feuers ist, so setzet er anstatt Wärme, Feuer. Der Verfasser wußte schon lange (man sehe sein Werk über die Atmosphäre §. 973.) daß man nicht aus dem gleichen Thermometerstand, welcher die Wärme verschiedener Körper anzeiget, auch auf die gleiche Menge des Feuers in demselben schließen könne; folglich hat er auch noch eher als Crawfort dieses bekannt gemacht. Itzo beschäfftiget sich der letztre die Form seiner Versuche abzuändern, und wird das Resultat derselben herausgeben, dem jeder Naturkundige mit Vergnügen entgegen sehen wird, indem Hr. C. noch mehrere Gegner hat. Wenn sich das Licht nach dem System

unsers

unsers Verf. mit der Feuermaterie verbindet, so entstehet Feuer, und das Licht entwischt unsern Augen, und kann nicht eher wieder zum Vorschein kommen, bis sich diese Substanzen wieder zersetzen.

Vierter Abschnitt. Von den Phänomenen der Wärme, welche das Verbrennen begleiten. Das Feuer gehet vermittelst seiner Verwandschaft in die Zusammensetzung der meisten Substanzen ein, und von ihm rührt die Wärme her, welche durch das Verbrennen hervorgebracht wird; wenn die dephlogistisirte Luft sich nicht dabey zersetzet, und blos durch fixe Luft ersetzet wird, so ist auch die Wärme weniger groß, in Vergleichung der Menge der gebrauchten dephlogistisirten Luft, als wenn sich dieselbe zerstört, und geschiehet dieses, so bringet die brennbare Substanz entzündbare Luft hervor, dieses reichet aber noch nicht zu, sondern sie muß auch einen gewissen Grad von Wärme haben, und dieser soll nach dem Verf. dem 650 Grad Fahrenheit entsprechen.

Fünfter Abschnitt. Von den Phänomenen der Wärme in Beziehung auf das Zerschmelzen. Es giebt keine einfache Substanz, die an sich selbst flüßig sey, und die Theilchen jeder flüßigen Substanz, haben blos ihrer Zusammensetzung diese Eigenschaft zu danken. Wenn ein fester Körper flüßig werden soll, so müssen die Theilchen aufhören sich zu berühren, und dieses geschiehet, wenn sich das Feuer mit ihnen verbindet. Dieses beweiset der Verf. geradezu, und am besten durch das Phänomen des Schmelzens einer Eismasse am Feuer, indem hier das Thermometer seinen Stand nicht ändert, dessen Kugel sich in der Eismasse befindet.

Sechster Abschnitt. Von den Phänomenen der Wärme, welche von den groben atmosphärischen Flüßigkeiten herrühren. Jedes luftförmige Fluidum, hat das Feuer zum fortleitenden Fluidum. Alle diese Flüßigkeiten haben dieselben mechanischen Eigenschaften fast nach dem Unterschiede ihrer specifischen Schwere. Je mehr das Feuer mit andern Substanzen überladen ist, desto mehr wird seine eigene Bewegung geschwächt; dieses hält der Verf. für hinlänglich, um die Unterschiede der specifischen Schweren dieser Flüßigkeiten zu erklären; und was ihre chemischen Unterschiede betrifft, so rühreten sie von den verschiedenen Verwandschaften verschiedener Substanzen mit dem Feuer her.

Drittes Kapitel. Von dem elektrischen Fluidum. Erster Abschnitt. Von der Aehnlichkeit und Verschiedenheit des elektrischen Fluidums und der Wasserdünste. Der Verf. findet acht verschiedene Aehnlichkeiten zwischen beyden, und eben so wie die Wasserdünste aus einem fortleitenden Fluidum (dem Feuer) und einer bloß schweren Substanz (dem Wasser) zusammengesetzt sind, so soll auch das elektrische Fluidum aus einem fortleitenden Fluidum, so er das elektrische fortleitende Fluidum nennt, und aus einer bloß schweren Materie, die der V. die elektrische Materie nennt, zusammengesetzt seyn. Dieses ist die erste Aehnlichkeit. Die andern 7 beziehen sich auf die verschiedenen Neigungen, Zersetzungen u. s. w. der Wasserdünste, und eben dieses wird auch auf das elektrische Fluidum angewendet. Was aber die Verschiedenheiten anbelanget, so rechnet der V. drey, die besonders die größere Neigung des elektrischen Fluidums gegen andere Körper betreffen.

Zwey-

Zweyter Abschnitt. Von den leitenden und nicht leitenden Substanzen; von der Erregung und von den besondern Eigenschaften, der elektrischen Materie und ihres fortleitenden Fluidums. Aus der Eigenschaft der elektrischen Materie, sich nach den Körpern zu neigen, entspringt der Unterschied unter den leitenden und nicht leitenden Substanzen. Die elektrische Materie strebt überhaupt auf eine ziemlich große Entfernung, nach den leitenden Substanzen, gelanget sie zu ihnen, so hängt sie sich nicht an, sondern beweget sich frey um diese Substanzen herum, und wird durch ihr fortleitendes Fluidum fortgerissen. Hingegen strebt sie auf eine sehr kleine Entfernung, zu den nicht leitenden Substanzen, kömmt sie hier aber zur Berührung, so hängt sie sich an, und kann durch ihr fortleitendes Fluidum nicht fortgerissen werden. Dieses soll eigentlich nach dem Verf. das Wesen der isolirenden Eigenschaft der nicht leitenden, und deren Unterschied von den leitenden Substanzen seyn, weswegen auch die Eintheilung in idioelektrische und durch Mittheilung elektrische Substanzen keinen Grund haben soll. Indem die Existenz des elektrischen Fluidums auf die Substanzen keine Beziehung habe. Die allgemeinen Gesetze sowohl der elektrischen Materie und ihres fortleitenden Fluidums, als des durch ihre Verbindung erzeugten elektrischen Fluidums, können wir nicht übergehen, indem der Verf. sein ganzes Lehrgebäude darauf stützet. Die Unterschiede in der Entfernung, auf welche sich das elektrische Fluidum zu verschiedenen Substanzen hinneigt, entspringen aus einem seiner Bestandtheile, nämlich der elektrischen Materie; denn sein fortleitendes Fluidum folgt ganz andern Gesetzen. Als: 1) Es strebt in einer größern Entfernung nach allen Substanzen als die elek-

elektrische Materie. 2) Sein Hang gehet immer, so wie bey der elektrischen Materie, nach dem Körper der mehr besitzt, zu denen, die weniger davon haben. 3) Bey übrigens gleichen Umständen hat der Körper, welcher das meiste elektrische Fluidum hat, auch das meiste fortleitende Fluidum. 4) Der Hang dieser letztern zu andern Körpern vermindert sich, so wie bey der elektrischen Materie im Verhältniß, wie diese entfernter sind. 5) Dieß Fluidum hat eine besondere Verwandschaft mit der elektrischen Materie und durch ihre Verbindung entstehet das elektrische Fluidum; diese Verbindung aber ist sehr schwach, so daß das elektrische Fluidum in einem beständigen Zustande von Zersetzung und Wiederzusammensetzung ist. 6) Endlich nach einer Folgerung aus dem vorigen Gesetze, hat dieselbe Menge elektrischer Materie, welche demselben Körper zugehöret, mehr oder weniger ausdehnende Kraft, als elektrisches Fluidum, wenn sie mit mehrern fortleitenden Fluidum verbunden ist.

Dritter Abschnitt. Von den Phänomenen der Leidner Flasche und der Kleistischen Platte. Nunmehr beschäfftiget sich der Verf. sein System über die Natur des elektrischen Fluidums durch die elektrischen Erscheinungen zu erweisen, indem er nach demselben die Gesetze der Voltaischen Theorie erkläret. Da nun hier alles auf die Versuche und auf die Erscheinungen durch dieselben beruhet, so müssen wir die hiedurch erfundenen Erweise übergehen, und wollen nur noch kürzlich das nachfolgende anzeigen.

Vierter Abschnitt. Von dem Elektrophor und Condensator der Elektricität. Fünfter Abschnitt. Von elektrischen Einflüssen überhaupt. Die Erscheinungen an der Kleistischen Platte; denn

Elek-

Elektrophor und Condensator gehören zu der allgemeinen Classe der elektrischen Einflüsse, die durch die besondern Eigenschaften nicht leitender und langsam leitender Substanzen modificiret werden. Dieser Gegenstand wird nunmehro überhaupt untersuchet, und der Streit zwischen dem Lord Mahon und Hrn. Volta, über die Erscheinungen am zweyten Leiter, der dem ersten entgegengesetzt wird, zum Vortheil beyder, nach des Verfassers Untersuchungen und Erklärung nach seinem System, entschieden.

Sechster Abschnitt. Von den Wirkungen der Luft auf die elektrischen Einflüsse. Vergleichungen einiger Modificationen des Feuers mit den elektrischen Fluidum. Diese Vergleichungen gründen sich auf die bisher gemachten Versuche und deren Erklärungen, und bestätigen des Verf. Meynung, daß die elektrische Materie, eben so wie die Dünste, worunter, wie oben gesagt, derselbe auch das Feuer rechnet, aus zweyerley Substanzen, eines fortleitenden und einer bloß schweren Materie zusammengesetzt sey.

Siebender Abschnitt. Von den elektrischen Bewegungen. So nennt der Verf. mit Recht das Anziehen und Zurückstoßen, freyer elektrischer Körper, und betrachtet dieses Bestreben als die Folgen einer Ursache, die nur durch den Stoß wirket. Zum ersten Grundgesetz der Bewegung giebt der Verf. folgendes an: daß freye elektrische Körper, sich nur im Verhältniß der Menge der elektrischen Materie allein, das heißt im Verhältniß der Dichtigkeit des elektrischen Fluidums und nicht nach den Graden seiner ausdehnenden Kraft. Hier werden die bekannten Gesetze der elektrischen Bewegung untersucht.

Achter

Achter Abschnitt. Vom Elektrometer. Nachdem nunmehro der Verf. sich zu beweisen bemühet hat, daß die freyen Körper sich elektrisch bewegen, durch ein Bestreben der elektrischen Materie, sich von Körpern, welche mehr enthalten, zu denen die weniger haben, und auch zu erklären gesucht hat, wie das umgebende Mittel dieser Körper, indem es die ersten Gesetze modificirt, die bekannten Gesetze der elektrischen Bewegung in den sensibeln Körpern hervorbringt, und sich dieses durch das Divergiren der Pendel offenbahret, so setzet er die Bedingnisse fest, die erfordert werden, übereinstimmende Elektrometer zu verfertigen.

Neunter Abschnitt. Beschreibung eines Elektrometers. Die erste Figur der ersten Tafel bildet dieses Instrument ab, und weil nach ihm andere kleinere zu bestimmten Absichten verfertigt werden müssen, so nennt es der Verf. Fundamentalelektrometer. Es ist nicht möglich, ohne Figur einen deutlichen Begriff davon zu geben, wir begnügen uns deshalb nur folgendes davon anzuzeigen. Die eine Kugel steht fest, die andere ist beweglich. Beyde sind aus Silber gemacht, hohl und sieben französische Linien im Durchmesser, aber nur 3 englische Gran am Gewichte; die bewegliche hängt an einem Strohhalm, der durch eine übersirnißte Glasröhre verlängert ist, die eine Kugel von Siegellack trägt, und der silbernen zum Gegengewicht dienet. Zwischen der Verbindung beyder ist die Bewegungsaxe. Die Skale ist ein Zirkelstück von 40°. Nach dieser hat der Verf. andere Micrometer-Elektrometer verfertiget, deren Kugeln aus Hollundermark und übergoldet sind und an einem Heußalm hängen, durch deren Hülfe man

jeden

jeden Grad des Fundamentalelektrometers in zehn Theile theilen kann.

Zehnter Abschnitt. Von einigem elektrischen Apparate. Enthält eine Anzeige der Instrumente und Beschreibung, deren sich der Vers. bisher bedient hat.

Eilfter Abschnitt. Entwurf zu elektrischen Versuchen. Anzeige desjenigen so noch zu untersuchen ist, und wie die hiezu nöthigen Versuche anzustellen seyn möchten. Sie werden in zehn besondere Classen getheilet.

Zwölfter Abschnitt. Von den elektrischen Figuren des Hrn. Prof. Lichtenbergs. Der Vers. untersuchet diesen Gegenstand auf die ihm eigene gründliche Art, und erkläret diese Erscheinungen nach seinem Systeme.

Dreyzehnter Abschnitt. Von den verschiedenen leitenden Fähigkeiten der leeren Räume. Nur ein unvollkommner leerer Raum, leitet nach dem Verfasser.

Vierzehnter Abschnitt. Von den Phänomenen, wobey sich das elektrische Fluidum zersetzet. Wenn sich das elektrische Fluidum zersetzt, so wird Feuer sichtbar; es ist aber kein unmittelbarer Bestandtheil desselben, sondern wird in dem Augenblicke durch die Vereinigung des Lichtes gebildet.

Viertes Kapitel. Allgemeine Betrachtungen über die ausdehnbaren Flüßigkeiten von der Classe der Dünste. Die Summe von den Phänomenen der Wasserdünste, des Feuers und des elektrischen Fluidum wird begreiflich machen, daß es noch viele uns unbekannte Substanzen in der Natur giebt, von welchen die Dunkelheit herrührt, worin so viele Phänomene eingehüllet sind.

Anhang.

Anhang. Enthält besonders 2 an Herrn de Luc gerichtete Briefe, worinne erwiesen wird, daß bereits 1757. der D. Black die Theorie der verborgenen Wärme öffentlich gelehrt habe. Hr. de Luc aber will solche doch eher gewußt haben.

Rg.

V.

Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter. Erster Band. Gotha, bey Ettinger. 468 S. in 8. 1787.

Herr Gotter, der endlich das Verlangen des Publikums durch eine Sammlung seiner poetischen Arbeiten zu erfüllen anfängt, ist einer von den wenigen Dichtern, die nicht nur die reizenden und gefälligen Musen, sondern auch ihre minder schöne und ernste Schwester, die Kritik, aufs innigste lieben, und der die vollständige Ausgabe seiner Werke nur deshalb so lange verschob, um der nachsichtsvollen Güte des Kenners, auf welche selbst die vorzüglichsten unter den jüngern Söhnen Apolls itzt nicht leicht Verzicht thun können, seltener zu bedürfen. Wir glauben in der That, nicht zu viel zu behaupten, wenn wir unter den zahllosen Sammlungen von Gedichten, die seit einigen Jahren erschienen sind, diese und die Götzische als die vollendetsten ansehn, und, in Absicht der Mannichfaltigkeit, der erstern sogar den Vorzug vor der letztern einräumen. Gesetzt auch, daß der Jüngling stundenlang mit dem zärtlichen, empfin-

dungs-

dungsvollen Götz sympathisirt, der Mann von Welt ihn wegen des feinen Tons und der höchsten Delikatesse im Ausdruck zu wiederholten Malen liest und bewundert; die Schöne endlich bey dem schmeichelnden Klange seiner Laute, daß das Lied nicht ihr gilt, vergißt, so dürfte doch vielleicht der kältere, gesetztere Mann, bey dem die Reizbarkeit der Phantasie allmählig abnimmt, und die Saite des Gefühls sparsamer tönt, vielleicht auch der Leser aus der Klasse der Luciane, der hier überall Rosen ohne Stacheln erblickt, ihn schwerlich zu seinem Lieblinge wählen. Aber sollten wir uns wohl irren, wenn wir in Gotter einen Dichter für jedes Alter zu finden glauben, wenn wir der Meynung sind, daß sein Gesang voll Freundschaft und Wärme den Jüngling und das Mädchen entzücken, seine Laune die Freundt des Witzes vergnügen, und die feine Philosophie des Lebens, die Seele seiner poetischen Briefe, und die Würze der meisten lyrischen Stücke, ihm die Zuneigung des Mannes gewinnen und sichern werde.

Es ist eine längst gemachte Bemerkung, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch immer sehr schwer sey, in vielen Gattungen der Poesie zugleich glücklich zu seyn. Indeß scheint diese Behauptung doch nur hauptsächlich diejenigen Dichter zu treffen, die entweder den Kreis ihrer Lektüre nicht sattsam erweiterten, vielleicht, aus Vorliebe für die Alten, die Dichter der neuern Nationen, deren Denkungsart und Manier der unsrigen gleichwohl in so viel näher kömmt, kaltsinnig verachteten, oder die nicht so glücklich waren, im Umgange mit der größern und gebildetern Welt, jenes Geheimniß, das schon Horaz den Pisonen empfahl, die Sitten und den Ton jedes Alters

und jeder Menschenklasse sich eigen zu machen. Kein Wunder also, wenn der Mann von Geschmack in den neuesten Produkten des Witzes unaufhörlich auf Abentheuerlichkeiten stößt, wenn er, der Plumpheit von Naivetät und Affektation von wahrer Grazie zu unterscheiden weiß, er, der durch den kleinsten Verstoß wider Schicklichkeit und Delikatesse beleidiget wird, sich, wo er lachen soll, ärgert, in der Sprache der Leidenschaft Uebertreibung, im galanten Tone die befremdende Eleganz des theokritischen Hirten, wahrnimmt, und zuletzt unwillig in die Klage unsers Dichters einstimmen muß:

Hier fehlt die Feile, dort die Scheere,
Dem Einen Salz, dem Andern Kraft,
Bald ist der Ausdruck pöbelhaft,
Bald gränzt er an des Unsinns Sphäre.
Wortüppigkeit, Gedankenleere —
Das ist der Modeschriften Geist. u. s. w.

Hoffentlich wird man an der gegenwärtigen Sammlung weder die ausgebreitetste Belesenheit in den Geistswerken aller Zeiten und Völker, noch die innigste Bekanntschaft mit den Menschen aller Ordnungen und Stände verkennen. Viele Dichter, wir gestehen ihnen dieß Verdienst gern zu, übertreffen H. G. an Reichthum in Erfindungen, viele rühmen sich einer höhern Begeisterung, viele einer tönendern Rede. Aber die Kunst, Alles, auch das Bekannteste, zu verschönern und in einem gefälligen, anziehendem Lichte darzustellen, für jeden Gegenstand immer den einzig wahren Ausdruck zu finden, und diese Wahrheit nicht bloß in Einer, sondern in mehrern Gattungen der Poesie zu erreichen, kurz, die Sprache des Freundes, des Verliebten, des Weltmanns, des Philoso-

phen

phen gleich glücklich nachzuahmen, im erhabenen Tone sich nie zu verstelgen, im gemäßigten nie zu sinken — diese so seltenen und so mannichfaltigen Talente sind es, die wir vorzüglich an unserm Dichter bewundern und noch nie so verbunden antrafen.

Es würde wohl ein sehr vergebliches Unternehmen seyn, die Richtigkeit dieses Urtheils erst durch Beyspiel bestätigen zu wollen. Gotters Name ist keinem Freunde der schönen Litteratur fremd, auch möchten wir, wenn der Raum der Bibl. nicht zu beschränkt wäre, lieber die, in den ältern Stücken angebrachten und für den jungen Dichter so lehrreichen, Verbesserungen ausziehen und beurtheilen, als abschreiben. Indeß wird man uns vergönnen, einigen Lesern zu gefallen, unter den Liedern zärtlichen Inhalts, wenigstens ein noch unbekanntes Stück, als Probe, hier einzurücken. Es ist überschrieben:

Die Liebe.

Ach, was ist die Liebe
Für ein süßes Ding!
Sorgenlos, wie Kinder,
Führt sie uns durchs Leben.
Unser ganzes Leben
Flieht mit ihr geschwinder,
Als uns ohne Liebe
Sonst ein Tag verging.
Ach u. s. w.

Ach, was ist die Liebe
Für ein süßes Ding!
Muth giebt sie zur Arbeit,
Hilft sie uns verrichten.
Eine Blumenkette
Werden unsre Pflichten,
Und am Thron der Liebe
Hängt der Kette Ring.
Ach u. s. w.

Ach, was ist die Liebe
Für ein süßes Ding!
Unsre Seele hebet
Sich auf ihrem Flügel,
Unsre Seele schwebet,
Neu von ihr belebet,
Ueber Thal und Hügel,
Gleich dem Schmetterling.
Ach u. s. w.

Wie so ganz anspruchslos auf dichterisches Verdienst, und wie gewählt gleichwohl jedes Wort! wie so ganz, dem Scheine nach, hingeworfen, und doch wie geistreich, wie empfindungsvoll!

Bescheiden rieselt so durch Blumenpfade
Der kleine Bach, von stolzen Flüssen fern;
Doch wählen ihn zum zeugenfreyen Bade
Die Grazien und Daphne gern.

Wir blättern einige Seiten vorwärts und stoßen auf eine Nachahmung des allerliebsten voltairischen Du und Sie, von dem wir auch in Götzens Gedichten (Th. I. S. 168.) eine Kopie finden. Beyde Dichter scheinen in der Darstellung des Originals mit einander zu wetteifern. Dürfen wir indeß unsrer Empfindung trauen, so ist der Hauptton des Stückes, wir meynen, die Empfindlichkeit des Dichters über seine veränderte Lage, gemischt mit dem immer noch fortdauernden Gefühle von Zuneigung, in der Gotterschen Nachahmung besser erreicht: aber im poetischen Ausdrucke selbst, dünkt uns, gebühre Götzen der Vorzug. Wir schreiben folgende Verse aus ihm zum Beweise ab.

Damals schenkten die Götter Dir
Rang und Schätze noch nicht; aber an ihrer Statt,
Was ein Mädchen unschätzbar macht:

Einen

Einen lachenden Witz, herzliche Zärtlichkeit,
Eine Brust, wie die Milch, so weiß,
Und zwey Augen, verliebt, groß und verführerisch.

Die nämliche Stelle lautet bey Gotter also:

Du wußtest nichts von Gold und Ehren
In jener unschuldsvollen Zeit;
Doch gab der Götter Gütigkeit
Dir, Rang und Schätze zu entbehren,
Ein Seelchen, ohne Sorg' und Harm,
Das leicht auf Rosenflügeln schwebte,
Ein Herz, das, liebereich und warm,
In einem weißen Busen bebte,
Ein zauberisches Augenpaar,
Und sechzehn oder achtzehn Jahr.

Sehr schön, sehr elegant, allein gegen die Götzischen Chorigmben doch immer ein wenig schwach. Was geht insbesondere über die Malerey des Verses

Und zwey Augen, verliebt, groß und verführerisch!

Doch wir gestehen gern, daß das liebliche Bild

Ein Seelchen ohne Sorg' und Harm,
Das leicht auf Rosenflügeln schwebte,

allerdings eine Vergütung genannt werden darf.

Weniger haben uns, unter den Gedichten ähnlichen Inhalts, der Bund S. 63. das Strumpfband S. 129. und der Schwur S. 347. gefallen. Abgerechnet, daß in dem ersten die versteckten weiblichen Reime keine gute Wirkung hervorbringen, so herrscht auch selbst in dem Ausdrucke eine gewisse Kälte, die den, übrigens nicht gemeinen, Gedanken völlig entstellt. Dem Strumpfbande wünschten wir eine andere Wendung. Statt es Amorn von seiner Mutter Gürtel, wo man wohl schwerlich Strumpfbänder suchen wird, entwenden zu lassen, würden wir

lieber dem Bande selbst eine von den Eigenschaften dieses wunderbaren Gürtels geliehen und davon Gelegenheit zu einer Anspielung auf Danaen hergenommen haben. Für itzt ist der Gedanke nicht bestimmt, nicht deutlich, vielleicht auch zu gesucht. Dem Schwure wünschten wir weniger Vorbereitung und einen glücklichern Schluß. Man rechnet darauf, etwas zu hören, daß die sorgsame Daphne völlig beruhigen, ihr mindestens einen auszeichnenden Beweiß von der Zärtlichkeit ihres Geliebten geben werde: seine Schöne aber für eine Gottheit erklären, ist mehr galantes Kompliment, als warme Empfindung. Wie viel schöner und verbindlicher ist, im Vergleich mit dem Strumpfbande, was Daphnen, bey der Ueberreichung eines künstlichen Blumenstraußes, S. 185. gesagt wird.

Die Blumen, Daphne, die, zu deinem Feste,
Dein Hylas auf des Winters Fluren fand,
Entfalteten sich nicht, gepflanzt von Florens Hand,
Dem Lebenshauche lauer Weste.
Doch schwindet auch ihr sanfter Schimmer nicht
Mit eines Sommertages Wonne.
Sie blühen immer frisch. — Dein Blick ist ihre Sonne,
Und trotzen dem Geschick, das ihre Schwestern bricht.
So blüht der Kranz, den uns die Freundschaft flicht,
Indeß der Liebe wilde Rosen
Ein Stral versengt, ein Hauch verweht.
Er soll uns noch die weißen Schläfe schmücken,
Durch Götterduft uns noch erquicken,
Wann uns der Sensenschwinger mäht.

Noch gehören unter die empfindungsvollen Stücke die elegischen, alle voll zarter Sehnsucht und unnachahmlicher Weichheit. Ueber das Grablied auf Lalagen S. 101. sagen wir nichts. Es ist längst ent-

entschieden, daß es unter die Meisterstücke dieser Gattung gehört. Aber gewiß verdienen die Elegie, der Dorfkirchhof, S. 132. die hier sehr verbessert erscheinet, nebst verschiedenen Grabschriften, wodurch der Dichter das Andenken seiner Freunde verewiget hat, unter andern, die auf Stroth, und die Schauspielerin Mecour, nicht weniger gelesen zu werden. Wie wahr ist, was er von Stroth sagt, von ihm, dessen Hügel die Freundschaft und die Musen noch lange mit ihren Thränen benetzen werden:

Hier liegt ein Mann, um den die Muse sich
Mit der Gesellschaft schlau verglich,
Ein Mann, der beyde brüderlich
Mit gleichgetheilter Lieb' umfaßte,
Für sie nur athmete, für sie zu früh erblaßte.

Dieselbe Wahrheitsliebe, unentweiht von aller niedrigen Schmeicheley, findet, wie Rec. mit Zuverläßigkeit weiß, auch in den übrigen Grabschriften Statt, und erhöht ihren poetischen Werth ungemein.

Nur ungern verlassen wir ein Gefild, wo noch so viele Blumen der Empfindung zu brechen wären. Aber auch über die witzigen Stücke müssen wir unsern Lesern ein Wort sagen. Die Romanzen Blaubart und Tarquin und Lukrezia haben beyde große Verbesserungen erhalten. Müßige Zeilen sind mit gedankenvollern, kraftlose Beywörter mit bedeutendern vertauscht, überhaupt nicht leicht ein Flecken, der den Leser beleidigen könnte, übersehen worden. Eben dieß gilt von der Trauer. Nur die achte und letzte Strophe dünken uns noch einer Aenderung zu bedürfen. Diese ist, zumal für den Schluß, zu gedehnt, jene in den vier letzten Zeilen undeutlich. Vorher noch unbekannt waren Jupiter und sein Repräsentant,

Miß Kalender, Herr von Malaga und der Tod, der reisende Virtuose und der Mondschein. Das letzte Stück verdient wohl seine Stelle am wenigsten. Wir können uns kaum überreden, daß es auch den reizbarsten Nerven ein Lächeln abzwingen sollte. Die übrigen sind insgesammt voll feiner Charakterzüge und passender Anspielungen auf die Thorheiten unsers Zeitalters. Nur selten ist dem Verf. ein Ausdruck entschlüpft, der eher zu den gewitzelten, als zu den witzigen, gezählt werden dürfte, wie S. 69. Miß, ihr Lebensalphabet ist dem Omega nach. Einige Stellen aus dem reisenden Virtuosen mögen zur Probe dienen.

Ein Virtuos (so hebt die Erzählung nach einem launigten Prolog an) aus jenem Lande,
Wo, nächst der Weihe, keine Bahn
So leicht zum Reichthum führet, als — o Schande! —
Ein Messerschnitt; erwies dem deutschen Vaterlande,
Die Ehr', und setzt' es einst in Kontribution.
Die Wochenblätter (Ehrennamen,
Und aller Künste tiefe Kenner,
Und Schöpfer mancher Reputation!)
Verglichen seinen Silberton
Der ersten Sängerin in Vater Zevs Orchester.
Zwar kenn' ich jene Primadonna nicht,
Doch wett' ich gleich mein glücklichstes Gedicht:
So göttlich, als der Musen zehnte Schwester,
Als unsre Mara, sang er nicht.
Der Virtuose kömmt an einen kleinen Hof und sagt sich
Beym Marschall an:
Beym Marschall, der auch Kanzler, Präsident,
Und General und Haupt der Jägereyen,
Der Kirchen, holzen Schuhen, Stutterenen,
Und Sekretair des Luftballordens war;
Ein Orden, der so fein zum Staatssysteme paßte,
Daß er so Hof als Stadt und gar
Die Nachbarschaften in sich faßte.

Die Erlaubniß wird zugestanden. Der Fürst wohnt unter einem Plüschsamme Himmel dem Konzerte bey, und wird von den Talenten des Sängers begeistert.

Und müßt ich Sie mit Gold
Aufwiegen, (aufwägen) großer Mann, ich nehme Sie in Sold.

Was fodern Sie?
Der Sänger fodert fünftausend Gulden.
Betäubt, als sähe er schon, zur Geißel seiner Schulden,
Sich den Sequester nahn, erwiedert in C dur
Der Fürst: „Wie? Was? Ihm Gurgler! Ihm? fünftausend Gulden?
Mein Kanzler hat fünfhundert nur!“
„Mag, seyn, spricht der Sopran mit unverschämten Lachen,
Die Kanzler können Sie auch dutzendweise machen;
Doch ein Talent, wie meines, macht Natur.“

Die schätzbarsten Gedichte dieser Sammlung endlich sind unstreitig die philosophischen Episteln. In der That scheint auch H. G. ihnen eine ganz vorzügliche Sorgfalt gewidmet zu haben. Wie sehr bedauern wir es, daß uns der Raum verbietet, die zahlreichen Aenderungen, wodurch die vortreffliche Epistel über die Starkgeisterey noch vortrefflicher geworden ist, mitzutheilen! Doch warum wollten wir unsern Lesern das Vergnügen beneiden, sich selbst zu überzeugen, wie sehr das Ganze an Bestimmtheit, Klarheit und poetischen Ausdruck gewonnen hat. Gewiß ist Gotter, nächst Ramler, der Dichter, der die Feile am unverdrossensten und nie wider den Willen der Musen, brauchte. Wir fürchten indeß nicht, daß die Schönheit dieses Stücks die Freunde der Poesie gegen die neueste Epistel unsers Dichters, wir nennen die Pflicht der Jugend, kalt machen soll. Zwar ist der Gegenstand weniger groß und anziehend,

zwar erhebt sich die Phantasie nicht zu einem so auszeichnenden Grad von Hitze, zwar ist der Ton nicht so herzlich, so innig. Aber welch eine Kunst in der Anlage! Was geht über die Schilderung des zärtlichen Verdrusses, womit der betrogene Mann im Schooße der Weisheit die entflohenen Tage betrauret, den er sich und seiner Führerin, der Weisheit, stets zu verbergen strebt und nicht verbirgt, der ihn immer zur ungelegenen Zeit an die süßen Bilder der Vergangenheit erinnert, der ihn von sich selbst zu sagen nöthiget:

Der Schmetterling, der bald zur Rose,
Bald zum bescheidnen Veilchen flog,
Bald selbst aus Krokus Nektar sog,
(O traurige Metamorphose!)
Itzt irrt er, kalt und freudenleer,
Im schönsten Blumenbeet einher.
Wer zählte vormals meine Liebchen?
Ein blaues Aug', ein Wangengrübchen,
Ein freyes Haar, ein frischer Mund,
Oft nur ein Aermchen, weiß und rund,
Oft nur ein schlaugeworfner Schleyer —
Und Seladon gieng auf in Feuer!
Ich brannt, und schmachtete und stritt,
Und wünschte viel, und hoffte wenig,
Und heischte nichts — froh, wie ein König,
Wenn meine Sprödе mich nur liebt;
Und sah, bey unberauschten Sinnen,
Auf jedem Kanapee — Göttinnen,
Auf jeder Bühne — Vestalinnen;
Und weh dem, der mir widersprach!

Noch schöner geschildert ist der Kampf, sich von den Ergötzlichkeiten der Jugend loszureißen. Trostlos wirft sich der Verlaßene in die Arme der Freundschaft, der rauschenden Vergnügungen, der Einsamkeit, der Musen. Keins von allen diesen Mitteln

schlägt

schlägt an. Er fühlt es immer zu lebhaft, daß die Göttin, die alle diese Freuden verschönerte, daß die Jugend dahin ist, und die Stimme der Weisheit ihn zu bezaubern zu schwach ist. Und nun am Ende die Bitte:

O Weisheit, mache mich erst weiser!
Wo nicht — gieb seine Kartenhäuser
Dem Knaben wieder! gieb die Zeit
Der ersten Unerfahrenheit,
Die Zeit, da Leichtsinn mein Gefährte,
Sorglosigkeit mein Führer war;
Der Stunden Flug, da mir ein Jahr
Kaum eines Tages Länge währte;
Da, was mir fehlte, ich nicht begehrte,
Da, was ich hatt', ich ganz genoß;
Da die Natur mich Reime lehrte,
Empfindung mir vom Herzen floß;
Die goldnen Träume, die Schimären,
Von Menschenwerth und Erdenglück;
Selbst meine Seufzer, meine Zähren —
O gieb sie alle mir zurück!

Gewiß eins von den wenigen poetischen Stücken dieses Inhalts, deren Schönheiten für Jedermann und so leicht zu empfinden sind, daß sie durch jede kommentirende Zeile entweiht werden würden.

Zum Beschluß noch ein kleines, in einer besondern Rücksicht merkwürdiges, Gedicht. Die Ueberschrift ist Sie selbst.

Gefühlvoll weilt sie bald am traulichen Klavier,
Bald zaubert sie der Liebesgöttin Büste,
(Ihr Ebenbild!) bald eine stille Küste,
(Den Abdruck ihres Herzens!) aufs Papier.
Ihr Hut faßt mehr Verstand, als mancher Doktorhut,
Lehrreicher ist ihr Mund, als alle Bücherschränke.
Sich selbst genug, sieht sie, mit kaltem Blut,
Der Schmeichler Huldigung, des Neiders kleine Ränke.

In

In Allem, was sie thut, in Anstand, Gang und Gruß
Herrscht Seele. — Neben ihr, was sind die meisten Weiber?
(Gern sagt' ichs laut, doch Wahrheit macht Verdruß)
Organisirte Leiber.

Was glauben unsere Leser zu finden? Wahrscheinlich ein artiges Lob auf eine geistreiche Dame. Nichts anders, aber in Endreimen, die dem Verf. um seine Einbildungskraft auf die Probe zu stellen, gegeben worden waren. Schade, daß er sich der grausamsten aller poetischen Quaalen noch zweymal unterwerfen mußte, ohne sie eben so glücklich zu überwinden. Denn ungeachtet die beyden andern, auf Endreime verfertigten, Stücke nicht schlecht sind, so dünkt uns doch, daß ihre Bestimmung mehr die Belustigung des kleinern Zirkels, für den sie zunächst gemacht waren, als die Unterhaltung des Publikums hätte seyn sollen.

Zh.

VI.

Skizzen, Scenen und Bemerkungen, auf einer Reise durch Frankreich gesammelt von Heinrich Sterch. Heidelberg, bey Pfähler. 1787. 1 Alph. 6½ Bog. in 8.

Eine der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen der letzten Ostermesse ist das obige Buch. Wenigstens las Rec. es etlichemal mit wahrem Vergnü-

gnügen, und bekenne offenherzig, selten nur ein Werk ähnlicher Art getroffen zu haben, das ihn, im Ganzen genommen, so befriedigte. Da hätten wir also nun aber einst ein schätzbares deutsches Gemälde von einem der ersten Völker Europens, und im Hrn. St. einen Menschen- und Länderbeobachter, den wir Archenholtz und Risbeck dreist an die Seite setzen können, ja, den diesen vorzuziehn. manche vielleicht darum kein Bedenken tragen dürften, weil er sowohl im Lobe, als Tadel, die Mittelstraße äußerst pünktlich hält, eine Tugend, die jenen Schriftstellern gerade nicht immer eigen ist. Damit man solche aber nicht auch bey uns vermisse, fügen wir unserm Urtheile weiter nichts hinzu, sondern geben bloß das Rubrikenverzeichniß und den Inhalt nebst einem und anbern, so Rec. beym Durchlesen insonderheit erheblich vorkam.

Eintritt in das Gebiet von Frankreich. S. 1.

Strasburg. S. 3. — Fühlbarer Contrast deutscher und französischer Sitten. Salzmann. Der Münster. Bauart. Universität. (Sie scheint jetzo zu agonisiren. Des Sommers wird fast gar nicht gelesen, weil die mehresten Professoren verreisen, und Sittenverderb und Gelegenheit zum Geldverschwenden und Ausschweifen sind hier größer, als irgendwo auf deutschen hohen Schulen.) Buchläden. Industrie und Flor. (Die Straßburger Gutschen werden sogar nach Paris verführt.) Sitten. (Auf den öffentlichen Spatziergängen sieht man häufig junge Leute mit Brillen auf der Nase.) Beyspiele französischer Geflissenheit selbst unter den niedern Classen des Volks. (Die Beyspiele S. 15. und 16. sind sehr charakteristisch.) Vergnügungen. Sprache. Französisches Militär. (Auch bey diesem verräth sich

der tändelnde Geist der Nation. Es giebt Regimenter, die nach Märschen aus comischen Opern mehr tanzen, als marschiren. Auch haben dieselben ihren eigenen Regimentsfriseur.)

Reise nach Paris. S. 21. — Scenen aus Mutzig, Raon für Plaine, Raon für Tape. Ankunft in Paris. Dasige Aufenthaltsgeschichte des Verf. Vorerinnerung zu den

Bemerkungen über Paris. Bauart. S. 41. — Neue Barriere. (Sie soll unter andern auch die Grenzlinie bestimmen, über welche hinaus künftig nicht mehr gebauet werden darf, weil die Stadt sich seit einem halben Jahrhunderte über alles Verhältniß vergrößerte.) Königl. Verordnungen zur Verschönerung der Stadt. Auffallende Mißstände in der Bauart der Privathäuser. Das Louvre. (Es fängt an, sehr zu verfallen, und verwahrloset zu werden. Das Parterre ist zum Theil zu Pferdeställen eingerichtet.) Die Kirchen Notre Dame und St. Sülpice. Das Palais de Justice. Die neue Halle. Die Bastille, in der doch unsers Wissens Beaumarchais nie saß.

Polizey. S. 51. — Spione. (Die gefährlichsten derselben sind die öffentlichen Dirnen.) Der Guet. (Die ganze Stadt, selbst die Oerter des Vergnügens und das Theater sind mit Sentinellen der Polizey angefüllt. Demungeachtet ward einem Vater im Palais royal seine Tochter von der Seite gestohlen, welche That nachgehends in den Affiches unter der Rubrik *Effets perdus* angezeigt wurde.) Große Sicherheit. Beyspiele von Vorsicht und Nachlässigkeit der Polizey (zumal bey öffentlichen Hinrichtungen, welche die Parisierinnen sehr lieben.) Oeffentliche Beendigung des Halsbandsprocesses. Mängel

gei der Gassenpolizey. (Gegen Insolenz der Großen, Betrug und Taschendieberey gewährt sie nicht Schutz genug.) listige Betrügereyen. Anstalten für die Bequemlichkeit des Publikums: Büreaux aller Gattung. Bäder. Feuermaschine. Communication über die Seine. Intelligenzblätter: Journal de Paris. Affiches. Zeitungen. (Es giebt eine Menge litterarischer und politischer, die aber einander immer ausschreiben. Selbst die Gazette de France ist nur in gewissen Artikeln von bewährter Glaubwürdigkeit.) Avis und Annonces. Königl. Verordnungen. Colporteurs. Lotterie. Seltsame Verlosung eines Mägdchens und eines Ehemannes. Wohlthätige Institute: das Hotel Dieu. (Die diesem Spital bekanntlich gemachten Vorwürfe scheint Hr. St. eben nicht für ganz ungegründet zu halten.) Das Hotel des Enfans trouvés. Das Hotel des Invalides. Freyschuten. Société philanthropique. (Ihr Zweck ist die Belohnung der Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit, wie auch die Unterstützung leidender Menschheit.) Die Salpetriere. (Die Freudenmägdchen, welche die Polizey ertappt, werden daselbst zur Arbeit angehalten, oder wenn sie ganz und gar keine verstehen, lehrt man sie eine, um nach ihrer Befreyung ihr Brod gewinnen zu können. Auch werden elternlose Kinder weiblichen Geschlechts darin erzogen. Das Vorurtheil hat aber dies Institut mit einer Art von Infamie belegt.) Bicetre. (Die Art und Weise, wie die dortigen Gefangenen sich mit einander unterhalten, ist erfinderisch und sinnreich genug.)

Vergnügungen. S. 105. — Einleitung. Belustigungsörter: das Palais royal. (Es ist der Sammelplatz der feinen Welt, der Stutzer, der Mode-

Modenhändler und der Cocketten. Außer der Promenade enthält es noch Schlupfwinkel, wo Kuppeley und Wollust im Verborgenen thronen.) Das Pantheon. (Wird von ehrliebenden Frauenzimmern nicht besucht, sondern ist bloß für Freudenmägdchen von der höhern Gattung.) Das Vauxhall. (Eine elende Copey des Londoner.) Oeffentliche Spaziergänger die Tuilerien. (Seit das Palais royal alles an sich zieht, trifft man hier nur Sonntags zahlreiche Gesellschaft.) Der Platz Ludwigs XV. Die Champs elisées. Das Bois de Boulogne. Der Boulevard. Minder besuchte Spazierplätze. Ueber die Gärten um Paris. Coffeehäuser. (Ihrer giebt es 600.) Die, wo litterarische Discourse geführt werden, heißen Bureaux d'esprit. Das Caffé mécanique ist eine lächerliche Spielerey. Im Caffé de la Régence, wo Rousseau Schach zu spielen pflegte, war der Zulauf der Neugierigen so groß, daß man vor die Thüre eine Sentinelle setzen mußte.) Quinquettes. Spiele. (Nationalspiele muß man nicht in der Hauptstadt suchen. Die Vornehmen und Großen, welche schon alle Quellen ihrer Freuden erschöpft haben, bemühen sich, die Nationalspiele des Auslandes einzuführen. Der Duc de — stellte sogar Hundewettrennen an. Die wenigsten dieser Vergnügungen haben indeß Beyfall gefunden.) Politische Opiate. (Dazu bedient man sich hauptsächlich der religiösen Feyerlichkeiten und kirchlichen Umgänge. Eine Dame versicherte dem Verf. die Procession am Fete-Dieu wäre noch schöner, als die Revue du Roy.) Freudenmägdchen. (Ihrer giebt es ungefähr 40000.) Mangel einer zweckmäßigen Polizey für dieselben. Erste Classe, Courtisannes, welche die Wollust noch nicht zum Gewerbe machen; Mdlles Guimard, Dervieu,

St.

St. Huberty. Zweyte Classe, Entretenues. (Ihrer sind etwa 10000.) Dritte Classe, Filles. Vierte Classe, Grisettes, gemeine Dirnen, die nur zur Befriedigung einer augenblicklichen groben Wollust dienen. Unnatürliche Ausschweifungen. (Die Franzosen, besonders die Pariser, sind sehr dazu geneigt.) Bund der Vestalen. Vestalinnenklub. Theater. Geschichte des Théatre françois. Jetziger Zustand der dramatischen Dichtkunst und Schauspielkunst. Charakteristik der vornehmsten Schauspieler und Schauspielerinnen. Gebäude des Théatre françois. Oper. Zustand der Musik in Frankreich. (Nach Gluck will niemand die alte französische Musik mehr ertragen, und alle alte Opern sind vom Theater verbannt. Der Enthusiasmus für die Oper verleidet aber auch den Parisern fast alle Concerte. Liebhaberinnen, die stark auf dem Claviere sind, giebt es eine unnennbare Zahl. Wahre Baßstimmen findet man nicht in Frankreich. Die Pariser Kirchenmusik artet bisweilen in Zetergeschrey aus. Die Provinzialstädte sind gar arm an Musik. (Charakteristik der vornehmsten Operisten und Tänzer.) Die Sänger und Sängerinnen entsprechen der Vollkommenheit der Pariser Oper nicht ganz. Dem. St. Huberty, die Königin der Oper, ist als Sängerin nicht ausserordentlich. Als Vestris zum erstenmal in London tanzte, suspendirten die Britten die Parlamentssitzung, um ihn zu sehen. Wenn ein Kind seinen Eltern entläuft, und sich bey der Oper engagiret, haben jene auf solches kein Recht mehr. Opernhaus. Théatre italien. Geschichte desselben. Jetziger Zustand. (Unter den männlichen Schauspielern giebt es wenige für die Kunst würdige Subjecte; aber die weiblichen Charaktere sind herrlich besetzt.) Gebäude des Thé-

tre ital. Kleinere Schauspiele. (Die Spectacles des Boulevards et forains sind in unzähliger Menge, und werden ihrer Mittelmäßigkeit ungeachtet, am stärksten besucht, weil sie der Tummelplatz der Freudenmägdchen sind.)

Wissenschaftliche Anstalten. S. 211. — Müsée de Paris. (Es hat auch weibliche Mitglieder. Bey einer öffentlichen Sitzung desselben fand der V. unter den Zuhörern mehr Damen als Männer.) Das lycée. (Es hat den Zweck, Leuten, die schon ein gewisses Alter erreicht haben, und Lücken in ihren Kenntnissen antreffen, Gelegenheit zu geben, solche auszufüllen, ohne sich eben zur Unwissenheit zu bekennen. Man lehrt darin auch englische und deutsche Sprache. Der unglückliche Aeronaut, Pilatre de Rosier, stiftete es, und Düchessen und Comtessen sitzen darin mit Schreibtafeln, um die Bemerkungen der Lehrer aufzuzeichnen.) Salon de correspondance pour les sciences et les arts, ein nützliches Institut, verbunden mit einem, aber mangelhaften und seichten, kritischen Blatt. Oeffentliche Cours in allen Wissenschaften und Künsten. (Der größte Theil der Lehrmeister besteht aber aus elenden Halbgelehrten, ja Marktschreyern und Bettlern von der unverschämtesten Art.) Lesecabinette. (Häuser, wo man für ein geringes Einlaßgeld mit allen litterarischen Neuigkeiten bekannt werden kann. Die zahlreichen periodischen Schriften und Journale der Franzosen sind indessen meistens mit erbärmlichen Kleinigkeiten angefüllt, und sie haben noch kein Werk von dem Umfange und Zweck. — — Doch diese Bemerkung, da sie unsre Bibl. angehe, mögen die Lehrer selbst beym Haar aufsuchen.) litterarischer Partheygeist,

(Ge-

(Gelehrte Streitigkeiten sind nichts seltenes. Sie beschäfftigen das ganze Publikum, welches gewöhnlich zwey Partheyen ausmacht, zu deren einer man sich nothwendig bekennen muß.) Ausländische Litteraturkenntniß. (Man raisonniret, oder vielmehr deraisonniret über die Produkte des Auslandes mit erstaunenswürdiger Dreistigkeit, und beurtheilt die Werke fremder Nationen, ohne sie gelesen zu haben. Doch fängt man schon an, das Studium der deutschen Sprache für nützlich zu halten.) Beffroy de Regny, der französische Asmus. Buchhandel. (In den größten und berühmtesten Buchhandlungen betreiben Frauenzimmer die Geschäffte.)

Zur Charakteristik. Einzelne Bruchstücke. S. 237. — Sprache. (Die gefährlichsten Feinde derselben sind die süßen Demoiseaux und affectirten Höflinge. Ein drollichtes Pröbchen von dem mannichfaltigen Sinne des Wortes *Monsieur* findet sich S. 239.) Unwissenheit in der Erdbeschreibung. (Sogar ein Gelehrter und Academiker versetzte einmal Stockholm nach Liefland.) Antipathie gegen die englische Nation. (Wenn auf dem Theater eine Lasterthat begangen werden soll, so muß ein Engländer den Charakter vorstellen. Selbst in den gelehrten Gesellschaften hört man Aufsätze vorlesen, voll des bittersten Hohns gegen die Britten. Dennoch aber copiiret der Franzose den Engländer, und die Pariser Elegants tragen sich völlig auf englische Art.) Scene einer großen Stadt. Seltsame Industrie. (Man sieht auf den Boulevards Kerls, die für Geld Gesichter schneiden.) Moden und Stuzer. Witterung. (Wenn es in Paris nicht so oft und plötzlich regnete, hätten wenigstens 10000 Menschen kein

Brod.) Das weibliche Geschlecht. (Es besucht sogar die Koffeehäuser, und bringt in die gelehrten Gesellschaften und Cabinets seine Kinder und Hunde mit.) Leichenprocessionen. Reisende Franzosen. Nationalfröhlichkeit, in Paris nur dem Namen nach bekannt. (Die jetzigen Pariser sind finsterer und ernsthafter, als man auswärts glaubt. Den Bürger und Handwerksmann sieht man nie lachen, und Tanz und Gesang sind aus allen Gesellschaften verbannt.) Häusliche Lebensart, in ihren größeren, auffallendern Zügen geschildert. (Der Friseur ist dem Pariser unentbehrlich, nicht aber die Wäscherin. Im Lombard waren einmal 40 Tonnen voll goldener Uhren versetzt. Der Handwerker lebt in wahrer Sclaverey. Der Sonntag ist sein Freudentag, und dann verzehrt er den Schweiß von sechs sauren Arbeitstagen.) Liebe für den König. (Sie haftet aber nur an der Würde. Kaum war Ludwigs XV. Leichenbegängniß vorbey, so fand man an der Thüre von Notre Dame das häßlichste Pasquill auf ihn. Inzwischen grenzt doch der Enthusiasmus für Heinrich IV. immer noch fest an Vergötterung. Fy vilain, sagte eine Orangenverkäuferin, die jemand unweit der Statüe dieses Monarchen eines Betruges beschuldigte, de me reprocher la fourberie en présence de ce bon roy!) Voltaire in Paris. Eheglück. (Selten sieht man ein glückliches Paar. Der Grund davon ist der Luxus. Die Familienscene aus den Lunes du Coüsin Iacques, S. 279. ist in der That launicht genug.) Gaukler, Taschenspieler, Volksredner. Scene aus einer Pensionsschule, deren es doch wohl auch in Deutschland geben dürfte. Cultur und Aufklärung; rohe Materialien für den kommenden Beobachter. (Die Weiber haben durchgehends mehr Cul-

tur

tur, als die Männer. Jedermann lieset, sogar der Bediente hinterm Wagen, der Soldat auf dem Posten. — Aber die gewöhnliche Leserey des großen Haufens ist frivol und wirkt Seichtigkeit.) Beaumarchais und d'Eon. (Ersterer bot letztern 6000 Guineen für die Entdeckung seines Geschlechts.) Pariser Whims. (Die S. 296. angeführten waren gewiß im Gehirne nicht richtig.) Satyrische Modenbenennungen. Industrie in Fesseln und begünstigt.

Versailles. S. 307. — Volksmenge und äußeres Ansehen. (Es soll 80 bis 100000 Einwohner haben, und enthält beym ersten Anblick wenig in die Augen fallendes.) Das Königl. Schloß. (Die Zimmer desselben sind bey weitem so prächtig nicht, als man es von der Wohnung eines großes Königs vermuthen sollte.) Der König in der Messe, in der Gallerie und bey Tafel. (Ludwig XVI. ist eben kein schöner Mann, hat nichts Großes in seinem Gesicht, und flößt eher Furcht, als Ehrfurcht ein.) Der Schloßgarten. (Kaum tritt man aus dem Schlosse, so wird man von den Bettlern umringt, und nicht weit von Versailles liegt ein Dorf, das die Behausung des Jammers und der Verzweiflung zu seyn scheint.)

Kleine ökonomische Nachrichten. S. 316. (Werden denen, die Paris zu besuchen gedenken, eben so nützlich, als willkommen seyn. Wir merken hier nur daraus, daß ein Reisender auf bürgerlichem Fuß daselbst täglich etwa 1 Louisd'or braucht.)

Rheims. S. 327. — Abschied von Paris. Reise mit der Diligence. Hr. Thouvenel, Mineralog. Villers-Cotte-Rez. (Jetziger Verbannungsort des Herzogs von Orleans, der der größte Holzhändler in Frankreich seyn soll.) Soissons. Edict

über die Abschaffung der Frohnen beym Wegebau, ein herrliches Denkmal des menschenfreundlichen Türgot. Wiedersetzlichkeit des Parlaments gegen dasselbe, nebst Gründen für und wider. Oeffentliche Wege, nach ihrer Breite. (42, 36, 30 und 24 Fuß) in vier Classen getheilt. Vortreffliche Straßendämme. Einrichtung der Diligencen. Musterhafte Anstalten für Ordnung und Bequemlichkeit der Reisenden. Ankunft in Rheims. Theater. (Hr. St. fand auf demselben ungleich mehr Natur, als auf dem Pariser.) Schöne Spaziergänge. Kleine Streifereyen in die umliegende Gegend. Die Kirche St. Nicaise und ein physicalisches Phänomen. (Der bekannte zitternde Pfeiler.) Bauart der Stadt. (Einige Quartiere sind fast gar nicht bewohnt.) Oeffentliche Plätze. Merkwürdige Cathedralkirche. (Das Evangelienbuch, worauf die Könige den Krönungseid ablegen, ist in slavonischer Sprache.) Ruinen aus der römischen Welt. Industrie. (In Rheims herrscht wenig Luxus, aber auch wenig Geschmack. Pfefferkuchen, wollene Betthecken, Tücher und Wein sind die vorzüglichsten Handelszweige.) Universität. (In erbärmlicher Verfassung.)

Chalons. S. 363. — Reise von Rheims hieher. Gastfreye Aufnahme daselbst. Der Exjesuit. (Eine gewöhnliche Mönchsscene.) Bauart. Oeffentliche Gebäude. (Die beyden Glockenthürme der Cathedralkirche sind Meisterstücke der Kunst. Die Gefängnisse liegen vor der Stadt.) Findelhaus. Brücke über die Marne. Umliegende Gegend. (Sowohl um Chalons, als Rheims, giebt es keine Weingärten.) Lebensart und Industrie. (Die Stadt ist arm. Die Lebensmittel sind theuer, und Leinwand-

manu-

Manufakturen die Hauptnahrung.) Gelehrte Gesellschaft. (Umbreit der Stadt sieht man Spuren vom Lager des Attila.)

Bar le Duc S. 374. — Einwohner und Cultur von Champagne. (Eine zwar kurze, aber lesenswerthe Topographie.) Ländliche Scene in einem Lothringischen Dorf. Deutscher Ochsenhandel nach Paris. (Die Fränkischen Viehhändler bringen zur Sommerszeit in einer Woche oft 2 bis 300 Stück dahin.) Bar. (Niedlich gebauet in einer fruchtbaren, romantischen Gegend, hat etwa 8000 Bewohner.) Sichtlicher Wohlstand in Lothringen. Handel der Provinzen mit der Hauptstadt, den der Verf. ersteren für schädlich hält. —

Toul S. 380. — Weg durch Lothringen und Toul. Moid. Starke Besatzung in Toul. (Das Militair macht den gröſten Theil der Einwohner aus.) Casernen, Hauptkirche, Brücke. Merklicher Unterschied im Charakter der Einwohner von den Franzosen.

Nancy. S. 382. — Weg bis hieher. Macchaussee. (Ihr Stifter war Heinrich III. Sie besteht jetzt aus 3950 Mann, die 2977016, oder nach Neckers 4 Millionen Livres, folglich weit mehr, als in Deutschland eben so viel regulaire Truppen, kosten.) Nancy, schlecht bewohnt, denn fast jedes dritte Haus führt die Aufschrift: Maison à vendre, ou à louer.) Groſe Schönheit dieser Stadt. Oeffentliche Plätze und Gebäude. Universität. (Nicht sonderlich bedeutend.) Schauspiel.

Blamont. S. 386. — Lüneville. Blamont. Wohlstand, Cultur und Fruchtbarkeit von Lothringen. (Edle Metalle und Steine sind, vielleicht, weil man sie vernachläſigt, nicht mehr so häufig.)

Zabern. S. 388. — Bemerkungen auf dem Wege bis hieher. (Das Französische ist gar nicht mehr die Sprache des gemeinen Mannes. Das Land ist herrlich angebaut, und gleicht einem großen Garten.) Zabrerstey, ein Straßendamm, schneckenartig um einen großen Berg. Kiosk des Cardinals Rohan. (Verdient seinen Ruf nicht ganz.) Gewissenhaftigkeit der Elsasser an Fasttagen. (Dem Verf. wollte sein Wirth die bey sich habenden Fleischspeisen nicht einmal zurichten.)

Strasburg. S. 393.

Deutsche Grenze. Germersheim. S. 394. — Reise durch Elsaß. Verwüstungen des Rheins. (Er hat die Eigenschaft, daß er sein Ufer heimlich untergräbt. Daher der Weg an demselben so unsicher geworden ist, daß man ihn nicht fahren darf.) Cosmopolitisches Mittagsmahl in Lauterburg. Allgemeine Bemerkungen über den Elsaß. (Die Elsasser ziehen aus dem natürlichen Reichthum und der Lage ihres Landes nicht allen Vortheil, den sie daraus ziehen könnten. Sie schränken sich bloß auf den Absatz einiger Lebensmittel und den Commissionshandel ein.) Schönheit und Fruchtbarkeit der Provinz. Handel. Rheinproducte. (Zwey interessante sind seine kristallartigen Kiesel und seine Goldkörner.) Wasgauische Gebirge. (Sie tragen über 1500 Pflanzen für die Heilkunst oder die Tafel.)

Angehängt sind drey nett und mit vieler Einsicht geschriebene historisch politische Bruchstücke über Nationalverfassung, Nationalglückseligkeit und Religionsduldung in Frankreich, die eines Auszuges aber

aber nicht fähig sind, sondern ganz gelesen werden müssen.

Die Leser ersehen hieraus ohne Zweifel den Gehalt des Buches. Die Schreibart ist übrigens munter und anziehend, obwohl hin und wieder etwas declamatorisch und tändelnd. Und wenn gleich der Verf. vorzüglich nur Sitten malt, so fehlt es doch auch an gesunden und treffenden Raisonnements über Staatsverfassung, Cultur, Industrie, Handel, Wissenschaften u. s. w. nicht, so daß gewiß niemand die Schrift ohne den Wunsch weglegt, Hr. St. möge seinen Budget immerhin noch weiter öffnen.

Um aber unsere Recensentenpflicht möglichst treu und ganz zu erfüllen, zeigen wir zugleich an, was uns nicht gefiel, oder unwichtig und irrig dünkt. Und da war denn der Cardinal Rohan 1741. noch nicht Bischof von Strasburg, er konnte also auch den bischöflichen (nicht erzbischöflichen, wie es S. 9. heißt) Pallast nicht schon damals bauen lassen. Ferner hält das Urtheil über die französischen Schauspiele, S. 155. ff. doch wohl nur von einem Theil der neuern Stich. Endlich hätte auch manches füglich weg- und unbeschrieben bleiben können, z. B. der Aufenthalt zu Rann für Plaine und für Tape, S. 22. 24. die Dorfscene, S. 376. das cosmopolitische Mittagsmal, S. 395. das ganz und gar nichts außerordentliches oder interessantes hat. Am wenigsten aber ist Hrn. St. die sonderbare, Auge und Ohr beleidigende Orthographie, Szene, Markis, Karakterstik, statt Scene, Marquis, Characteristik, zu verzeihen. Freylich reißt dieser Unfug von Messe zu Messe immer ärger ein, und unser Verf. macht es

noch ziemlich billig. Indessen können wir dazu doch unmöglich schweigen, sondern müssen vielmehr jeden Schriftsteller, der Achtung verdient, nachdrücklich erinnern, in diesem Stück ebenfalls vorsichtiger und genauer zu gehn.

Nb.

VII.

Commentationes Societatis regiae Scientiarum Göttingensis: ad A. 1783. et 1784. *T. VI.* cum figuris. Gött. apud Dieterich. 1785. 4. Commentationes Soc. R. Scient. Gött. Classis physica, pag. 86. Commentationes mathematicae, pag. 130. Commentationes historicae et philologicae, pag. 163.

Mit rühmlichem Fleiße fährt die Königl. Societät fort, uns mit ihren Arbeiten zu beschenken, die wir allemal mit Vergnügen zur Hand nehmen. Unter den physischen Abhandlungen ist die erste botanisch. I. *Io. Andr. Murray* descriptiones stirpium aliquot novarum, vel minus cognitarum horti R. botanici. Die beschriebenen Pflanzen sind: 1) Spilanthus Salivaria, zuerst von Dombey, im Königreiche Peru, bey Lima gefunden, hier genau beschrieben und in Kupfer gestochen. 2) Lycium Heterophyllum, wenn überall vom jüngern Linné, doch gewiß nicht bestimmt genug beschrieben. 3) Gypsophila viscosa. 4) Solanum marginatum *Linn.* jun.

Die

Die beschriebene Pflanze kömmt der von Linné unter dem Namen aufgeführten nahe; doch weicht sie in einigen Stücken ab. 5) Tetragonia expansa, welche Hr. Pallas unter dem Namen Demidoria tetragonoides beschrieb. Hierauf folgen Observationes in stirpes quasdam recens detectas desselben Verfassers; sie betreffen folgende: 1) Solandra lobata, ein neues Geschlecht aus den warmen Gegenden, (von Linne's Solandra verschieden) das neben die Sida zu versetzen ist. 2) Forskohlea angusti folia. 3) Rhus semialatum. 4) Xanthium echinatum. 5) Carduus ciliatus. 6) Berberis sibirica. Diese Pflanzen sind fast alle neu, und durchaus trefflich beschrieben, und in Kupfer gestochen. II. *Io. Frid. Gmelin* Commentatio de tinctura antimonii ab ill. Theden nuperius commendata. Man weiß, wie sehr diese Arzney vom Hrn. Theden gerühmt ist: dieß veranlaßte Hrn. Gm. sie zu untersuchen, und sie selbst nachzumachen. Den Schluß, den er daraus zieht, ist: daß diese so gepriesene Tinctur eine Auflösung des mit den Schwefel- und Metalltheilchen des Spießglases beladenen, geblätterten Eßigsalzes in höchstgereinigtem Weingeiste sey. 2) Daß man ohne Nachtheil ihrer Arzneykräfte, diese Tinctur leichter, geschwinder und wohlfeiler bereiten könne; welches alles Hr. Gm. mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit, und richtigen chemischen Kenntnissen, gründlich erwiesen hat. Es bleibt also immer eine schätzbare kräftige Arzney; aber eben daraus erhellet, daß ihr Nutzen keinesweges so allgemein seyn könne. III. *Henr. Aug. Wrisbergii* Commentatio de membranarum ac involucrorum corporis humani continuationibus partim dubiis, partim veris. Unter die Häute, welche nicht von andern entstehen, gehört die, die Augenhöhle umkleidende

bende Haut, die harte und die Hornhaut, die braune Augenhaut, die äußre Haut der Niere, der Milz, des Hoden, und Nebenhoden. Dahergegen werden fast alle, von der Hirnschaale umschlossenen, Theile von der harten Hirnhaut umgeben: in der Brust verrichtet dieß das Rippenfell, im Unterleibe das Bauchfell. In Anwendung auf die theoretische und practische Medicin ergeben sich daraus mehrere praktische Folgerungen; 1) von dem ähnlichen Gewebe und Beschaffenheit der Häute hängt auch eine ähnliche Beschaffenheit der abzusondernden Flüßigkeiten ab; daher wenn eine dergleichen Haut leidet, so hat dieß oft beträchtlichen Einfluß auf Absonderungen an einem andern Orte; so z. B. bey heftigen Catarrhalzufällen erfolgt öfters eine schleimartige starke Absonderung aus den Geburtstheilen. 2) läßt sich oft daraus der Siz der Krankheit, ihre Beschaffenheit, ihre Zufälle erläutern. So. z. B. kann ein entfernter Theil des Rippenfells entzündet seyn, wo in der Folge die Entzündung bis zu den Lungen selbst zum Herzbeutel fortgehet. So sahe Hr. W. noch in einer Brustkrankheit Eyter zwischen dem Rippenfelle und den Intercostalmuskeln; und zwischen dem Herzbeutel und der diesen umgebenden von der Pleura herrührenden Haut. — In einer unerkannten Brustwassersucht eines Kindes fand sich zwischen den Brusthäuten, und in der Höhle Wasser; der Herzbeutel war zu seinem doppelten Umfange ausgedehnt, und als die beyden Mediastina geöffnet wurden, fiel jener zusammen. — In einer unreifen Frucht, war Leber, Magen und Milz in die linke Brusthöhle gedrungen, wobey das Rippen- und Bauchfell sich zwar berührten, aber keinesweges vermischten. Im anderu umgekehrten Falle hatte sich das Rippenfell in

einem

einem Lungenbruche, in den Unterleib hereinbegeben. Der Herzbeutel legt sich bekanntlich an die großen Gefäße an; zuweilen macht er aber noch einige ungewöhnliche Säckgen und Anhängsel, die Hr. W. hier beschreibt. Zuletzt gedenkt er des Bauchfells, und seiner Verlängerung; besonders beschreibt er noch 3 neue Beobachtungen von jenes Fortsätzen bis zu den Hoden, und den von Nuck beschriebenen Theilen, (diverticula,) welche man, so wie alle seine Beschreibungen, mit Vergnügen liest.

In der mathematischen Classe handelt zuerst Hr. Kästner von den vielseitigen Körpern, die zwar irregulär, aber es doch nach einem gewissen Gesetze sind. Den Anfang machen einige Nachrichten zur Geschichte der Messung körperlicher Winkel und der auf eine gewisse reguläre Art irregulären Körper. Franz Flussates Candalle, Erzbischof zu Bourdeaux, hat in seiner zweyten Ausgabe des Euklides, Paris 1602. fol. schon dergleichen Körper betrachtet, und vor diesem schon Barbarus Patriarch zu Aquileja. Jener schneidet von einem Würfel die Ecken auf einerley Art durch die Mitte der Seitenlinien ab, wodurch ein Körper mit acht dreyeckigen und sechs viereckigen Seitenflächen entsteht, oder von einem Dodecaedr ebenfalls die Ecken, auf dieselbe Art, welches einen Körper mit 20 dreyeckigen und 12 fünfeckigen Seitenflächen giebt. Kepler hat auch solche Körper in seiner Harmonica mundi angegeben, ohne jedoch ihre Zusammensetzung zu lehren. Hr. Marpurg hat seinen Anfangsgründen des Progressionalcalculs eine Construction der eckigen geometrischen Körper beygefügt, die er in gewisse Classen ordnet und zusammensetzen lehrt, jedoch ohne die Beweise zu geben. Ein

alter

alter Schriftſteller über dieſe Materie iſt noch Wenzel Janitzer, Bürger und Goldſchmid zu Nürnberg, der 1568. einen Folianten voll perſpectiviſcher Zeichnungen der ganz regulären und halb regulären Körper herausgegeben hat. Hr. K. unterſucht erſtlich zwey Körper, die in gleich großen Rhomben eingeſchloſſen ſind. Mehr als drey dieſer Rhomben können mit ihren ſtumpfen Winkeln nicht zuſammengefügt werden, mit den ſpitzen Winkeln nicht mehr als vier oder fünf. Hieraus entſtehen zwey, nicht mehrere, in Rhomben eingeſchloſſene Körper, einer von zwölf, der andere von dreyßig Seitenflächen. Ein Körper mit zwölf Rhomben hat vierzehn Ecken oder körperliche Winkel, deren 6 von vier ebenen ſpitzigen, 8 von drey ebenen ſtumpfen Winkeln eingeſchloſſen ſind. Ein Körper mit 30 Rhomben hat 12 Ecken von fünf ſpitzigen Winkeln, und 20 Ecken von drey ſtumpfen Winkeln. Die Scheitelpuncte der Ecken mit ſpitzigen Winkeln liegen in der Oberfläche einer Kugel und die Scheitelpuncte der Ecken mit ſtumpfen Winkeln in einer Kugelfläche, die jener concentriſch iſt. Hierauf betrachtet Hr. K. die von Candalla angegebenen beyden Körper. Um jeden derſelben läßt ſich durch ihre Eckpuncte eine Kugelfläche legen. Dergleichen Unterſuchungen, wie dieſe, dienen theils dem Mathematiker zu einer angenehmen Unterhaltung, ſo wie dem Liebhaber der Malerey oder Muſik ein Gemälde oder ein Concert, wobey er bloß auf das Vergnügen und die Kunſt der Ausarbeitung ſieht, theils aber auch geben ſie Gelegenheit zu nützlichen Anwendungen, oft unvermutheter Weiſe, wie es bey dieſer Hrn. Käſtner begegnet iſt. Die zweyte Abhandlung deſſelben liefert nämlich Bemerkungen über die Schnitte der Körper zur Erläuterung der Bildung der Kry-

ſtalle.

stalle. Die Veranlassung zu derselben gab die Schrift des Hrn. Abbé Haüy: Essai d'une theorie sur la structure des crystaux. Paris 1784. welche durch diese Abhandlung in Rücksicht auf das Mathematische erläutert wird. Wenn die Durchschnitte eines Krystalls glattgespaltene Flächen geben, so giebt dieses zu erkennen, auf welche Art die Theile des Krystalls sich zusammengefügt haben. Ferner ist nun die Frage, was für ein Körper aus einem regulären oder auch aus einem auf eine reguläre Art irregulären Körper entsteht, wenn man ihn durch Ebenen, die auf seine Diagonalen senkrecht stehen, in gleichen Entfernungen von seinem Mittelpuncte, schneidet. So entsteht in einer gewissen Lage der schneidenden Ebenen aus einem Würfel ein Körper, der in 6 Quadraten und 8 gleichseitigen Dreyecken eingeschlossen ist, aus diesem zuletzt ein Octandrum, das immer kleiner wird, aber ein Körper derselben Art bleibt. Diesen Körper nennt Hr. Haüy den Kern des Würfels. Der Kern des rhombischen Dodekandrum ist ein Würfel, so wie auch eines regulären Octandrum. Allgemein ist der Kern derjenige Theil des Körpers, welchen die schneidenden Ebenen einschließen, nachdem sie sich dem Mittelpuncte so weit genähert haben, daß ihre Durchschnitte mit den Flächen des Körpers in einem Punct zusammengehen, wie bey Körpern, die in andere eingeschrieben werden. Nähern sie sich dem Mittelpuncte noch mehr, so wird der zwischen ihnen enthaltene Theil kleiner, bleibt aber dem Kern ähnlich. Den Kern sieht Hr. Haüy als die ursprüngliche Form des Krystalls an, wofern die schneidenden Ebenen glatte Schnitte geben. (Der sel. Bergmann hat schon ähnliche Untersuchungen angestellt, in der Abh. de formis Crystallorum praesertim e Spatho

ortic.

ortis. Nova Soc. Upſal. vol. I. 1773. und in den Opuſculis T. II. Er unterſucht, wie aus einem Körper, z. E. einem rhombiſchen Prisma durch Anlegung von Lamellen neue Körper, und aus dieſen auf ähnliche Art wieder andere entſtehen.) Die dritte Abhandlung dieſer Claſſe, vom Hrn. Prof. Meiſter, enthält den zweyten Theil der Unterſuchung der Frage, ob der Urſprung der Berge aus einer Verrückung der Erdaxe und den dadurch entſtandenen Bewegungen des Waſſers ſich herleiten laſſe. Am Ende geſteht Hr. M. zu, daß dieſe Hypotheſe, für welche er alles, was ſich ſagen ließ, um ſie zu prüfen, angeführt hatte, doch zu künſtlich, gezwungen und dreiſt ſey. Es ſcheint ihm eine ſtets fortdaurende Zuſammenziehung der Erdfläche hinlänglich zu ſeyn, die Ungleichheiten derſelben zu erklären. Doch möchte es gewiſſermaßen mehr eine dichteriſche als phyſikaliſche Erklärung ſeyn, die Ungleichheiten der Erdfläche als Runzeln eines alternden Körpers ſich vorzuſtellen, an welchem vor Magerkeit die Knochen hervorſtehen.

In der hiſtoriſchen und philologiſchen Claſſe vollendet Hr. Gatterer ſeine geographiſche Beſchreibung von Thracien nach dem Herodot und Thucydides. Die Abhandlung, die ſich mit dem ſüdweſtlichen Theile Thraciens, mit Chalcidia und Päonia beſchäftiget, leidet keinen Auszug. Als ein Zuſatz wird der Marſch, den Darius Hyſtaſpis und Xerxes genommen haben, nach dem Herodot, und das Reich der Odryſen nach dem Thucydides beſchrieben. Für die alte Geographie iſt dieſe Abhandlung merkwürdig, und ſie zeiget, daß man keine Nachrichten von Autoren, die in einer zu großen Zeitentfernung von einan-

einander gelebt haben, vereinigen müsse, und daß man billig ein Land nur nach einem oder ein paar alten Autoren zu beschreiben habe. Zu wünschen wäre es, daß für jeden alten Historiker und Geographen besondere Landkarten herausgegeben würden, worin die Länder nach der von ihm gegebenen Beschreibung gezeichnet wären. Ein solcher Atlas, wovon die Karten auch einzeln zu haben seyn müßten, würde die Uebersicht der verschiedenen Darstellungen der Alten in Ansehung der Geographie sehr erleichtern, und vielleicht würde man erst dadurch recht in Stand gesetzt werden, ein vollkommenes Handbuch der alten Geographie zu verfertigen. Die guten Ausgaben von Historikern pflegen zwar mit Landkarten versehen zu seyn, die auf die Autoren passen sollen. Allein zu geschweigen, daß sie nicht ohne das Buch zu haben sind, und also ihr Gebrauch sehr erschwert wird, so sind es selten solche Karten, die nur nach dem Autor, dem sie beygefügt werden, gestochen sind, und haben, andere Unvollkommenheiten nicht zu gedenken, eine Menge Oerter, die bey ihm gar nicht vorkommen. Eine von dem Hrn. Hofr. selbst gezeichnete Karte dient dieser Abhandlung zur Erläuterung und Zierde. II. Der sel. C. R. Walch erklärt die Worte des Constantin des Großen, die er zu Folge der Erzählung des Eusebius zu seinen Bischöfen gesagt haben soll: *υμεις μεν των εκτος της εκκλησιας εγω τε των εκτος υπο θεου καθεσταμενος επισκοπος εν εσομαι.* Nachdem der Verf. die verschiedenen Erklärungen, und die nicht geringen Schwierigkeiten, den wahren Sinn des Kaisers zu erforschen, nach seiner gewöhnlichen Art weitläuftig, aber deutlich und methodisch auseinander gesetzt hat, so giebt er seine Meynung dahin,

daß der Kaiser unter den außerhalb der Kirche von ihm übernommenen Geschäfften alle Anstalten, Befehle, Zureden und Bemühungen theils zur Vermeidung, theils zur Beylegung aller Streitigkeiten verstehe. Die Entscheidung der Streitigkeiten selbst, die Bestimmung der Lehrform, der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, und der Kirchendisciplin, rechnete er zu den inneren Geschäfften der Kirche, und diese überließ er ganz den Bischöfen. III. Professor Meiners über das Genie, die Sitten und Schriften des Marc. Aurelius Antoninus sagt zu wenig neues, als daß wir uns dabey aufhalten könnten. IV. Hofr. Heyne von der Homerischen Schlachtordnung und der Art, wie die Trojaner das Griechische Lager belagert haben. Von den 4 Schlachten, die in der Iliade beschrieben werden, hat die erste vor den übrigen dieses voraus, daß die Truppen nach einer gewissen Ordnung ins Feld rückten, und in φυλας und φρητρας vertheilt waren. Bey dem Treffen selbst scheint diese Eintheilung nicht weiter geachtet zu werden. Die Wagen standen voran, und durch sie wurde das Treffen vornehmlich entschieden. Die auf ihnen befindlichen Helden waren schwer bewaffnet, sprangen, wenn sie dem Feinde nahe kamen, herunter, und nahmen, des Streitens müde, wieder dahin ihre Zuflucht. Das Fußvolk stand hinter ihnen, war in Haufen oder Compagnien abgetheilt, leicht bewaffnet, und focht in Gliedern. Das Lokale zwischen Troja und dem Griechischen Lager ist nicht bekannt genug, und scheint, wenn man es mit der jetzigen Gegend vergleicht, sich sehr geändert zu haben. Der Verf. glaubt, daß die Flüsse Scamander und Simoeis sich zu Homers Zeit noch nicht mit

einan-

einander vereiniget haben, sondern daß sie sich in ihrem Laufe zwar ziemlich nahe gekommen sind, nachher aber wieder getrennt haben, so daß der Scamander bey Sigeum, der Simoeis bey Rhoeteum sich ins Meer ergossen haben. Zu Strabos Zeit war es anders, und seitdem dieser gelebt hat, haben die Flüsse wieder einen andern Ausweg ins Meer gefunden. Eine Lobrede von Heyne auf den seel. Walch, worin seine historische Talente sehr richtig beurtheilt werden, macht den Beschluß dieses Theiles, der an Reichhaltigkeit von Materien den übrigen nichts nachgiebt.

Dm.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Gesangbuch für die häusliche Andacht. Herausgegeben von J. C. Dieterich. Berlin, bey Nicolai. 1787. 364 S. in 8.

Neues Hamburgisches Gesangbuch zum öffentlichen Gottesdienst und zur häuslichen Andacht ausgefertiget von dem Hamburgischen Ministerio. Mit eines Hochedlen und Hochweisen Raths Special-Privilegio. Hamburg, gedruckt und verlegt von Mayn. 1787. 422 S. in 8.

Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst im Stifte Quedlinburg. Mit Approbation des Fürstlichen Consistoriums. Quedlinburg, bey Biesterfelds Wittwe. 1787. 415 S. 8.

Christoph Christian Sturms, gewesenen Hauptpastors zu St. Petri und Scholarchen in Hamburg, Lieder für das Herz. Frankfurt und Leipzig, bey Monath. 1787. 186 S. 8.

Sammlung auserlesener geistlicher Lieder und Gesänge, zum Gebrauche bey der häuslichen wie bey der öffentlichen Gottesverehrung. Zürich, bey Orell,

Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1788. 198 Seit. in 8.

Lieder zur Hausandacht mit einer Vorrede von M. Johann Otto Thieß. Hamburg, bey Rostock. 1788. 200 S. 8.

Wir wollen hier wieder von einigen neuen Gesangbüchern und Liedersammlungen Nachricht geben. — Der Name des Hrn. O. C. Raths Dietrich verbürgt schon die Vortrefflichkeit seines Gesangbuchs. Ihm, der sich viel ächtes, stilles Verdienst um die evangelische Kirche in den Brandenburgischen Landen und auch auswärts erworben hat, haben wir den verbesserten öffentlichen Kirchengesang, der nunmehr ziemlich allgemein in Deutschland geworden ist, vorzüglich mit zu verdanken; denn er war einer der ersten, der, ohne viel Geräusch damit zu machen, auf die Verbesserung alter Gesänge seine Bemühungen wendete, und die Sammlung der Lieder für den öffentlichen Gottesdienst, welche in Berlin herauskamen, und dort neben dem Porstischen Gesangbuch in einigen Kirchen gebraucht wurden, veranstaltete; eine Sammlung, die nachher fast durchgängig in alle neue Gesangbücher aufgenommen ist. Das unter seinem Namen herausgegebene oben angezeigte Andachtsbuch ist hauptsächlich denen zum besten verfaßt worden, die sich gern für sich selbst, oder mit den Ihrigen, durch das Singen oder Lesen guter Lieder erbauen, und gleichwohl nicht im Stande sind, sich alle die Schriften, darin dergleichen vorkommen, anzuschaffen. Er hat zu dem Ende aus vielen kleinern und größern Liedersammlungen alter und neuer Zeit den Kern der Gesänge ausgelesen, welche seinem Plan angemessen waren, doch so, daß er sich einige Veränderungen, welche ihm hie und da nöthig schienen, erlaubte. Oft hat er nur ein einziges Lied aus einer ganzen Sammlung entlehnt, keines aber aus dem preußischen Gesangbuch, weil solches zu Berlin in allen Händen ist, in das gegenwärtige aufgenommen. Ein ziemlicher Theil davon gehört ihm selbst zu, für deren öffentliche Bekanntmachung jedermann dem Dichter danken wird. In der Anordnung der Lieder hat sich Hr. D. größtentheils nach dem neuen preußischen Gesang-

buch gerichtet, und sie unter drey Abtheilungen gebracht. I. Lob Gottes. II. Bitten zu Gott. III. Dank und Bitten zu Gott bey besondern Veranlassungen. Diese letzteren Gesänge, welche sich auf besondere Zeit- und Lebensumstände beziehen, konnten in jenem zum öffentlichen Gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten Buche nicht Platz finden. Die Rubriken unter der dritten Abtheilung sind: 1) Andenken an die Taufe. 2) Abwartung der öffentlichen Andacht. 3) Feyer des heil. Abendmahls. 4) Jahreswechsel. 5) Jahreszeiten. 6) Tageszeiten. Sonnenaufgang. Morgen. Tischzeit. Abend. Gestirnter Himmel. 7) Witterungslauf. Regen. Sonnenschein. Gewitter. 8) Lebensalter. Geburtstag. Kindheit und Jugend. Alter. 9) Lebensumstände. Gesundheit. Krankheit. Genesung. Zeitlicher Wohlstand. Dürftigkeit und Mangel. Freundschaft. Ehestand. Aelternstand. Stand der Kinder. Herrschaftlicher Stand. Dienender Stand. Reisen. — Man sieht, daß hier jeder Christ in seinen besondern Umständen ein Lied findet, welches auf seinen individuellen Zustand passet, wenn er das, was ihm auf dem Herzen liegt, mit Gesang und Gebet vor Gott bringen will. Wenn je ein empfehlungswürdiges Andachtsbuch im Publikum erschienen ist, so ist es dieß Dieterichsche Gesangbuch, das wir in allen Häusern gebraucht wünschen möchten. Was könnten doch die Menschen in allen Ständen gut werden, wenn sich Junge und Alte zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur Stärkung des Gemüths in rechtschaffenen christlichen Gesinnungen solcher nützlichen Erweckungsmittel fleißig bedienten. Wir wollen doch ein Paar Lieder, um den Geist derselben kenntlich zu machen, zur Probe hersetzen:

Gewitter.

Nr. 366. Der hohe Himmel dunkelt sich; ein Wetter Gottes braut: ich bebe nicht, ich freue mich, Gott, deiner Herrlichkeit.

2. Du zürnest, wenn du donnerst, nicht; du bist der Menschen Freund. Froh sey auch dann mein Angesicht, wenn uns dein Blitz erscheint.

3) Dem Sünder nur, der dich nicht kennt, dem bist du fürchterlich; dem aber, der dich Vater nennt, zeigst du als Vater dich.

4. Gut

4. Gut ist für uns der Sonne Licht, gut für uns Tag und Nacht; auch gut ist für uns dein Gericht, und deiner Blitze Pracht.

5. Du reinigst durch den Blitz die Luft; dein Regen kühlt die Saat; und deines Donners Stimme ruft: seyd rein von Missethat.

6. Doch wir sind Menschen und du weißt, wie schwach wir, Vater, sind. Hilf, daß sich unser schwacher Geist in deine Wege findt.

7. Laß frey das Herz von Aengsten seyn, wenn uns dein Wetter droht. Weg bange Furcht! wir sind ja dein, und lieben dich, o Gott.

Aelternstand.

No. 409. Die Kinder, deren wir uns freun, sind allerhöchster Vater, dein; sind deine beste Gab, o Herr. Bewahre sie, Allgütiger!

2. Hilf, daß wir ernstlich uns bemühn, sie dir zum Preise aufzuziehn; und daß uns unser Fleiß gedeih; so stehe uns mit Weisheit bey.

3. Gieb unsern Kindern Lehrbegier, zum Guten Lust, und Lieb zu dir. Trotz, Eigensinn und Müßiggang sey fern von ihnen lebenslang.

4. Gesegnet sey ihr Unterricht! Laß sie durch deines Wortes Licht dich recht erkennen; laß sie nie gefährlich irren; leite sie!

5. Im Glauben mache sie gewiß, bewahre sie vor Aergerniß; vor der Verführung Trug und List, vor allem was ihr Schade ist.

6. Hilf, daß sie dich an jedem Ort vor Augen haben, und dein Wort; die Tugend, Zucht und Frömmigkeit sey überall ihr Herz geweiht.

7. Daß wir in ihnen Christen sehn, die freudig deine Wege gehn; und Bürger einst, voll Lust und Muth zu thun, was edel ist und gut.

8. O gönne du uns dieses Glück, und halte, was es hemmt, zurück: so danken, höchster Vater, wir mit allen unsern Kindern dir.

Herrschaftlicher Stand.

No. 419. Durch dich, Gott, bin ich, was ich bin, und es ist deine Gabe, daß ich als Herr, mir zum Gewinn, die mich bedienen, habe. Erfahrung mancher eignen Müh schafft deine Vorsicht mir durch sie.

2. Gieb, daß ich ihnen jederzeit mit Freundlichkeit begegne; nie hart sey, ihre Thätigkeit mit meinem Beyfall seegne nie, und unter schalem Vorwand nie ihr den verdienten Lohn entzieh.

3. Erfüllen sie mit Redlichkeit, mit Aufwand ihrer Kräfte, was ihnen ihre Pflicht gebeut in meinem Hausgeschäffte: so gieb, daß ich für ihre Treu nicht fühllos, mein, erkenntlich sey.

4. Hilf, daß ich jedem seine Pflicht aufs möglichste versüße; daß er, wenn Hülfe ihm gebricht, sie auch von mir genieße; daß ich ihm, fehlt er, gern verzeih, und wird er krank, sein Pfleger sey.

5. Auch der geringste Diener ist bestimmt zum höhern Leben; für ihn und mich hat Jesus Christ sich in den Tod gegeben. Vor deinem Richtstuhl hat mein Knecht mit mir dereinst ein gleiches Recht.

6. O präg aufs tiefste dieß mir ein! Nie muß ich mich erkühnen, tyrannisch gegen die zu seyn, die meinem Hause dienen. Auch wer mir dient, ist Mensch wie ich. Hilf, daß ich ihn so lieb als mich.

In eben diesem Geist der vernünftigen Andacht sind alle übrigen Lieder gedichtet. Es sind keine dunkele, unerklärbare Gefühle, die dadurch erweckt werden, sondern die wahre, lebendige Erkenntniß des christlichen Beters oder Sängers von Gottes Wohlthaten, und deren weisen Absicht zum Wohl der Menschen, geht immer in dankbare Empfindung des Herzens über, und dessen fromme Wünsche zu Gott stimmen genau zu der Gesinnung und dem Verhalten, welches ihm Religion und Christenthum in seinem Verhältniß gegen andern zur Gewissenspflicht machen. Ich kenne unter allen, die sich mit geistlichem Liederdichten, Liedersammeln und Liederverbessern zeither beschäftiget haben, keinen, der so genau, als Hr. D. darauf acht hätte, daß das Lied nicht Lehrgedicht, sondern Gesang werde, d. h. eine Reihe mit Empfindung des Herzens auf Gott gerichteter Gedanken

ken und Wünsche. Wenn er daher ein altes oder neues noch so fehlerhaftes und sonderbares Lied, dessen Inhalt sonst gut und zu brauchen ist, unter die Feder nimmt, so weiß er es aus dem verfehlten Ton in den rechten umzustimmen, und wenn er sich Veränderungen darin erlaubt, so hat er gewiß guten Grund dazu. Glückliche Proben davon hat er selbst an Gellertschen Liedern und Lehrgedichten, und an so manchen alten Kirchengesängen, die er einer Verbesserung fähig und würdig fand, gegeben. Auch in diesem Gesangbuch hat er aus dem bekannten alten Liede: No. 265. Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh, ein vortreffliches Bittlied gemacht. Wir bemerken nur noch, daß die Anzahl der Lieder darin sich auf 421 beläuft, und kommen auf das Hamburgische neue Gesangbuch.

Da es gewöhnlicher Weise in freyen Reichsstädten schwerer, als anderswo, hält, in politischen oder Kirchensachen Abänderungen zu Stande zu bringen, und solche Abänderungen daher dort etwas seltenes sind, so gereicht es dem edlen Rath und dem geistlichen Ministerium von Hamburg zu desto größerem Ruhm, daß sie sich zur Veranstaltung und Einführung eines neuen Gesangbuchs vereiniget, und alle Schwierigkeiten dabey zu überwinden gewußt haben. Das Beyspiel der Freymüthigkeit und des gemeinschaftlichen Eifers für die Beförderung des Guten, welches das jetzige Hamburgische Ministerium bey Abfassung dieses Gesangbuchs, unter Genehmigung ihrer Obrigkeit, gegeben hat, ist in der That musterhaft, und macht ihrem Stande die größte Ehre. In andern Staaten und großen Oertern, wo man hätte glauben sollen, daß die Nothwendigkeit und Nützlichkeit, die öffentlichen Kirchenlieder zu verbessern, wohl allgemein würde anerkannt, und ein neues gutes Gesangbuch mit einstimmigem Beyfall würde angenommen worden seyn, schüttelten sektirische Geistliche, bey den Bedenklichkeiten einiger unverständigen Christen und schwärmerischer Köpfe unter ihren Pfarrkindern, auch bedenklich die Köpfe, sprachen von Ketzereyen, von Verstößen gegen die reine Lehre, die damit begünstiget würde, machten damit viele eben nicht einsichtsvolle, aber doch sonst ehrlich denkende Gemüther im Volk, aufstützig, ich möchte sagen, im Glauben irre, und vereitelten damit unverantwortlich die beste Sache, die das Wohl der christlichen Kirche, nach den Bedürfnissen unserer Zeiten, so

erfahren konnte. Und nun kömmt das in dem Ruf der strengsten sogenannten Orthodoxie stehende Hamburg, eine Reichsstadt, wo man gewiß den Lehren der Augsburgischen Konfession nichts vergeben wird, auf einmal unerwartet, und führt schnell, zum Wohlgefallen der Obrigkeit und des Volks, in ihrem geschlossenen Freystaat, ein neues Gesangbuch ein, das den musterhaftesten Gesangbüchern anderer Länder, und vorzüglich dem zum gottesdienstlichen Gebrauch in den preußischen Landen, dem es an innerer Güte und treflichem Werthe nichts nachgiebt, völlig gleich gemacht ist. In der That ein merkwürdiges Phänomen! Das Hamburgische ehrwürdige Ministerium, dem der hochedle Rath die ganze Einrichtung aufgetragen hatte, muß doch wohl mehrere Lieder des preußischen Gesangbuchs, an welchen gewisse vor lauter Orthodoxie, ich möchte fast sagen, excentrisch gewordene Köpfe im Brandenburgischen großen Anstoß nahmen, ganz unschuldig und mit dem ächten Lutherthum übereinstimmig gefunden haben, sonst hätt' es selbige wohl nicht ganz und wörtlich in diese seiner zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Liedersammlung aufgenommen. Sollten die Brandenburgischen, Schlesischen, Preußischen, Pommerschen, selbst Berlinischen Ankläger ihres neuen Gesangbuchs, welche man nun, acht Jahr hinterher, von Hamburg aus, so werkthätig des Irrthums zeihet, nicht dadurch veranlaßt werden, sich ihrer großen in vermeintem Eifer für die reine Lehre begangenen, noch fortwährenden Thorheit zu schämen? Vielleicht wird einer und der andere dadurch von seinem Wahn zurückgebracht, und wenn das geschähe, würden die einsichtsvollen, verdienten und wackern Männer, die das preußische Gesangbuch verfaßten, dem Hamburgischen Ministerium, als ihren Ehrenrettern, vielen Dank schuldig seyn.

Man kann wirklich die unbefangene und gewissenhafte Freymüthigkeit, die Entfernung von allem religiösen Vorurtheil und Sektengeist, womit die Herren Senior, Pastoren und sämmtlichen Prediger dieses ehrwürdigen Ministeriums bey Einrichtung des Hamburgischen neuen Gesangbuchs verfahren haben, nicht genug loben. Sie sind dabey als rechtschaffene Seelsorger, als Männer zu Werke gegangen, die Gott und ihrem Gewissen Rechenschaft dafür geben müssen, ob sie die Christen bey ihren gottesdienstlichen Versammlungen etwas verfängliches, Herz besserndes und den

Geist

Geist erhebenden, aber unverständlichen Gedankenspiele in wenig, aber alten hergebrachten Formeln, über das Herz weg, blos mit den Lippen singen lassen. Daher haben sie den ganzen Wust elender, unbrauchbarer Lieder, womit man anderswo in manchen neueren Gesangbüchern, vermuthlich aus Schüchternheit, alte vergötterte Heiligthümer anzutasten, theuer mehrere hat stehen lassen, völlig ausgemerzt, und mit guter Auswahl bessere an deren Stelle gesetzt. Nur gegen schwache Gemüther haben sie die billige Condescendenz beobachtet, dergleichen alte Lieder, als: Wir glauben all an einen Gott u. Komm, heiliger Geist, Herre Gott u. unverändert stehen zu lassen, aber gleich unter der folgenden Nummer dieselben Lieder nach dem veränderten Text aus dem preußischen Gesangbuch dazu gesetzt, so daß ein jeder nun selbst beurtheilen kann, welches von beyden am verständlichsten abgefaßt ist. Aus gleicher Nachgiebigkeit gegen unschädliche Vorurtheile des gemeinen Mannes ist es auch wohl geschehen, daß einzelne eingeführte Wörter und Benennungen, wenn sie auch, wie z. B. das Wort Dreyeinig von Gott gebraucht, unbiblisch sind, wofür es selbst Luthern anerkannte, beybehalten sind. Solche Nachgiebigkeit verdient eher Billigung, als Tadel, denn auf ein Wort kömmt nichts an. — Die Verfasser des Gesangbuches haben sich auch, wie die Berliner, die billige Freyheit genommen, nach ihrem Gutbefinden in alten und neuen Liedern einzelne Ausdrücke und Vorstellungsarten zu verändern, Strophen auszulassen, oder zu versetzen, kurz verändert oder unverändert zu nutzen, was ihnen andere Herausgeber neuer Gesangbücher vorgearbeitet hatten. Um nicht das Buch zu stark und der Armuth den Ankauf desselben zu theuer zu machen, hat man sich auf 441 Gesänge eingeschränkt, wodurch aber dieser beyfallswürdigen Liedersammlung an Vollständigkeit nichts abgegangen ist. „Man wird, wie der Vorbericht sagt, „keine „einzige zur christlichen Hausordnung gehörige Lehre darin „vermissen, noch irgendwo die unangenehme Folge der beliebten Kürze bemerken, daß eine oder die andere Lehre nicht „völlig rein und bestimmt nach der heiligen Schrift und in „Uebereinstimmung mit unsern öffentlichen Bekenntnißbüchern „ausgedrückt seyn sollte. — Ja, selbst bey dem Privatgebrauch wird hoffentlich niemand über Mangel sich beklagen „können, indem für die gewöhnlichsten Vorfälle im menschlichen Leben, bey denen die Andacht der Frommen sich zu beschäf-

„schäftigen wünscht, ein Lied oder mehrere Lieder aufgenom„men sind. Nur auf ungewöhnlichere und ganz besondere „Fälle konnte man aus der oben angezeigten Ursache keine „Hinsicht nehmen.“

Auch die angehängten Gebete beym öffentlichen Gottesdienst und zum Privatgebrauch, unter welchen einige aus guten bekannten Andachts- und Communionbüchern entlehnt worden, sind in dem Geiste der erleuchteten Andacht abgefaßt, und die Freunde derselben an jedem Ort können nicht anders als mit Vergnügen es wahrnehmen, wenn sich derselbe in der protestantischen Kirche von Zeit zu Zeit weiter ausbreitet. Wohl dem kleineren und größeren Staat, wo Obrigkeiten und Unterthanen, die weltlichen Häupter und die Lehrer der Kirchen so einmüthig, wie zu Hamburg in der Gesangbuchssache geschehen ist, sich beeifern, einer so nützlichen Verfügung guten, ungehinderten Fortgang zu verschaffen. Die gesunden Früchte, welche sich davon zur Aufnahme der Religion und Sittlichkeit unter den Christen erwarten lassen, müssen in so einem Staat früher zur Reife kommen, als da, wo es noch an dieser rühmlichen Einmüthigkeit bisher gefehlt hat.

Mit etwas weniger Freyheit als in Hamburg, und mehr gebunden, scheint mir die Auswahl der Lieder in dem Quedlinburgischen Gesangbuch doch gemacht zu seyn, ob es gleich unter den schätzbaren neuen öffentlichen Gesangbüchern mit seinen Platz behauptet. Die Zahl besteht aus 148 Liedern. Die Gesänge der ersten Abtheilung betreffen Gottes Wesen, Eigenschaften, Werke und Wohlthaten, in der Schöpfung, Erhaltung, Erlösung der Menschen durch Christum, und Sendung des heiligen Geistes; die der zweyten Abtheilung den Menschen, seinen Zustand und seine Pflichten auf Erden, und die der dritten gehören für besondere Zeiten und Fälle. Es würden freylich manche Lieder mit noch besseren haben vertauscht werden können. Allein das Urtheil upn dem, was bey Kirchengesängen das bessere oder schlechtere sey, beruht gar zu sehr mit auf den Meynungen des Volks, denen man, um der Hauptsache nicht zu schaden, billiger Weise nachgeben muß, als daß diejenigen, welche die Einrichtung eines solchen Buchs zu besorgen haben, ganz nach eigener Ueberzeugung und Empfindung, aus freyer Wahl, handeln könnten. Man weiß, wie der große Hauße der Christen an den alten Liedern klebt, und sie

ſie ſchon bloß darum erbaulicher und ruhiger ſingen, wenigſtens mit mehr Andacht ſingen zu können glaube, weil ſie ſelbige auswendig wiſſen, oder doch von Jugend auf geſungen haben. Aus dieſer Urſache werden auch wohl gewiſſe Geſänge aus dem alten Quedlinburgiſchen Geſangbuch, woran die Gemeinen gewöhnt ſind, in dem neuen haben und verändert bleiben müſſen. Indeſſen haben ſich doch die Verf. bey andern eben ſo alten der Freyheit bedient, ſie mit allen den Veränderungen, welche ſie in dem preußiſchen Geſangbuch erlitten haben, hier abdrucken zu laſſen. In Luthers eigenen Liedern z. B. eine feſte Burg iſt unſer Gott, iſt keine Sylbe verändert, und das finde ich wohlgethan. Dieſe Lieder müſſen ihr eigenthümliches Gepräge behalten, wenn man ſie einmal einrücken zu müſſen glaubt, und dieſe verhunzt man, ſobald man daran ſchnitzelt. Von der Urſache aber, warum man das eine alte Lied verändert, das andere aber ohne alle Aenderung gelaſſen hat, kann Rec. nicht urtheilen. Das Herr Gott dich loben wir ſteht unter dem Lobe Gottes insgemein Nr. 3. nach dem alten Text, und unter dem Artikel: Erlöſung der Menſchen durch Chriſtum No. 74. halb nach dem neuen und halb nach dem alten Text. Bey einigen Liedern iſt zu Quedlinburg, wie zu Hamburg, der Ausweg gewählt worden, daß das Lied in der alten, und in der neuen veränderten Lesart, hinter dem andern ſteht, und jeder Liebhaber ſeine Befriedigung findet. Zum Ruhm der Herausgeber muß ich ſagen, daß alle durchaus ſchlechte Lieder, beſonders die tändelnden Weihnachtslieder, deren ſonſt mehrere in den alten Geſangbüchern ſtanden, völlig ausgemerzt ſind. Ich bin bey ſorgfältiger Durchſicht auch nicht auf ein einziges widerſinniges, geſchweige anſtößiges Lied geſtoßen, ſondern habe vielmehr die vortrefflichſten Lieder aus dem preußiſchen und hamburgiſchen Geſangbuch, manchmal mit kleinen Veränderungen, manchmal ohne dieſelbe darin gefunden. — In den angehängten Gebeten für den öffentlichen und beſondern Gottesdienſt wird ein verſtändiger Chriſt ebenfalls alle Erbauung finden. Nur in der Abſolutionsformel iſt mir der katholiſche Ausdruck: Ich vergebe euch anſtatt und auf Befehl meines Herrn Jeſu Chriſti Alle eure Sünden, ſehr anſtößig geweſen. Dieſe Formel ſollte doch ſchlechterdings in der proteſtantiſchen Kirche, damit dem Aberglauben kein Vorſchub geſchähe, nicht mehr gebraucht werden. Kann

man

nun es denn nicht bey der blossen Ankündigung der Vergebung der Sünden nach den Zeugnissen des göttlichen Worts lassen?

Der sel. Pastor Sturm hat in seinen späteren Jahren noch bessere geistliche Lieder gedichtet, als die, denen man unter der Aufschrift: C. C. Sturms Lieder für das Herz, einen neuen Titelbogen umgeschlagen hat. Die Vorrede dazu von den neuern Fehlern einiger geistlicher Lieder, welche die Rührung hindern, hat der Verf. schon im Dec. 1766. zu Soran geschrieben, also beynahe vor zwey und zwanzig Jahren. Man ist nun von den hier mit Recht getadelten Fehlern ziemlichermaßen zurückgekommen, und diese sonst ganz guten Lieder gehören doch noch zu den unvollkommenen Arbeiten des seligen Mannes, die er bey seinen Lebzeiten schwerlich so unausgebessert würde haben wieder auflegen lassen, zumal da er selbst und andere verschiedene darunter mehr zu dem eigentlichen Ton eines Kirchengesanges bereits umgestimmt, und dadurch zur öffentlichen Andacht brauchbar gemacht hatten.

Die Sammlung auserlesener geistlicher Lieder und Gesänge, die in Zürich herausgekommen ist, soll dem Bedürfniß der dortigen reformirten Gemeinen abhelfen, damit sie sich nicht bey ihrem Gesange bloß mit den übersetzten Psalmen, die für Israeliten, für ihren Tempel-Opfer- und Gottesdienst zunächst gedichtet waren, also für Christen sich weniger, als unsere heutigen Kirchenlieder, schicken, begnügen dürften. Die Auswahl der 187 Lieder, woraus die Sammlung besteht, hat größtentheils der sel. Tollikofer gemacht, und ist daher so gut, als man sie wünschen kann. Sie sind theils aus seinem eigenen, theils aus andern spätern Gesangbüchern genommen, und nunmehr unter uns in Deutschland schon allgemeiner bekannt, als vermuthlich in der Schweiz. Es ist kein Zweifel, daß man sich ihrer auch bey'm öffentlichen Gottesdienst bedienen werde.

Unter dem Titel: Lieder zur Hausandacht, sind bloß allgemein bekannte Lieder von Gellert, Cramer, Klopstock, Schlegel, Sturm, Neandern und mehrern andern geistlichen Liederdichtern zusammengetragen. „In welcher nächsten Absicht, sagt der Vorredner, Hr. M. Thieß, und nach welchem eigenen Plan," (Plan, ist gar nicht dabey) wisse er selbst nicht, da er an dieser Sammlung keinen Antheil habe. Indessen hat er doch gut gefunden, seine eigenen

geist-

geistlichen Lieder, welche, wie er selbst gestehe, noch vieler Verbesserung fähig sind, darunter zu mengen, und dadurch unter berühmten Namen den seinigen zu glänzen zu lassen.

Bk.

Die endlich einmal von vielen Almosenpflegern S. M. d. Kön. v. Preußen erklärte Bibel. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Aus dem Französischen des Herrn v. Voltaire. Erster Theil. London. 296 Seiten. Zweyter Theil. 290 S. in 8vo.

Der letzt verstorbene König von Preußen hat von dieser elenden Charecke, welche die Bibel, durch spöttische gelehrte Anmerkungen unter dem übersetzten Text, lächerlich machen soll, in seinem Leben so wenig gewußt, als Voltaire.

Fh.

Casual-Reden. Von Johann Conrad Eggers, Superintendenten zu Gifhorn. Hannover, bey Schmidt. 1786. 116 S. 8.

Alltägliche Gelegenheitsreden, von denen wir nicht absehen, warum sie gedruckt werden mußten. Darinnen hat nun freylich jeder seine Freyheit, aber eben so hat jeder die Freyheit sein Urtheil zu sagen. Unser Urtheil von diesen Casualreden ist, daß sie sehr mittelmäßig sind.

Dk.

Ueber gesellschaftliches Elend. Herausgegeben und mit einer kurzen Darstellung des Schicksals der unglücklichen Stadt Neu-Ruppin begleitet von Johann Friedrich Zöllner, zweytem Prediger bey der Marienkirche zu Berlin. Zum Besten der abgebrannten Ruppiner. Berlin, bey Maurer, 1787. 56 S. 8.

Eine

Eine kleine lesenswerthe Schrift, welcher der Rec. viele Käufer in wiederhohlten Auflagen wünsche, sowohl wegen des interessanten philosophischen Inhalts, als wegen der wohlthätigen Absicht, wozu sie für hülfsbedürftige Menschen gedruckt worden. Der ungenannte Verf. dessen Namen ich wohl wissen möchte, sandte sie an Hrn. Z. zu diesem edlen Zweck, und Hr. Z. schrieb in der Geschwindigkeit einen vorauszusetzenden Bogen dazu, der dem Leser ein lebhaftes, rührendes Gemälde von der schrecklichen Feuersbrunst vor Augen stellt, die in wenig Stunden einige tausend wohlhabende Einwohner Kuppins aus ihren vortheilhaften Umständen an den äußersten Rand des Jammers brachte. Es ist einem beym Lesen, als ob man gegenwärtig gewesen wäre, und den Jammer selbst mit angesehen hätte. Schrecken und Mitleid füllen wechselsweise jedes Menschenherz dabey. Was Wunder, wenn der traurige Umstand, viele in glücklicher, gesellsiger Zufriedenheit beysammenwohnender Städter plötzlich in den Abgrund des Elendes gestürzt zu wissen, in der Seele des Verfassers den melancholischen Gedanken wieder weckte, der ihn einst bey Rousseau's bekanntem Buche wider die bürgerliche Vereinigung so sehr niederschlug, nämlich: Es sey doch wohl besser für das menschliche Geschlecht, wenn es in dem rohen Zustande der Natur lebte, als nun, da es sich in Gesellschaften zusammengeschlossen hat, weil dann nicht auf einmal so viel gemeinschaftliche Noth einen großen Haufen von Menschen treffen könnte, nicht auf einmal so unzählige Bedürfnisse ihn bestürmen und ihre gewohnte Befriedigung fordern würden. Alle damals gehabte schwermüthige Empfindungen bemächtigten sich itzt seiner ganz. Nachdem er sie aber überwunden hatte, faßte er den Entschluß zu einer gründlichen Untersuchung dieser Materie, mit dem Vornehmen, sie zum Besten der Unglücklichen, denen sie ihr Daseyn verdankt, ins Publikum zu bringen. „Vielleicht, sagt „er: mit eben so vieler Bescheidenheit, als Feinheit, fördert „dieser Gegenstand tiefere Einsichten, als die meinigen, vielleicht eine schönere Darstellung; vielleicht wär' es mir selbst „noch gelungen, der Untersuchung eine weitere Entwickelung, „und der Darstellung mehr Ausdruck zu geben: wenn hier „nicht das nonum prematur in annum mit dem bis dat, „qui cito dat, in Collision gekommen wäre, und wer wird es „mir verargen, daß ich eine Regel der Poetik einer Vor-

„schrift

„schrift der Moral aufopfern?“ Wir gewiß nicht, zumal da die untersuchte Sache in Darstellung und Ausdruck so gut und schön behandelt worden, als man sie nur wünschen mag.

Zuerst macht der Verf. eine Beschreibung von den physischen und moralischen Eigenschaften des wilden Naturmenschen, dessen Zustand sich Rousseau als ganz ausnehmend glücklich träumte. Darauf folgt ein treues Gemälde von den vielfachen Plagen, welche die größere Kultur der Menschen durch die gesellschaftliche Verbindung über ihr Leben gebracht hat, ein Gemälde, auf dem das traurige, zuletzt in stark finstre Nacht übergehende Dunkel, welches je Philosophen und Dichter dabey angebracht haben, nicht gespart, sondern mit aller Stärke, wie es auf den ersten Anblick Grausen erwecken kann, aufgetragen ist. Alsdenn zeigt er, wie mit den zunehmenden Einsichten des gebildeten Menschen, mit seinen entwickelten Seelenkräften auch die Leidenschaften wachsen, und was deren Befriedigung, worauf ein jeder aus ist, nun in der Gesellschaft für Unheil anrichten; wie sie Despotismus auf Seiten der Herrscher, und den Raub der Freyheit, niedrige Sklaverey auf Seiten der Unterthanen erzeugen; wie von Ehrbegierde und Eigennutz getrieben, ein jeder sein Glück immer auf des andern Unglück zu bauen strebt. „Es giebt vielleicht keinen einzigen wohlhabenden „Menschen, dem nicht gierige Erben, und zuweilen seine eigenen Kinder den Tod wünschen; kein Schiff auf dem Meer, „dessen Untergang nicht für irgend einen Kaufmann eine fröhliche Botschaft wäre; kein Haus, welches nicht ein unredlicher Schuldner mit allen seinen Papieren gern im Feuer „sehen möchte; kein Volk, das sich nicht über den Unstern „seines Nachbaren freuet. — Eine Menge von Privatleuten erwarten sogar ihr Glück von öffentlichen Drangsalen. „Einige wünschen Krankheiten, andere Todesfälle, andere „Krieg und noch andere Hungersnoth. Ja es giebt Menschen, die bey der Hoffnung zu einem fruchtbaren Jahr in „Thränen ausbrechen.“

Nachdem nun der Verf. das ganze Heer von Martern, welche sich, nach Rousseaus und anderer Philosophen Urheil, der Mensch geschaffen haben soll, da er sich mit Menschen zu einer bürgerlichen Gesellschaft verband, vor den Augen des Lesers vorbeygeführt hat, kömmt er an die Beantwortung der Frage: Sollen wir also in öde Wüsten fliehen,

um, fern von der Gesellschaft, allen ihren mit unseliger Mühe erkünstelten Leiden zu entgehen; um nur die Leiden der Natur allein ertragen zu dürfen? Da Rousseaus Lehrgebäude auf das unbestimmte Wort Natur gebauet worden, so zeigt er sehr gründlich, wie der Mensch gerade seiner Natur nach die Pflege der Gesellschaft bedarf, um ganz Mensch zu seyn, und das zu werden, was er werden soll, — der vernünftige Beherrscher der Erde. — Sonach müßte denn der Mensch die Natur selbst anklagen, die ihn zu einem Zustande bestimmte, der so unselig für ihn ausfällt. — Aber da rechtfertigt denn der Verf. die so weise eingerichtete Natur des Menschen, und den Zustand, in den er durch die gesellschaftliche Verbindung, vermöge der empfangenen Kultur seines Geistes, gesetzt wird, durch folgende nähere Betrachtungen: Die von Rousseau gerühmte Glückseligkeit, der so gepriesene physische und moralische Zustand des isolirten Naturmenschen, ist erträumt. Seine schattenreichen Wälder sind ihm nicht das Elysium, das der Philosoph in seiner zügellosen Einbildungskraft sich erdichtet. — Die Uebel, zu deren fruchtbaren Mutter man die Gesellschaft macht, sind nicht alle wahre Uebel; man führt auch wahre Vortheile in der Reihe der Uebel mit auf. — Die wirklichen Uebel sind nicht alle nothwendige Folgen der Kultur, und äußern sich nicht bey jedem Grade derselben gleichförmig; vielmehr nehmen viele Uebel in eben dem Grade ab, in welchem die Kultur zunimmt. — Die Gesellschaft gewährt uns einen Ersatz für ihre Unbequemlichkeiten, der uns überflüßig für dieselben schadlos hält. — Schade ists, daß Zeit und Raum dem V. nicht erlaubten, über den letzten Punkt ausführlicher zu seyn. Vielleicht nimmt er diese reichhaltige Materie ein andermal wieder vor. Wenn er mit seinem philosophischen Kopf und mit seiner männlichen Feder sich daran machte, ihr eine eigene Schrift zu widmen, worin er die Sachen, die hier auf wenigen Blättern zusammengedrängt sind, mit eben der Präcision und Klarheit vollständig darstellte, die hier ledig gelassenen Lücken noch ausfüllte, und durch Thatsachen aus Geschichte und Erfahrung philosophische Spekulationen und Träume widerlegte, so müßte diese Schrift sehr interessant werden. Rec. wünschte, daß seine Aufmunterung ihn dazu vermögen könnte. Er würde ihr erster, begierigster Leser seyn, und sie dann mit großem Vergnügen in der Bibliothek

zeitiger

ßer bekannt machen, als es durch einen bloßen Zufall diesen Blättern geschehen ist.

Br.

Sammlung einiger Predigten, vornehmlich in Rücksicht auf Hofleute und Diener des Staats. Von Georg Wilhelm Petersen, F. Hessen Darmstädtischen Hofprediger und Consistorialassessor. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. 408 S. 8.

Man kennt den Geist und die Lehrart des Verf. in seinen Predigten schon aus mehreren Proben. Man weiß, wie gehaltig seine Predigten sind, wie er darin nicht bloß bey gemeinen Wahrheiten stehen bleibt, nicht bloß die Natur- christlichen Tugenden und die Motiven dazu genau, aus ander setzt, sondern auch immer Erläuterungen aus dem nschlichen Leben, aus den verschiedenen Verhältnissen und gen in der bürgerlichen und häuslichen Gesellschaft anbringt, durch sein Vortrag concret wird, und eben dadurch so viel cielle Anwendbarkeit erhält. Er hat vollkommen Recht, nn er behauptet, daß mit dem allgemeinen Moralisiren f der Kanzel, ohne jene Erläuterungen, wenig Nutzen stiftet werde. Man wird immer finden, daß das Auditorium weit größere Aufmerksamkeit verräth, wenn der Prediger Sachen vorträgt, die aus dem menschlichen Leben hergenommen und wieder auf dasselbe anzuwenden sind, als wenn sich bloß bey allgemeinen Wahrheiten der christlichen Glaubens- und Sittenlehren, sollten sie auch noch so gründlich vorgetragen seyn, aufhält. Nur müßten unsere Prediger, wenn sie so predigen sollten, wie es am nützlichsten wäre, zum Theil mehr Welt- und Menschenkenntniß besitzen, als sich die meisten erworben haben, theils aber auch viel weniger zu predigen haben, als ihr Amt nach dem Herkommen erfordert; denn solche Predigten, wie sie Hr. P. verlangt, sind nicht, selbst von dem fähigsten Genie, aus dem Stegreif zu halten, sondern wollen sorgfältig vorher überdacht und ausgearbeitet seyn. Wo nun dazu aber Zeit her? wenn der gute, sonst einsichtsvolle und geschickte Mann bey zwanzig-

ley Zeit verspliitternden anderweitigen Amtsverrichtungen noch jede Woche zwey, drey Vorträge halten soll. Nicht eher, als bis man das Predigtwesen etwas verändern und die Anzahl der öffentlichen Vorträge mehr einschränken wird, stehet die Art zu predigen zu verlangen, wodurch freylich die Anwendung der Religionslehren bey den Christen mehr erleichtert und die Wirkung des Christenthums unter allen Ständen verstärkt werden würde.

Da der Prediger unmöglich jedesmal für alle Zuhörer reden kann, sondern allen allerley in verschiedenen Vorträgen zu predigen hat, so ist es Pflicht, und er thut wohl, daß er sich zuweilen mit seinen Belehrungen und Ermunterungen auf besondere Stände und einzelne Klassen der Menschen einschränkt. Das hat nun Hr. P. in diesen Predigten in Ansehung der höheren Stände, in Absicht auf Hofleute und Staatsbediente gethan. Ich will das Verzeichniß der Predigten hersetzen. I. Wie sehr der Mensch des Menschen zu seiner Bildung, seinem Fortkommen und seiner Glückseligkeit bedürfe. II. Ermahnung zu thätiger Menschenliebe. III. Die vornehmsten Erweckungs- und Stärkungsmittel dazu. IV. V. Ermahnung im Gutesthun nicht zu ermüden. VI. Ueber die äußern Leiden der Tugend; oder wider die Leidensscheu, für diejenigen, welche sich nicht gern äußern Leiden und Verdrießlichkeiten in der Welt aussetzen wollen, und darüber wohl bey der Rechtschaffenheit, die sie sonst lieben, vorbey gehen, ohnerachtet Christenthum und Gewissenspflicht in ihren Umständen sie zur edelmüthigen, standhaften Uebernahme solcher Widrigkeiten auffordern. — Diese Materie ist sehr wichtig, und der Verf. hat sie trefflich gut behandelt. VII. Erklärung und Anwendung der Worte; Wer sich lässet dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. VIII. IX. Ermahnung zur Verschwiegenheit. X. Wir müssen unsern Schmuck nicht so wohl im Aeußeren als im Inneren suchen. XI. Gegen das unkluge Rühmen unserer eigenen gegründeten Vollkommenheiten, Verdienste und äußern Vorzüge. XII. Gegen die Sorglosigkeit. XIII. Anleitung zu nützbaren Gedanken und Entschließungen bey Erhaltung äußerer Vorzüge. XIV. Warnung vor vermessener Beurtheilung der unglücklichen Schicksale unserer Neben-

Abendmahlsfeyer. XV. Erklärung und Anwendung des Abschnitts aus der Leidens- und Todesgeschichte Jesu. Luc. 23. 6 — 12. — Auch diese Predigten haben das eigenthümliche Charakteristische, das wir schon anderswo von den Predigten des Verf. angegeben haben. Durch die Zusätze und weitere Ausführung mancher Sachen, welche Hr. P. nachher dazu gethan hat, sind aus einigen vollständige Abhandlungen geworden. Alle aber waren der öffentlichen Bekanntmachung werth, und es werden ihrer auch noch mehrere nachfolgen.

Cr.

Neueste Religionsgeschichte fortgesetzt unter der Aufsicht von G. J. Plank. Erster Theil. Lemgo. 1787. 1 Alph. 7 Bog. in gr. 8.

Die Leser der neuesten Religionsgeschichte des sel. Konsistorialraths Walch, dessen Werk mit seinem Tode aufgehöret hatte, haben alle Ursach sich zu freuen, daß es von einem Manne fortgesetzet wird, der demselben gewachsen ist. Plan und Grundsätze sind, wie der Verf. selbst in der Vorrede sagt, grösstentheils beybehalten worden, ja sogar auch der nicht völlig passende Titel. Denn dieses Buch enthält nicht sowohl eine zusammenhängende Geschichte der Religion, und des kirchlichen Zustandes unserer Zeiten, als vielmehr für den künftigen Geschichtschreiber eine Sammlung von brauchbaren Materialien, oder eine Darstellung der kirchlichen Begebenheiten unseres Jahrhunderts, und eine gehörige Beurtheilung derselben. Es soll also auch, wie der Verf. verspricht, in diese Sammlung nichts aufgenommen werden, was nicht für den künftigen Geschichtschreiber wichtig, oder wenigstens in einem merklichen Grade brauchbar ist. Was nur eine lokale Wichtigkeit hat, oder nicht den Geist unsers Zeitalters besonders charakterisirt, oder auch nicht Keime zukünftiger Veränderungen und Begebenheiten enthält, soll nach der Absicht des Verf. wegbleiben. Wenn es sich thun läßt, will er immer zuerst auf diejenigen Begebenheiten Rücksicht nehmen, welche gerade in dem gegenwärtigen Augenblick das Publikum am meisten zu interessiren scheinen. Dieser Zusatz, so unschuldig er auch zu seyn scheint,

wäre doch leichter im Stande, dem Werke mit der Zeit eine etwas andere Gestalt zu geben, denn was das gegenwärtige Publikum oft am meisten interessirt, ist oft sehr unbedeutend und unbrauchbar für den künftigen Geschichtschreiber. Indessen läßt sich allerdings beydes mit einander verbinden. Uebrigens entschuldiget sich der Verf., daß er auf das, was sich, seitdem einige dieser Aufsätze niedergeschrieben worden, geändert habe, nicht Rücksicht genommen, und verspricht es künftig nachzuholen.

Man findet in diesem Theil folgende Aufsätze.

1) Ueber den Zustand der katholischen und ihre gegenwärtige Verhältnisse gegen unsere Kirche; oder vielmehr über die Frage, ob den Protestanten von den Katholiken Gefahr drohe, und sie also gewarnt werden müssen? Herr Plank hält die Sache allerdings für wichtig und erklärt sich (S. 5.) im Allgemeinen dahin, daß schon die bloße Möglichkeit, daß Anschläge zur Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken im Werke seyn dürften, einem jeden dem Wahrheit und Freyheit theuer ist, nicht gleichgültig seyn könne. Wer nun überdem den rastlosen Wirkungsgeist der Häupter der katholischen Kirche kenne, der länger als ein Jahrtausend hindurch mit der unüberwindlichsten Beharrlichkeit auf ein großes Ziel losarbeite, werde wohl keine solche Vermuthung schon zum voraus unwahrscheinlich finden. Gesetzt aber auch, sie erscheine als noch nicht völlig gegründet, so sey doch bey der Größe des möglichen Unglücks warnende Vorsicht nicht tadelhaft, sondern es könnten sogar Umstände eintreten, wo sie selbst in diesem Fall noch Dank verdiene. Dieses so richtige Urtheil von einem Mann, der gewiß mit Kenntniß der Sache urtheilt, und dem man wohl nicht Schuld geben kann, daß ihm das Blut durch den erregten Streit schon zu warm geworden sey, verdient die ernstlichste Beherzigung.

Zuerst bemüht er sich zu zeigen, daß das römische System auch bey allen Veränderungen, welche das Innere der katholischen Kirche seit der Aufhebung des Jesuitenordens erlitten hat, doch den Hauptpunkten nach immer noch dasselbe ist. Für einen solchen Hauptpunkt hält er mit Recht die Gewalt des Pabstes. Dies sey, wie er sich ausdrückt, das eine wirksame Grundprinzipium der ganzen Verfassung der katholischen Kirche, mit dem sie stehe und falle. (Ganz genau ist dieß wohl nicht bestimmt. Nicht nur die päpstliche,

sondern

sondern hauptsächlich die bischöfliche Gewalt, ist das eigentliche Grundprincipium der katholischen Hierarchie. Es würde noch, wenn auch die Autorität des Papsts, über keinen einzigen andern Bischof gienge, noch eine katholische Hierarchie existiren, welche den Protestanten höchstbedenklich seyn würde.) Und nun wird auf eine einem jeden in die Augen springende unwidersprechliche Weise dargethan, daß dieses Grundprincipium, weder durch die neue Verhältnisse, in welche sich mehrere katholische Fürsten, besonders der Kaiser gegen den Pabst gesetzt, noch durch die Schritte, welche einige katholische Bischöfe besonders in Deutschland zur Einschränkung der päpstlichen Obermacht gethan, noch auch durch die Anstalten, welche in einigen Orten zur Aufklärung des (katholischen) Volks, und zur Entkräftung des Sektengeistes gemacht worden sind, nur im geringsten sey geändert worden, und daß also Katholicismus und Protestantismus (S. 46.) in ihren Grundlehren und in ihrer Grundverfassung noch völlig so weit als vor zwey hundert Jahren von einander entfernt sind, ja daß es mehr als nur voreilig ist, sich eine Annäherung des ersten zum andern jetzt schon (man kann hinzufügen, auch nur überhaupt) als möglich träumen zu lassen. Denn der Katholicismus muß aufhören Katholicismus zu seyn, wenn er Protestantismus werden soll.

Daß aber dieses Hr. Nikolai, die Verf. der berlinischen Monatsschrift, und einige Mitarbeiter an der Allg. d. Bibl. uns immer neuen Datis beweisen, und kaum oft genug wiederhohlen zu können glauben, ist dem Verf. das einzige befremdende in der Sache. Am wenigsten läßt sich auch, wie er (S. 42.) meynt, im voraus errathen, was bedenkliches dabey ist, daß die Katholiken immer noch Katholiken sind. — Aber, war es nicht vor wenigen Jahren, als der Kaiser seine Reformation anfieng, eine fast allgemeine Meynung unter uns, es sey dadurch die katholische Religion von allen Misbräuchen gereiniget? War es wohl nicht der Mühe werth, den Protestanten zu zeigen, dies sey nicht geschehen, und alle Macht des Kaisers werde nicht zureichen, daß es geschehe? Befremden muß es doch wohl, daß da die wahre Aufklärung in Europa und insonderheit in Deutschland so große Schritte gethan hat, die Katholiken in ihren Hauptlehren und in ihrer Grundverfassung nach Hrn. Pl. eigener

Behauptung noch immer auf derselben Stelle stehen wo sie vor zwey hundert Jahren standen. Und wenn es zu unsern Zeiten dennoch eine Menge Menschen giebt, welche, ohne zum unwissenden Pöbel zu gehören, dennoch behaupten, daß die katholische Kirche jetzt nicht mehr sey, was sie vormals war, daß sie jetzt weit aufgeklärter und toleranter sey, als vormals; wenn man das hin und wieder unsern Großen beständig vorschwatzt, wenn dieß selbst ein so einsichtsvoller Mann, wie Hr. Garve behauptete, wenn dieß selbst in den Göttingischen gelehrten Zeitungen nicht ohne widrige Seitenblicke auf diejenigen, die anders dachten, als ein Axiom angenommen wurde, sollte es denn nach der zuvor angeführten Aeußerung des Verf. so ganz überflüßig seyn, das Gegentheil davon zu beweisen, und diesen Beweiß so oft zu wiederhohlen als sich neue Zweifler finden? Doch ohne einmal auf dergleichen besondere Veranlassungen zu sehen — Ist denn nicht eine jede Wahrheit an sich schon werth vertheidigt zu werden, wenn sie bestritten oder in Zweifel gezogen wird? Ist seit zwey hundert Jahren über den Katholicismus wirklich schon alles gesagt worden, wie der gelehrte Verf. behauptet, was sich sagen läßt? Ist denn auch alles, was seit 200 Jahren wider die Katholiken gesagt worden, auch den jetzigen Protestanten so bekannt, daß es nicht müßte wiederholt werden? Ist es, wie der Verf. hinzufügt, so ganz überflüßig, mit den Katholiken zu streiten, wenn sie uns beweisen wollen, daß ihre Grundlehren den Rechten der gesunden Vernunft und des Menschenverstandes gar nicht zu nahe treten? Man wird freylich die Katholiken nicht überzeugen, aber man wird doch manchen Protestanten vor Irrthümern bewahren; besonders vor dem Mißbrauche der Toleranz, da die auf ihre Fortpflanzung immer aufmerksame Katholiken immer weit mehr Toleranz für sich verlangen, als sie nach ihren unwandelbaren Grundsätzen geben können, oder geben wollen. Dieß alles ist Ursach und Veranlassung genug. Uns scheint daher der sonst so billig denkende Verf. auf die einige Seiten lange Deklamation über das Verfahren der Herren Nikolai, Biester u. s. w. viel zu viel Gewicht zu legen, zumal da er es selbst in den folgenden wieder zurücknimmt, denn er giebt ja hernach selbst zu, daß sich sogar jetzt besondere Veranlassungen finden, vor dem Katholicismus zu warnen. Zuvor hat er erklärt, daß warnende Vorsicht nicht tadelnswerth sey. Ist nun dieß wahr, so ist die Verfahrungsart dieser

ser und anderer rechtschaffener Protestanten, genugsam gerechtfertigt. Man siehet wohl, der Verf. hat die redliche Absicht, ganz unpartheyisch zu verfahren. Er wählt dahero die Methode, erst viele Seiten lang ganz den Gegner zu machen, und hernach wieder einzulenken. Diese Methode hat nun zwar ihre Vortheile, aber sie hat auch, wie wir bereits, ihre Unbequemlichkeiten. Sie macht das Lesen eines solchen Aufsatzes angenehmer, und ist im Ganzen genommen anziehender, aber sie macht auch unstreitig die Uebersicht des Ganzen schwerer, und hindert, das hin und her zerstreute Licht, seine völlige Wirkung zu thun.

Zu den besondern Veranlassungen rechnet der Verf. nicht den alten herrschsüchtigen rastlosen auf Proselytenmachen sinnenden Geist des Katholicismus, wovon die oben erwähnte Gelehrten so viele Beweise beygebracht haben. — Aber warum nicht? sollte denn dieser Geist, wenn er sich fortdauernd geschäfftig zeigt, nicht auch fortdauernde Warnungen nöthig machen? Nein, sagt der Verf. wenn man jetzt vorzüglich warnt, so muß man auch vorzüglich Ursach dazu haben. Und da kommen nun bey ihm vornehmlich die neuen Religionsvereinigungsprojekte, und dann der immer noch fortdauernde Einfluß der Jesuiten in Betrachtung. Von den erstern giebt er zu, daß sie zum Theil die Absicht haben, das Protestanten wieder in die römische Kirche hinein zu locken, behauptet aber (S. 64.) daß eine so plump gelegte Lockspeise eigentlich gar keine Lockspeise, oder doch keine gefährliche sey. — Ganz recht! für einen Mann von solchen Kenntnissen und Einsichten, wie unser Verf.; für einen Mann, der alles, was von einem jeden Katholiken über das Vereinigungswerk plumpes und albernes ist geschrieben worden, auch diesem und sich dadurch die feineren versteckteren Aeußerungen anderer erklärt hat, aber nicht so für eine Menge anderer sonst einsichtsvoller angesehener Leute, welche schon durch das geflissentlich ausgebreitete Gerücht, als sey die Katholische Kirche nicht mehr was sie sonst war, so sorglos wurden, es nicht der Mühe werth zu halten, auch den allermerkwürdigsten katholischen Hirtenbrief (S. 66.) zu lesen, und sich dadurch eines bessern zu belehren. (Im Vorbeygehen sey es gesagt, wenn Hr. Nicolai in seiner AD. diesen Hirtenbrief nicht unter uns bekannt gemacht hätte, würden ihn und seine abentheurlichen Sätze wohl viele unter uns kennen?) Soll man

diese heute ganz sorglos bey ihrer Meynung von der Möglichkeit einer solchen Religionsvereinigung mit den Katholiken lassen, auch denn, wenn sie das Ruder in Händen haben, auch denn, wenn sie wie Lavater und andere durch ihren schriftstellerischen Einfluß auf tausende der höheren und durch diese wieder auf hunderttausende der niedern Stände wirken? Es würde auch wohl der Verf. schwerlich beweisen können, daß, gesetzt daß diese Möglichkeit einer Religionsvereinigung mit den Katholiken auch im Jahre 1781. oder 1785. allgemein genug geglaubt worden sey, sie nun im Jahre 1787. beynahe von keinem mehr geglaubt werde? Oder wenn dem wirklich so ist, wem hat man es eigentlich zu verdanken, daß dem so ist? Gewiß nicht denen, welche geschwiegen, sondern denen, welche gewarnt haben.

Diese Warnung vor dem Katholicismus wird aber jetzt nothwendiger als jemals, auch wegen des Einflusses der Jesuiten. Einige Beweise, welche man dafür angeführt hat, will der Verf. nicht ganz gelten lassen. Der protestantische Diakonus, welcher sich die sieben katholischen Weyhen geben lassen, sey, sagt er, bloß ein schwacher Mann, in dem die Jesuiten keinen mitwirkenden Mann hätten suchen können. (Ey nun, man nimmt verlieb mit dem, was man haben kann, bis sich mit der Zeit etwas besseres findet. Zudem ist der Vorfall mit dem Diakonus nicht von den Jesuiten, sondern in einer geheimen Gesellschaft vorgegangen, von deren eigentlichen Beschaffenheit wir noch keinen Begriff haben.) Doktor Stark habe sich noch nicht erklärt. (aber nun hat er sich in zwey dicken Bänden erkläret.) Ob er alles geleistet habe, was das Publikum von ihm erwarten konnte, ob die Methode die er erwählt hat, eine Menge Gegenstände die nicht zu seiner eigenen Sache gehören, mit einzumengen, alles gehörig in Licht setze, oder vielmehr manches noch dunkler mache, ob das entsetzliche Schimpfen dieses Mannes, sein gränzenloses Toben, gegen jeden, der auf die Natur des Katholicismus aufmerksam gemacht hat, anständig, und ob es ein Zeichen eines unbefangenen sich seiner völligen Schuldlosigkeit bewußten Gemüths sey, wollen wir nicht entscheiden; sondern gern diese delikate Materie dem ganz unbefangenen nachdenkenden Publikum überlassen. Hrn. Starkens eigene Sache ganz bey Seite gesetzt, kommen doch beyläufig in seiner Vertheidigung gar sonderbare Sachen vor. Z. B. ein durch das ganze protestantische Deutschland verbreiteter

gehei-

unter eingebildeter Tempelherrnorden (S. den Text
il in den Beylagen) dessen wirkliche Ritter protestanti-
: Religion, im Kapitel, einen Eid der Jungfrau Ma-
und dem heil. Bernhard schwören, ohne daß sie im ge-
ssten diesen Eid anstößig finden, und Hr. Stark, der pro-
antische Theologe, als Clerikus dieses Ordens, der zwar
Plan desselben verbessern, und für den Orden einen
& Landes erworben wissen wollte. (S. in Anticaiffe
m Theil den gedruckten clericalischen Plan) der aber damals
e einmal die viel nähere Verbesserung angiebt, daß pro-
kantische Ritter nicht bey der Jungfrau Maria schwö-
müßten. Es mag seyn, daß dieß bey Hrn. Stark, so
bey allen andern bloße Unachtsamkeit gewesen ist. Aber
in solche Einführung katholischer Ideen nicht mehr ein-
l von Theologen bemerkt wird, so kann doch wohl eine
ne Erinnerung nicht unzweckmäßig seyn.) Lavaters Em-
hlung des katholischen Gebetbuchs von dem Jesuiten Seb-
, soll nichts beweisen, weil doch bey beyden noch andere
schuldige Absichten möglich sind; und das Gedicht Lava-
s: Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen
che, soll bloß den natürlichen Gang seiner Imagination
d ein wenig Unbedachtsamkeit verrathen. (Vielleicht ist
, vielleicht auch nicht, aber sehr merkwürdig bleibt es doch
mer, daß Lavater ein katholisches Gebetbuch empfiehlt,
s offenbar schlechter ist, als so manches protestantische
d; und daß eben der Lavater hernach ein Gedicht macht,
s der bigotteste Katholik nicht anders hätte machen kön-
n. Und wenn sich nun die Ursachen davon sehr in der
he finden, warum soll man sie in der Ferne, in der Mög-
hkeit, daß Lavaters Imagination von selbst einen so sonder-
ren Schwung genommen haben, suchen? Hat aber P.
heiler Lavatern, selbst ohne daß dieser es merkte, zu leiten
wußt, so kann er nun durch ihn, den Prediger und den
chriftsteller, auf tausende zum Besten des Katholicismus
irken, ohne daß Lavater nöthig hat, künftig den Protestan-
n alle Sellerische Schriften zu empfehlen.)

Den stärksten Beweis, daß Jesuiten Einfluß im Fin-
tern unter uns wirkt, findet der Verf. in den drey oder vier
heimen Gesellschaften, welche in den letzteren fünf oder
chs Jahren unter uns von allen Klassen des Publikums und
sonderlich von den höheren gesammelt worden sind, und

wodurch so viel Unsinn und Aberglaube, und überhaupt eine Schwärmerey verbreitet worden ist, welche der Vernunft und dem Menschenverstande öffentlich Hohn spricht. Wir führen hier bloß an, was der gelehrte Verf. über diese sehr delikate Materie sagt, worüber jetzt so viel geschrieben wird, und worüber, ein unpartheyischer Uneingeweihter nur so viel sehen kann, daß das Publikum bey weitem noch nicht über diese Materie unterrichtet genug ist. Einige Winke des V. lassen vermuthen, daß er auch besondere Kenntniß hiervon habe. Wenn man nun auch nicht einmal darauf achten will, daß diese Gesellschaften zum Theil aus katholischen Ländern herstammen, und die katholischen Ritus haben, so ist es doch merkwürdig, daß sie zum Theil aus heimlichen oder erklärten Katholiken bestehen, und von unbekannten Obern regiert werden. Gesetzt, daß die Absicht dieser Obern zur Zeit hauptsächlich auf den Beutel der Protestanten und nicht so wohl auf ihren Glauben gehet, so wirken doch die Mittel die sie gewählt haben, unstreitig noch viel weiter. Sie rauben nämlich den Menschen die Vernunft, und machen, daß sie mit sehenden Augen nicht mehr sehen können. Dieß ist der Meistergriff derselben, sagt der Verf. (S. 101.) und stellt die Sache in einer sehr lesenswürdigen Betrachtung in ein solches Licht, daß er auch den hartnäckigsten Zweifler überzeugen muß. Was sind, sagt er (S. 102.) die Kagliostros den, die Erscheinungen von Schröpfern und Mesmern, die Systeme des Magnetismus, und Somnambulismus, was sind sie anders als absichtlich angelegte oder benutzte Fallen, um den Menschenverstand zu verwirren? Was wird in den Laboratorien der Philalethen zu Paris anders gekocht als die Giftmasse, die hernach von den unbekannten Obern in alle Cirkel vertheilt durch ihre betäubende Dünste die Vernunft aller der Unglücklichen verrückt, welche sie einhauchen? Warum sind die schändlichen Künste der Magie und Alchymie, warum die elenden Träume von Geisterseherey und Goldmacherey in diesen Gesellschaften wieder auferweckt worden, als gefliſſentlich in der Absicht, um dadurch einen wahrhaftig bezaubernden Dunstkreis um sich her zu ziehen, der sie vor dem Eindringen jedes Lichtstrahls der Philosophie ja gewiß sichern soll? Menschen, welche (103.) dergleichen Operationen mit sich vornehmen lassen, sind fähig zu allem gebracht zu werden. So gut sie sich in allen Labyrinthen der Schwärmerey herumführen lassen, so leicht können sie auch in die Kreuzgänge

des

des Katholicismus an dem Leitseil des blinden Gehorsams herumgeführet werden, sobald man es für gut findet. Denn wenn einmal ihre Vernunft so verdrehet ist, daß sie in Kagliostro einen Magus, in den Aussprüchen unsichtbarer Obern untrügliche Orakel, in dem Buche über Irrthum und Wahrheit, über menschliche Weisheit finden können, warum sollten sie nicht eben so gut in jedem geweyhten Priester ein Wesen höherer Art, in dem Bettler Labre einen Heiligen, und in dem Unsinn der Mutter Alakoque göttliche Offenbahrungen zu sehen im Stande seyn?

Man hat deshalb auch schon angefangen, diese Receptivität zu benutzen. Es ist ungezweifelt, sagt der Verf. S. 104. daß bereits mehrere Glieder dieser Gesellschaften zu dem Glauben ihrer unsichtbaren Obern gebracht worden sind, deren Beyspiel auf die übrigen am meisten wirken kann. Die Philosophie der Religion des Jesuiten Storchenau als Lesebuch empfohlen, ein Buch, was die Grundlehren des Katholicismus ganz unverhüllt vorträgt. In andern Ländern sind schon Versuche gemacht worden, die bisher noch etwas maskirte Aehnlichkeit des ersteren Ordensstrucks mit römischen Gebräuchen dem Auge der Brüder offner darzulegen, weil man voraussetzt, daß sie schon vorbereitet genug sind. — Mit dem Erfolg dieser Mittel haben sie auch schon Ursach zufrieden zu seyn. „Wenn man, sagt der Verf. S. 105. einen „Blick auf die Masse nützlicher Erkenntniß wirft, die gegenwärtig unter uns im Umlauf ist, wenn man den Zustand „unserer Theologie und Philosophie mit ihrem Zustand nur „vor zehn Jahren vergleicht, wenn man bedenkt, wie weit „wir seitdem in beyden hätten fortrücken können, und wie „weit wir fortgerückt sind? — Großer Gott, was erblickt „man? Eine indessen in unserer Mitte gebildete Parthey, „die aus allen Kräften jene Masse nützlicher Erkenntniß zu „verringern strebt; eine andere, die dafür ein Geist- und „Herz-vergiftendes Subsitut unter uns ausbreitet — beyde „gemeinschaftlich zu dem gleichen Ziel hinarbeitend, den bis„herigen Fortgang der Aufklärung gewaltsam zu hem„men, und durch beyde ihren Fortgang nicht nur schon in „ganzen Provinzen gehemmt, sondern schon eine Menge un„serer Zeitgenossen, den größeren Theil ganzer Volksklassen „um alle Geistesfähigkeit zur weiteren Aufklärung gebracht.“ Gewiß, der Eingeweyhten müssen (S. 106.) schon viele,

viele

nichtsdestoweniger mehrere seyn, als die (Bekanntgemachten) Ihnen angeben. — Denn hängt nicht die magische Kette, welche Glied an Glied und Cirkel an Cirkel schließt, schon vom Rhein bis an die Ostsee zusammen?

Und daß nun hier Jesuiten wirken, hat man nicht nöthig, bloß aus der Wahl ihrer Mittel, oder aus der Vorsicht ihrer schon auf künftige Fälle genommenen schon für die Nachwelt berechneten Maßregeln zu vermuthen. Nein es ist durch eine Menge unbestreitbarer Thatsachen entschieden, daß der Orden immer noch existirt, und daß er sich auch seit seiner scheinbaren Aufhebung zum eigenen Geschäfft gemacht hat, sich und seinen Wirkungskreis in die Gegenden die außer der römischen Gemeinschaft sind, Rußland, Schweden, den übrigen Ständen, ja selbst außerhalb Europa bis in die Levante zu den nichtunirten Griechen, bis zum Orient zu den schismatischen Jacobiten, hinauszuziehen. Daher lehren sie auch dort, daß weder der Pabst noch die Propaganda das Recht habe, das Rituel dieser Schismatiker und ihre kirchliche Gebräuche zu verändern, (S. 108.) daß alle Sektirer auch außerhalb der katholischen Kirche eben so gut wie der beste Katholik seelig werden könnten, und daß ein Priester auch für erkannte Ketzer das heilige Meßopfer darbringen, auch für Ketzer öffentlich beten dürfe, sobald er dafür bezahlt werde, ohne irgend eine Bedingung dabey zu machen. Und daher lesen sie nun auch wirklich in der Kirche zu Aleppo so viele Seelenmessen für schismatische Jakobiten, als nur bestellt werden, und die Mißionarien haben also allerdings Recht zu der Klage, daß ihnen die Jesuiten die Arbeit verderben. Aus diesen Umständen leuchtet ganz sichtbar die Absicht der Jesuiten hervor, sich den Schismatikern zu nähern, und muß man dieses nun nicht noch in Ansehung der Protestanten mit Recht fürchten, (hat man nicht schon die offenbarsten Beweise davon in Händen?)

Man besorgt also (S. 111.) daß sie sich im Verborgenen immer mehr Anhängen verschaffen, sich besonders unserer Großen bemächtigen, sich unbemerkt in unsere Höfe einschleichen, sich dort der Haupträder, durch welche der Gang um seine politischen Maschinen geleitet wird, versichern, und dann erst mit der Zeit offener, nachdrücklicher und gewaltsamer zu Werke gehen werden. Aber, sagt der Verf. es wird doch noch erst darauf ankommen, ob die Jesuiten diesen

Plan

ch auch ausführen können. Das ganze Staatssystem von
opa sey der Wiedereinführung des Katholicismus entge-

(Aber wenn der Verf. zugiebt, daß die Jesuiten aufs
e hinausſehen, wird er nicht auch zugeben, es könne ſich
mit der Zeit ändern.) Unſere proteſtantiſchen Höfe,
er fort, müſſen es fühlen, daß ihr politiſcher Vortheil
s engſte an die Erhaltung des Proteſtantismus geknüpft
Ferner ſey auch der allgemeine Geiſt unſers Zeitalters
ins Große gehenden Ausbreitung des Katholicismus
ſt ungünſtig. Wir ſind, ſagt er (S. 117.) auf dem Gan-
unſerer theologiſchen und philoſophiſchen Unterſuchungen
Grundſätze gekommen, welche mit den Grundlehren der
iſchen Kirche noch unverträglicher ſind als diejenigen, von
en wir ausgezogen ſind. — Der Rec. muß geſtehen,
es ſich hievon nicht ſo viel verſpricht als der Verf. Ei-
lich ſind es wohl dieſelben Grundſätze, nur daß wir ſie
jetzt reiner, beſtimmter und allgemeiner denken. Und
viele ſelbſt unter den proteſtantiſchen Gelehrten ſind
auf dieſe Grundſätze gekommen? Wenn ſie auch hie und
in einem Lehrbuche ſtehen, ſind ſie darum auch ſchon
Grundlagen der ganzen Denk- und Handlungsart un-
den Proteſtanten geworden? Hat nicht offenbar der
ßte Theil derſelben und ſelbſt der Geiſtlichen, unwiſſend
h immer die alte katholiſche Grundſätze beybehalten, welche
erſten Reformatoren unwiſſend mit hierüber genommen
en? Auch der aufgeklärteſte vernünftigſte Mann hat ja
noch ſeine ſchwache Seiten, welche an Aberglauben oder
hwärmerey gränzen, und wobey ihn Jeſuitenliſt faſſen
n. Ueberdem ſo haben ja auch die Bemühungen die ge-
ne Vernunft in das Nebelland der Schwärmerey zurück
locken, wie der Verf. ſelbſt ſagt, (S. 119.) allerdings
was ausgerichtet, (und zwar ſehr viel,) wenn ſie auch
ht völlig gelungen ſind. Ich will es des gelehrten Verf.
jenen Beurtheilung überlaſſen, wie lange einige wenige
leuchtete, auf die Rechte der Vernunft haltende Männer,
n Strom von Magie, Alchymie, Goldmacherey, Geiſter-
herey, Aſtrologie und Schwärmerey, der ſich aus ſo vielen
ſichtbaren Schlünden ergießt, werden aufhalten können;
mal wenn es dahin kommen ſollte, daß ſie, um nicht Brod
d Ehre zu verlieren, zu dergleichen Dingen ſchweigen müſ-
n. So viel wird indeſſen ein jeder Vernünftiger gern zu-
ben, daß die Gefahr zur allgemeinen Ausbreitung des Ka-

thali-

tholicismus noch nicht ganz unabwendbar sey, und dieß hat auch, so viel ich weis, noch niemand behauptet.

Aber der Verf. schließt aus dem allen noch mehr, nämlich daß diese Gefahr nicht wahr sey, und fügt noch folgendes als Beweiß hinzu. Der durch die geheimen Gesellschaften wirklich zum Katholicismus gebrachten, seyn nur noch wenige. (Das kann seyn, der Rec. kann sich überhaupt nicht vorstellen, wie der Verf. zu glauben scheint, daß in geheimen Gesellschaften jemand eigentlich katholisch gemacht werde. Dieß wäre allzuplump. Aber indirekte kann sonst Schaden geschehen.) Der Plan sey schlau und verdeckt, und könne also noch immer, wenn er von den getäuschten Personen entdeckt werde, scheitern. (Dieß ist freylich möglich, aber das Gegentheil ist eben sowohl möglich.) Um dieser Behauptung willen, sucht der Verf. alle die Beweise zu entkräften, welche man von der Neigung der Protestanten zum Katholicismus (auch außer den geheimen Gesellschaften) aus den Lettres Brandenbourgeois in der Berlinischen Monatschrift beygebracht hat. Man kann freylich die hier erzählten Thatsachen mit dem Verf. aus ganz andern unschuldigen Ursachen erklären, aber die Frage ist nur, welche Erklärung nach der gegenwärtigen Lage der Sachen die wahrscheinlichere ist. Es ist doch höchst merkwürdig, daß gerade jetzt so manche protestantische Geistliche anfangen, günstiger von dem Katholicismus zu urtheilen, sich so manche seiner Gebräuche zurück zu wünschen, und daß sogar ein angesehener Geistlicher, Hr. Domina, vorgiebt, sie könnten sich katholische Weyhen geben lassen, und doch Protestanten bleiben. Es ist doch höchst merkwürdig, daß man gerade jetzt vorgiebt, protestantische Männer und Frauen äußerten den Wunsch, in Klöstern leben zu können. Man wird dadurch, daß man so etwas wünscht, freylich noch nicht zum Katholiken, aber man ist doch schon auf dem Wege dahin, und kann leicht weiter gebracht werden, zumal wenn man nun noch etwa in einem empfohlnen katholischen Gebetbuche findet, wie scheinbar vernünftig die Lehren des Katholicismus sind. Ueberhaupt, wenn man die Thatsachen, welche man bisher als Beweise des sich unter uns ausbreitenden Katholicismus angeführet hat, wie der Verf. vereinzelt, läßt sich leicht von einer jeden eine ganz unschuldige Ursach erdenken, wenn man sie aber zusammennimmt, sollten sie da nicht gegenseitig ein ganz anderes Licht auf einander

e Maasse? Wir wünschten, daß dieses der gelehrte Verf. ehr gethan hätte, vielleicht würde ihm manches in einem idern Lichte erschienen.

Für die besten Mittel der Ausbreitung des Katholicis- us vorzubringen, hält er, nicht die Lehren desselben nur von der empfindenden Seite zu zeigen, (aber von der guten Seite nn man sie ja doch auch nicht vorstellen, wenn man sie zei- n soll, wie sie sind, und wenn man davor warnen will) ndern vielmehr die Bemühung reinere Religionsbegriffe verbreiten, was auch der Verfasser der Enthüllung des elehrtengesystems, und Hr. de Marees dagegen sagen ögen. Aber eben so sehr und mit gleichem Rechte empfiehlt e gelehrte Verf. nun auch den Gebrauch der Vernunft und e Vertheidigung ihrer Rechte gegen Aberglauben und chwärmerey, von denen sie jetzt angetastet werden. Wenn an hier nicht besonders hilft, sagt er, (S. 196.) wenn man h nicht gemeinschaftlich vereiniget, den Misverstand zu he- n, der noch zwischen unsern meisten Theologen über diesen unkt zuerst nur in den Ausdrücken, aber doch zum unendli- hen Nachtheil des Christenthums statt findet; wenn man cht eben so gemeinschaftlich daran arbeitet, den Gebrauch der ernunft im Christenthum, und zum Christenthum unter ihrem Sund gerade den redlichsten) Christen ehrwürdiger und genehmer zu machen: so wäre es möglich, daß die isolirte einführungen Liebe und Hochachtung für die Schrift wieder vor zu bringen, weit nicht genug anrichten könnten. Die ilichste Verehrung der Bibel, ja der redlichste Ernst im hristenthum sichert uns ohne den Gebrauch einer gebildeten ernunft nicht vor Schwärmereyen jeder Art — ja es kann cht oft und nicht bestimmt genug gesagt werden, daß die ernunft auch bey Religionslehren letzter Probierstein der ahrheit seyn muß.

II. Ueber die Mastusische Gesellschaft. Hier wird be- iesen, daß der Hr. Magister Mastus ein einfältiger nicht nug ehrlich handelnder Mensch sey. Es wird sehr wahr- heinlich gemacht, daß seine Gesellschaft anfänglich bloß in einem Kopf existirt, (der Rec. ist hievon noch nicht überzeugt.) aß mit der Zeit aber aus dem Nichts Etwas geworden sey, as man für eine Gesellschaft gelten lassen kann. Nach der Meynung des Verf. ist das ganze Unternehmen mehr thöricht ls gefährlich. Aber wenn es dieses nun auch ist, ists nicht ieder unter die Zeichen unserer Zeit zu rechnen, daß dieses

thörichte Unternehmen sich so weit ausbreiten, und daß der elende Mastius Anhänger fand, die man nicht vermuthet hatte?

III. Von der deutschen Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit. Man hat dieser Gesellschaft beynahe allgemein den Vorwurf gemacht, daß sie die alte Orthodoxie gegen alle Neuerungen vertheidigen will. Aber, fragt der Verf. hat sie denn nicht ein unstreitiges Recht, das, was sie für Wahrheit hält, mit Gründen zu vertheidigen? Allerdings! Aber ihre Gegner haben doch auch ein ebenso unstreitiges Recht zu sagen, daß jene Vorstellungen von der reinen Lehre irrig sind, und nicht für das wahre Christenthum mit Grund gehalten werden können. Wenn der Verf. es für einen weit größeren Vorwurf hält, daß sie sich auch äußerlich verbunden, und also noch andere Mittel als bloße Gründe anwende, die Orthodoxie aufrecht zu erhalten: so ist darin Rec. seiner Meynung nicht ganz. Jesus verband sich ja auch mit seinen Jüngern äußerlich, um Aufklärung, Religion und Tugend zu befördern. Man würde die Gesellschaft nicht tadeln können, wenn sie sich nur wirklich angelegen seyn ließe, durch äußere Veranstaltungen reinere Religionsbegriffe, und bessere Gesänge zu verbreiten. Indessen entschuldiget der Verf. sie auch deshalb in der Folge, und geht sogar so weit, daß er ihr auch das nicht einmal zur Last gelegt haben will, daß man nicht bloß sehr orthodoxe, sondern auch symbolisch-unrichtige schwärmerische Ideen in ihren Schriften findet. Sie habe es ja, sagt er, erkläret, daß es noch schwache Mitglieder in ihrer Mitte gäbe, und daß sich in ihren Aufsätzen noch so manche Mängel und Schlacken fänden. Sie verlange deshalb auch mit Recht, daß man nicht die Fehler einzelner Mitglieder auf die Rechnung der ganzen Gesellschaft setze u. s. w. — Der Rec. hätte nicht gedacht, daß ein Mann von der Einsicht des Verf. ein so seichtes Räsonnement, einen so elenden Behelf billigen würde. Wenn die Gesellschaft die elenden fehlerhaften Aufsätze schwacher Köpfe unter ihrem Namen drucken läßt, so kömmt ja alles das thörichte Zeug, was man darin findet, und was sie des Drucks würdig hält, auf ihre Rechnung zu stehen; so ist es nicht mehr der unwissende oder schwärmende Verfasser, (dessen Schrift sonst gewiß ungelesen bliebe) sondern sie selbst ist es, die durch ihr Ansehn dergleichen Albernheiten einen

Werth

Werth giebt, sie auch unter denen die nicht zur Gesellschaft gehören, in Umlauf bringt, und so Aberglauben und Schwärmerey befördert. Wenn ihre Hauptabsicht dahin geht, nur auf ihre Mitglieder zu wirken, warum läßt sie denn drucken, warum nimmt sie denn Journale in Sold, warum sucht sie nicht vielmehr bloß durch ihre schriftliche Auszüge aus den Protokollen, ihre Mitglieder zu belehren? Und können wohl ihre Mitglieder durch die ganz elenden Aufsätze besser belehrt werden? Doch der Verf. behauptet sogar, (S. 249.) daß die Verbindung der einsichtsvollen Mitglieder mit den schwächern auf die Erkenntniß der letztern bereits Folgen gehabt habe, die durch keine Belehrung und Vorstellung hervorgebracht werden konnten, und daß bey dem großen Theil der Mitglieder in Ansehung ihrer religiösen Denkungsart, seit zehn Jahren eine sehr wohlthätige Veränderung vorgegangen sey, woran die Gesellschaft den beträchtlichsten Antheil gehabt habe. Rec. kann diese Folgen und diese wohlthätige Veränderungen freylich nicht nach besondern Nachrichten beurtheilen, welche der Verf. davon zu haben scheint, er muß sich bloß an die Schriften der Gesellschaft halten. Aber wenn er das erste Bändchen ihrer Schriften mit dem letzten vergleicht, so findet er auch nicht die geringste Spur von irgend einer wohlthätigen Veränderung, welche in der Denkungs- oder Sinnesart der Gesellschaft vorgegangen seyn sollte. Eben der elende Aberglaube, eben die elende Schwärmerey, eben der Sektengeist, eben die Begierde nach Wundern, die man im ersten Bändchen findet, findet sich auch in dem letzten. Und wie kann es auch anders seyn, da sich ja die Gesellschaft verbunden hat, dergleichen schöne Sächelchen, welche sie reine Lehre nennt, aufrecht zu erhalten! Allein gesetzt, man würde nun wirklich dergleichen wohlthätige Veränderungen an ihren einzelnen Mitgliedern gewahr; so ist ja noch erst die Frage, woher sie rühren, und es könnte leicht seyn, daß die Gesellschaft gerade den geringsten Antheil daran hätte, und den mehresten die Erinnerungen und Belehrungen, welche ihr von andern einsichtsvollen Leuten etwas derb gegeben worden sind, so daß sie sich schämen muß.

Der letzte und härteste Vorwurf den man der Gesellschaft gegeben hat, ist, daß sie zum Katholicismus führe. Und auch hier nimmt sich der Verf. ihrer an, und in sofern

mit Rechte, im Fall jemand sollte gesagt haben, sie führe direkte zum Katholicismus; aber dieß hat niemand gesagt, sondern nur, sie werde indirekte dem Protestanten schädlich. Sie bestehe, sagt der Verf. aus Menschen, welche für die alte Orthodoxie eifern, man müsse also schon voraus setzen, daß sie auch wider das Pabstthum seyn werde. — Das ist aber eine Voraussetzung, welche noch erst bewiesen werden müßte, denn die Menschen handeln nicht immer so konsequent, und man nimmt ja nichts weniger als Sektenhaß gegen die Katholiken in den Schriften der Gesellschaft gewahr, da sie aber doch gegen alle Neuerungen oft mit so großer Bitterkeit eifert, und sich sogar offenbare Schmähungen gegen die Neologen erlaubt: so schließt man doch wohl so unrecht nicht, daß die Toleranz und die Liebe gegen die Katholiken, welche sie beweiset, nicht etwa aus einer allgemeinen toleranten Denkungsart, sondern aus andern Ursachen herrühren müsse. Gesetzt, die Gesellschaft mache bloß darum mit den Katholiken gemeinschaftliche Sache, weil sie eben so wie sie gegen Sozinianismus und Naturalismus eifern: so könnte doch diese entferntere Verbindung leicht eine nähere bewirken. Eben der Aberglaube, eben die Schwärmerey, eben der blinde Wunderglaube, welcher bey den Katholiken herrscht, herrscht auch bey den Mitgliedern der Gesellschaft größtentheils, nur etwas anders modifizirt. — Uebrigens wird ein jeder dem Verf. gern zugeben, daß man auch gegen diese Gesellschaft Toleranz beweisen müsse. — Aber deshalb werden doch ihre Gegner immer das Recht behalten, über die Gesellschaft zu urtheilen, ihre Irrthümer zu widerlegen, ihre Schwärmerey in ihrer Blöße darzustellen, und so oft sie es für gut finden, zu sagen, daß die Gesellschaft der wahren Aufklärung durch die Aufsätze, welche sie drucken läßt, hinderlich, und der Schwärmerey und dem Katholicismus beförderlich sey. Was sie in Ansehung ihrer schwächern Brüder schriftlich thut, mag immer nützlich und löblich seyn, darüber können wir aber nicht urtheilen, weil wir davon nichts wissen. Allein, was sie durch ihre Druckschriften für Ideen in Umlauf bringt, und durch ihr Ansehn unterstützt, liegt am Tage, und da kann man wohl den Schaden schwerlich leugnen, der sonderlich in den gegenwärtigen Zeitumständen durch sie gestiftet wird.

IV. Ueber-

IV. Ueber die Synode zu Pistoja, enthält 1) das Ausschreiben des Großherzogs von Toskana an die Bischöfe seines Gebiethes, wodurch zunächst diese Synode veranlaßt wurde; 2) das Konvokationsschreiben des Bischofs von Prato und Pistoja an die Geistlichen seiner Diöces, und 3) die Nachricht von den Verhandlungen der Synode.

V. Instruktion für die Superintendenten und Seniozen der Augspurgischen Konfessionsverwandten in den Kayserl. Königl. Erblanden.

VI. Ueber die neuesten Bewegungen der deutschen Erzbischöfe zu Behauptung ihrer Rechte gegen den römischen Stuhl. In den Bemerkungen darüber wird unter andern gezeigt, daß die vielen Erzbischöfe alles das zurückfordern, was von den Zeiten des falschen Isidors an, entweder durch List oder Gewalt der Päbste von ihren ursprünglichen Rechten weggerissen, oder durch die Unwissenheit, Nachläßigkeit und Schwäche ihrer Vorfahren davon veräußert worden, daß sie aber wohl schwerlich viel erhalten möchten. Angehängt sind zehen dahin gehörende Rescripte, Verordnungen und andere Aktenstücke.

VII. Nachricht von den Unitariern in Großbr. (vornämlich seit dem J. 1773. da Lindley zuerst eine Unitarische Gemeine stiftete, der mit der Zeit Nachfolger gefunden hat.) In den Bemerkungen darüber entscheidet der Verf. nach den Gesellschaftsrechten, daß ein Lehrer, der sich öffentlich von dem Lehrbegriff seiner Kirche lossage, auch denn wenn seine Gemeine seine davon abweichende Meynungen billiget, dennoch sein Amt niederlegen müsse; wovon sich der Rec. noch nicht ganz überzeugen kann.

Wenn man auch nicht überall der Meynung des Verf. ist, so wird man sich doch freuen, daß die Fortsetzung dieses Werks in die Hände eines so gelehrten und wohlmeynenden Mannes gekommen. Wir haben die Hoffnung, daß dies Werk künftig unter seiner Hand noch immer nützlicher werden werde.

Bg.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Der durch sich selbst widerlegte Deismus oder Prüfung der in verschiedenen Werken des Herrn Rousseau ausgebreiteten Grundsätze des Unglaubens. In Briefen abgefaßt vom Herrn Bergier, der Gottesgelahrheit Doktor und Domherrn der Kirche von Paris. Nach der neuesten pariser Ausgabe verdeutscht von Joachim Edlen von Richtenburg, Hochfürstlich Karl Lichtensteinischen Pfarrer zu Groß-Tapar. Erster Theil. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey den Gebrüdern Veith. 1786. Zweyter Theil. Augsburg. 1786.

Da diese Uebersetzung ohne alle eigene Anmerkungen und Zusätze des Uebersetzers erschienen ist, so begnügen wir uns, hier nur bloß ihre Existenz anzuzeigen. Wie getreu sie ist, können wir nicht beurtheilen, weil wir das Original nicht zur Hand haben, um es damit zu vergleichen. Indessen scheint sie doch nicht ganz schlecht gerathen zu seyn, denn sie ist ziemlich fließend und läßt sich sehr leicht und gut lesen. Uebrigens unterscheidet sich dieses Werk als Vertheidigungsschrift des Christenthums durch keine Vorzüge von ähnlichen Arbeiten römischkatholischer Schriftsteller.

Rr.

Des heiligen Johannes Chrysostomus, Kirchenvaters und Erzbischofs zu Konstantinopel, Reden über das Evangelium des heil. Matthäus, aus dem Griechischen, nach der neuesten Pariser Ausgabe, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Johann Michael Feder, der Gottesgelahrheit Doktor, und Professor zu Würzburg. Erster Band. (Erste Abtheilung.) Augsburg, bey

bey Krekts Wittwe, und Frank. 1786. 471 S. gr. 8. (enthält 22 Reden.)

Des heiligen Chrysostomus Reden über Matthäus. Erster Band, zweyte Abtheilung. Enthält 23 Reden. 424 S.

Die kleinen Schriften des Chrysostomus sind bereits vor einigen 30 Jahren von dem berühmten Hrn. Prokanzler Andreas Cramern ins Deutsche übersetzt, und obgleich Recensent von des Chrysostomus Philosophie und Exegetik nicht so viel Aufsehens machen kann, wie Hr. D. Feder, so kann er doch zugeben, daß die Uebersetzung der Homilien dieses Kirchenvaters einigen Nutzen haben könne.

Das Studium der Alten, wenn man auch gleich nichts von ihnen lernen zu können glaubt, behält immer einen ausgebreiteten, unleugbaren Nutzen. Wer das Original lesen kann, bedarf der Uebersetzung nicht. Deren möchten aber wenige seyn, deshalb wollte Hr. Feder die Lektüre dieses Kirchenvaters gemeinnütziger machen, welches er wenigstens als Redner und Moralist auch verdient. Hr. Feder empfiehlt ihn den Predigern als ein Gegenbild der manierirten, tändelnden, schwulstigen, poetisirenden, durch schleppende Perioden, und spielende Antitheſen berüchtigten jetzigen (katholischen) Predigten, die sich immer noch unter das Joch beugen, von einer, in zwey Theile gespaltenen Materie in jeder Rede zu handeln. Nimmt aber sorgfältig einen Massillon, Mosheim, und Muzz aus. (Drey Leute von sehr unterschiedener Beschaffenheit; besonders der letzte steht hier wohl am sehr unrechten Ort. Er ist ein ganz elender Prediger, voller Schwulst und abergläubischer Behauptungen, der seinen ephemerischen Ruhm nur daher erhielt, weil er ein Jesuit war, und der große Anhang dieses Ordens ihn lobte.) Montfaukons lateinische Uebersetzung des Chrysostomus verachtet Hr. Feder, und wir verachten sie auch. Sie ist weder richtig noch schön, aber — dennoch hat sie Hr. Feder gewiß gut genützt. Seine Absicht war, wie er selbst sagt, schön und charakteristisch zu übersetzen. Auch hiebey konnte ihm Montfaukons Nachläßigkeit zur Warnung seyn. Uebrigens hat Hr. Feder bey dieser Uebersetzungsarbeit an Hrn. Euldgius Schneider, Lehrer der Philosophie zu Augsburg, einen

Schäffen gehabt, welcher die 12 letzten Bücher des Esaias, und die 21 Letztern des zweyten Bandes übersetzt hat, dem auch die alte deutsche Uebersetzung von D. Caspar Hedio, von 1531. aus Strasburg, die ziemlich rar geworden, glücklich in die Hände fiel.

Um denenjenigen, die das Original nicht verstehen, einen Begriff zu geben, was sie in diesen Bänden suchen sollen, wollen wir den Inhalt der Predigten, die sich durch ihre Moral schon empfehlen, kürzlich vorlegen. Ueber die Nothwendigkeit des Bibellesens. Ueber die Demuth. Verachtung der Ehre und des Reichthums. Allmosengeben. Ueber die ärgerlichen Schauspiele. Häusliche Tugend und eheliche Keuschheit. Mönchsleben und thätiges Christenthum. Geilgeiz. Nutzen der Versuchung. Wie man von Einer Tugend zur Andern fortgehen soll. Sorge fürs Zeitliche. Unsterblichkeit der Seele. Busse. Friede mit Feinden. Brudergliebe. Beobachtung der Gebothe. Wachsamkeit bey guten Werken. Liebe der Feinde. Begierde nach zeitlichen Gütern. Vorsicht Gottes. Kraft des Gebets. Sorge für das künftige Leben. Gedanke der Tugend. Pflicht der Dankbarkeit. Ueber das Aufstehen vom Falle. Sorge für das geistliche Wohl. Schändlichkeit des Geizes. Macht der Sanftmuth. Aufwand und schändlicher Putz. Trost der Auferstehung. Pflicht der Menschenliebe. Standhaftigkeit im Leiden. Nichtigkeit der Schönheit des Leibes, und Vorzug der Schönheit der Seele. Christliches Verhalten gegen Beerdigung. Verschwund Gelegenheit zu Christum zu glauben. Schädliche Folgen unzüchtiges Reden, und des Bösische des Theaters. „Die von Heiden gegebene Gesetze machen diese Trauung Heute unmöglich, du aber „nimmst sie mit der ganzen Stadt auf, als wenn es grosse „Generäle wären, pusst die Laute zusammen, daß sie sich die „Ohren schmieren lassen. Wenn du einen Knecht was Garstiges reden hörest: so lässest du ihn beule abprügeln, wenn „dich aber ein Haufe Schanken und Lumpenkerls zu ihren unflätigen Zoten ruft: so schmeißt du nicht allein nicht drüber, „sondern begleitest auch Vergnügen und Vergnügen. Paulus „sagt: Freuet euch im Herrn! Er sagt nicht: Freuet euch im „Teufel! Was für ein Lärmen? Was für Geräse? „Welch hölliches Getöse? Welche teuflische Gestalten, und

„Trach-

„Trachten: Ein Jüngling flicht sich Haarlocken, und macht „sich zum Weibe. Ein Graukopf kräuert sich die Haare wol, „gürtet die Hüfte, steht bereit Mouschellen einzunehmen. „Die Weiber schmähen eins daher, weibliche Stellung, Lieb„äugeln, alles voller Unzucht. Daher giebts Ehebrüche, „feile Huren, weibliche Schandthat treibende Männer, ge„mißbrauchte Jünglinge. Alles ist voll des Greuels, voll „der Schande. Die Zuschauer sollten nicht lachen, sondern „weinen und seufzen. Wen die Bühne besucht, kehret das Un„tere ober sich. (Dieß mag zugleich eine Probe des Vor„trags seyn.) Das angenehme Joch der Tugend, und „die Häßlichkeitlichkeit der Sünde. Nothwendigkeit des „Eifers in der Tugend. Schändlichkeit des Neides. „Nothwendigkeit der Selbstprüfung. Aufschub der „Buße. Schändlichkeit der Schwelgerey. Pflichten „des Christen gegen Abgestorbene. In Vergleichung mit den meisten neuern katholischen Predigern, besonders wenn sie den leidigen Text von den lieben Heiligen, der seligsten Jungfrau, und den ehrwürdigen Brüderschaften nehmen, könnten die Reden eines Chrysostomus fürwahr noch Meisterstücke seyn. Man selbst die obige Stelle, von den Schauspielen, zeigt, welche schiefe Begriffe derselbe hat, und dergleichen Stellen mehren andern anzuführen.

Rm.

Kurzgefaßte Anleitung zur christlichen Sittenlehre, oder Moraltheologie nach dem Leitfaden des für die Oestreichischen Erblande festgesetzten Plans. Verfaßt von Joseph Lauber, Doktor der Theol. und öffentlichen Lehrer. Erster Band. Wien, bey Hartl. 1784. 1 Alph.

Dieß Buch gehört zu den besten Früchten der Anstalten, die zur Verbesserung der Lehrart auf den Oestreichischen Universitäten gemacht sind. Der Verf. spricht mit vieler Wärme für die Ausbreitung einer bessern Erkenntniß von Pflicht und Tugend, und hält dieselbe für ungleich nothwendiger, als alle, unter seinen Landsleuten jetzt so gepriesene, sogenannte Aufklärung. Sein Werk muß in Vergleichung mit so vielen andern katholischen Lehrbüchern der Moral, gar sehr gewin-

nen, besonders in Vergleichung mit solchen, welche von Jesuiten herkommen. Wider die Theorie dieser Leute vom wahrscheinlichen Gewissen, welche nichts anders, als eine offene Thür für alle Lasterthaten, und ein wolches Küssen für alle Beunruhigungen eines von Sünden und Frevel gereinigten Gemüths ist, redet er sehr nachdrücklich und treffend. Auch der Abschnitt von menschlichen Gesetzen, vom Gehorsam gegen bürgerliche Gesetze, seinen Gründen in der Religion u. s. w. enthält viel Gutes; und obgleich dasjenige, was der Verf. daselbst von der Macht der Kirche, Gesetze zu geben, und von der Pflicht des Christen, diesen Gesetzen zu gehorchen, schreibt, für einen Protestanten sehr ungenießbar ist, so sind doch seine Lehrsätze noch ziemlich gemäßigt, auch mit verschiedenen sanftmüthigen Erklärungen über die wahre und nützliche Beschaffenheit kirchlicher Gebote, und über die Entbehrlichkeit, Unschicklichkeit und wünschenswürdige Abschaffung mancher derselben, z. E. des Cölibatsgebots, der Fastenordnungen u. s. w. begleitet. Man muß aber durchaus so billig seyn, dies erste erträgliche Lehrbuch der Moral von einem katholischen Theologen, nicht nach der Strenge zu beurtheilen, mit welcher man ein ähnliches Unternehmen eines Protestantischen Lehrers richten würde. Es herrscht noch viele Verwirrung in den Begriffen des Verfassers. Eine Moral ist auch für Katholische fast eine ganz neue theologische Disciplin.

Om.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Promtuarium iuris novum etc. fistit *Io. Ernest. Iust. Müller.* (Supremae Elect. Henneberg. Inspectionis in rebus cameralibus Secretarius et Archivarius.) *Tom. IV.* 1786. 2 Alph. *Tom. V.* eod. ann. 1 Alph. 21 Bog. *Tom. VI.* 1787. 2 Alph. 2 Bog. *Tom. VII.* eod. ann. 2 Alph. Lipſ. sumtib. Frirsch. Mediansctav.

Der

Der vierte Band geht von Dachdingsauftragen bis Extremum; der fünfte von Faber bis Hypotheca; der sechste von actare bis Legatum; der siebende von Legatum alimentorum bis Mutus. Von der Einrichtung und dem Werth dieses Werkes haben wir vorlängst gesprochen. (Allg. d. Bibl. 51. B. 381 S.) Daß es nicht mit sechs Bänden würde geschlossen werden können, wie der Verf. Willens war, haben wir voraus gesagt. Da es aber den Juristen, die in der Praxis arbeiten, eine so große Bequemlichkeit verschafft, und ihnen so viel andere Bücher entbehrlich macht, so wird es ihnen nicht leid seyn dürfen, zwölf Bände statt sechsen kaufen zu müssen. Rec. hat zwey nun verstorbene sehr geschickte Rechtsgelehrten gekannt, die ihm aufrichtig gestanden, daß sie bey ihren Facultätsarbeiten, sobald sie Autoritäten brauchten, immer zuerst nach dem Berlochischen Promtuarium griffen; das doch mit dem gegenwärtigen, in Absicht auf Vollständigkeit und daher auch auf Brauchbarkeit in keine Vergleichung kommt.

Sammlung der römischen Gesetze, auf Befehl Kayser Justinians verfertigt, ins Teutsche mit erläuternden Anmerkungen übersetzt. Erster Theil. Pandekten. Frankfurt und Leipzig, 1785.

Wenn Justinians sämmtliche Gesetzbücher, oder auch die ganze Pandekten, so wie hier zur Probe, der Titel de pactis, übersetzt würden, so hätten wir eins der nichtigsten juristischen Bücher, die in diesem Jahrhundert zur Erläuterung der römischen Gesetze geschrieben worden sind. Eine gute Uebersetzung ist, wie der Verfasser in der Vorrede ganz recht sagt, schon an sich ein Commentarius perpetuus, und die gegenwärtigen sind noch bey allen schweren Stellen kritische und erklärende Anmerkungen beygefügt. Daß den Verf. der, wie wir irgend wo gelesen haben, Faber heißen und in Westphalen leben soll, seinen Text verstanden, auch alle nöthige Hülfsmittel bey der Hand gehabt und gebraucht habe, wird jeder Kenner zugeben. Auch glauben wir, daß er richtige Begriffe von einer Uebersetzung seines Originals habe, indem es weder und doch nicht sklavisch übersetzt, die Stellung der Ideen und Sätze, da wo es die Deutlichkeit erfordert, ändert,

dert, zumalen auch den Text paraphraſirt. Hier und da ſcheinen ihm einige Ausleger gefehlt zu haben. Bey der L. 1. §. 1. hätte angeführt werden können, daß die Worte im Text, quae inter eos placuerunt, von Voorda interpret. cap. 9. und Köhler verisimil. spec. I. 1. cap. 4. vertheidiget werden, und daß man nicht nöthig habe, mit Bynkershök und Wilh. Hofmann inter reos zu leſen. Bey L. 1. §. 4. hätte zu den Worten in aliud nomen transeunt noch bemerkt werden können, daß Hoffmann melerem. diſſ. 2. §. 1. aliquod geleſen haben will. Bey L. 4. §. 3. hätte verdient angeführt zu werden, wie dieſes Geſetz mit der L. 44. §. 2. D. de O. et A. zu vereinigen ſey. Voorda elector. cap. 19. Zu L. 7. §. 6. ſetze man noch Köhler l. c. ſp. 1. pag. 13. ſeqq. und zum §. 12. eben denſelben S. 14. Zu L. 7. §. 12. Duirſema conjectural. lib. 2. cap. 2. p. 175. Zu L. 10. p. 1. und zwar den Worten et repeto, Köhler l. c. p. 15. und Hoffmann l. c. diſſ. 3. §. 5. Zu L. 17. §. 3. Köhler l. c. p. 16. Bey L. 21. §. 2. wo es am Ende heißt, der Sohn könne die exceptionem pacti nicht vorſchützen, hätte die Urſache, die Bachov S. 638. angiebt, bemerkt werden ſollen: quoniam ex adjecta perſona ipſius patris colligitur, patrem filii perſonam adjeciſſe, non ut ſibi, ſed ut ipſi filio prodeſſet, quod non recte ſit.

Ob es übrigens Eines Menſchen Werk ſey, die ganze Pandekten ſo zu überſetzen, daran zweifelt Rec. ſehr; oder zweifelt vielmehr nicht, ſondern iſt verſichert, daß dazu vielfältige vereinigte Bemühungen mehrerer Männer nöthig ſeyen. Da auch ſeit dem Jahr 1787. bis jetzt (1787.) weiter nichts von der Ueberſetzung erſchienen iſt: ſo fürchten wir, es möge wohl gar bey dieſer Probe bleiben.

Die Rechte und Freyheiten des Handels der Völker unter einander nach den Grundſätzen des allgemeinen Völkerrechts und der Völkermoral; ein Verſuch von H. Hanker, d. R. Dr. Hamburg, bey Bohn. 1782. 96 S. 8.

Der V. ſagt ſelbſt, daß ſeine Schrift nur eine Gelegenheitsſchrift ſey, die er bey der Präſentation zu der erledigten Profeſſorſtelle der practiſchen Philoſophie in Hamburg habe ſchrei-

schonen müssen; daß er den Gegenstand nicht erschöpfe habe, und daß die Kürze der Zeit, die ihm gegeben ward, einige Vernachläßigungen in der Ordnung, Ausführung und dem Vortrag der Materie entschuldigen würden. Indessen setzt Rec. hinzu, sieht man immer daraus einen jungen Mann von guten Anlagen und Kenntnissen, der mit der Zeit in dem Fache das er sich gewählt hat, etwas leisten kann.

Cz.

Hochfürstl. Hessische Landesgesetze. Erste Sammlung. Giesen, bey Krieger. 1786. 22 Bogen in 8vo.

Nichts als die Hessendarmstädtische Civil- und Criminalproceßordnung, jene vom Jahr 1724. diese von 1726. Billig hätten die neuern Verordnungen, welche sich auf jene beyde Proceßordnungen beziehen, beygefügt werden sollen.

Wz.

Deductions- und Urkundensammlung. Ein Beytrag zur teutschen St. Canzley. Von D. J. Aug. Reuß. — B. II. Ulm. 1786. 372 Seiten in 8vo.

I. Beschluß der H. S. Weimar. und Gothaischen Deduktion des R. Ständischen Rechts der Obsignation und Gerichtsbarkeit über die zu ihren Gesandschaften am Kayf. Hofe gehörigen Personen. II. Fortsetzung der Gräfl. Wittgensteinischen Mekurstscheife in der Spauerischen Ehesache. III. Von dem Erbfolgerecht der Töchter vor entfernteren Agnaten: aus der Reichserbtruchseß-Waldburgischen Deduction gegen das Fürstliche Haus Fürstenberg. IV. Vorträge und Spruchbriefe das Verhältniß der Reichsstadt Regensburg mit der Geistlichkeit, besonders der unmittelbaren Reichsstifter daselbst. V. Promemoria über die Zuständigkeit einer eigenen Kreisstimme für die Grafschaft Tonndburg.

Nm.

Anhang

Anhang zu dem Hofrath und Professors Mosheimmer zu Ingolstadt Einleitung in das gemeine und baierische Wechselrecht. Regensburg. 1786. 5 Bogen in gr. 8.

Ein bloßer Abdruck der erneuerten baierischen Wechsel- und Taxordnung. Die Gründe, welche den Verf. bewogen, diese als einen Anhang zu seiner Einleitung in das gemeine und baierische Wechselrecht, die von uns im 2ten Stücke des 6ten Bandes unserer Bibliothek mit dem gebührenden Lobe angezeigt worden, aufs neue abdrucken zu lassen, werden am besten einleuchten, wenn wir seine eigenen Worte darüber aus dem Vorberichte hieher setzen:

„Mein Wunsch, den ich in der Vorrede zu meiner Einleitung in das gemeine und baierische Wechselrecht geäußert habe, wurde nun erfüllt; es erschien eine erneuerte, und verbesserte Wechselordnung, nebst einer Taxordnung für die Churfürstlich-Baierischen, Oberpfälzischen, Neuburgischen, Sulzbachischen Länder, und die dazu gehörigen auswärtigen Herrschaften, in welcher viele Verbesserungen und Erläuterungen über verschiedene Materien, besonders in Rücksicht des baierischen Wechselprozesses gemacht wurden. Da nun diese neue Wechselordnung auch mich zur Pflicht macht, in meiner Einleitung in das gemeine und baierische Wechselrecht Veränderungen in Ansehung des baierischen Wechselrechts vorzunehmen, und eine zweite Auflage dieses Werks, ohngeachtet es sehr zahlreich aufgekauft wurde, sobald noch nicht zu erwarten ist, so wurde ich gezwungen, diese erneuerte Wechselordnung mit einen Anhang abdrucken zu lassen, theils um Ausländern, welche meine Einleitung gekauft haben, auch diese erneuerte Wechselordnung in die Hände zu liefern, theils auch meinen jungen akademischen Freunden in meinen Vorlesungen desto deutlicher erklären zu können, wo? und wie Abänderungen und Verbesserungen im Baierischen Wechselrechte vorgenommen wurden."

Am Ende des Vorberichts dankt er noch seinen Recenf. für die günstigen Urtheile, die sie über sein Buch gefällt. Sollten wir darunter mit gemeint seyn, so ist es uns zwar lieb, wenn der Verf. mit unserer Beurtheilung seiner Schrift zufrieden ist, so wie wir es ihm zugleich zutrauen, daß er unsre etwanigen dagegen gemachten Erinnerungen nicht ungegrün-

gründet gefunden haben wird, ob wir gleich nie von den Herren Auctoren für unser gegründetes Lob, das wir dem Verdienste mit Freuden spenden, so wenig einigen Dank verlangen, als uns im Gegentheil um ihre Unzufriedenheit über unsern gegründeten Tadel, dessen wir so gern überhoben wären, kümmern. Freylich hat unsere Bibliothek nicht immer das Glück, daß unsre Recensionen den Herren Bücherschreibern behagen, allein das liegt wohl nicht an uns, sondern an ihnen selbst. Wenn einst die goldene Zeit für unsre Litteratur kommen sollte, daß alle Schriftsteller lauter gute Werke schrieben; so stehen wir ihnen dafür, daß sie sammt und sonders mit unsern Recensionen zufrieden seyn sollen. So lange aber noch leider die jetzigen ehernen Zeiten derselben dauern, wird es noch vor wie nach für uns unangenehme Pflicht bleiben, das wenige reichhaltige Erz von den vielen Bruch und Schlacken scharf zu sichten.

Prm.

Anleitung zu einem Gespräche von Hauptverbrechen und ihren Folgen zwischen einem Lehrer und seinen Schülern, veranlaßt durch einen Allerhöchsten an die Geistlichkeit der Preußischen Länder hierin ergangenen Königlichen Befehl. Breslau, Brieg und Leipzig. 1787. 51 S. 8.

Die Absicht dieser kleinen Schrift ergiebt sich aus der Aufschrift; nach dem daselbst gedachten und in der Abhandlung enthaltenen königlichen Befehl sollen die Geistliche in den Preußischen Landen der Jugend die Hauptverbrechen, d. i. diejenige Verbrechen, auf welche Todesstrafe folgt, und deren Folgen bekannt machen, damit niemand mit der Unwissenheit je sich entschuldigen könne; solche Verbrechen aber sind nach den Preußischen Gesetzen das Feuerlegen, der Mord, das Stehlen in einer Räuberbande, und die Hülfsleistung zur Desertion eines Soldaten. In Form eines Gespräches giebt der Verf. den Lehrern ein Muster, wie sie bey diesem Unterrichte zu verfahren haben, in welchem gut und faßlich vorgestellt wird, warum jene Verbrechen (bey dem letztern wird wohl schwer zu beweisen) hart und mit dem Tode bestraft werden, und warum man sie also vermeiden soll; das übrige

schrei-

schröckende der Todesstrafen hätte wohl nachdrücklicher vorgestellt werden können; denn wenn der Verfasser sie allein wegen der damit verbundenen Schmerzen fürchten läßt, so hat er gewiß unrecht, da jeder der an Krankheit stirbt, längere und meistens auch größere Leiden hat; eben so nöthig und nützlich wäre es gewesen, daß der Verf. vor geringeren Vergehungen, welche meistens den Weg zu den größeren bahnen, eindringlicher und nachdrücklicher gewarnt hätte, welches beynahe ganz außer Acht gelassen worden ist.

Vom Kindermord und dessen Verhütung. Vom Verfasser der Vorschläge, Waisenhäuser vortheilhaft zum Glück vieler Menschen einzurichten ꝛc. Frankfurt und Leipzig. 1787. 32 S. 8.

Die Vorschläge dieses Verf. sind nicht sehr erheblich; sie betreffen hauptsächlich diejenigen Kindermorde, welche durch Armuth und Besorgniß für zeitliches Fortkommen begangen werden. Einem jeden ohne Unterschied, er sey so arm als er wolle, soll die Ehe erlaubt, überhaupt dieselbe keinesweges aus politischen Gründen untersagt werden; kann eine unehlich Geschwängerte ihren Schwängerer beweisen, so ist dieser ohne Ausnahme schuldig, sie zu heyrathen, beyder aber werden mit aller Strafe verschont; kann sie den Schwängerer nicht beweisen, so ist sie nur mündlich zu strafen und zu warnen, und ihm soll suchen, ihr durch Aussteuer oder sonst einen Mann zu verschaffen; oder Arbeitshäuser haben, wo solche Personen arbeiten, und sammt ihren Kindern hinlänglichen Unterhalt bekommen, sodann wenn sie ihre Kinder abgewöhnt haben, aus dem Arbeitshaus entlassen werden, und mit dem Ueberschuß ihres Verdienstes oder sonst eine Aussteuer bekommen, womit sie sich verheyrathen können, das Kind aber wird im Arbeitshaus erhalten und erzogen, oder der Mutter mitgegeben. Dann folgen Personen, nach welchen ein solches Arbeitshaus wenig es einmal eingerichtet ist, keinen weitern Zuschuß braucht, und im Stand ist, eine sehr große Zahl solcher Personen aus ihrem Elend zu ziehen, und lebenslang zu versorgen. Wenn ein Ehemann ein unehliches Kind erzeugt, soll er die Geschwängerte mustenieren angehalten; aber wenn er hiezu unvermögend ist, gestraft, und die Weibsperson an ei-

nem

man andern verhandelt werden. Wir können uns nicht darauf einlassen, unsere Bedenklichkeiten gegen diese Vorschläge vorzulegen, allein wir glauben, daß sie theils nicht ausführbar, theils nicht politisch gut seyen.

Iur.

Friederici Bouttewek, Goslar, Commentatio, de fundamento successionis Germanicae tam allodialis quam feudalis, et ratione differentiae inter successionem Germanicam et Romanam. In concertatione civium Academiae Georgio-Augustanae, 4. Iun. 1786. ab ordine ICtorum praemio ornata. Goett. litteris Dieterich. 47 S. 4.

Der Verfasser untersucht, im 1sten Abschnitt des 1sten Capitels, den ursprünglichen Grund der Ausschließung des weiblichen Geschlechtes von der Erbschaft in Allodialgüter, und findet ihn, in Ansehung der ältesten Zeiten, hauptsächlich in der kriegerischen und unabhängigen Verfassung der alten Deutschen, nach welcher es zum Grundsatze wurde, daß Niemand Güter besitzen könne, der nicht auch im Stande wäre, sich in dem Besitz derselben zu vertheidigen. Der von Carl dem Großen, als ein förmliches Gesetz, eingeführte Heerbann, nach welchem jeder Allodialbesitzer von 5 Hufen, mit in den Krieg zu ziehen schuldig war, gab diesem Gebrauche neue Kraft. Der Grundsatz von Erhaltung des Glanzes der Familie kam erst später auf, und ob dieser gleich heut zu Tage als der einzige, oder wenigstens hauptsächlichste, Grund der unzähligen Familienverträge und Observanzen, nach welchen die Töchter von der Erbfolge in Stammgüter ausgeschlossen werden, anzusehen ist; so bleibt doch immer, wenn man auf den Ursprung sieht, jener der erste und vorzüglichste. Im zweyten Abschnitte wird der Grund der Deutschen Intestaterbfolge, und der Ordnung derselben, überhaupt festgesetzt. Der muthmaßliche Wille des ersten Erwerbers liegender Güter, „daß dasjenige, was er erworben, von ihm lebenslänglich, und nach seinem Tode von seinen nächsten „Nachkommen, und, nach erfolgter Theilung unter denselben,

„auch jener einzle Theil, von den nächsten Nachkommen „des letzten Besitzers, besessen worden, ist der Grund, warum der Sohn seinen Vater erbt, warum, nach ursprünglichen deutschen Rechten, der Sohn den Enkel, von einem vorher verstorbenen Sohne, ausschließt, warum der, dem Grade nach entferntere oder gleich nahe Agnat aus der Linie des letzten Besitzers den nähern oder gleich nahen Agnaten aus einer andern Linie ausschließt, und warum endlich, nach Abgang aller männlichen Nachkommen, die Töchter eintreten. Zuletzt wird kürzlich bemerkt, daß die Erbfolge bey dem, in Deutschland erst später entstandnen, Bürgerstande, in sofern sie Deutschen Rechtens ist, ihre eigene Gründe in dem bürgerlichen Gewerbe und in der Gemeinschaft der Güter habe, und also nothwendig von der Erbfolge in Stammgüter abweichen müsse.

Das zweyte Kapitel untersucht den Grund der Lehenserbfolge. Er liegt theils 1) in der Natur der Lehen, theils 2) in dem Willen des Lehensherrn, theils endlich 3) in der Analogie der Allodialerbfolge.

Im dritten Capitel werden die wichtigsten Abweichungen der Teutschen von der Römischen Erbfolge betrachtet. Der Verfasser rechnet dahin, die Unveräußerlichkeit der Stammgüter, die Ausschließung des weiblichen Geschlechts und die Linearerbfolge. (Historisch gehört auch, wie der V. im ersten Kap. selbst bemerkt, die Unbekanntheit des Repräsentationsrechts darzu.)

Dieses dritte Kapitel wäre wohl schicklicher das erste gewesen, da es die Sätze erst vorlegt und auseinander setzt, über deren Grund in den beyden andern Untersuchungen angestellt werden. Uebrigens ist dieser kleine jugendliche Versuch, der in gedrängter Kürze viel gründliches enthält, ein unstreitiger Beweiß von dem Fleiße und den guten Einsichten ihres Verfassers. Einige lateinische Sprachfehler, die man nicht wohl dem Setzer zur Last schreiben kann, beweisen abermals, daß eine gewisse Art moderner Aufklärung in niederen Schulen ziemlich allgemein geworden ist.

U. w.

---

3. Arzneygelahrheit.

Wiederherstellung des Gehörs durch eine leichte chirurgische Operation. Altenburg, bey Richter. 1786. 64 S. 8.

Der Verf. schränkt sich hier nur auf eine Art der Taubheit ein, und zwar auf diejenige, welche aus der Verstopfung der Eustachischen Trompete entstehet; eine Taubsucht, die sehr häufig vorfällt, deren Ursach aber selten erkannt wird. Douglas und Wathen, besonders der letztere, wußten diese Krankheit schon durch die Spritze zu heben; und unser Verf. hat hier das Verdienst, durch glücklich ausgefallene Versuche das besonders Nützliche dieser Operation zu bestätigen, und wie es die Sache wohl verdient, durch diese kleine Abhandlung bekannter zu machen. Das Einspritzen geschiehet durch die Nase in die Eustachische Trompete. Es wäre ohne Nutzen, diese Operation hier weitläuftiger zu beschreiben; wer die Mündung dieses Kanals genau kennt, dem wird sie äusserst leicht seyn; wer sie aber nicht kennt, dem wird auch jede Beschreibung unverständlich bleiben.

Sendschreiben des Hrn. Hofm. Brawe zu Verden an einen seiner Freunde von dem Verdener Gesundbrunnen und Bade; nebst dem Gutachten der med. Facultät zu Göttingen. Bremen und Stade, bey Förster. 1786. 124 S. 8.

Diese schon im Jahre 1744. entdeckte und vom D. Trumph in seiner Historia naturalis urbis Verdae beschriebene Gesundheitsquelle, bekannt unter dem Namen des Uhlemühler Brunnen, liegt eine halbe Stunde von Verden, der Beschreibung nach in einer ganz angenehmen Gegend, und ist schon seit einigen Jahren von Vielen mit nicht geringem Nutzen besucht worden. Der wegen seiner Geschicklichkeit in chemischen Arbeiten bekannte Hr. Westrumb hat nach Vergl

männschen Grundsätzen das Wasser geprüft und gefunden: daß seine spezifische Schwere gegen destillirtes Wasser sich verhält, wie 10,002 zu 1,000; 20 Pfund dieses Wassers enthalten 40 Gran Luftsäure, 2 Gr. Eisen mit Luftsäure, 2 Gr. Kochsalz, 1½ Gr. Wundersalz, 3⅗ Gr. Bitterkoch- und Kalkkochsalz, 17 Gr. Kalkerde mit Luftsäure, 7 Gr. Selenit, ⅗ Gr. Kieselerde, 1 Gr. Extractivstoff. Doch verdient hiebey noch wohl bemerkt zu werden, daß die Versuche in einem nassen Sommer angestellt wurden, wo fremde Gewässer den Gehalt ansehnlich können vermindert haben. Die Untersuchung in einem trocknen Sommer, ein schönes Badehaus, ein sinnreicher maitre des plaisirs, und ein geschickter Koch würden den Extractivstoff ohnfehlbar noch um ein ansehnliches erhöhen. Die med. Facultät zu Göttingen hat beym angestellten Vergleich gefunden, daß das Wasser am Gehalt und Wirkung dem Rehburger Brunnen wohl am nächsten kommen möchte.

Mémoire sur les Maladies contagieuses, par *I. Fr. Pichler*, D. en Med. à Strasbourg. Straab. chez les principaux Libraires. 1786. 141 S. gr. 8.

Ist eine Beantwortung der Preisfrage der Königl. med. Societät zu Paris, über diese Materie. Der Verf. untersucht nach der Aufgabe: welche Krankheiten eigentlich verdienen, contagiös genannt zu werden; auf was für Art eine jede derselben sich von einem Körper auf den andern fortpflanzt; und welches die sichersten Mittel sind, den Fortgang der verschiedenen ansteckenden Krankheiten zu hemmen. Das alles beantwortet Hr. Pichler in der Kürze recht gut, sagt aber nichts mehr als schon vielfältig über dieses Sujet ist gesagt worden. Des V. Grundsätze sind hier grösstentheils die Unzerschen, und wir glauben, er hat recht gut gewählt. Minder gut wählte er die Beweise, daß die contagiöse Materie nicht immer in jedem Körper eine und eben dieselbe Krankheit erzeuge. Da nimmt er unter andern zween Blatterkranke, die sich einander angesteckt haben, wovon doch der eine zusammenfließende und der andere hingegen einzelne kleine Pocken hat. — Es sind doch

doch Pocken. Ferner sagt er: ein toller Hund theilt einem Menschen die Wuth durch den Biß mit; demohngeachtet ist die Wuth des Hundes von der des Menschen unterschieden. — Dieß beweiset wohl nichts mehr, als daß der Mensch kein Hund ist.

Pgr.

D. Johann Alexander von Brambilla — Ueber die Entzündungsgeschwulst und ihre Ausgänge. Neue Ausgabe aus dem Italienischen übersetzt von Johann Adam Schmidt, Secretär im K. K. medicinisch-chirurg. Militärgeschäffte des Herrn Protochirurgen u. s. w. Erster Theil. Wien, bey Hörting. 1786. 396 S. 8. Zweyter Theil. 1786. 484 S.

Das Werk selbst ist hinlänglich bekannt, nur in dieser Ausgabe mit einigen unerheblichen Zusätzen versehen, dagegen aber der Abschnitt von den Gelenkgeschwülsten und von der Lustseuche weggelassen. Ob nicht der Verf. sollte hier und da ändern, wegnehmen, bessern, zusetzen? Hoffentlich, allein ein so großer Mann, wie Brambilla, der allen Aerzten Hohn spricht, und sich so gerne von seinen Kreaturen vergöttern läßt, braucht dieß alles nicht. Nun so könnte und sollte es doch sein Sekretär, ebenfalls Wundarzt, wie sein hoher Principal, thun. Vielleicht durfte er sich nicht unterstehen, zu sagen, sein Herr sey nicht untrüglich. Das läßt sich hören. Die Uebersetzung ist geschmeidiger und korrekter, als bey der ersten Ausgabe, aber doch noch immer holpericht. Und dieß mußte der Herr Sekretär doch wohl vermeiden können. Wenigstens sind wir sehr oft auf Dunkelheiten und Unverständlichkeiten, Unrichtigkeiten, Provincialismen u. s. w. gestoßen. Uebrigens ist es jetzt nicht Zeit, die Fehler der Urschrift zu rügen, und die Spreu vom guten Gekörne zu sichten.

De vi vitali arteriarum diatribe. Addita nova de febrium indole generali coniectura, au-

Gor(o) *Christian. Kramp*, Phil. et Med. Doct. Argentorat. in bibliopol. academ. 1786. 8. 64 pagg. sine praef.

Ist des Verf. Probeschrift, die unter einem neuen Schilde in das liebe Lesepublikum kommt. Er schreibt, wie schon der Titel vermuthen läßt, allen beweglichen Theilen eine Lebenskraft zu, (nicht so Haller und seine Freunde) folglich auch den Schlagadern, und suche dieses näher zu erörtern. Im ersten Theile stehen die Physiologica (S. 1—57.) d. h. die gewöhnlichen Beweise, daß die Schlagadern eine eigenthümliche Fortstoßungskraft besitzen, und der Verf. rechnet vorzüglich dahin die fortdauernde Schnelligkeit des Blutes in den kleinsten Gefäßchen, die Absonderung der übrigen Säfte, die Ableitung, die Phänomenen der langsamen Blutbewegung, deren Fortdauer bey kalten Thieren nach ausgerissenem Herzen, in die örtlichen Reize. Besonders sieht er die zusammenziehende Kraft der Schlagadern, als verschieden von Reizbarkeit und Elasticität, an, und bemüht sich die Hallerschen und Spallanzanischen Einwürfe zu entkräften. Dieß thut er mit mathematischen Gründen. — Der zweyte Theil ist überschrieben: Aphorismi pathologici, quibus de febrium indole generali nova coniectura proponitur. (S. 58—64.) Der Verf. setzt die Gesundheit in das Gleichgewicht zwischen dem Hindernissen des Kreislaufes und der Lebenskraft der Schlagadern, und nimmt ein Fieber an, so bald dieß Gleichgewicht aufgehoben ist. (Sollte wohl hieraus allemal ein Fieber folgen?) Dieß ist keine Herzkrankheit. Im positiven Fieber findet sich keine Stockung der kleinsten Gefäßchen, aber wohl im negativen. Jenes ist mit starkem und großem, dieses mit kleinem Pulse verbunden. Dort hilft Aderlassen, hier schadet es. Jenes ist weniger gefährlich, als dieses. Und so wird von dem Verf. immer die Anwendung auf die einzelnen Fieberarten gemacht.

Versuch und Grundriß einer praktischen Abhandlung von der Sympathie des Verdauungssystems, zur Vereinfachung der Vorstellungen und Wirkungen des praktischen Arztes, von Matth. Wilh. de Neuf-

Menfville, ausübenden Arzt zu Frankfurt am Mayn. Göttingen, bey Dieterich. 1786. 190 S. in 8.

Dieser declamatorische Versuch eines jungen Arztes entspricht zwar nicht ganz der Erwartung, die der vollendete Arzt hatte, und ein junger, rascher und sich selbst gefallender Kunstrichter irgendwo forderte, allein er kann doch die Veranlassung werden, seine Kunstgenossen auf die zum Theil von den gewöhnlichen Praktikern verkannte Mitleidenheit aufmerksam zu machen.

Die Nerven spielen eine wichtige Rolle in den Krankheiten, vorzüglich die Nerven der Dauungswerkzeuge. Wer diese Materie gehörig inne hat, und schicklich anzuwenden weiß, der kann mehrmals in der Heilung der schwersten und verworrensten Krankheiten glücklich seyn, das ganze Büchlein hat 2 Abschnitte, die wieder in einige Unterabtheilungen zerfallen. Das Verdauungssystem d. i. nach unserm Verf. die gemeinschaftliche Wirkung aller Theile des Unterleibes, die mehr oder weniger zur Dauung beytragen, hat grossen Einfluß auf die ganze Oekonomie des thierischen Körpers. Daher zeigt er die Sympathie des Magens, der Leber, der Milz und des Darmkanals, und bestätigt seine Behauptung durch vielfältige fremde Erfahrungen; dann gehet er weiter, und zergliedert diese Mitleidenheit des Unterleibes mit dem Kopfe und Gehirn, mit den Augen, mit den Werkzeugen des Gehöres und Geschmacks, mit dem äußern Angesichte, mit den innern und äußern Halstheilen, mit der Brust und Lunge, mit dem Herzen, mit den Harnwegen, mit den Zeugungsgliedern beyder Geschlechter, mit den Händen und Füßen, ingleichen mit der Haut. Nichts Neues und Eigenes haben wir nicht entdeckt, aber doch eine kluge Benutzung der vorhandenen Quellen bemerkt. Und dieß giebt von einem jungen Arzte gute Hoffnung.

Willh. Faber Janssen, Doct. der Med. und Philos. (nicht doch, umgekehrt schreibt man) physiologische und pathologische Abhandlung von dem thierischen Fette. Aus dem Lateinischen übersetzt und

mit einigen Anmerkungen versehen von J. C. Jonas. Halle, in der Hemmerd. Buchhandlung. 1786. 136 S. 8.

Das Original erschien, Leiden 1734. unter dem Titel: Pinguedinis animalis consideratio physiologica et pathologica, und betrug 142 Seiten, und verdiente eine Uebersetzung, ob es gleich mehr gute Kompilation, als neue und eigene Aufschlüsse enthält. Die Uebersetzung läßt sich meistens gut lesen, und deshalb thut es uns leid, daß der deutsche Arbeiter, vermuthlich ein junger offener Kopf, der noch zu viel brausenden Most, und zu wenig Geist faßt, sich die unüberlegte Aeußerung (s. Ende d. Vorr.) hat lassen zu Schulden kommen: „Ob mein Styl nicht elegant genug sey, ob die Perioden mehrere Rundung hätten haben können u. s. w. das wird mich wenig kümmern. In scientifischen Sachen ist es immer besser, deutlich, als elegant zu schreiben. Sie zeigt von der wenigen Kenntniß des Uebers. und von der wenigen Achtung, die er seinen Lesern schuldig zu seyn glaubte. Jeder gute Schriftsteller muß sich das, was ihm fehlt, zu verschaffen, und dadurch mehr zu gefallen suchen. Auch ist der letzte Satz offenbar falsch: denn Deutlichkeit und Eleganz vertragen sich mehr mit einander, als ein elender Styl und Deutlichkeit. Dieß also zur Weisung für den wohlweisen Uebersetzer. Nun zur Schrift selbst, und deren kurze Anzeige.

Sie zerfällt, besage des Titels, in den physiologischen und pathologischen Theil. Daher hebt der Vers. mit der chemischen Untersuchung des Fettes an, und zeigt dessen Veränderung bey den mancherley Mischungen, die Analyse durch das Feuer, dann verfolgt er dessen freywillige Verderbniß, und wie dieselbe bald verhütet, bald befördert wird, nachher erklärt er die Aehnlichkeit zwischen der Fettigkeit und den Pflanzenölen, und gehet endlich zu dem Physiologischen über, indem er den Sitz, die Vertheilung und verschiedene Menge nach Alter, Geschlecht und Körperbeschaffenheit, die Absonderung, (gegen Haller) die er von kleinen Arterien ableitet, die Einsaugung und den Nutzen des Fettes verfolgt. In dem pathologischen Theile sucht er die Fettkrankheiten zu bestimmen, z. B. in den ersten Wegen, das Ranzichtwerden, im Zellengewebe das Fettwerden und Steatom, und fügt diesem noch

noch etwas vom Magensaft und von der Schmierigkeit der Haut bey. — Unter dem Texte stehen einige mehr oder minder erhebliche Anmerkungen, die vorzüglich chemisch sind, und zeigen, daß der junge Uebers. bey seiner Arbeit dachte, zum Theil aber doch nicht allgemein zugestanden werden können, wie z. B. die Meynung von der Lebenskraft des Zellengewebes.

Hr.

Der neue Familienarzt oder eine leichte Anweisung zur Heilkunst, worinnen eine deutliche Beschreibung der Krankheiten, denen Personen von jedem Alter unterworfen sind, nebst der Heilart derselben enthalten ist, aus den Schriften des Sydenhams, Mead, Sloane, Boerhave, Buchen, Tissot, und anderer berühmten Schriftsteller herausgenommen, und zum Gebrauche für Privatfamilien eingerichtet. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen. Leipzig, bey Junius. 1786. 246 S. gr. 8.

Wenn der Uebersetzer im Vorberichte sagt: „fast jeder Gelehrter und Ungelehrter, Hoher und Niedriger, Vornehmer und Geringer, fast ein jedes altes Weib will Gesundheitsregeln geben, denen sie nicht einmal Namen zu geben wissen. Und leider! wie viele Tausend unserer Mitbürger werden nicht jährlich dadurch aufgeopfert. Wir sehen dieses sogar in den grossen Städten, wo die besten Einrichtungen getroffen sind, solchem Unfug zu steuern, wo Obersanitätscollegia für das Leben und Gesundheit der Einwohner wachen. Wie viel ärger mag es aber nicht auf dem Lande zugehen, wo gar keine Aufsicht vorhanden ist, wo ein jeder Quacksalber, ein jeder mit Brandtewein begeisterter Bader, ein jedes altes Bauernweib mit dem Leben der bedauernswürdigsten Opfer nach Herzenslust schalten und walten kann u. s. w.“ Wenn denn nun aber der Verfasser alles dieses weiß, wie kann er so gewissenlos seyn, und durch die Uebersetzung dieser Schrift noch mehr Gelegenheit zu morden geben? Haben wir denn

nicht schon Schriften genug über populäre Medicinkunde, welche mehr Schaden bey Unkundigen und sich klug Dünkenden anrichten, als man glaubt? Wie kann er sich einbilden, daß der Landmann sein Buch lese und verstehe? Wenn der jetzt angehende Arzt Tissot, Rosenstein, Buchan in Händen hat, so bleibt ihm das gegenwärtige durchaus entbehrlich — und endlich, wenn werden doch unsere deutschen Aerzte aufhören, alles frisch weg, was die Ausländer schreiben, zu übersetzen!!

Ek.

Sammlung medicinischer und chirurgischer Originalabhandlungen aus dem Hannöverischen Magazine vom J. 1750 bis 1786. Hannover, bey den Gebr. Hellwing. 1786. Erster Theil. 455 S. in 8. Zweyter Theil. 548 S. Dritter Theil. 512 S.

Der ungenannte Sammler hat dem Vorberichte zu Folge manche Abhandlung nicht eingerückt, weil sie anderwärts schon gedruckt oder sonst ihm nicht zweckmäßig schien. Viel sehr erhebliches ist hier freylich nicht, unterdessen verdient doch mancher Aufsatz wohl aufbehalten zu werden. Die Zimmermannsche Nachricht von der Wiederkehrende, die 1772. in Hannover grassirte, ist zwar, wie wir meinen, sonst schon irgendwo nachgedruckt, aber man findet sie hier doch gern wieder, sowohl wegen ihres medicinischen Verdienstes, als auch wegen des comischen Gemäldes von der Furcht, die eine ganze Stadt ohne alle Ursache befallen kann. Diese beyden Bände enthalten 72 Abhandlungen.

Der dritte Theil erscheint noch in demselben Jahre, und geht bis 1779, und enthält 36 Abhandlungen. Darunter finden sich die Namen Zimmermann, Murray, Ehrhardt, Wichmann, Rüling, Marcard und andere.

Mk.

D. Chriſt.

D. *Christ. Frider. Rauff*, Med. Prof. publ. in Alma Eberhardino-Carolina etc. Dispensatorium universale ad tempora nostra accommodatum, et ad formam Lexici chemico-pharmaceutici redactum. 1786. Argentorati, sumtibus Koenig. 612 S. und 10 Seiten die Vorrede. gr. 8.

Ungeachtet wir zeither keinen Mangel an Apothekerbüchern gehabt, so dünkt uns doch, daß gegenwärtiges sich mehr, als alle seine ältern Brüder, der Vollkommenheit genähert haben. Der fleißige und einsichtsvolle Hr. Verf. hat mit einer besondern Geschicklichkeit die besten, nach hippokratischem Sinn einfachen, und einen praktischen Scharfsinn voraussetzenden Vorschriften, aus den vorhandenen Apothekerbüchern und andern hieher gehörigen Schriften ausgehoben, und hier neben einander gestellt. Er hat sich noch außerdem die löbliche Mühe gegeben, nicht allein den medicinischen Nutzen und Gebrauch bey einer jeden gegebenen Formel anzuzeigen, sondern diese Behauptungen auch mit den Beobachtungen mehrerer Schriftsteller unterstützt, wodurch das Buch sowohl für den Arzte, als den Apotheker, einen besondern Werth erhält. Einige kleine Erinnerungen, welche leicht bey einer neuen Ausgabe beygebracht wären, hält sich Recens. für verbunden, doch mit anzuführen — Wer verschreibt wohl noch heutiges Tages das ius viperinum? Der Liquor antiphlogisticus Brandav. S. 256 kommt mit dem liquore vulner. Brandavii S. 367 völlig überein, und ist eine Mischung, welche auf keinen chemischen Grundsätzen beruhet. — Der übergegangene Liquor ist nichts mehr und nichts weniger, als ein mit Weingeist verbundener Essig. — Der Zucker, der Vitriol und das Laugensalz liefern nicht das mindeste Wirksame hierzu. S. 429 hätte füglich die Methode des Herrn Voigt (s. Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker) als die kürzeste und vortheilhafteste den Essigäther zu bereiten, statt jener angeführt werden können. So ist auch zur Bereitung des Vitriolätherz nicht nothwendig, das Eisöl (acidum vitrioli glaciale) anzuwenden, wie S. 429 gefordert wird — ein jedes gutes Vitriolöl leistet hierbey ebendasselbe. Wozu der Zusatz des Küchensalzes bey der Destillation einiger Oele aus Blumen und Kräutern?

seyn? Bey harten Körpern, als Nelken, der Zimmtröhre u. dgl. möchte es von einigem Nutzen seyn; welcher Nutzen aber noch zu erweisen ist. Ein besseres und auflöslicheres Limonadenpulver, als dasjenige S. 504, besteht in Folgendem: eine Unze wesentliche Weinsteinsäure mit acht Unzen weissem Zucker, auf welchen das Gelbe von einer Citrone abgerieben worden, zusammen verrieben. Der angeführten Salben sind doch zu wenige! unguentum cantharidum und nespolitan. und einige andere, verdienten doch auch hier eine Stelle!

Ek.

Iacob. Fr. Camerer de signis mortis diagnosticis. Argentor. apud Koenig. 1785. 4.

Dieß ist eigentlich des Verf. in Tübingen abgehaltene Inauguraldisputation. Sein vornehmster Gesichtspunkt ist das allzufrühe Begraben, in welcher Rücksicht allerdings diese Lehre nothwendig ist. Er führet zahlreiche Beyspiele vom Scheintodte an, betrachtet alsdann jedes Todeszeichen einzeln, und gesteht keinem davon an und für sich die Zuverlässigkeit zu; wohl aber allen oder mehreren, wenn sie zugleich vorhanden sind, wenigstens erwächst hieraus der allerhöchste Grad der Wahrscheinlichkeit. Zuletzt werden einige Policeyanstalten vorgeschlagen, wodurch dem allzufrühen Begraben vorgebaut werden könne und solle.

Fh.

4. Schöne Wissenschaften.

1) Thomas More. Ein Trauerspiel. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung. Mit einer Titelvignette. 1786. 152 S. in 8.

2) Cromwell der Edle, oder das Hofglück. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Schackespear. (Shakspeare.) München, bey Lindner. 1786. 10 Bogen 8.

3) Diet-

3) Dietrich von Ruben. Ein Lustspiel in einem Aufzuge, von David Beil, Mitglied des churf. Nationaltheaters zu Mannheim. Mannheim, in der neuen Hof- und akadem. Buchhandlung. 1786. 3 Bog. gr. 8.

Nr. 1. Herr Dyck, der Verf. dieses Trauerspiels, erzählt in einer Zueignungsschrift an den Herrn von Archenholtz, daß seine Beschreibung von England und Italien ihn auf die Gedanken gebracht haben, ein Gegenstück zum Eßex zu schreiben." „Ein freundschaftlicher Streit, den ich um dieselbe Zeit, bey „Gelegenheit des vor einem Jahre herausgekommenen Trauer„spiels Thomas Morus, über die Schicklichkeit dieses Stoffs „für die Bühne hatte, machte, daß ich um so eher Hand ans „Werk legte." Wir bedauern es sehr, daß der Verf. uns die Gründe nicht mitgetheilt hat, nach welchen er den Th. M. für einen theatralischen Charakter halten kann, und bedauern es um desto mehr, da wir diese Gründe aus der Ausführung selbst nicht zu errathen vermochten. Unser größter dramatischer Kunstrichter würde gewiß anders geurtheilt haben. „Alles „Stoische, sagt er in seinem Laokoon, S. 8. u. f. w., ist un„theatralisch; und unser Mitleid ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man „ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große „Seele zwar unsere Bewunderung erwecken; aber die Be„wunderung ist ein kalter Affekt, dessen unthätiges Staunen „jede andere wärmere Leidenschaft, so wie jede andere deutli„che Vorstellung ausschließet." Sonst läßt der Verf. seinen More ganz so handeln und sprechen, wie ihn die Geschichte vorstellt, und in so ferne hat sein Gemälde allerdings Werth, obgleich wenig poetischen, da es kein oder doch nur sehr geringes leidenschaftliches Interesse erregt. Wir sind übrigens nichts weniger, als gesonnen, dem Stücke sein Verdienst abzusprechen. Die Charaktere, von denen man keine hohe tragische Wirkung erwartet, sind interessant und gut gezeichnet. Der Plan des Ganzen ist überdacht, und die Handlung einfach und gut verbunden. Auch der Dialog ist größtentheils fließend, natürlich und lebhaft; obgleich bisweilen mitunter auch etwas frostig. Die Ermordung der Lady Rope, der Tochter des More, durch die Hand des Herzogs von Nor-

folk

volk liegt ganz außer dem Plane, und erregt mehr Abscheu, als die sanfte Empfindung des Mitleids.

Nr. 2. Der Titel dieses Stücks ist eigentlich Leben und Tod Cromwells. Es ward 1613 zu London mit den Buchstaben W. S. auf dem Titelblatte gedruckt, und daher dem Shakspeare zugeschrieben. Wenn es auch von ihm seyn sollte, so ist es doch gewiß eines seiner schlechtesten Stücke; aber wahrscheinlicher ist es, daß er nur hier und da etwas hinzugethan hat, denn der Stellen sind äußerst wenige, in denen sich ein Funken seines Genies zeigt. Diese steife, ängstliche, oft unrichtige Uebersetzung war ganz unnöthig, da das Ganze keinesweges der Ausführung würdig ist, und für die neugierigen und des Englischen unkundigen Liebhaber, die sich eine ungefähre Idee von dem Stücke machen wollen, ist der Auszug vollkommen befriedigend, den Hr. Prof. Eschenburg seiner Uebersetzung der sämmtlichen Werke Shs. angehängt hat. Dieser Uebersetzer hat sich keine beträchtlichen Aenderungen erlaubt, und weiter nichts gethan, als hier und da ein Paar Zeilen ausgestrichen, und einige Personen ganz aus dem Spiele gelassen. Die Sprache ist so, wie man es von Bayern aus erwarten kann, platt, niedrig und der Dialog steif und ängstlich.

Nr. 3. Herr Beil ist ein guter Schauspieler; aber seine gelieferten dramatischen Versuche berechtigen nicht zu der Hoffnung, daß wir uns auch einen guten Dichter für die Bühne in ihm versprechen könnten. Dieses Stück ist kein Lustspiel, sondern ein Possenspiel. Die Scene ist eine Tabagie zu Leipzig, und die Hauptpersonen ein verdorbener Kaffeeschenke und zwey Landstreicher. Ein liederlicher Baron verläßt seine Frau, und kömmt nach sieben Jahren als Bettler zurück. Die verlassene Frau hat sich nach der Zeit an einen wohlhabenden Mann verheyrathet. Von diesem Paare erhält der Ankömmling 2000 Thaler für den Absprung, mit denen er zufrieden davongeht. So ganz ohne Interesse und Verwickelung dieser Plan ist, so gemein und schlecht ist die Ausführung. Keine Situation, kein Einfall, der einem Mann von Geschmack gefallen oder lachend machen könnte.

Der doppelte Liebhaber. Ein Lustspiel in drey Akten, von J. F. Jünger. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1786. 7½ B. in 8.

Man

Man kann Herrn Jünger gewisse Talente für die komische Bühne nicht absprechen; aber der Beyfall, den einige seiner Stücke, trotz ihrer vielen Mängel — vielleicht gar nur dieser Mängel wegen auf einigen Theatern erhielten, und die Leichtigkeit, mit welcher ihm die Arbeit von der Hand geht, scheinen ihn zu allzuvielem Schreiben zu verführen. Bey dem angezeigten Stücke, das Herr Jünger selbst für weiter nichts, als eine Plaisanterie ausgiebt, liegt ein englisches Stück, Cibbers *double Gallant* zum Grunde. Wie weit und mit welchem Rechte er hier und da vom Original abgewichen, können wir nicht bestimmen, da wir keine Gelegenheit haben, seine Nachahmung damit zu vergleichen. Die Idee des Ganzen ist indeß so gemein, als die Ausführung; weder Neuheit in den Charaktern, noch Interesse in den Situationen, nicht einmal Witz und Laune. Herr Jünger schmeichelt sich, daß die Rolle der Wittwe ihren Zweck, das Zwergfell vernünftiger Leute zu erschüttern, nicht verfehlen werde; und unter vernünftigen Leuten versteht er diejenigen unter dem Publikum, die ein dramatischer Dichter nicht um Verzeihung zu bitten braucht, sie im Lustspiel lachen zu machen. Unter diese Klasse glaubt Rec. doch auch zu gehören; aber er kann nicht sagen, daß er auch nur bey einer Stelle dieses Stücks die geringste Anwandlung zum Lachen verspürt habe. Wir begnügen uns, eine kleine Probe des feinen Scherzes zu geben, den sich der Dichter erlaubt.

K. v. Fr. — — — Aber es war die auch ein Gesichtgen! — Nun, du kannst leicht denken, wenn sie mich aus der Contenance brachte! — Was für Augen! Was für ein Mund! Und eine Nase! — Und ein Busen! — Und ein paar Waden! — hmm! —

v. Hellfort. Nun nun! Du geräthst ja ganz außer sich! Aber wie Henker bist du denn mit ihren Waden so bekannt geworden? — u. s. w.

Nt.

Das Freyschießen, oder das glückliche Bauermädchen. Eine Operette in zween Aufzügen. Von J. A.

J. A. W. Göttingen, bey Rosenbusch. 1786. 5½ Bog. in 8.

Die elendeste Stümperey, die sich denken läßt. Hr. W. hat durch diesen Versuch auf das unwidersprechlichste bewiesen, daß es ihm an allen möglichen Talenten, nicht allein zum dramatischen Dichter, sondern überhaupt zum Schriftsteller, es sey in welcher Gattung es wolle, durchaus mangele. Man höre nur:

Actuar. Wart' nur, ich will dich schon kriegen.
Wart' nur, du schnippisches Ding,
Du sollst mir noch wohl kommen.
Wenn dir der Schmetterling
Das edelste Kleinod genommen.

Seht doch das dumme Thier —
Es fliehet meinetwegen,
Und läuft dem Officier
Mit off'nem Arm entgegen.

Mich ärgert das enorm,
Wenn Mädchen albern denken,
Und für die Uniform
Sogleich ihr Herz verschenken.

Za.

Kurze Geschichten über die Leiden und Widerwärtigkeiten der Menschheit, geschildert von Leopold von Myrtenthal. Frankf. und Leipzig. 1787. 1 Alph. 4½ Bog. 8.

Eilf kurze Romane, aber alle mit einander tolles, ungewaschenes Bänkelsängerzeug, ohne Geist oder das mindeste Interesse, ja nicht einmal sprachrichtig. Wir müssen dem Hrn. v. M. dieß offenherzig sagen, denn er dröhet mit mehtern Bänden in der nächsten Messe, falls man glimpflich mit ihm verfahre, und wir sind dem deutschen Publikum zu gut, um die zweyte myrtenthalsche Heimsuchung nicht von ihm abzuwenden.

Nb.

Der

Der Graf von Warwick. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Manheim in der neuen Buchhandl. 1786. 5 B. 8.

Das französische Trauerspiel: Le Comte de Warwick von La Harpe ist zwar äußerst rauh und holprich versifizirt; hat aber doch einige interessante Situationen und manche gute Stelle. Recensent hat dasselbe itzt nicht zur Hand, kann also nicht eigentlich bestimmen, ob das vorliegende deutsche Stück eine Uebersetzung desselben ist, oder nicht. Der Titel sagt auch nicht einmal, daß es nach dem Französischen frey bearbeitet sey, welches doch sonst ein Ausdruck ist, womit unsere neuern Schriftsteller fremden Produkten, mit denen sie geringe, unbedeutende Veränderungen vorgenommen haben, den Stempel eigener Arbeit aufzudrücken pflegen. So viel ist gewiß, daß Anlage, Charaktere, Anordnung der Scenen und ein großer Theil des Dialogs ganz dem Herrn La Harpe gehört. Irre ich indessen nicht, so hat der deutsche Suffolk mehr Bitterkeit und Neid im Charakter, als der französische. Sodann läßt La Harpe, wenn ich mich wohl erinnere, nach französischer Manier den sterbenden Warwick noch am Ende auf dem Theater haranguiren, welches freylich füglich wegbleiben konnte. Dagegen redet derselbe in diesem deutschen Stücke auch aus einem zu ungeschliffenen Tone mit seinem Könige. — Ueberhaupt aber ist dieß Trauerspiel nicht ganz schlecht; könnte aber doch mit mehr Kraft und Feinheit ausgearbeitet seyn. Die Sprache ist ziemlich gut. Warum muß denn Pembrock immer Bembrock heißen?

E.

5. Schöne Künste.

Musikalischer Almanach für Deutschland auf das Jahr 1784. Leipzig, im Schwickertschen Verlag. 274 S. kl. 8.

Wir berufen uns, bey der gegenwärtigen zwoten Fortsetzung dieses nützlichen Almanachs, auf unser im 2ten Stücke des 44sten Bandes der A. d. B. gefälltes Urtheil. In der Hauptsache ist die Einrichtung unverändert geblieben; doch hat der Verf. dem Wunsche mehrerer Liebhaber genügt, die in der ersten und zwoten Ausgabe gedruckte Namen der Autoren wieder mit aufgenommen, um den Lesern das lästige Nachschlagen in den ersten beyden Bändchen zu ersparen. Die gegenwärtige Fortsetzung ist noch überdieß in den Schriftsteller- und Komponistenverzeichnissen ansehnlich vermehrt worden, so daß die Liebhaber der Musik dadurch ein sehr brauchbares Handbuch erhalten. Das Ganze ist unter die folgenden 18 Abschnitte gebracht: 1) Anzeigen und Beurtheilungen musikalischer Werke, über a) H. C. Koch, Versuch einer Anleitung zur Komposition; b) Junker, einige der vornehmsten Pflichten eines Kapellmeisters oder Musikdirektors; c) Klein, Versuch eines Lehrbuchs der praktischen Musik in systematischer Ordnung u. s. w. d) Wolf, Georg Friedrich, Kurzer aber deutlicher Unterricht im Klavierspielen; e) Cramer, Magazin der Musik; f) Kobrich, Gründliche Klavierschule; g) Merbach, Clavierschule für Kinder; h) Rausch, Psychologische Abhandlung über den Einfluß der Töne, und insbesondere der Musik auf die Seele; i) Greßler, 6 Sonaten fürs Clavier; k) Sander, 4 Concerte für den Flügel; l) Schubart und Kopitsch, Klaggesang an mein Clavier auf die Nachricht von Minettens Tod; m) Schubart, Etwas fürs Clavier und Gesang; n) von Eschstruth, Lieder, Oden und Chöre u. s. w. o) Hartmann und Jungbanß, Wonneklang und Gesang für Liebhaber — auch Anfänger des Claviers; p) Warneke, Lieder mit Melodien u. s. w. q) Ueber eine Sonate aus C. P. E. Bachs dritter Sonatensammlung ꝛc.

2) Ver-

a) Verzeichniß jetztlebender musikal. Schriftsteller; 3) — Komponisten; 4) — der vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen; 5) — Künstler auf verschiedenen Instrumenten; 6) Nachtrag zum Verzeichniß deutscher Kapellen und musikalischer Gesellschaften; 7) Nachrichten von einigen berühmten Tonsetzern; 8) Auszüge aus Briefen in- und ausländische musikalische Nachrichten enthaltend; (worunter sich einige sehr interessante Nachrichten befinden;) 9) Todesfälle; 10) Neuigkeiten; 11) Musikalische Anekdoten; 12) Von der Musik der Chinesen. — Eine sehr schätzbare Abhandlung von S. 233 bis 274. welche schon allein dieser Fortsetzung einen auszeichnenden Werth giebt.

Musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1784. Gedruckt zu Freyburg, 144 S. kl. 8.

Der uns unbekannte Verf. den wir einstweilen mit J bezeichnen wollen, schreibt, daß dieses nun der dritte Jahrgang vom musikalischen Almanach sey, welchen er liefere; er habe gefallen u. s. w. Wir kennen nur noch Einen, unter dem Titel: „Musikalischer und Künstler-Almanach auf das J. „1783. Kosmopolis;“ indeß ist es wohl möglich, daß diesem noch Einer, unter einem noch andern Titel und Druckort vorausgegangen ist. — Das gegenwärtige Bändchen enthält Skizzen verschiedener Tonkünstler und Tonkünstlerinnen, aber nach des Verf. Ausdruck, Porträtes. Hernach folgen: a) Abhandlungen, a) vom Kostüm des Frauenzimmerspielens, b) vom Miserere des Allegri; (welche Nachrichten größtentheils schon in D. Burneys Tagebuch enthalten sind) 2) Anekdoten; 3) Erfindungen; 4) die Macht der Tonkunst, ein Gedicht; und 5) ein Postludium, betitelt: Ein Stückchen von Reue und guter Entschließung. Ob die ausgestellten Porträits alle richtig gezeichnet sind, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da uns die Originale nur zum Theil bekannt waren.

Ueber die Schreibart des Verf. mögen unsre Leser aus den folgenden Proben urtheilen. S. 35. heißt es: „Entzückt stand ich da, mit überhängender, strebender Stellung, „ein Lüster, wie die abgeschiedene Seele des Mädchens, „wenn sie in den Gefilden des Lichts ihren Bräutigam zum „erstenmal wieder umarmt“ u. s. w. (Wo doch der Verf.

diese Erfahrung gemacht haben mag!) S. 68. „Laß dich an „mein Herz drücken, Herzenslunge, und dabey, lüstiges „Pazagierlein! — denn obgleich an dem Haspel deines Le„bens sich erst 14 Jahre abgewunden haben“ u. s. w. S. 64. „Lachmund aus Darmstadt. Sein Mund ist aber „mehr, zum grinsen. Es ist die grämlichste Prise von einem „Kerlchen; dessen Cordialsaiten, durch die Macht der Ton„kunst, noch nicht um ein Jota feiner und edler gestimmt „wurden“ u. s. w. S. 142. „Das heißt: wir bekennen hie„mit vor dem Publiko, daß wir ihm voriges Jahr, in Be„treff Hrn. Zahns, einen Schnaken aufgebunden, und „bitten in Demuth um Verzeihung, daß wir es ein Bischen, „bey der Nase herumgeführt“ u. s. w. „Hr. Zahn ließ „sich, als ich ihn, in einer Gesellschaft von zwey Schau„sey besuchte, gerne hören, ergo — ist es nicht wahr, daß „Er sich ziert, wenn Er sich soll hören lassen. Hr. Zahn ließ „sich seitdem, an einem geschmackvollen Hofe in der Nachbar„schaft hören;

„et ergo, ergo, ergo

„hat Er auch unsern Wunsch erfüllt, und sein Pfund nicht „vergraben“ u. s. w.

Möchten wir doch von dem Verf. in Absicht der Laune das Gegentheil rühmen können!

Xw.

Deutsche Arien und Duette, von verschiedenen Componisten, in Concerten und am Claviere zu singen, herausgegeben von Johann Adam Hiller, Herzogl. Curländischen Kapellmeister. Erster Theil. Leipzig, bey Breitkopf. 1785. 43 Seiten in klein Quersolio.

Da uns der Herausgeber seit langer Zeit wenig oder gar nichts Eigenes gegeben hat, so müssen wir ihm allerdings dafür danken, daß er wenigstens durch die Bekanntmachung fremder Arbeiten noch immer für das Bedürfniß des gesangliebenden Publikums sorgt. Und das hat er bey der gegenwärtigen Sammlung mit geschmackvoller Auswahl gethan; denn sie enthält Arien, für deren Güte die Namen Gassmann, Hasse, Majo, Sarti, Hiller, J. C. Bach,

Prati

Pratt und Anfossi hinlänglich bürgen. Vorzüglich haben uns unter andern Pratis und Sartis Kompositionen gefallen; noch angenehmer war dem Rec. die sehr schöne, in einem edlen, männlichen Stil geschriebene Arie von Hasse, ob sie gleich nicht mit dem modischen Gewand ihrer jüngern ausländischen Schwestern geschmückt ist. Die Dankbarkeit heischt es, das Andenken eines unsrer ersten Tonkünstler, auf welchen Deutschland noch lange stolz seyn kann, gelegentlich immer wieder aufzufrischen. — Die Arien waren ursprünglich zu italiänischen Worten geschrieben; Hr. Hiller versah sie aber mit deutschen Uebersetzungen oder Parodieen. Wer mit den italiänischen Operndichtern etwas genauer bekannt ist, der wird sich leicht überreden können, daß sie dadurch, außer dem Wohllaut der Worte, wenig verloren haben mögen. Den Klavierauszug — denn bloß ein Auszug ist es — hat Herr H. in seiner bekannten guten Manier besorgt, so, daß wir die gegenwärtige Sammlung, welche uns nach einer zweyten lüstern macht, auch in dieser Rücksicht empfehlen können. Der Gesang ist größtentheils leicht und fließend; doch sind auch etwas geübtere Sänger und Sängerinnen dabey nicht ganz übersehen worden.

Der Christ nach dem Tode, ein Oratorium im vollständigen Klavierauszuge, von Heinrich Siegmund Oßwald. Breßlau, bey Korn. 1786. Querfolio, ohne Titel, Vorrede ꝛc. 27 S.

Wer sich überwinden kann, dieses nicht starke Oratorium ununterbrochen nach einander anzuhören, der muß viel Geduld und einen ziemlich verdorbenen Geschmack haben. Rec. konnte sich dieser traurigen Pflicht nicht entledigen, ob es ihm gleich schwer ankam, sich durchzuarbeiten. — Und nun sind wir im Stande, unsern Lesern zu sagen, daß das Ganze, welches Hr. O. für ein reiferes Produkt hält, als seinen Ariost, ein sehr langweiliges, höchst fades, oft unsinniges und fehlervolles Gewäsch ist. Damit uns aber der Verf. nicht für parteyisch halte, wollen wir ihm nur einige Bemerkungen darüber mittheilen, ohne uns auf die harmonischen Sünden einzulassen.

Gleich die Einleitung zum Choral ist sehr gemein und langweilig. In dem Chorale selbst, womit das Oratorium

anfängt, ist sogar die Melodie unrichtig, wenn wir auch den verfälschten Schluß der ersten Zeile abrechnen; denn, wie kann in der jonischen Tonart eine übermäßige, und gleich darauf S. 4. T. 3 und 4 die reine Quarte vorkommen? Ein Beweis, daß Hr. O. von der Behandlung des Chorals und der alten Tonarten nichts versteht. Der Singbaß ist herunter bis ins Es gesetzt; wie viele Bassisten können aber wohl so tief singen? Ausnahmen giebt es freylich; nur muß man bey Chören und Chorälen nicht auf Ausnahmen rechnen. Die Mittelstimmen sind fast durchgängig schlecht vertheilt, und besonders S. 4. T. 8 und 9, wo Hr. O. so setzt:

f	f	g	f
d	f	b	d
b	as	g	b ꝛc.
b	B	es	b

Welche ungeheure Entfernung des Altes vom Diskante! Und wie nahe kommen die Mittelstimmen dem Basse! Der Kürze wegen verweisen wir den Verf. hierüber auf eine kleine Schrift von D. G. Türk, unter dem Titel: „Von den wichtigsten Pflichten eines Organisten ꝛc.“ worinnen S. 50 ff. viele Bemerkungen über die zweckmäßige Vertheilung der Stimmen enthalten sind. Daß der Choral immer durch Zwischenmusik unterbrochen wird, auch da, wo der Text gar nicht getrennt werden kann, wie bey den Worten: „Ja, der Geist spricht, daß von „nun ꝛc.“ ist ebenfalls schlecht. S. 5 übersteigt der Alt gar die Melodie des Chorals; oder soll etwa die Mittelstimme den Diskant ablösen? Und warum erst bey dem vorletzten Takte? — Doch nein! der Alt schließt ja eine Terz höher, als der cantus firmus; folglich geschah es nicht aus brüderlicher Eintracht. — Auch die Recitative sind ohne alle Kenntniß und Beurtheilung hingeschrieben. Durchgängig wechselt der bloß erzählende Vortrag mit dem a tempo ab, obgleich die Reihe der Gedanken ununterbrochen und ohne erhöhten Affekt fortgesetzt wird. S. 6. heißt es z. B. „So gieng Arist (ein kleines Spiel der Instrumente, forte) ins dunkle Grab (ein etwas längeres, piano) voll hoher Zuversicht, (ein kleines Spiel, forte und ein Halt, nun a tempo) daß ein Erlöser lebt ꝛc.“ Die Declamation einzelner Worte ist sehr häufig verfehlt; z. B. Todesgang, Sterblichkeit. Ueberhaupt hat Hr. O. von der musikalischen Rhetorik nicht die ge-

ring-

einige Kenntniß. Welcher nur mittelmäßige Redner würde z. B. wohl die folgende Stelle so deklamiren: (mit einer tiefen Stimme:) Und als er auf dem finstern Todesgang (Zwischenmusik, das heißt, der Redner würde sich binnen dieser Zeit ungefähr räuspern, und nun in sehr hohen Tönen:) den Kelch der Sterblichkeit (Zwischenmusik) voll bittrer Wermuth trank, (längere Zwischenmusik und ein Halt, ⌒ alsdann a tempo) empfieng sein ꝛc. Auch in grobe Malereyen hat sich der Verf. sehr verliebt; z. B. S. 7. „und als sie hoch hinauf (heißen die Noten: e, a, a, cis, e, a; ein geschwinder Laufer in die Höhe) die goldne Leiter (hier wird in der Begleitung die Tonleiter in D moll hinaufgeflogen) der Miriaden Sterne ꝛc. Herr O. lese doch die Abhandlung von Engel: Ueber die musikalische Malerey, wenn er sie versteht, oder Sulzers Theorie der schönen Künste, und die vorhin erwähnte Schrift von Türk ꝛc. Noch ein Pröbchen von des Verf. schlechten Beurtheilung: S. 8. „Da sprach (Zwischenmusik) Aristo (Zwischenmusik) Begleiter (längere Zwischenmusik.) Was aber Aristo Begleiter sprach, damit wollen wir unsere Leser verschonen. S. 11 fängt an: Ach! wie tausend helle Mittagssonnen“ und nun ein Halt! Wozu den? Wahrheit im Ausdrucke vermissen wir ebenfalls; z. B. S. 11 heißt es: „fast erlieg ich von der hohen Wonne, die ein Blick ins Heiligthum mir gab.“ Hierzu hat der Verf. die weiche Tonart und chromatische Fortschreitungen gewählt. — S. 12 ganz unten steht ein abscheulicher Uebergang aus B moll in G dur. Vielleicht wollte der V. den Herrn Kapellmeister Bach in seinem bekannten Heilig nachahmen; aber wer so etwas wagen will, der muß zuvor die Regeln der Grammatik wohl studirt haben. S. 13 hat einen hübschen fließenden Gesang; der aber hin und wieder durch falsche Deklamation, wenn auch der Charakter nicht verfehlt wäre, ziemlich entstellt wird. Herr O. deklamirt z. B. und als er dich ꝛc. S. 14. fasset des Erbarmens Liebe nicht ꝛc. S. 18. mit schnellem Fluge gieng's empor ꝛc. Auch die Poesie, welche ihr Daseyn ebenfalls Herrn O. zu verdanken hat, verdient in Absicht der Anordnung und des Inhalts Mitleid. Wer kann z. B. in einem ernsthaften Gedichte noch so etwas lesen?

„Mit schnellem Fluge gieng's empor,
„Durch Aether reine Kreise,

„Bis ans cristallne Himmelsthor;
„Und, nach der Geister Weise,
„Der Engel — dreymal klopft er an,
(Hier wird im Basse dreymal angeklopft. —)
„Und siehe! es ward aufgethan;
„Und an der goldnen Pforte,
„Rief Einer diese Worte:
Eine Stimme aus dem Heiligthum.
„Wer nahet sich der heiligen Gemeine?
„Ist er frey von aller Missethat?“ u. s. w.

Zu den letzten Worten, welche natürlicher Weise, so wie alle die eingerückten Zeilen, als Recitativ, aber nicht als Arioso, behandelt seyn sollten, hat der Verf. eine Begleitung mit punktirten Noten und enharmonischen Uebergängen gewählt, vermuthlich um die Missethat auszudrücken. — Wer sieht nicht schon aus diesen wenigen Beyspielen, daß Hr. O. ein Dichter und Komponist ohne alle wissenschaftliche und musikalische Kenntnisse ist? Wenn er durch irgend ein ander Gewerbe sein Brod verdienen kann, so bitten wir ihn recht herzlich, nie wieder öffentlich aufzutreten, oder wenigstens noch einige Jahre im Stillen zu studiren, und alsdenn, unter einem angenommenen Namen, das Urtheil der Kenner etwa über eine Sammlung Lieder u. s. w. abzuwarten. — Wir würden dieses sogenannte Oratorium keiner so ausführlichen Anzeige gewürdigt haben — obgleich bey weitem noch nicht die Hälfte der Mängel gerügt worden ist — wenn es nicht Andern zur Warnung geschehen wäre. Der einzige Nutzen, welchen diese unreife Arbeit verschaffen kann, möchte wohl der seyn, daß ein Lehrer dabey Gelegenheit findet, seinen Schülern die Abwege zu zeigen, auf welche ein angehender Komponist gerathen kann, wenn er eher schreibt, als denkt.

Johann Baptist Pergolesi's Salve regina im Klavierauszuge mit deutscher Parodie von C. A. Overbeck, zum Besten des Armeninstituts der Stadt Lübeck herausgegeben. Lübeck, in Commission bey Donatius. 1785. 18 S. kl. Querfol.

Dem

em bekanntesten Stabat mater eben dieses Verfassers in jeder
ksicht so ähnlich, wie ein Ey dem andern, so daß man
alles schon gehört zu haben glaubt. Uebrigens ist Per-
lesi's edle Simplicität, aber dabey zu große Einförmigkeit
d fehlervolle Setzart schon bekannt. Durch den sehr mas-
en Klavierauszug hat das Stück noch verlohren, weil da
urch die Fehler in der Harmonie desto fühlbarer werden,
ie Seite 8. T. 1. Die deutsche Parodie mag, als Poesie
r sich betrachtet, gut seyn: nur paßt sie, sowohl in Absicht
r Declamation, als des Charakters, nicht überall zur Mu-
k. Gleich das erste Duett kann hiervon einen Beweiß ab-
ben; denn wie sollen die Worte: „Heil dir! Tod, du Vol-
lender! Du Trost der Leiden! Du Wunsch des Christen!“
nem Largo aus F moll, ganz in der Manier des Stabat ma-
r geschrieben, angemessen seyn? — Das ganze Stück be-
eht ebenfalls aus kleinen Arien und Duetten für die Dis-
nt- und Altstimme. Auch hat Pergolesi, wie in Stabat
ater, nur solche Haupttöne gewählt, welche 2 oder mehrere
ee (b) vorgezeichnet haben. — Nach unserer Meynung
ätte Hr. O. zu Pergolesi's Ehre, dieses Salve regina nicht
ffentlich bekannt machen sollen.

Simson, ein musikalisches Drama, in Musik gesetzt und im Klavierauszuge zum Singen herausgegeben von Johann Heinrich Rolle. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 80 Seiten in Querfolio.

Jetzt, da der Verf. bereits in die Ewigkeit hinüber geschlum-
ert ist, würde eine Kritik über seine Arbeiten — wenig-
ens für ihn — nichts mehr fruchten: wir sagen also bloß
nsern Lesern, daß dieses Drama nicht unter seine vorzüglich-
en gehört. Die Chöre, womit das ganze Stück durchwe-
et ist, zeichnen sich in Rollens Werken immer vorzüglich aus;
ie Recitative sind oft trocken und sehr nachläßig declamirt.
Die Arien haben wenig Neues, und sind, wie gewöhnlich,
größtentheils über einen Leisten geformt.

Gk.

Lieder mit Melodien aus Millers Leiden und Freuden; in Musik gesetzt von Georg Friedrich Wolf. Halle, bey Hendel. 1786. ohne Titel u. s. w. 58 S. in kl. Folio.

Der Verf. welchen man nicht mit dem Herrn Kapellmeister Wolf in Weimar verwechseln muß, will diese Melodien ausdrücklich als eine jugendliche Arbeit beurtheilt wissen — wofür wir sie auch ohnedieß würden gehalten haben; — folglich können wir weiter nichts thun, als die Frage aufwerfen: ob man alle jugendliche Arbeiten drucken lassen müsse, gesetzt auch, es wären schon einige Fragmente davon in den Händen der Gönner und Freunde? Ueber den harmonischen Theil dieser Lieder aber hat uns Hr. W. kein Gesetz auferlegt; es wird uns daher erlaubt seyn, diesen mit unter fehlerhaft zu finden. Auffallende Beyspiele davon stehen Seite 5. T. 11. S. 10. T. 9—10. S. 14. T. 5. S. 20. T. 2. und 6. S. 32. T. 15. 16. S. 44. T. 11. S. 48. T. 7. S. 49. T. 6—7. S. 50. T. 1—2. u. s. w. Gewisse Härten, wie S. 28. T. 18. S. 38. T. 10. S. 46. T. 1. S. 44. T. 9—10. S. 56. T. 1. u. s. w. übergehen wir ganz. Den vorgeschriebenen Vortrag kann Rec. nicht überall billigen; warum z. B. S. 2. T. 4. schmacht, da doch der Gedanke in allen drey Strophen des Textes bloß fortgesetzt, aber nicht unterbrochen wird? Hier wird das Ganze durch diesen einzelnen Zug mehr entstellt, als gehoben. Wozu den trivialen Schluß in ebendemselben Liede, nachdem die Singstimme geendigt hat? Diese Frage könnten wir sehr oft wiederholen.

Ueber die Modulation müssen wir doch einige Anmerkungen machen, ob sie gleich, so wie der Charakter, die Declamation, der Rhythmus u. s. w. zur Hälfte mit unter das Gebiet der Melodie gehört. S. 10. weicht der Verf. schon im fünften Takte auf eine sehr plumpe Art in die Sekunde dur aus; und macht sogar einen völligen Tonschluß darin; geht alsdann erst in die Dominante über, und kurz vor dem Schlusse in die Tonica zurück; dadurch wird der Hauptton zu einem Nebenton. — Die Lieder S. 28. und 50. haben, außer dem wirklichen Finalschluß, auch in der Mitte einen förmlichen Tonschluß in der Tonica, und sind folglich, in Absicht der Modulation, nicht unterhaltend genug. Die Re-

fallen

Herr (Schusterfleck) S. 26. und 28. ff. hätten wir gern überhört. Auch mit der Declamation sind wir nicht durchgängig zufrieden. Warum haben z. B. S. 2. T. 5. die Worte: und dem so viel Nachdruck erhalten, da die folgenden weit wichtigern Worte: Vater der Liebe nur ganz flüchtig behandelt sind? Der Charakter der Poesie ist in einigen Liedern ganz verfehlt. Wer wird z. B. zu dem Texte S. 17. einen so trivialen englischen Tanz singen lassen? — Zu S. 24. mußte der Charakter mehr traurig, aber nicht angenehm seyn. Der Rhythmus — — doch wir haben dem Verf. einsichtvollen Winke genug gegeben. Er schreibt selbst: „Sollte Musik einmal mein Hauptgeschäffte werden, so hoffe ich „dem Publiko etwas bessers vorlegen zu können“ u. s. w. Jetzt denken wir diesen glücklichen Zeitpunkt erlebt zu haben, und erwarten daher mit Recht reifere Arbeiten von ihm; denn gegenwärtig soll Hr. W. wie man uns sagt, Kapellmeister seyn. Daß er droht, seine musikalische Laufbahn zu beschließen, wenn man seine Arbeiten nicht als Arbeiten eines musikalischen Dilettanten ansehn will, wird er wohl so böse nicht gemeint haben; denn nach seinem eigenen sehr naiv hinzugesetzten Urtheile „sind diese Lieder ja nicht ganz von sangbarer Melodie und Uebereinstimmung der Musik mit dem „Texte entblößt.“ — Und dieses Urtheil unterschreibt Rec. um ein größeres Uebel zu verhüten, mit vielem Vergnügen. Der Verf. hat sich schon von einer vortheilhaftern Seite gezeigt; es thut uns daher leid, diese jugendliche Arbeit gedruckt zu sehen.

Die Dorfdeputirten nach Goldoni, in Musik gesetzt und im Klavierauszuge herausgegeben von Herrn Lucas Schubaur. München, im Verlage des Verfassers. Mannheim, in dem pfalzbayrischen privilegirten Musikverlage von Götz. 81 S. in Querfolio.

Es ist ein sehr mißliches Unternehmen, wenn ein noch wenig bekannter Komponist einen schon gut komponirten Text bearbeitet. Zwar wird sich der Hr. Kapellmeister Wolf gern bescheiden, Hillern in der komischen Operette nicht ganz erreicht zu haben; aber gewiß ist er ihm am nächsten gekommen,

und vorzüglich gefiel die Musik zu den Dorfdeputirten. Hr. Schubaur wagte daher viel, da er diesen Text mit neuer Musik versah, und einen Klavierauszug davon herausgab; desto mehr gereicht es ihm aber auch zur Ehre, daß seine Komposition neben der Wolfischen recht wohl bestehen kann; denn ob uns gleich Wolfs Musik, im Ganzen genommen, treffender zu seyn scheint, so ist doch in einzelnen Fällen S. wieder glücklicher gewesen. Wir wollen nur einige Stücke davon mit einander vergleichen. Die Ouverture bey S. gefällt uns nicht durchgängig, weil sie im Maestoso vor einer komischen Operette zu viel Ernst und frappante Modulation hat. Im ersten Terzette: „Ein Bischen Ehre kitzelt doch u. s. w.“ vermissen wir bey S. Wolfs komisches Pathos, welches wir hier, wo die Herren Dorfdeputirten, Peter, Thoms und Velten auftreten, wohl gewünscht hätten. In der zweyten Strophe der folgenden Arie: „der gute Herr! er fault schon lange u. s. w.“ hat sich Hr. S. durch den Text verleiten lassen, der Musik einen munterern Charakter zu geben, da doch die Erinnerung an die goldenen Zeiten, wo Thoms ein Stückchen Braten u. s. w. bekam, bloß eine fortgesetzte Klage enthält. Außerdem scheint uns S. Andante molto dem Charakter angemessener zu seyn, als W. Alla Polacca. Das S. Terzett: „Macht zuerst den Reverenz u. s. w.“ dürfte wohl zu sehr nach der italiänischen Ariensform gemodelt seyn. W. erreicht in derselben auf dem Theater, wenn auch nicht beym Klaviere, gewiß seinen Zweck besser. Eben der Fall ist es bey der folgenden Arie: „So nehmt mein Weib doch auf mein Wort u. s. w.“ Hier sind die Worte: Weib doch auf mein Wort, sehr gedehnt, die folgenden aber nicht, wodurch, außer der vernachläßigten Declamation, auch der Rhythmus sehr ungleich wird. Die Worte: das schwatzt und plappert immer fort, müssen auf der Bühne eine sehr gute, und weit bessere Wirkung thun, als wie sie W. gesetzt hat. S. komponirte alle drey Strophen besonders, da hätte denn freylich richtiger declamirt werden sollen. Es müßte z. B. heißen: und kann Geschriebnes lesen, anstatt: und kann Geschriebnes lesen. Zu der klagenden Arie: Wie reizend war mir sonst die Flur ꝛc. hat S. ganz unrecht das Tempo Allegro assai in Es dur mit einer feurigen Begleitung gewählt. Weit passender schrieb W. ein Andantino in F moll. Ich ruf den Himmel nicht um Rache u. s. w. welche Arie W. so schön, mit wahrem

innigen

nigen Gefühl, komponirt hat, verunstaltet bey S. ganz in der: Was? uns? gar ein Fräulein? haben beyde Komponisten brav gearbeitet, doch gefällt uns S. die Declamation ausgenommen, besser. — Mehrere einzelne Bezeichnungen zu machen, gestattet uns der Raum nicht. Jetzt nur noch einige Bemerkungen über das Ganze! W. hat, im deutschen, S. aber mehr im italiänischen Geschmacke geschrieben. Der Erstere wählte oft nur die Form des Liedes, oder sogenannten Gesänge; der Letztere näherte sich mehr der Arie; in Rücksicht der Declamation muß man daher beyde Komponisten nehmen; W. ist aber demohngeachtet glücklicher darin gewesen. Wolfs gedruckter Klavierauszug steht fast durchgängig auf 2 Reihen im Diskantschlüssel; Schubauers gestochener hin und wieder auf 3, 4 auch wohl 5 Reihen, und größtentheils im Violinschlüssel; oft ohne alle Klavierbezeichnung, welches den Liebhabern wohl beschwerlich seyn dürfte. Auch ist es unbequem für die Singenden, daß zuweilen mehrere Noten zusammen verbunden sind, wovon eine jede ihre eigene Sylbe bekommt. Uebrigens ist der Stich und das Papier gut. W. schreibt bekanntermaßen rein im Satze; S. nimmts nicht immer ganz genau.

Aus diesen Vergleichungen sehen unsere Leser, daß wir zwar im Ganzen genommen, W. den Vorzug geben würden, jedoch ohne S. Musik herabzusetzen. Die letztere wird ohnedieß schon deswegen gefallen, weil sie 15 Jahre jünger ist.

Rt.

Clavier- und Singstücke verschiedener Art, componirt von Johann Wilhelm Häßler. Zweyte Sammlung. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 58 S. Querfolio.

Von einem Häßler kann man immer etwas Vorzügliches erwarten, besonders wenn er bloß für das Klavier, und größere Stücke schreibt. Auch die gegenwärtige Sammlung, ob sie gleich unsrer Erwartung nicht völlig entsprach, enthält verschiedene artige Sonaten u. dgl. Aber einige Bemerkungen darüber können wir nicht unterdrücken. Die Symphonie — wenn sie auch nicht durchgängig den Charakter einer wahren Symphonie und manche bekannte Wendungen haben sollte —

hätte — wird den Klavierern sehr willkommen seyn; besonders da sie nicht schwer ist: aber das Andante scheint uns besser in eine Sonate zu passen. Eben so hätte R. die beyden Menuetten, so schön sie sind, aus der Symphonie weggelassen. Warum Hr. H. im 4ten Takte des Presto S. 8. den Rhythmus abgeändert hat, sehen wir nicht ein. Das Lied der deutschen Fürsten ist ausdrucksvoll, nur singt R. die letzten Worte einer jeden Strophe (geschworen ist der Eid ꝛc.) mit dem Basse, und nimmt, anstatt des Quartsextenakkords, mit einer kleinen Abänderung, den Quartquintenakkord, weil ihm auf diese Art der Schluß noch fester und männlicher zu seyn scheint. In dem Liede S. 16. ist das Sylbenmaaß etwas vernachläßiget worden. Die Spannung einer Undeinn in der Englaise S. 46. hat Hr. H. wohl nur zum Spaße hingeschrieben. Ueber das Lied S. 50. hätten wir dem Verf. nur meistens zu sagen; wir schränken uns aber nur auf einige Anmerkungen ein. Da alle Strophen besonders komponirt sind, könnte die Declamation besser seyn; denn, außer der ziemlich gemeinen Melodie und nicht gut gewählten Taktart, fällt im dritten Takte der Nachdruk auf das Wort zu, da es doch auf empfehlen stehen müßte. In der zweyten Strophe trifft es besser; nur sollten kurz darauf T. 25. 26. die Worte vernünftig und fury markirt seyn. Eben so muß es heißen: Twey Worte, nicht Twey Wo'rte; S. 51. klug, nicht: ikk; weiter unten: so schrieb, nicht: so schr'eib u. s. w. Wir bitten den Verf. ins Künftige solche Kleinigkeiten, wenn er ja noch mehr für den Gesang schreiben will, nicht zu übersehen, damit wir ihn auch in dieser Rücksicht, unter die größten Tonsetzer unsrer Zeit zählen können, wie er es in seinen Arbeiten für das Klavier wirklich ist.

Gl.

---

6. Welt-

6. Weltweisheit.

ohann George Schloßers kleine Schriften, 4ter Theil. Basel, bey Serini. 1785.

Schloßers Schriften haben immer eine vorzügliche Aufmerkamkeit unsers Publicī erhalten, und was noch mehr ist, auch verdient. Er gehört ohne Zweifel unter unsre vorzüglichsten Denker. Seine Sätze sind freylich nicht selten gewagt, aber meistens glücklich. Sie geben immer reichlichen Stoff zum Nachdenken. Man muß sich zwar oft mancherley Bestimmungen hinzu denken, wenn sie eine nähere Prüfung aushalten sollen. Allein das vermehrt noch den Reiz seiner Schriften bey Denkern, die in der Lektüre mehr Veranlassung zu eigenen Nachdenken, als solche Sätze suchen, die sie nur in ihr Gedächtnisse einprägen und nachbeten dürfen. Auch der 4te Theil enthält sehr lesenswürdige Abhandlungen.

Die erste Abhandlung dieses Theils führet die Ueberschrift: Die Wadbianer, und ist schon in der A. d. B. recensirt worden.

Das Fragment über die Aufklärung war schon in dem zu Wien herausgekommenen Magazin für Wissenschaften, aber sehr fehlerhaft abgedruckt erschienen.

Sie enthält, wie die meisten Schloßerschen Schriften, mehr Winke als vollständigen Unterricht.

Er selbst hat es nur ein Fragment genannt, und rechtfertiget seine Methode.

Hr. S. verlangt von der Aufklärung, daß sie die Grenzen unserer Kenntnisse erweitern und von Irrthümern reinigen solle. Doch frommt nicht allen, alles zu wissen. Die wahre Aufklärung muß die Menschen über das belehren, was sie glücklich machen kann.

Allerdings fehlt es dem an Aufklärung, bey dem noch diejenige Begriffe, deren er am meisten bedarf, in Dunkelheiten gehüllen. Allein Weisheit und Aufklärung sind doch Worte, die bestimmt sind, verschiedene Begriffe zu bezeichnen, wenn auch die Wirkungen der Sachen, welche dadurch bezeichnet werden sollen, zuletzt in demselben Punkte zusammentreffen

treffen müssen, so wie alles, was der Weise denkt, redet und thut.

Mir hat es immer geschienen, als ob die Herleitung des Wortes Aufklärung uns schon auf den Begriff der Sache führen könne. Aufklärung heißt die Begriffe zur Klarheit bringen, welche vorher dunkel waren, und nun denke man an das Bedürfniß, welches uns nöthigte, dieses Wort zu brauchen. Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Tiefsinn und Weisheit waren bekannte Ausdrücke. Aber nun ereignete sich eine Erscheinung, für welche die Sprache noch kein Wort hatte. Ein gewisser philosophischer Geist nahm überhand, und man gewöhnte sich, über alles, was vorkam, zu räsonniren. Wer nun selbst über die gemeinen und alltäglichen Gegenstände ein neues Licht zu verbreiten wußte, über das, was er und andre bisher auf eine mechanische Weise gethan hatten, nachzudenken anfieng, der wurde aufgeklärt genannt. Das Wort: Selbstdenker hätte zwar auch gebraucht werden können, aber es war nur vorzüglich geschickt, denjenigen zu bezeichnen, der zuerst die Bahn brach, oder wissenschaftliche Gegenstände aufklärte. Nun giebt es aber Leute, die ohne selbst neue Wahrheiten zu erfinden, doch der Wahrheit einen leichten Eingang verstatten, sich bald von Vorurtheilen losreißen, und in ihrem Nachdenken ohne Mühe weiter fortgehn, sobald man ihnen nur auf die Spur geholfen hat. Dergleichen Personen konnte man nicht füglich mit dem Namen der Selbstdenker belegen. Wo könnte man auch ein Volk finden, welches aus lauter Selbstdenkern bestände? Aber aufgeklärt kann ein Volk seyn, wenn man es gewöhnt hat, die Thätigkeit seines Geistes auf die vorkommenden Gegenstände anzuwenden, dem Grunde dessen, was da ist und geschieht, gern nachzudenken, kurz, wenn es nicht aus Menschen zusammengesetzt ist, die Augen haben und nicht sehen, Ohren, und nicht hören, und immer wie im Schlaf herumtappen.

Leute die zum Nachdenken gewöhnt sind, werden wohl vor allen Dingen auf das wichtigste ihr Augenmerk richten.

Es ist also gewiß, daß man in der Aufklärung noch nicht weit gekommen ist, so lange man noch in Ansehung der Frage: wie wird der Mensch glücklich? im Finstern tappt. Aber der Anfang und das Ende der Aufklärung ist verschieden. Der Anfang der Aufklärung ist schon vorhanden, wenn man merkt, daß die natürliche Schönheit der

Taille

Taille durch den Schnürleib; die Rechtskraft des rührenden Ausspruchs durch die Weitschweifigkeit der Schreibart; die Reize der Natur durch die Scheere des Gärtners; und eine gründliche Untersuchung durch überhäufte Citationen nicht das geringste gewinnt.

Allerdings kommt viel darauf an, welche Richtung die Aufklärung genommen habe. Allein die gute Richtung, welche man zur Absicht hat, wird man nie durch Einschränkung des Gesichtskreises bewerkstelligen. Daher kann ich dem V. nicht beypflichten, wenn er meynt, der Unterthan eines Despoten müßte nicht über seine Nadel oder seinen Pflug hinaussehen. Ich weiß nicht, warum manche aufgeklärte Männer die einzige Bedingung, ohne welche nie eine Verbesserung geschieht, aus dem Wege geräumt wissen wollen. Ohne Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande ist nie ein besserer bewirkt worden. Gutmüthige Despoten sind nur darum despotisch, weil sie wähnen, der gemeine Mann verlange weiter nichts als Brod und Obdach. Sobald er merkt, daß der Bauer sich auch als Mensch fühlt, so wird er ihm auch gern Menschenrechte angedeihen lassen. Man lasse also nur der Natur ihren Gang, und scheue die Gährung nicht, ohne welche doch der neue und bessere Zustand ewig unmöglich bleibt. Auch bedenke man nur, daß alle unsre Staatseinrichtungen so beschaffen sind, daß wir nicht leicht gewaltsame Revolutionen zu besorgen haben. Zuletzt werden unsre Großen schon von selbst der allgemeinen Denkungsart nachgeben müssen.

Was der Verf. über die ächte Aufklärung sagt, ist sehr trefflich. Gewiß kommt alles darauf an, daß wir uns überzeugen, daß Liebe den Menschen glückseelig, Haß ihn unglücklich macht. Man mache die Menschen nur aufmerksam auf ihre innere Erfahrungen, so hat man ihre Moral auf ein Fundament gegründet, welches fester stehet, als irgend eines, welches der bloßen Speculation sein Daseyn zu danken hat. Nicht, als ob man deswegen die Speculation als unnütz verwerfen müßte, sondern weil die Speculation, selbst, wenn sie einen richtigen Gang nimmt, uns zuletzt auf diese innere Erfahrung zurück führt, und ihre allgemeine Grundsätze daraus abstrahirt.

Zuweilen scheint sich doch unser Verf. in Widersprüche zu verwickeln. Er will vorzüglich auf die Regierung wirken, und sagt selbst S. 162.:

Der veste Grundsatz der Vernunft in der Politik, also der erste, den die Aufklärung festsetzen muß, ist Gerechtigkeit.

Dagegen giebt er S. 116 ff. den Begriff des Rechts und Unrechts für bloß relativ aus. Er meynt, es komme dabey alles darauf an, Menschen zu gewinnen, und man müßte also, um Recht und Unrecht zu bestimmen, nur auf den Gesichtspunkt sehn, aus welchem die Nation die Sache betrachtet. Wenn Recht und Unrecht auf so schwankenden Begriffen beruht, wie kann die Gerechtigkeit der Grund aller Politik und Aufklärung seyn?

Daß die Gesetze und Gebräuche der einen oder der andern Nation von den Grundsätzen der wahren Gerechtigkeit abgewichen sind, beweiset nur, daß die Gesetze und Gebräuche nicht überall sind, wie sie seyn sollen; aber nicht, daß es gänzlich an Grundsätzen mangele, nach welchen man das, was Recht oder Unrecht ist, beurtheilen könnte.

Wenn Gerechtigkeit der Grundstein des ganzen Gebäudes seyn soll, so darf man ja, wie doch der Verf. meynt, die Verfassung eines Gesetzbuchs nicht bis zuletzt verschieben. Es ist zwar gewiß, daß viele Gesetze durch Umstände und den individuellen Charakter der Nation bestimmt werden; allein auch daraus folgt weiter nichts, als daß man immer fortfahren müsse, an dem Gesetzbuche zu bessern.

Von der Verbesserung der Processformen hält der Verf. wenig. Hier haben wir also das gerade Wiederspiel von Mösern. Dieser will allein förmliches Recht, und Herr Schlosser nur wesentliche Gerechtigkeit gehandhabet wissen. Vielleicht sind beyde Männer sich näher, als sie glauben. Es gehört zur wesentlichen Gerechtigkeit, daß auch mir das Recht sey, was andern Recht ist. Ich muß also nach den vorhandenen Gesetzen gerichtet werden, diese mögen auch an sich so fehlerhaft seyn, als sie wollen. Die Beobachtung des förmlichen Rechts ist also eine Grundregel der wesentlichen Gerechtigkeit. Aber setzt nicht dieses förmliche Recht Gesetzbücher und Processordnungen voraus, und sollte es nicht rathsam seyn, je eher, je lieber, Gesetzbücher zu fassen, welche das förmliche Recht dem wesentlichen so sehr als möglich näherten, und Processordnungen zu entwerfen, wodurch das förmliche Recht am sichersten und leichtesten bestimmt werden kann?

Allerdings setzt jede Entscheidung einer Rechtssache einen Schluß voraus, wovon das Gesetz der Ober-, und das Faktum

tum der Unterſatz iſt, und es ſcheint dabey wenig auf die Ordnung anzukommen, in welcher die beyden Oberſätze unterſucht werden. Allein es iſt doch nicht zu läugnen, daß die eine Ordnung uns kürzer und ſicherer zum Ziele führen könne, als die andere.

Wie, wenn nun die neue Proceßform eben darinn beſtünde, daß ſie den Richter nöthigte, alle mögliche Aufmerkſamkeit auf den Unterſatz zu wenden, damit er unter einen der im Geſetzbuch enthaltenen Oberſätze gebracht werden könnte? Wäre eine ſolche neue Proceßform nicht der alten vorzuziehen, wenn dieſe den Richter nur zur Maſchine machte, die gehn müßte, je nachdem ſie von dem Sachwalter aufgezogen und geſtellt worden?

Statt eines Syſtems der Philoſophie will unſer Verf. nur eine Geſchichte der Philoſophie gelehrt wiſſen.

Wahr iſt es nun wohl, daß der Zweck der Philoſophie iſt, Selbſtdenker zu bilden, und daß dieſer Zweck nicht erreicht wird, wenn der Schüler ſeinem Lehrmeiſter bloß nachbetet; ob Dogmatik oder Metaphyſik? iſt in dieſer Rückſicht gleich viel. Allein ich zweifle doch, daß ohne vorgängige vollſtändige Kenntniß irgend eines Syſtems der Philoſophie die Hiſtorie der Philoſophie verſtändlich werden könnte. Und ſollte es denn ganz und gar keine philoſophiſchen Wahrheiten geben, welche man mit Sicherheit zum Grunde legen könnte? Oder ſollte es dem Lehrer nicht möglich ſeyn, ſein Syſtem mit Beſcheidenheit vorzutragen, und das Wahrſcheinliche von dem Gewiſſen, bloße Hypotheſe von unumſtößlichen Grundſätzen zu unterſcheiden? Und wenn nun der Lehrer gar kein Syſtem vortragen ſoll, wird er nicht ſein Syſtem mit dem Vortrage der Geſchichte der Philoſophie auf das künſtlichſte zu verweben wiſſen?

Was der Verf. über den geiſtlichen Stand ſagt, iſt ſehr wahr, und er hat wohl ſehr Recht, wenn er dem Prieſter die gottesdienſtlichen Ritualien überlaſſen; aber damit nicht den Volksunterricht verbunden wiſſen will. Auffallend iſt die Zuſammenſtellung der Einſchränkungen, denen nach dem Diodor von Sicilien die ägyptiſchen Könige unterworfen waren, mit dem Königsrechte, welches Samuel den Juden kund machte.

Die Vorleſung über die Göttin Aidos enthält viele nützliche Wahrheiten.

Der kurze Aufſatz über Wahrheit und Glaube vertheidigt den Satz, daß nicht alle Wahrheiten gut zu ſagen wä-

ren. Ich stimme dem Verf. bey, wenn er den Schriftstellern Behutsamkeit empfiehlt; aber ich kann denen nicht Beyfall geben, welche nicht erlauben wollen, daß man Sätze, die sie für nützlich halten, bestreite. Die schädlichsten Vorurtheile wurden zu der Zeit, als sie herrschten, für eben so heilsame, als unstreitige Wahrheiten gehalten. Welcher Sterbliche darf sich herausnehmen, seine Meynungen, von welchen er sich selbst gestehn muß, daß sie nur wahrscheinlich sind, andern aufzudringen. Was eine gewisse Meynung, im Ganzen genommen, wirken werde, läßt sich meistens schwerer bestimmen, als die Richtigkeit derselben. Der bescheidene Forscher wird sich wohl hüten, alles, was er für wahr erkennt, der Welt bekannt zu machen, sobald er findet, daß die von ihm entdeckten neuen Wahrheiten andern Sätzen entgegenstehen, deren wohlthätiger Einfluß bisher allgemein anerkannt gewesen; aber eben so wenig wird er sich auch entschließen können, der Forschbegierde Grenzen zu setzen, und das auf Wahrheit gerichtete allgemeine Interesse der Menschheit seiner Meynung von der Nützlichkeit oder Schädlichkeit gewisser Behauptungen aufzuopfern.

Ueber Schaftsbury von der Tugend an Baron in Wien. Hr. S. sucht in dieser Abhandlung den Schaftsbury zu berichtigen. Seine Bemerkungen verdienen Aufmerksamkeit, ob gleich zwischen Schaftsbury und Schlosser mehr Disharmonie im Ausdruck, als in der Sache selbst zu herrschen scheint. Schaftsbury wird durch seinen Enthusiasmus für das moralische Schöne, und Schlosser durch den Gesichtspunkt, den er gleich anfangs genommen hat, zu Wendungen und Ausdrücken verleitet, die mehr zu sagen scheinen, als sie wirklich sagen sollen.

Wenn auf der einen Seite Schaftsbury keine Handlung für tugendhaft gelten lassen will, welche nicht nach der Regel des Besten geprüft worden, so geht auch auf der andern Seite Hr. S. viel zu weit, wenn er S. 305 geradezu behauptet, daß alle Tugenden **bloß** auf die Glückseligkeit dessen abzwecken, welcher sie ausübt.

Es ist klar, Hr. S. kann damit nichts anders meynen, als daß der Entschluß, tugendhaft zu handeln, aus einer wohlgeordneten Selbstliebe fließe, und auch die Glückseligkeit des Tugendhaften selbst zur Folge habe. Allein seine Absicht ist nicht zu behaupten: weder daß der Urheber der Natur bey Bestimmung der moralischen Gesetze das Glück des Individuums

dinums allein zum Zwecke gehabt, noch auch, daß der Tugendhafte bey jeder tugendhaften Handlung auf sich selbst Rücksicht nehme. Wer immer nur an sein eigenes Ich denkt, und alles darauf beziehet, ist gewiß nicht tugendhaft. Ohne ein herrschendes Interesse für allgemeines Wohl ist keine Tugend denkbar. So richtig es ist, daß eben dieses Wohlwollen wesentlich zu unsrer eignen Glückseligkeit gehört, so gewiß ist es doch auch, daß eben dieses zu unsrer eigenen Glückseligkeit erforderliche Wohlwollen gegen andre aufhören würde, das zu seyn, was es ist, wenn es nur und nicht den andern zum Gegenstande hätte. Sobald der Handelnde die zum Besten eines andern gereichende Handlung als ein Mittel zu seinem Zwecke betrachtet, hört sie auf wohlthätig zu seyn. Das ist es, was der gesunde Menschenverstand einen jeden lehrt, und Hr. S. sichtlich nicht bestreiten will. Darinn aber hat Hr. S. wieder Recht, daß, wenn ich irgend einem Menschen Vernunftgründe geben will, sich wohlthätige Gesinnungen anzugewöhnen, ich ihm keine andere geben kann, als daß er eben dadurch seine eigene Glückseligkeit befördere. Doch muß ich mich wieder nicht darauf einlassen wollen, ihm den Zusammenhang zu zeigen, worinn die einzelne Handlungen mit seinem eigenen Wohle stehn. Das kann ich eben so wenig thun, ohne ihn eigennützig zu machen, als es mir möglich ist, jede einzelne Handlung nach der Regel des Besten zu prüfen. Nur das unvertilgbare Vergnügen an dem, was zum Wohl des Ganzen gereicht, ist Tugend. Freylich kann der Mensch weder mit seinem Geiste, noch mit seinem Herzen, das Ganze umfassen; allein durch eine sich ihm gleichsam aufdringende Beobachtung seiner selbst, macht er sich von dem allgemeinen Interesse der denkenden und empfindenden Wesen einen Begriff. Nach diesem zu streben, empfindet er in sich selbst Trieb, und bemerkt bald, daß die Befriedigung dieses Triebes ein Wohlbehagen des Geistes verursache, ohne welches die übrigen Genüsse theils unbefriedigend, theils unschmackhaft sind. Aus diesem Gefühl entwickelt sich die Ueberzeugung, daß den edlern Vergnügungen ein Vorzug vor den unedlern gebühre. Diese Liebe zu dem Moralischschönen muß vorangehn, ehe wir uns von dem Urheber der Natur würdige Begriffe machen können, und sind also von dem Glauben an Gott nicht abhängig. Die Moral ist also nicht auf die Religion, sondern diese auf jene gegründet. So weit also hat Schaftsbury Recht. Aber Hr. S. hat auch Recht, wenn er zeigt, daß ein großer Unter-

schied sey, nicht zu wissen, daß ein Gott sey, und behaupten, daß kein Gott sey.

Man kann das Moralischgute lieben, ohne sich mit seinen Gedanken bis zu Gott, als dem Ideal der höchsten Güte, erhoben zu haben. Allein wer das Moralischschöne liebt, wird auch das Ideal davon so lieb gewinnen, daß er sich schwer wird bewegen lassen, den Glauben daran aufzugeben. Inzwischen kann er allerdings durch kalte Spekulationen, woran sein Herz keinen Theil nimmt, verleitet werden, die an sich unverkennbare Ordnung der Dinge irgend einem Hirngespinste von ewiger Nothwendigkeit oder Zufall zuzuschreiben, ohne daß dadurch sein moralisches System die geringste Abänderung erleidet. Denn das Vergnügen an Schönheit und Ordnung bleibt, wenn auch kein verständiger Urheber dieser Schönheit und Ordnung vorausgesetzt wird. Und gesetzt, es gienge jemand so weit, daß er die physische Ordnung und Uebereinstimmung des Ganzen leugnete, so bliebe doch noch das allgemeine Interesse der Menschheit übrig, und es könnte immer noch das Vergnügen davon als eine nothwendige Bedingung unserer Glückseligkeit angesehen und empfohlen werden. Das ist es, was die Freunde einer allgemeinen Toleranz zum Besten des Atheismus sagen können, und in der That begreife ich nicht, wie man die Gründe für die Religion gehörig prüfen könne, wenn es nicht erlaubt seyn soll, die Gegengründe vorzutragen. Allein bey dem allen bleibt es doch wahr, und ist von Schaftsbury selbst nicht geleugnet worden, daß eine vernünftige Religion die Gründe zu einem tugendhaften Wandel ungemein verstärke. So gewiß es daher ist, daß intolerante Gesinnungen, selbst gegen Atheisten, der Untersuchung der Wahrheit, und sogar der Moral, nachtheilig sind, eben so wahr ist es doch auch, daß jeder an seinem Theile mit der äußersten Behutsamkeit zu Werke gehn, und die Landesreligion mit Schonung behandeln müsse.

T.

---

7. Mathematik.

Ignatius Pichels Abhandlung von einem Sekundenperpendikel einer astronomischen Uhr, dessen Länge von der Wärme oder Kälte keine Veränderung leidet. Mit 1 Kupfer. Erfurt, 1787. bey Kayser. 3½ B. in 4.

Der Verf., der schon mehrere astronomische Uhren hatte verfertigen lassen, setzte sich bey einer neuen, in Rücksicht des Perpendikels, folgende 3 Bedingnisse vor. 1. er sollte nur aus zwey Stangen bestehen, deren eine von Eisen, die andere von Messing wäre. 2. die Linse sollte gerade herab in der Mitte hangen, und auch nicht unten am Rande seiner Peripherie, sondern in dem Mittelpunkte aufsitzen. 3. Endlich sollte sich die Einrichtung auf ein jedes Verhältniß der Ausdehnung der zweyen Metallen, auch nach der gänzlichen Verfertigung, sicher und leicht bestimmen lassen. Diese Vortheile nun zu erhalten, gab er den Perpendikel folgende Einrichtung. Er hängt, wie gewöhnlich, an einer Schwungfeder, wo er auch dann aufgeschrauber oder niedergelassen werden. Sie ist 1 Zoll 0 P. L. lang, an diesen befindet sich eine messingene Regel, 9¾ Zoll lang, 1 Zoll breit und 1 Linie dicke; unten aber befindet sich eine verzierte Ausschweifung, beynahe auf 3 Zoll breit. Hinter dieser befindet sich eine gleich lange und auch gleich breite eiserne, welche oben mit 3 Schrauben an sie befestiget ist, und damit diese Regeln sich nicht biegen oder auseinanderziehn, sind in gleichen Abtheilungen 3 Schrauben angebracht, die durch längliche Löcher der messingnen passen, damit sich beyde insbesondere zwar frey nach der Länge verschieben; nicht aber auseinandergehen können. Stählerne Vorlegeblättchen verdecken die Löcher. Am Ende der eisernen hängt an einem gemeinschaftlichen, wohl abgedrehten und polirten Nagel ein doppelter stählerner oder eiserner, ziemlich stark gebogener (Winkel) Hebel von 135°, an dem Ende der messingenen Regel befinden sich 2 kurze mit einer stumpfen und abgerundeten Schneide versehene Untersätze angesteckt, so sich verschieben lassen, und vermittelst dieser sitzt die messingene Regel auf den

beyden Winkelhebeln. Ein jedes Ende der Hebel, ist mit einem gleichlangen, und eben so starken Armen verbunden, die an ihrem Ende über einander liegen, und um drey polirte Nägel beweglich sind. Es bilden also diese 2 Arme mit den 2 Schenkeln der beyden Hebel ein ordentliches Quadrat, wenn die zwey andern Schenkel der Hebel in gerader Linie liegen, ist dieses nicht, so verwandelt sich das Quadrat in einen Rhombus, so zu jeder Seite 14,75 Linien hat. An dem nämlichen Nagel, der die Arme verbindet, hängt eine eiserne gekrümmte Regel, an deren unterm Ende ein Schraubengewinde angeschnitten ist. Oben wird solche mit einem Kloben an die eiserne Regel befestiget. Auf dieser Regel ist die Linse angeschoben und zugleich eine messingne Hülse angesteckt, auf welcher Mittelpunkte die Linse aufsitzet, am Ende befindet sich eine Schraubenmutter, die diese angesteckten Stücke träget. Die Linse ist ein Kugelabschnitt, mit Bley ausgegossen, und wieget etwas über 10 Pf. Der ganze Perpendikel aber 13 Pf. Die schwere Linse drückt die horizontalen Hebelarme, an die Unterlätze der messingnen Regel fest an, wodurch das Ganze unbeweglich wird. Wenn aber eine größere Wärme einfällt, so verlängert sich die hintere eiserne Regel und mit ihr senkrecht sich die Linse, mit der Hebeleinrichtung herab. Zugleich aber verlängert sich die messingne noch mehr, und drückt, weil sie oben an die eiserne angeschlossen ist, die horizontalen Hebelschenkel tiefer herab, hebt dadurch die Verbindung der Arme der Hebel, nebst der Verbindung der beyden letztern sammt der Linse und untern Regel. Zugleich dehnt sich auch die messingne Hülse in die Höhe aus, und erhebet um eben so viel den Mittelpunkt der Linse, als ihn die eiserne Regel herabgelassen hatte. Bey großer Kälte geschiehet, das Widerspiel. Der Verf. bestimmt durch Rechnung diejenigen Punkte, in welchen die Unterlagen der messingnen Regel und dem einen Schenkel des Hebels liegen müssen, und nimmt hiebey die Länge des andern Schenkels = 1 an, und bestimmt nach der gefundenen Formel das Verhältniß beyder für 10 verschiedene Fälle, wenn sich das Quadrat der Hebeleinrichtung in einen Rhombus verwandelt, und der Unterschied zwischen der Diagonale des Quadrats und der Größen des Rhombus bekannt ist. Auf diese Art findet man den Ort, wo die Unterlagen angebracht werden müssen, und wenn dieses geschehn, so glaubt der Verf. daß diese Art von Perpendikel gewiß seiner Absicht entsprechen würde. Als derselbige

selbige mit Beyhülfe der beobachteten Sonnenhöhen und der Mittagslinie, dem Ort der Unterlage in seinem Perpendikel bestimmt hatte, so fand er in der Folge, daß auch die gröste Abänderung in Wärme und Kälte keinen Unterschied im Gange der Uhr hervorbrachte, den nämlich der Vers. auf den Perpendikel hätte schieben können. Diese sinnreiche Art macht ihrem Erfinder, der schon durch verschiedene Erfindungen sich rühmlichst bekannt gemacht hat, Ehre, obgleich die Zusammensetzung künstlicher als bey dem Harrisonischen ist. Besonders aber ist das ein Vorzug von dieser Art, daß man auf die Ausdehnung der verschiedenen Metalle vor ihrer Zusammensetzung nicht Rücksicht zu nehmen brauche, sondern daß man hier durch die Unterlagen, seine wahre Länge bestimmt. Rec. wünscht mit dem Vers. daß ein geschickter Künstler einen solchen Perpendikel verfertigen möchte, um zu sehen, wie viel man sich zu versprechen habe.

Der praktischen Rechenkunst, für den Rechnungsführer, Oekonomen und Landmann, Erster Theil; oder deutliche Anleitung zur geschwinder und vortheilhafter Ausrechnung Churfächsischer Steuergefälle, von Johann Gottlob Wolf. Weißenfels, bey Severin. 1787.

Auch unter dem Titel:

Praktische Rechenkunst — von J. G. Wolf und Johann Friedrich Wolf.

Der Vers. glaubte, in einem Churfürstl. Ausschreiben von 1775. „darinnen von der sogenannten Rechenkunst ausdrücklich nichts gesagt worden," eine Ermunterung zu finden, ein Rechenbuch für den Steuereinnehmer zu schreiben, und da derselbe das schätzbare (so sind die Worte) Biennische Rechenbuch erhielt; so äußerte er den Wunsch, daß dasselbe in allen Schulen Sachsens, bald eingeführt werden möchte. Nun schrieb der Vers. beynahe den ganzen ersten Theil ab; wendete die Zahlen auf die Steuerrechnung an, und so entstand dieses Buch. Es versteht sich nun von selbst, daß die ganze Rechnung a la Biennm geführt wird, dieser ist

des Verf. Newton, und so unsterblich wie dieser, die ganze Rechenwelt soll dunkel, wüste und ein Chaos gewesen seyn, ehe Vieum durch die Herausgabe seines Rechenbuchs sprach: Es werde Licht! Der Verf. muß nie ein anders Rechenbuch als dieses gesehn haben, auch ehe dasselbe herausgekommen, noch nicht den mindesten Unterricht, im Rechnen erhalten haben; denn sonst läßt sich nicht erklären, wie es möglich seyn kann, daß ein Mann, der ein Rechenbuch herausgiebt, die Division der Brüche S. 43. wo das Produkt des Nenners des Divisors in den Zähler des Dividentens; den Zähler und das Produkt des Zählers des Divisors in den Nenner des Dividenten, den Nenner des Quotienteus angiebt, für eine kurze und leichte Rechnung des Herrn Vieums, als von ihm erfunden anpreißen kann. Dergleichen auffallende Angaben sind bey Dutzenden vorhanden. Das beste in diesem Buche, sind verschiedene berechnete Tafeln, zum Steuerrechnungswesen gehörig, die zusammen einen kleinen Rechnungsknecht ausmachen würden, der allerdings für die Einnehmer auf dem Lande, nach vorhero gezeigtem Gebrauche nützlich und brauchbar ist; auch könnten diese Tafeln, da ihrer nicht viel sind, in dem jährlichen Kalender zum allgemeinen Gebrauche mit abgedruckt worden.

Beytrag zur angewandten Rechenkunst. Erstes Stück. Rostock, bey Gröss. 1787. 2 Bog.

Wahrscheinlich erscheint zu diesem ersten Stück kein zweytes, indem es nur scheint, diesen zwey Bogen eine Gesellschaft zu versprechen, und überflüßig wäre es, Wort zu halten, indem dieses erste Stück, wenn der ungenannte Verf. bey seiner guten Absicht, mehrere Kenntniß von alten und neuen Schriften der Rechenkunst, gehabt hätte, gewiß nicht würde gedruckt worden seyn. Es wurde ihm eine zur Rentenrechnung gehörige Aufgabe, vorgeleget, die er ohne Logarithmen auflösen sollte; die Formel hiezu fand er in Karstens Lehrbegriff der Mathematik 2ter Theil S. 284. Da nun hier das Verhältniß des Kapitals zu den einjährigen Zinsen, auf die Potenz, der Anzahl Jahre, erhoben werden muß, und dieses, ohne sich der Logarithmen zu gebrauchen, eine weitläuftige Rechnung ist, so verfertigt er 3 Tafeln A. B. C. durch welche die Rechnung geschwinder und nur nach der gewöhn-

mäßerlichen Regel de Tri, gemacht wird. (Simon Stevin hat schon 1634. hiezu gehörige Tafeln geliefert.) A und B ist aber unnöthig, indem sich alle Rechnungen dieser Art mit der C machen lassen. Diese Tafel C aber, die hier bloß auf 10 Jahre berechnet, befindet sich bereits in Florencourts Abh. zur juristischen und politischen Rechenkunst, worin solche die 9te Tafel ist, auf 100 Jahr; deshalb war es ganz überflüßig, eine neue bloß auf 10 Jahr dem Publico vorzulegen.

Rg.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Geschichte einiger, den Menschen, Thieren, (der) Oekonomie und Gärtnerey schädlichen Insekten, nebst den besten Mitteln gegen dieselben, aus dem Französischen und mit Anmerkungen von J. A. E. Goeze. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. ohne Vorrede und Register. 264 S. in 8.

Das zu Paris im Jahr 1781. erschienene Original: Histoire des insectes nuisibles à l'homme, aux bestiaux, à l'agriculture et au jardinage ist bekannt. Der Verf. schreibt weder als Naturkündiger, noch als erfahrner Oekonom, ohne System, ohne Vollständigkeit, ohne eigne Erfahrung, und macht ohne weitere Prüfung alle gehörte oder irgendwo gelesene Mittel gegen die Schädlichkeit der Insekten bekannt, sie mögen nun auf Erfahrung oder auf Vorurtheile gegründet, mögen anwendbar, oder den Menschen, Thieren und Pflanzen schädlicher als den Insekten seyn, oder nicht. Er hat weder die schädlichen Insekten vollständig abgehandelt, noch sie gehörig unter sich und von den Würmern unterschieden, weil er sogar die Schnacken und Blutigel zu denselben rechnet. Was er von dem Bauer, der Oekonomie der Insekten sagt, ist auch nicht aus eignen Beobachtungen, sondern aus den Beobachtungen Anderer, und oft ganz unrichtig hergenommen. Wer einem durch so viele französische Fehler verun-

stalte-

faltetem und mangelhaften Original konnte also ein deutscher Uebersetzer seine deutsche Kenntniß und seinen deutschen Fleiß im ganzen Maaße zeigen. Hr. Göze hat vieles geleistet, wie man es von ihm als einem bewährten Entomologen erwarten konnte, aber doch nicht alles. Er hat die Insekten ordentlich nach dem Linne' bestimmt, die Irrthümer und Unrichtigkeiten des Verf. berichtigt und zu den vom Verf. vorgeschlagenen Mitteln, um derentwillen er eigentlich das Buch übersetzt hat, die neuesten, besten und bewährtesten beygefügt, aber an die Ausfüllung der Lücken nicht gedacht, weil, wie er sagt, die Lücken zu groß waren, als daß er sie ausfüllen konnte. Und wer hätte diese Lücken doch besser ergänzen, wer die Geschichte der übergangenen Bohrkäfer, Saamenkäfer, der Pfeifer in der Kühsaat, Schaumzikaden, Schupperthierchen, Holzläuse, Asseln u. s. w. richtiger hinzufügen können, als eben Hr. Goeze selbst? So bleibt das Buch bey allen guten und schätzbaren Berichtigungen und Bemerkungen des Herrn Uebersetzers doch ein unvollständiges Buch, das allemal mit Behutsamkeit gebraucht werden muß, weil H. G. alle von dem französischen Verf. vorgeschlagenen Mittel, ohne sie zu sichten oder zu berichtigen, auch in der Uebersetzung hingegeben hat. Der schätzbarste Theil dieser deutschen Ausgabe sind die von dem Hrn. Uebersetzer mitgetheilten Beobachtungen über den Bau und die Lebensart der Insekten. Als ungezweifelte Mittel gegen die Wanzen giebt Hr. Goeze den Dampf von Blutegeln auf Kohlen 48 Stunden im Zimmer, und eine Mixtur von Scheidewasser, Vitriolwasser und frischer Rindergalle, jedes zu gleichen Theilen an, mit welcher die Wände, die Balken, Bretter, Bettstellen und Ritzen bis zum Herunterfließen bestrichen werden müssen; diese Mixtur ist tödtend für die Alten und die Eyer zugleich. Hr. G. hat das Männchen der Laus bemerkt, das dem Schwammerdamm entgangen ist; es kömmt so sparsam vor, daß immer 100 Weibchen auf ein Männchen gerechnet werden können; auch eine ganz eigne bisher noch gar nicht bekannte Art von Läusen von braunrother Farbe in dem Pelze einer Fledermaus. Gegen den französischen Verf. erinnert er, daß er die Flöhe auch an apoplektischen Personen und an kranken Katzen gefunden habe. Der französische Verf. schlägt noch Mittel gegen den Spinnenbiß vor, der doch auch nach der Bemerkung des Hrn. G. gar nicht tödtlich ist. Zur Tödtung der Fliegen empfiehlt der

Letzte

ngere den Dampf von frischen, getrockneten, zu Pulver ge-
ebenen und auf Kohlen gestreuten Kürbisblättern als das
herste Mittel. Gegen die Kornwürmer ist kein besseres
erwahrungsmittel, als ein gut angelegter durch wohl an-
brachte Fenster Tag und Licht empfangender Kornbo-
en und ein gut getrocknetes Korn. Außerdem schlägt er
och vor, den Boden, ehe das Korn aufgeschüttet wird, mit
inkender Melde zu reiben, Zwiebeln in das Korn zu stecken,
rischen Hopfen auf den Boden zu streuen, ihn aber wieder
egzukehren, ehe das Korn aufgeschüttet wird, die Wände
nd alle Ritzen des Bodens mit Kalk, der mit Heringslacke
nd Theerwasser vermischt ist, zu verstreichen. Nach Hrn.
Boezens Meynung hängt die Tödtlichkeit des Scorpionstichs
on dem Alter der Scorpionen ab, und die vom Maupertuis
emachten Versuche, machen diese Meynung wahrscheinlich.
Das beste, sicherste und für die Pflanzen unschädlichste Mit-
el gegen die Erdflöhe ist, daß man die Pflanzen reich-
ich mit Wasser vermischter Heringslacke oder Sauerkohlbrü-
e begieße. Man kann aber auch den Saamen im klar zer-
ossenen und mit Fischthran gemischten ganzen Schwefel
eichlich tränken, im Schatten trocknen und dann säen. Ge-
en die verwüstenden Kohlraupen räth auch Hr. G. todte
rebse in die Beeten gesteckt, als ein gutes Mittel an.

Unter denen vom französischen Verf. zusammengetragenen
Mitteln sind viele von der bloßen Sage hergenommen, viele
anz unthunlich und viele wieder schädlich. Unter die Letzteren
ehört der zu starke Gebrauch des Kalks und Oels bey den
Pflanzen gegen die Insekten. In der Uebersetzung sind uns
inige Zweifel aufgestoßen, die wir aber bloß anzeigen können,
eil wir die Originalschrift nicht vor uns haben. S. 76.
gt Hr. Goeze: Ein junger Kadet glaubte überzeugt
n seyn, und S. 77. wieder, Mitanart, Marby,
bayen, Parmientier und Dreux vereinigten
ch mit dem Kadet, und versprachen, ihre Erfahrun-
en der Welt bekannt zu machen, welches aber noch
icht geschehen ist. Der Fehler wäre schon nach dem blo-
en Zusammenhang zu auffallend, wenn Hr. Goeze geglaubt
ätte, daß hier von einem jungen Cadet, einem jungen Abe-
chen, und nicht dem Naturforscher Cadet, die Rede wäre,
er da hätte er auch Cadet der Jüngere setzen sollen. Hr.
oeze fragt in dem Kap. von dem Heuschrecken, was

Quin-

Quintal, Quintaux für Gefäſſe ſeyn möchten? Quintal iſt eigentlich ein Provinzialausdruck, der von groſſen Steintrügen gebraucht wird, ſo wie Quintal in andern Provinzen, beſonders Languedok und Provence der gewöhnliche Ausdruck iſt, ſo oft man ein Gewicht von 100 Pfund anzeigen will. Dem von dem Franzoſen geſchaffenen Grafen von Oels hätte der deutſche Ueberſetzer billig ſeine deutſche Würde wieder geben ſollen.

Bi.

Anhang zur Geſchichte der Aeroſtatik von D. Chriſtian Kramp. Strasburg, im Verlage der akademiſchen Buchhandlung, 1786. gr. 8. 152 S.

Die Veranlaſſung zu dieſer ſchätzbaren Schrift gab Hr. Bergkommiſſär Roſenthal, der theils durch die Recenſion ſeiner bey Ettinger in Gotha herausgekommenen Beyträge, theils durch ſeine in der Geſchichte der Aeroſtatik vorgetragene Theorie der ſpecifiſchen Federkräfte verſchiedener Luftarten auf das Barometer angewandt, genöthigt zu ſeyn glaubte, in einer Beylage zu dieſer Geſchichte (Gotha, bey Ettinger 1785.) ſich gegen Hrn. D. Kramp zu verantworten, und deſſen hierüber gegebene Theorie für ſein Eigenthum zu erklären. Aus der Urſache führt Hr. Kr. hier zuerſt einen Beweis, daß die in ſeiner Geſchichte der Aeroſtatik gegebene Regel für Höhenmeſſungen und Dichtigkeit der Luft ſeine Regel ſey, in einer Epiſtel an Hrn. Roſenthal. Mit Achtung erwähnt er zwar die Verdienſte des Hrn. R. um die meteorologiſchen Werkzeuge und deren Gebrauch, wiederholt aber nochmals ſein Urtheil über jene Beyträge, und beweiſt es nachher ausführlicher, daß die ganze darin geſuchte Abſicht ohne ſo viele Umſchweife hätte erreicht werden können. Aber ſchon in ſeiner Geſchichte findet man auf ſehr wenig Seiten die Auflöſung des Problems in ſeiner völligen Allgemeinheit, wie für jede Barometer- und Thermometerhöhe die Höhe eines Orts in Toiſen, die Dichte der Luft und ihr Verhältniß zur Dichte des Queckſilbers ſehr leicht zu beſtimmen ſey. Daß er aber dieſe Auflöſung nicht aus Hrn. Roſenthals Schrift genommen, macht er (wenn bey Unpartheyiſchen anders noch ein Beweis nöthig wäre) dadurch augenſchein-

scheinlich, daß seine Geschichte der Aerostatik und seine Beyträge, woraus er alles gestohlen haben soll, zu einerley Zeit, nämlich in der Leipziger Ostermesse 1784 herausgekommen sind.

Nach dieser kurzen Abfertigung nennt er die Männer, welchen er eigentlich seine Theorie schuldig sey. Der Mariottische Lehrsatz, daß die Dichtigkeit sich wie der Druck verhalte, führte ihn (wie schon lange vor ihm Andere) auf die ganz natürliche Folge, daß nach dem Verhältnisse der Höhe über den Horizont die Dichte der Luft und der ihr proportionale Barometerstand, wie die Ordinate einer logarithmischen Linie abnehmen müsse. Die logarithmische Linie wird durch ihre Subtangente bestimmt, die bekanntlich eine beständige Größe ist. Liegt nun die Subtangente der logarithmischen Linie bey den Barometerhöhen und bey der Dichte der Luft zum Grunde: so kann diese weder von der einen noch von der andern abhangen, weil diese immer verschieden sind, sondern muß einer ganz andern Eigenschaft der Luft proportional seyn, die von beiden unabhängig ist, und mit keiner, für sich allein betrachtet, in einiger Verbindung steht. Dies ist die specifische Federkraft der Luft, die Bouguer auf den Andesgebirgen bemerkte. Hier fand er nämlich bey seinen Messungen mit dem Barometer die höhere Luft immer dünner, als sie nach dem Mariottischen Gesetze seyn sollte, ungeachtet das Thermometer immer fiel; und dies führte ihn auf den Unterschied der absoluten und specifischen Federkraft. Er sah, daß zwey Luftarten bey gleicher Dichte und gleicher Wärme sehr ungleichen Widerstand ausüben könnten. Lambert nutzte dies. Er sah aus jenen Messungen, daß, wenn Dichte der Luft und Barometerstand in geometrischem Verhältnisse abnehmen, die zugehörigen Höhen in einer stärkern als der arithmetischen Progression zunehmen müssen. Er berechnete, welches ungefähr die wahre Formel zwischen Barometerstand und Höhe seyn könne, und konstruirte darnach eine Tafel, die für die mittlere Barometerhöhe im Horizonte 28 Zoll die Höhe darstellt, die jedem niedrigern Barometerstande zugehören könnte. In ihm fand nun Hr. Kr. sehr deutlich ausgedruckt, daß jeder Unterschied der Höhen das Produkt der Subtangente mit dem dazu gehörigen Unterschiede der hyperbolischen Logarithmen zweyer Barometerstände sey; daß diese Subtangente das Maaß der Wärme sey; und daß sie die wahre Höhe der Atmosphäre seyn würde, wenn sie bey gegebenen absoluten

Feder-

Federkraft im Horizonte durchaus gleich dicht wäre. Nun fehlte weiter nichts, als für jeden Grad des Thermometers sich eine besondere Logistik zu gedenken, und deren Subtangente zu finden. Lambert selbst hatte schon sehr vieles dazu dadurch vorbereitet, daß er bey Gelegenheit seines Luftthermometers das Volumen einer gewissen Masse atmosphärischer Luft bey unveränderter absoluten Federkraft vom Frierpunkte bis zum Siedpunkte hin auf 1000:1370 festsetzte. Zur völligen Verfertigung einer solchen Tafel gehörte weiter nichts, als ein einziger Versuch, durch welchen die Höhe in Toisen bestimmt würde, die dem Falle des Barometers um eine gegebene Größe für eine nicht gewisse Temperatur der Luft zugehört. Diesen Versuch lieferte uns de Lüc. Er fand, daß bey 16¼ Grad des Reaumurschen Thermometers ein Barometerstand von 29 Zoll auf 12497 Tausendtheilchen eine Toise um eine Linie fällt. Hieraus läßt sich leichte für diese Temperatur, so wie für jede andere die Subtangente der atmosphärischen Linie in Toisen bestimmen, und damit ist das ganze Problem aufgelöst. Nämlich die Differenz der Ordinaten (welches hier die Differenz der Barometerhöhen ist, und eine Linie beträgt) verhält sich zur Differenz der Abscissen (hier der Abstand der beiden Barometer in der untersten und obersten Stelle = 12,497 Toisen) wie die größere Ordinate (hier die Barometerhöhe in der untersten Stelle) zu der Subtangente. Die beiden ersten Glieder dieses Verhältnisses zeigen zugleich an, wie sich die Dichtigkeit der Luft zur Dichtigkeit des Queckſilbers verhält. Da nun diese von den Graden der Wärme abhängt: so muß für jeden Grad des Thermometers eine solche Subtangente berechnet werden, wie der Hr. Verf. im ersten Theile seiner Geschichte der Aerostatik S. 113 gegeben hat.

Eigentlich hat doch auch hier der große Prof. Mayer das erste Verdienst. Schon im Jahre 1753, beynahe 20 Jahre vor dem de Lucschen Werke beobachtete er, daß die mittlere Refraction für 10 Grade des Reaum. Thermometers bey unveränderter Barometerhöhe um $\frac{1}{28}$ vermindert werde, und fand daraus das Verhältniß, nach welchem sich die Luft bey gegebenen Graden des Thermometers ausdehnt. De Lucs Hauptverdienst bleibt jene Messung, woraus sich ergiebt, daß für 16¼ Gr. Reaum. die Subtangente 4342,704 Toisen betrage. Statt dieser Subtangente aber hat er seine viel weit-

läuf-

läuftigere Correctionsmethode gebraucht, von der man aufrichtig gestehen muß, daß sie nicht mathematisch ist. Indeß bekömmt man durch sein Verfahren doch ein richtiges Resultat, und es läßt sich, wie Hrn. Rosenthals weitläuftige und verwickelte Rechnungsmethode, sehr gut mit dieser Formel, die aus der Subtangente, multiplicirt mit dem hyperbolischen Logarithmen des Verhältnisses der beiden Barometerhöhen, die Entfernung dieser beiden Barometer, d. i. die Höhe des Orts angiebt, sehr wohl vergleichen, wie Hr. Rosenthal in seiner Beylage sehr gut gezeigt hat. Hätte überhaupt dieser Mann sich an dem Ruhme genügen lassen, den seine bisherigen Beschäftigungen mit dem Barometer und Thermometer ihm verschaffet, und dem Hrn. Kramp seine unleugbaren Verdienste um eben dies Fach nicht auf eine so beleidigende Art abgesprochen: so würde Letzterer ihm seine große Ueberlegenheit wahrscheinlich auch nicht auf eine so peinliche Art haben empfinden lassen, als hier geschieht. Er würde unter andern die auf falschen Proportionen gebauete Thermometerskale des Hrn. Rosenthal schwerlich so durchgenommen, und dessen Moment, Normalmoment, Fundamentalgewicht der Atmosphäre, fundamentalspecifischen Schwere der Luft und dergleichen Kunstwörter nicht als so unnütze Dinge bey Hrn. M. Methode zur Schau aufgestellt haben.

Doch der wichtigste Theil dieser Schrift ist der Versuch einer vollständigen Theorie über die specifische Federkraft und Ausdehnbarkeit verschiedener Luftarten. Nach einer vorangeschickten Erklärung der specifischen Elasticität und den hieraus fließenden Gesetzen wird in einer Tabelle die specifische Federkraft der vorzüglichsten bisher entdeckten Luftarten bey 55 Graden des Fahrenheitschen Thermometers nach den Versuchen des Fontana, ferner das Gleichgewicht zweyer verschiedenen Luftarten in einer verschlossenen Röhre, wenn ihre Masse und specifische Federkraft bekannt ist, bestimmt. Die Anwendung dieser letzten Aufgabe auf das Luftthermometer führt ihn auf die große Nutzbarkeit der Subtangente in der ganzen Aerologie, wie Lambert schon gezeigt hat, ungeachtet er den Ausdruck specifische Federkraft nicht hat. Es ist beynahe kein einziges Problem sowohl über die gemeine Luft, als über jede andere künstliche Luftart, das nach der Meynung unsers Herrn Verfassers ohne die Kenntniß der Subtangente bestehen könnte. — Wie man es nimmt. — Aus ihr läßt sich

die Geschwindigkeit bestimmen, womit die gemeine Luft sich in den leeren Raum ergießen müßte; auch diejenige, womit sich der Schall in ihr fortpflanzt. Newtons und Eulers Gesetz für die Fortpflanzung des Schalls bey angenommener absoluten Elasticität kann in Ansehung der specifischen nun kurz so ausgedruckt werden: die Geschwindigkeit des Tons verhält sich, wie die Quadratwurzel aus der specifischen Federkraft, oder noch genauer: Man multiplicire die Subtangente mit 5. die Quadratwurzel aus diesem Produkte ist die verlangte Geschwindigkeit des Schalls, so wie er sich in atmosphärischer Luft fortpflanzen muß, in Toisen ausgedruckt. Hiernach ist seine Tabelle berechnet, welche für alle Grade des Reaumurschen Thermometers die Geschwindigkeit der Luft in dem leeren Raume, und die Geschwindigkeit des Schalls in einer Sekunde in Toisen anzeigt. Die Erfahrung lehrt, daß die berechnete Geschwindigkeit der Luft ungefähr um den 7ten Theil kleiner sey, als man es in der Natur wirklich bemerkt. Newton und Euler geben darüber verschiedene Erklärungen, wogegen sich aber verschiedenes einwenden läßt. Aus Bianconis Sendschreiben an Hrn. Scipio Maffei, Hamb. Mag. 16 B. S. 476 weiß man schon ungefähr, wie viel der Schall in warmer Luft geschwinder gehe, als in kalter, und eben das fand nun Hr. K. in seiner Berechnung vermittelst der Subtangente, genau. Es frägt sich indeß doch, ob seine Angaben sich durch die Erfahrung bestätigen werden. Er berechnet hierauf für den 55sten Fahrenh. Grad die Subtangenten, nebst den beiden vorhin gedachten Geschwindigkeiten für die übrigen Luftarten. Bey den Höhenmessungen mit dem Barometer muß unstreitig auf diese Luftarten, davon die leichtesten und elastischen sich in den höhern Gegenden befinden, selbst auch auf die Grade der Breite, die die Schwere der Körper ändert, gesehen werden. Brennbare und phlogistische Luft ist nach aller Wahrscheinlichkeit eine Hauptursache der feurigen Meteore in den höchsten Gegenden. Eben daraus aber sieht man auch, daß die Salubrität der Luft in den größern Höhen auch merklich abnehmen werde. Es wäre zu weitläuftig, alle hier noch vorkommende Untersuchungen anzuführen. Wir merken darunter nur noch folgende: Wenn die absoluten Federkräfte und die Volumina zweyer Luftarten gegeben sind, welches wird die absolute Federkraft der Mischung seyn? und wenn die Massen und specifischen Federkräfte derselben bekannt sind, welches ist die specifische Federkraft der Mischung? und

was

was leidet das für Anwendung auf die Bestandtheile der atmosphärischen Luft? Ferner: es sind 2 Gefässe gegeben, die durch eine gegebene Oeffnung mit einander Gemeinschaft haben, und deren jedes eine Luft von gegebener Masse und specifischer Federkraft enthält; man soll die Zeit bestimmen, nach welcher die Bewegung der Luft aus dem einen Gefässe in das andere ganz aufgehört haben muß. Auch über die Ausdehnbarkeit einer Mischung aus 2 Luftarten, deren Massen und specifische Federkräfte gegeben sind, über die specifische Wärme derselben einzeln und in der Mischung findet man Untersuchungen, die eben so viele schöne Proben von dem Scharfsinne und großen Kenntnissen dieses noch jungen Mathematikers abgeben. Nur wünschte Rec., daß er seine eigene Ueberzeugung davon sich nicht so oft merken ließe, und insbesondere die kühne Bestimmung, wie weit das Gebiet unserer vorigen und jetzigen Kenntnisse gienge, nicht so zuversichtlich wagte.

Ps.

Oryctographia Carniolica, oder physikalische Erdbeschreibung des Herzogthums Krain, Istrien ꝛc. Dritter Theil. gr. 4to. Leipzig, bey Breitkopf, 1784. 184 Seiten. Vorrede 20 Seiten; mit 7 Kupfertafeln.

Die Reise fängt in diesem Theile bey dem Veldeser See, in Oberkrain, an, und endiget sich bey Szamobor in Kroatien. Mehr über dieses und andre benachbarte Länder wird der Verfasser in den folgenden Theilen liefern. Die Manier des Verfassers, womit er die vorkommenden Gegenstände behandelt, ist schon aus den, in der allgemeinen deutschen Bibliothek angezeigten beyden vorhergehenden Theilen zur Genüge bekannt; und der Verfasser versichert selbst, daß er den dritten Theil nach eben dem Plane, wie die vorhergehenden, ausgearbeitet habe; nur daß er wäßrichter geworden, wie er sich ausdrückt, weil darin die mineralischen Wässer dieses Landstrichs beschrieben werden. Von einigen Bergwerken, z. B. vom Bleyberg, Rabl u. s. w. kommen doch auch einige brauchbare Nachrichten vor. In der Vorrede spricht der Verfasser von der weiten Ausbreitung der Slavischen Sprache, die

die Muttersprache nicht nur der Russen, sondern auch wohl mehrerer Nationen sey. In der Schweiz sogar will der Verfasser Spuren dieser Sprache gefunden haben. Er wundert sich daher, und macht den Gelehrten daraus einen Vorwurf, daß sie sich mit derselben zu wenig bekannt machen. Mancher, sagt er, glaubt recht viel gethan zu haben, wenn er sechs Sprachen gelernet hat, als Latein, Italiänisch, Spanisch, Deutsch, Holländisch und Englisch. Uns deucht das genung zu seyn; und es wäre wohl eher zu wünschen, daß die Gelehrten noch wenigere Zeit mit Erlernung so vieler Sprachen verderben dürften, als daß man ihnen noch mehrere aufdringen sollte. Allein er meynt es wohl nicht so allgemein, als er sich ausdrückt; sondern empfiehlt vermuthlich nur die slavische, ungarische und arabische Sprache für Reisende, die fremde Völker des Erdbodens besuchen wollen, wo diese Sprachen oder ihre Dialekten geredet werden. Daß diese, wenn sie solche Länder besuchen, besser fortkommen, wenn sie die Sprachen wissen, leidet keinen Zweifel. Es hat aber auch niemand daran gezweifelt, und es pflegen gemeiniglich die Gelehrten, die solche Reisen unternehmen, sich vorher so viel möglich dazu zu bereiten. Da aber nur sehr wenige Gelehrte solche Reisen unternehmen können; so wäre es allerdings eine sonderbare Forderung, daß sie überhaupt, statt des Italiänischen, Spanischen, Englischen u.s.w. Slavisch und Arabisch lernen sollten. Die sechs Sprachen zu können, die der Verfasser als die gewöhnlichen nennt, ist eben nicht so leicht und so geringfügig, wie er es sich vorstellt. Freilich aber kann man niemand für einen Sprachkenner, oder überhaupt für einen Gelehrten halten, der nicht einmal seine Muttersprache orthographisch und grammaticalisch richtig zu schreiben weiß, viel weniger das Genie anderer Sprachen kennt, wenn er gleich einen Haufen Wörter durch die Uebung im gemeinen Leben sich bekannt gemacht, und etwas zu plappern weiß. Daß Cooks letzte Reise um die Welt umsonst, oder ohne Nutzen, vorgenommen sey, und daß das, was er gegen den Nordpol eigentlich untersuchen sollte, schon vorher von den Russen entdeckt war; und daß die ganze Reise unterblieben seyn würde, wenn die Engländer deutsch verstanden, oder wenn Hr. Cooke sie früher mit seinen *Russian discoveries* unterhalten hätte, wird wohl Niemand, außer Hrn. Haquet behaupten wollen und können,

dessen

dessen angemaaßte Vielwisserey mit der angeblichen Unwissenheit der englischen Nation einen possirlichen Kontrast macht.

Pl.

Drury's Abbildungen und Beschreibungen exotischer Insekten, mit fein illuminirten Kupfertafeln, aus dem Englischen übersetzt und mit vollständiger Synonymie und erläuternden Anmerkungen versehen, von Ge. Wolfg. Franz Panzer, der Arzneyk. Doktor, der Reichsstadt Nürnberg ordentlichen Physikus, und der Churfürstl. pfalzbayerischen Societät sittlicher und landwirthschaftlicher Wissenschaften zu Burghausen Mitgliede. Nürnberg, in der Winterschmidtischen Kunsthandlung. 1785. in gr. 4.

Drury's Werk im Original besteht aus drey Bänden, deren jeder 18 Thaler kostet. Welch ein Kapital für dieß eine Werk! Wahr ist es, die Kupfer sind fein, vortrefflich und der Natur ziemlich treu illuminirt; allein gegen einen Rösel kommen sie doch nicht. Die Beschreibungen sind auch mehrentheils sehr mager, und von eigentlicher Naturgeschichte kein Wort. Recensent besitzt das Original selbst, und kann also nach dem Augenschein urtheilen. Uebrigens ist alles ohne System untereinandergeworfen, und nur bey einigen ist Linne angeführt, welches bey verschiedenen erweislich unrichtig ist.

Herr Panzer, der schon um das Poetische Käferwerk keine geringe Verdienste hat, macht mit diesen Heften den Anfang, uns auch dieß kostbare Werk um einen geringern Preis, und was das Beste ist, mit vollständiger Synonymie und erläuternden Bemerkungen in die Hände zu liefern. Wir haben hier vom Text 13 Bogen und 28 illuminirte Kupfertafeln vor uns, die so gut gerathen sind, daß wir sie für Originale halten könnten. Bloß bey einigen Griechen und Trojanern scheinen uns die Farben etwas zu stark aufgetragen zu seyn.

In dem Vorberichte allerley unterhaltende allgemeine Bemerkungen vom Nutzen und Annehmlichkeit der Naturgeschichte, — Widerlegung der Gegner dieser Wissenschaft, und

Betrachtung der Insekten insbesondere, denen dieses Werk gewidmet seyn sollte. — In Afrika giebt es eine Art Ameisen, die sich unglaublich vermehren; aber nicht, wie die unsrigen, und Kolonieen bey einander bleiben, sondern von einem Orte zum andern ziehen. Sie sind mit starken Kinnladen und Gebißzangen versehen. Jedes ihnen begegnende Thier fallen sie an. Es giebt kein ander Mittel, das Leben zu retten, als sich ins Wasser zu stürzen. Die Schwarzen selbst müssen ihnen aus dem Wege gehen, und sogar ihre Wohnplätze mit ihrer Familie so lange verlassen, bis diese Visitenameisen wieder weggezogen sind. Hirsche, Schweine, und andere große Thiere, können ihrer Menge nicht widerstehen. Sie tödten sie auf der Stelle, und lassen sie entweder liegen, oder sie fressen ihnen in einer Nacht das Fleisch von den Knochen, und skeletiren sie völlig. — Die Insekten bekommen eine große Apologie wegen ihres Nutzens, den sie auf der Erde und den Menschen leisten. Den Mistkäfer, *Scar. stercorarius*, hält er wegen seines scharfen und ätzenden Salzes der Arzneykunst und Färbekunst wichtig; seine Eigenschaften wären nur noch nicht untersucht.

Mit dem Oehlkäfer, *Meloe Proscarabaeus*, macht man in Schweden glückliche Versuche, mit dessen ausgepreßtem Oehl Rheumatismen zu vertreiben. In Deutschland ist er als ein Spezifikum wider den Biß toller Hunde angerühmt, welches wohl nicht seyn kann, da zu dem Mittel, das ihn enthält, wenigstens noch einige zwanzig andere Ingredienzien kommen sollen. — Im Frühlinge führen sie das Oehl am häufigsten bey sich; besonders die Weibchen, deren Körper um diese Zeit mit diesem Oehl und einer Menge Eyer angefüllt ist, daß sie davon auf der jungen Rockensaat vor Aufgang der Sonne sehr schwerfällig kriechen. Haben sie aber abgelegt, so werden sie mager, und haben nicht viel Oehl mehr bey sich; die Männchen aber haben wenig oder kein Oehl. —

Die spanischen Fliegen, *Meloe vesicatorius*, lassen die Engländer mit großen Kosten aus fremden Landen kommen, da sie doch in England (auch in Deutschland) im Junius und Julius an den Hartriegelstauden häufig gefunden werden. Es gehören diese Insekten unter die Juginsekten, wie die kleinen Springzikaden, und andre mehr. Artig ist die Bemerkung, und verdient Aufmerksamkeit, daß der Cerambyx moschatus L. (engl. Musk. Beetle,) der sich im Julius

lins an den Weidenstämmen häufig findet, eben die Heilkräfte, als die Canthariden, besitze, und, wenn er gehörig zubereitet werde, in kurzer Zeit starke Blasen ziehe.

Die Erklärung der Terminologie, sowohl über die Eintheilungsmethode, als über alle äußerliche Theile der Insekten, z. B. Fühlhörner, Fühlspitzen, Freßzangen, Zunge, Bauch, Hinterleib, Brußschild, u. s. w. S. 20, ist sehr nützlich. Von den Fühlhörnern, Antennen und Fühlspitzen (*Palpi*) der Insekten, womit einige außer jenen versehen sind, glaubt der Verf., daß es scheine, als ob sie das Vermögen besäßen, mit diesen einen von jenen verschiedenen Gebrauch im Fühlen zu machen. Insonderheit vermuthet er, daß die Männchen durch die Fühlhörner im Stande sind, die Weibchen in einer großen Entfernung zu fühlen. Das Beyspiel von dem Weibchen der Phalaena Quercus ist bekannt, daß, wenn dieß am ersten Tage seines Auskommens aus der Puppe auf freyem Felde gefangen und in eine Schachtel gesperrt worden, alle Männchen der umliegenden Gegend, auch in weiter Entfernung, an sich locke, die sich alsdann mit großer Geschwindigkeit und Begierde nach der Schachtel ziehen, und um dieselbe herumflattern. Es ist nur, unsers Erachtens, noch gar nicht erwiesen, wie das Weibchen seine Witterung von sich gebe, und ob die Männchen just durch die Fühlhörner, und nicht durch andere sinnliche Organen, solche fühlen.

Die allererste Tafel enthält bloße Umrisse der körperlichen Theile von Schmetterlingen und Käfer, wozu S. 26 der Text und die Erklärung gehört, dann folgen die illuminirten. Wir wollen bloß diejenigen bemerken, welche im Linneischen System auch befindlich sind, damit sich Entomologen darnach richten können. Dabey werden wir zugleich das Wichtigste der Panzerischen Anmerkungen beyfügen können.

Tab. I. fig. 1. *Linn.* Pap. Equ. Ach. *Iasius*, der afrikanische Charakterpapilion. Panzer bemerkt hierbey, daß die vom Linn. angegebene Reihe weißer, etwas halbmondförmigen Flecke, im Druryschen Exemplar zitrongelb gemalt wären.

fig. 2. Nicht *Linn.* Pap. Pleb. Rur *Echion*, wie einige dafür halten, weil die Linn. Beschreibung bey diesem nicht zutrift.

Tab. II. fig. 1. Nicht *Rumina* L. oder Cramers *Carinenta* und Laicharrings *Celtis* Archiv der Ins. Gesch. 2. H.

fig. 2. *Linn.* Pap. Pl. K. *Lysippus*.

fig. 4. Nicht *Linn. Pyrrhus*, sondern *Athamas* Cram. Die Falcia communis alba trift bey diesem nicht zu.

Tab. III. fig. 1. *Linn.* Phal. Act. *Odora.*

fig. 3. 4. *Acrea* et *Caprobina* Drury zwar mit Linn. *Lubricipeda* sehr verwandte Arten; schlechterdings aber nicht die letztere selbst.

Tab. IV. fig. 2. Pap. Dl. Eh. *Pasithoüs*, unstreitig nicht Linn. *Cydippe.*

Tab. V. fig. 2. Pap. Dan. Cand. *Eurippe.* Eine Varietät der Linn. Evippe; nicht aber Linn. *Pyrene*, noch weniger Fabric. *Sofia.*

fig. 3. Pap. Nymph. G. *Laomedia* Linn. doch nur die eine Spielart derselben.

Tab. VI. fig. 1. Pap. N. Ph. *Niphe*, fem. Linn. fig. 2. mas.

Tab. VII. fig. 1. Pap. Equ. Ach. *Patroclus Linn.* Tab. VIII. fig. 1. Derselbe von der Unterfläche.

Tab. X. fig. 1. 2. Pap. Nymph. Gemm. *Feronia Linn.* das indianische vierfache W.

fig. 3. 4. Pap. Dan. Cand. *Glaucippe Linn.* der westindische Schwarzstrich.

Tab. XI. fig. 1. 4. Pap. Equ. Troian. *Philenor Linn.* Mant. Pl. p. 535.

fig. 2. 3. 5. Pap. Equ. Tr. *Troilus Linn.* der indianische Rostfleck.

Tab. XII. fig. 1. 2. Pap. Equ. Tr. *Paris Linn.* das asiatische Siebenauge.

fig. 3. 4. Pap. Dan. Cand. *Chryseis Drury.* Nicht *Linn. Monuste* oder *Pyranthe*, obgleich viel ähnliches.

Tab. XIV. fig. 1. 2. Pap. N. Phal. *Bolina Linn.*

fig. 3. 4. Pap. N. P. *Iphica Linn.*

Tab. XV. fig. 3. 4. Pap. Dan. fest. *Erymanthis Drury*, Eine ganz neue Art, die weder Fabriz noch Goeze angeführt haben.

fig. 5. 6. Pap. N. G. *Leda Linn.* das asiatische Eyeck mit dem schwarzen Zwillingsauge.

Tab. XVII. fig. 1. 2. Pap. Equ. Tr. *Polydamas Linn.*

fig. 3. 4. Pap. N. Ph. *Assimilis Linn.* der asiatische Orangepunkt.

Tab. XVIII. fig. 1. 2. Phal. Bomb. *Arenacea Linn.* der Sandflügel.

fig. 2. Phal. Attac. *Cecropia Linn.*

Tab. XX. fig. 1. 2. Phal. Att. *Crepuscularis Linn.*

Tab. XXII.

Tab. XXII. fig. 1. 2. Pap. Equ. Ach. *Thous Linn.* Mant. Pl. II. pag. 536. das ſurinamiſche gelbe Fleckenband.

Tab. XXIV. fig. 1. Phal. Artac. *Luna. Linn.* der nordamerikaniſche Halbmond.

fig. 2. Phal. N. *Ornatrix Linn.*

fig. 3. Phal. N. *Bella Linn.*

Tab. XXV. fig. 1. Sphinx legit. *Carolina Linn.*

fig. 2. Phinx. adſc. *Phegea Linn.*

fig. 3. Sphinx. adſc. *Stenops.* Eine wirklich eigene Art, obgleich nach Jablotz S. *Convolvuli* und Eſper S. *Liguſtri.*

Tab. XXVI. fig. 1. Sph. adſc. *Polyxena Linn.*

fig. 2. Sph. adſc. *Cerbera Linn.*

fig. 4. Sph. adſc. *Thetis Linn.* Mant. Pl. II. p. 539.

Tab. XXVII. fig. 2. Sph. legit. *Pinaſtri Linn.* der Fichtenſchwärmer.

fig. 3. Sph. leg. *Elle Linn.*

Wn.

Bibliotheque medico-phyſique du Nord, troiſieme Claſſe, qui comprend ce, qui a trait à la Chymie: ouvrage, redigé d'après tout ce, que le Nord fourrit de plus intéreſſant dans ces differentes ſciences: par Mr. *Vicat*, Doct. Med. et continué par *M. H. Struve*, fils, Prof. en Chymie — a Lauſanne, chez Fr. Graſſet, 1784. pag. 348. 8.

Wir erwähnen dieſes franzöſiſchgeſchriebenen Werks, nicht bloß weil ſein Verfaſſer ein Schweizer iſt, ſondern auch deßhalb, weil es faſt ganz nur eine Ueberſetzung eines deutſchen ſehr bekannten und beliebten Werks iſt. Der Stoff beſteht nämlich größtentheils aus ausgehobenen Aufſätzen aus verſchiedenen Theilen von Hrn. Crells chemiſchen Journal und den neuen Entdeckungen in der Chemie. Dieß führt Herr Struve (denn Hr. St. trat in Hrn. Vicat's Stelle, der während der Zuſammentragung dieſes Werks ſtarb,) auch ſelbſt mehrentheils aus den Originalaufſätzen aus jenem Journal an; dawider ha-

sein wir auch nichts zu erinnern, denn diese Producte deutschen chemischen Fleißes verdienten es sehr, (so, wie das ganze Werk,) übersetzt zu werden; allein Hr. St. hat dasselbe auch in allen andern Fällen benutzt, wo er es nicht anzeigt. Wir wurden nehmlich durch einige Recensionen in dieser Bibliothek aufmerksam gemacht, weil es uns dünkte, sie schon in den N. Entdeckungen gelesen zu haben, und so fanden wir bey der Vergleichung der Recens. in beyden Schriften, daß nicht etwa eine, sondern alle Recensionen in der Bibliothek, wörtliche Uebersetzungen waren, und von einem aufs andere geleitet, bemerkten wir denn auch, daß die vorkommenden Auszüge aus den Schriften der Schwed. Akademie nicht etwa aus dem Original gemacht, sondern bloße Uebersetzung der Crellischen Auszüge aus jenen waren. Auf diese Art ist dieser ganze Theil der Bibliothek, (bis auf einige Anmerkungen des Hrn. St. über jene Aufsätze selbst, einen eigenen Aufsatz über die Methode, die Zeit der Verkalkung des Queckſilbers zu rothem Kalke zu verkürzen, Bergmanns Verwandtschaftstafeln und gute und schätzbare Bemerkungen von Hrn. St. über eben dieselben, und endlich eine treffliche Abhandlung über die Mittel, das Schießpulver zu vervollkommnen, von Hrn. St. selbst,) bloß aus jenen Schriften des Hrn. C. übersetzt. Damit die Leser wissen, was für Aufsätze sie darinn finden, weil sie nicht nach systematischer oder chronologischer Ordnung auf einander folgen, so bemerken wir die Aufschriften. 1) Hrn. Achards schnelle Schmelzung des Eisens durch dephlogistisirte Luft, 2) Scheele über den Flußspath, 3) Hjelm über das Schwinden des Holzes im Verkohlen, 4) Kinmann über die grüne Malerfarbe aus Kobald, 5) Carburi über das rohe und geschmeidige Eisen, 6) Scheele über die Milch- und Zuckersäure, 7) Crells Methode, den Salpeteräther zu machen, 8) Scheele über die Natur des Färbestoffs im Berlinerblau, 9) Wiegleb's Zerlegung des Schwerspaths, 10) Tirlebein über die Cochenillenähnliche Farbe der Schwarzwurzel, 11) über die Erscheinungen vom Knallgolde, 12) Hunters Methode der Einbalsamirung, 13) Meyer über die blaue Farbe der Violen, 14) Westrumb über die Zuckersäure im Pflanzenreiche, 15) Cnopf über Gramman's Tinctur, 16) Göttling über die Spiesglasbutter, 17) Kratzenstein über die Transmutation der Metalle, 18) über die (oben angeführte) schnelle Verkalchung des Queckſilbers, 19) Wehne von der rothen Dinte, 20) Wiegleb über die Flußspathsäure, 21) Göttling vom

Gebrauch

nach der Schwämme zu Berlinerblau, 22) Hoge über ſſerdichtes Cäment, 23. 24) Scheele und Bergmann ern Braunſtein, 25) Stulhammer vom Syrup aus und Birken, 26) Mönchs Zerlegung des Baſalts, Scopoli über das phlogiſtiſirte Alkali, 28) Ilſemanns thetiſche Dinte vom metalliſchen Glanze, 29) Gren über echtfarbene des rothen türkiſchen Garns und über den , 30) Weſtrumb über die Wirkung des Braunſteins erſüßung der Salz- und anderer Säuren, und über den, erſüßung bewirkenden Theil deſſelben, 31) Crell über erſüßung der Salpeterſäure durch Braunſtein, 32) Bind- über die blaue Erde aus der Soda, 33. 34) Berg- s Verwandtſchaft nebſt Hrn. St. Zuſätzen, 35) Schee- e den Schwerſtein, 36) Von einer neuen, dem Berli- au vorzuziehenden Malerfarbe, 37) Girtanner über den niederſchlag durch Eiſenvitriol, 38) Rouſſeau über den enhorſtiſchen Salmiak, 39) Borgenſtierna über die robe des Zinnes und Eiſens, 40) Bergmann über die na, Nickel, Kobald und Braunſtein, 41) Hr. St. ſuch- ſeiner wichtigen Abh. vom Schießpulver durch die Zu- enſetzung das vortheilhafteſte Verhältniß der Theile anzu- . Die Kohlen entwickeln das Gas aus der zerſtörten eterſäure, der Schwefel das Gas aus dem Alkali; dazu e endlich noch das Schwefellebergas; das beſte Verhält- er Theile erhelle aus Verſuchen: ihm ſcheinen es 240 peter, 44 Schwefel, 20 Kohlenſtaub. Auch bemühet er durch Unterſuchung der Theile des verſchiedenen Gemiſches hernach angezündeten Schloßpulvers das richtige Verhält- u finden, ob nämlich noch unzerſtörter Salpeter zu viel wefel oder unzerlegter Kohlenſtaub vorhanden ſey. Zuletzt nen Vorſchläge über die noch zu vermehrende Kraft des vers durch Knallpulver, Gold, Schwefelleber. — Die zeigten Bücher ſind von Röring, Göttling, Berg- n, Falkan; und den Beſchluß machen einige chemiſche igkeiten. — Die unter den Text geſetzten, wenn auch h wenigen Anmerkungen, zeigen, ſo, wie ſeine eigenen ſätze, von vieler Kenntniß und Eifer für die Chemie.

Dw.

: virtute medicamentorum rite aeſtimanda. Auctor *Ioannes Fridericus Vlbrig*, Sileſius. Halae,

Halae, formis Curtianis. 6 Bogen, ohne Jahrzahl. gr. 8.

Der V. hat hier die neuesten kräftigen Arzneymittel neben einander aufgestellt und die Erfahrungen der neuern berühmten Schriftsteller geprüft. Er schränkt sich dabey hauptsächlich auf die Mittel aus dem Gewächsreiche ein, und sagt eins und das andere von den Bestandtheilen der Gewächse. Mit den ätherischen Oelen der Pflanzen, und daß solche bisweilen Kampfer enthalten, wird im ersten Abschnitte der Anfang gemacht, und die Gewährsmänner davon, als Wiegleb, Heyer, Haubius u. a. m. genennt. Dann von den schleimichten, geistigen, salzigten und andern Bestandtheilen der Gewächse, wobey Boerhavs Spiritus rector auch mit genennt wird. Nach vorangeschickten allgemeinen Grundsätzen, bemüht sich derselbe, ein und das andere von der besondern Wirksamkeit der verschiedenen Theile einer Pflanze anzuführen, denn anders wirkt die altgewordene Pflanze, anders die noch jungen Zweige: so heißt es z. B. S. 20. D. Bucholz sagt (in Chem. Vers. über einige antiseptische Substanzen S. 40. 44.) „die stärkende Kraft der Weidenrinde sey nur den jungen Zweigen eigen; bey den ältern sey sie mehr zusammenziehend," u. s. w. Dasselbe bezeugen auch Hahn, Richter u. a. m. Weil von der Verschiedenheit des Erdbodens, in welchen die Gewächse erzeugt worden, und wie solches durch die Cultur zu verbessern, übergehn wir mit Fleiß; doch bleibt es eine ausgemachte Wahrheit, daß die Eigenschaften der Gewächse, je nach dem Himmelsstriche, in welchen selbige wachsen, sehr verschieden sind. Auch vergißt der Verf. nicht, die Fehler einiger Apotheker zu rügen, welche beym Trocknen der Kräuter und Wurzeln, auch bey Bereitung der Extracte, oft gewissenlos zu Werke gehen, und durch schnelles Inspissiren der letztern die balsamischen, ölichten Theile bey dem Tartarillen-, Baldrian-, Myrrhen- und andern Extrakten auf eine unverantwortliche Weise zerstreuen — ein gewöhnlicher Fehler der meisten Apotheker, welche ihre Kunst nicht wissenschaftlich, sondern handwerksmäßig treiben, und den schon D. Bucholz in obenerwähntem Werke nach aller Schärfe gerügt hat.

Im zweyten Abschnitt wird von den Tugenden der Mittel geredet, und die Gewährsmänner, welche Beobachtungen hierüber gemacht haben, genennt. Hieher gehören Gesner. Störk,

Störk, William, Alexander, Baldinger u. a. m. freylich gaben diese u. a. den Leitfaden dazu — dem vorsichtigen Arzte aber liegt es ob, jedes Individuum zu prüfen, welches Arzneymittel diesen oder jenen angepaßt ist — hier liegt dem Aerzte ob, dasjenige was Hirzel in der Vorrede zu Tissot's Anleitung ꝛc. sagt, in Ausübung zu bringen, wenn es heißt: „es sind in der Natur unzählige Mittel vorhanden, welche eine bestimmte Kraft besitzen, einer einzelnen Ursache der Krankheit zu widerstehen, aber auch eben dergleichen Mittel werden durch die Stärke ihrer Kraft zu einem wahren Gifte, wenn eine andere Ursache vorhanden ist" — man bedenke nur, wie ungleich die Brechmittel in verschiedenen Körpern wirken! wie ungleich die sogenannten Wurmtreibenden Mittel wirken!

Zuletzt wird der Gebrauch der Ehinarinde in der eiternden Lungensucht, in derjenigen Schwindsucht, so von Verhärtungen in der Lunge herrührt, und endlich etwas über die englische Krankheit (rachitis) gesagt. In der phthisi ex praedispositione zieht er den Gebrauch der Salebwurzel, der seifenartigen Pflanzensäfte, des Gurkensafts (nach Muzells Vorschrift), der gelben Möhren, dem Gebrauche der Chinarinde, mit Rechte vor. Dahingegen nützt der Gebrauch derselben in der schleimichten Schwindsucht (phthisi pituitosa) weil hier die erschlafften Theile gestärkt werden müssen, besonders wenn nach Murray's Vorschrift derselben noch andere bittere Mittel, als z. B. die Quaßia beygemischt wird. Nicht minder sind auch seifenartige Kräutersäfte in Gesellschaft der Rinde angewendet, von beträchtlichen Nutzen gewesen. Jägers Meynung: die Rinde bey der Entzündung der Lungen anzuwenden, ist unser Verf. nicht günstig — freylich hat der Gebrauch eines Lieblings Arzneymittels wie billig, auch seine Grenzen, und es ist nicht immer rathsam berühmten Männern bey Anpreisung solcher Lieblingsmittel blindlings zu folgen. In der eiterichten Lungensucht wird das Isländische Moos mit vollem Rechte angerühmt. — D. Fritze sagt davon: „Das von unsern Säften leicht aufzulösende schleimichte und balsamische, erfüllt alle Anzeigen, die man sich nur von einem wirksamen Mittel in dieser Krankheit versprechen kann." Rec. pflichtet diesem gern bey, nur gehört dazu, daß durch hinlängliches langsames Kochen die in diesem Moose befindliche Gallerte (welche noch dazu das Vermögen hat, har-

zigte

zigte und gummichtharzigte Körper aufzulösen) recht ausgekocht werde, sonsten wird dieses wohlthätige Moos die gewünschte Wirkung nicht äußern. In der englischen Krankheit wird der Gebrauch der Färberöthe und der Eicheln gerühmt. — Schröder und Marx erhalten hier ihr verdientes Lob. Auch der Verfasser dieser Schrift verdient wegen seines Fleißes hier gelobt zu werden.

Ek.

Die ächte Fabrikatur des Dunkerker und englischen Sentomers (Saint Omers) auch alle (r) gangbare (n) Sorten Rauch- und Schnupftabak (s). Mit feinen Kupfern und Abdrücken versehen. Nebst einer Zugabe approbirter häuslicher und sehr nützlicher Wissenschaften. Amsterdam, 7 Bogen in 8vo.

Der Verf. hatte schon vor einigen Jahren in verschiedenen Zeitungen angekündiget, daß er seine ächte Beschreibungen verschiedener Tabacksaucen für den geringen Subscriptionspreiß von 2 Dukaten abliefern wolle, und versicherte, daß er alles aus eigner Erfahrung angeben könne, weil er seit vielen Jahren als Tabacksfabrikant in England gewohnt, sich aber nun in seinem Alter zur Ruhe gesetzt habe. Bey diesen Umständen war schon etwas von diesen stets geheim betriebenen Fabrizirungen zu erwarten; aber, wie es scheint, müssen sich demohngeachtet die Subscribenten nicht häufig eingestellt, und der Verf. sich zu einem billigern Preiße entschlossen haben; wiewohl der jetzige Ladenpreis (1 Thaler) noch immer hoch genug ist.

Zum Saint Omertaback werden braune virginische Blätter genommen, und zu 100 Pfund derselben eine Sauce aus 2 Pfund Wacholderbeeren, 3 Pfund Tamarinden, 2 Pfund Syrup, ½ Maas Weinessig, 5 Loth Salmiak, 3 Pfund Pottasche, 1 Loth flüchtiges Salmiaksalz, 1 Maas Frantzbranntwein und 8 Pfund Kochsalz bereitet. Zugleich wird auch das ganze Verfahren der Einbeitzung, Karottirung, Verkleinerung zu Schnupftaback, und dessen Verpackung in Bley deutlich beschrieben. Zu geringern Sorten werden statt der vir-

virginischen Blätter andere inländische verbraucht, auch dabey anstatt der Tamarinden eben so viele getrocknete Quetschen verbraucht; dagegen sind im letzten Falle 2 Pfund gestossener aleppischer Gallus, 1 Pfund goslarischer Vitriol und 1 Pfund Blauholz mit vorgeschrieben. Also müssen unsere Nasen, wegen der schwarzen Farbe des Tabacks, bey jeder Prise zugleich eine Portion Dinte mit geniessen! Doch mag dieses noch hingehen; aber von der folgenden Kompositionen einer Sauce zu 100 Pfunden englischen Saint Omer möchten wir wohl die Regeln wissen. Wir müssen die ganze Vorschrift Wundershalber mit anführen, um den unvernünftigen Mischmasch kennen zu lernen. Sie besteht in 6 Loth Erbsenmehl, 3 Pfund Abgang von Saintomer, 3 Loth Galgandwurzel, 5 Loth Tamarinden, 5 Loth Callia fistula, 4 Pfund Wacholderbeeren, 3 Pfund trockne Quetschen, 3 Pfund Gallus, 1 Loth Vitriol, 3 Loth arabisch Gummi, 3 Loth braunen Kandiszucker, 3 Loth Rothholz; diese Species werden mit 20 Maas Wasser eine Stunde gekocht und durchgeseihet, worauf noch 1 Pfund Salmiak, 1 Pfund Sal tartari, 2 Pfund Pottasche und 13 Pfund Salz hinzu geschüttet wird. Sollte man nicht glauben, daß die Tabacksfabrikanten ihre Kunst blos deswegen verheimlichten, weil sie sich selbst solcher unsinnigen Zusammensetzungen schämen? Wir übergehen die einfachern Saucirungen zu den übrigen Tabacksarten. Aber wir ermuntern bey den Spaniolen zur Erhöhung der Farbe, ganz ohne alles Bedenken, rothe Mennige mit vorgeschrieben zu finden. Da dergleichen Leute gemeiniglich nur blos Gewinn zum Augenmerk haben, und ihre gewöhnlichen Hülfsmittel von der schädlichen Seite nicht kennen, so sollte billig die Policey ein wachsames Auge darauf richten. Schlimm genug, daß die Günstlinge des Spaniols stets eine Portion rothen Bolus mit einschnupfen müssen, aber für der rothen Mennige wollen wir sie doch nachdrücklich verwarnen.

Nach der Beschreibung der Schnupftabacke ertheilt der Verf. auch Vorschriften von allerhand Rauchtabacken, deren Hauptsache darin besteht, daß virginische Blätter nach Güte, Farbe sortirt, auch wohl zu geringern Sorten mit andern wohlfeilern deutsch. Blättern vermengt worden. Auch vom Canaster steht hier eine Bereitungsart, wie ihn die Mohren selbst präpariren sollen, wir glauben aber, daß der Verfasser damit schlecht berichtet worden ist. Es sollen nämlich 20 Pfunde

virgi-

virginische Mäuse mit folgender Sauce beerbeitet werden, die aus 1 Pfund Kandarzucker, ein halb Pfund Fenchel, 4 Loth Opium, 2 Loth Zimmt, ein halb Maas Malagawein und 4 Maas Wasser bereitet worden. Außer diesen ist auch noch die Verfertigungsart des Swietenknasters, Petum, Barinas, und noch andere mehr, nebst verschiedenen Saucen, inländische Tabacke zu verbessern, beschrieben, die wir zum versuchen überlassen.

Daß der Anhang nicht von dem Tabacksfabrikanten herrührt, sondern aus ökonomischen Absichten, um das Werkchen noch mit 3 Bogen zu vermehren, zusammen gestoppelt worden, das ist sehr wahrscheinlich. Der Inhalt desselben steht hier am unschicklichsten Orte, und besteht aus einem Mischmasch, davon nicht leicht ein Tabacksfabrikant ein einziges Stück gebrauchen kann. Z. B. weiße Seife zu verfertigen, Rancier Lichte zu gießen, Grünspan zu machen, philosophischer Silberbaum, Prinzmetall, Mittel wider die Leichdörn, Liquor anodynus, schweißtreibende Bezoartinktur, Universalpflaster u. d. m.

Franz Anton Obermayr's, d. A. D. chemische Untersuchung des Sedativsalzes. Aus dem Lateinischen übersetzt von Fr. Aug. von Wasserberg. Wien, bey Wappler, 1787. 8. 7 Bogen.

Diese Schrift erschien 1786. als Original bey Erlangung der Doktorwürde. Ihre Gründlichkeit und die Richtigkeit der darin beschriebenen Versuche sind seitdem allgemein erkannt worden; sie hat am ersten die alten falschen Begriffe vom Sedativsalze verdrängt, und seine Natur mehr ins Licht gesetzt; es wird auch nicht leicht, bey Beschreibung der Geschichte von diesem Salze, diese Schrift unangeführt bleiben. Gegenwärtige Uebersetzung wird daher allen, die jene lateinische Streitschrift nicht besitzen, wegen der guten Beobachtungen angenehm seyn.

Aw.

Obser-

Observations de Mr. de *Trébra* sur l'Interieur de Montagnes, précédées d'un Plan d'une Histoire generale de la Mineralogie par M. *de Veltheim*, avec un discours préliminaire et de notes de M. le *Baron de Dietrich* etc. à Paris, chez Didot, et à Strasbourg, chez Treuttel, 1787. en Folio mit 8 Kupfertafeln.

Wir zeigen dieses Werk als eine Uebersetzung eines deutschen Buchs nur an, und können über die zugesetzten Anmerkungen des Hrn. B. Dietrich, des Raums wegen, hier nicht viel äußern. Im allgemeinen davon zu reden, so sind viele derselben sehr à la françoise gemacht, und für deutsche Leser theils nicht neu oder sonderlich erheblich, theils auch nicht passend. Manches mag in Frankreich neu oder wichtig seyn, was man über diese Wissenschaft in Deutschland schon besser weiß; und in neuern deutschen mineralogischen Schriften excerpirt man nicht mehr alles, was dieser oder jener Schriftsteller über ein Fossil gesagt hat, sondern setzt es größtentheils, als bekannt, voraus, wogegen es den Franzosen, die unsre Bücher nicht lesen können, nützlich seyn mag, von dem Hrn. B. Dietrich zu erfahren, was schon von deutschen Schriftstellern über verschiedne mineral. Gegenstände gesagt oder geschrieben ist. Den Entwurf einer Mineralogie, den der Herr Berghauptmann von Veltheim zu Haabcke im Jahr 1781 herausgab, hat Hr. B. Dietrich als eine Zugabe zu dem Trebraschen Werke vorangeschickt; findet aber sehr vieles darauf zu erinnern, welches den größten Theil des Inhalts seines Discours préliminaire ausmacht. Zieht man die Erinnerungen ab, welche Mineralien betreffen, die erst nach der Herausgabe des Veltheimschen Entwurfs, durch chemische Untersuchung und neuere Entdeckungen, ihrer Natur nach besser bestimmt und bekannter worden sind, als sie es damals waren: so ist der übrige Tadel des B. Dietrich ungegründet oder unrichtig. Es wäre sehr leicht, davon Beispiele anzuführen, wenn es der Raum verstattete. So will der Hr. B. Dietrich die Kalkerde nicht unter die einfachen Erdarten gerechnet wissen; weil sie gemeiniglich Luftsäure enthält. Allein dann muß auch beynahe kein einziger mineralischer Körper als einfach in den Mineralogien angeführt werden, weil sie sehr

selten ganz rein sind. Kalkerde mit Luftsäure, mit vitriolischer Säure ꝛc. verbunden, bildet freylich zusammengesetzte Körper; wie will ich aber jeden dieser Körper genau bestimmen, wenn ich die reine Kalkerde nicht als Genus annehme? Was der Verfasser über mineralisirtes Gold sagt, fällt weg, nachdem die Bornische Auquickung den Beweis darbietet, daß alles Gold gediegen in den Erzen liegt. Wenn Hr. Schreiber in dem sogenannten gänseköthigem Erze zu Chalanches Queckſilber gefunden hat, so folgt daraus nicht, daß alles übrige gänseköthiges Erz aus andern Gruben, auch Queckſilber enthalte. Wenn der Hr. B. Dietrich dem Hrn. d'Aubenton, einem sonst verdientem Gelehrten, das Compliment macht, daß seine Eintheilung der Mineralien besser sey, als die Weltheimische; so muß man es wahrscheinlich auf Rechnung der halben Landsmannschaft setzen; denn daß eine nach äussern Kennzeichen gemachte Eintheilung der chemischen Methode in der Mineralogie vorzuziehen wäre, läßt sich nicht mit Grund behaupten.

Pi.

---

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Die Geschichte des Ersten christlichen Jahrhunderts. Von Anselm Friedrich von Gudenus, Kanonikus und Sänger bey dem Kollegiatstifte des heil. Severus zu Erfurt. Erste, zweyte und dritte Abtheilung. Wirzburg, Stahel. 1783. 3 Alphabet 5 Bogen in gr. 8. — Die Geschichte des Zweyten christlichen Jahrhunderts ꝛc. Erste und zweyte Abtheilung. Erfurt, bey Görling gedruckt, und zu haben bey dem Verfasser. 1787. 2 Alphabet 1½ Bogen.

Bücher hatten sich die Römischkatholischen in Deutschland beym Studium der christlichen Kirchengeschichte, am Gebrauche,

che, am Nachdrucke und an Uebersetzungen von ausländischen Werken ihrer Glaubensgenossen über dieselbe, größtentheils begnügt, und am wenigsten in deutscher Sprache Handbücher oder Systeme dieser Geschichte herausgegeben. Nach und nach fangen sie auch an, ihre eigene Kräfte darinne zu versuchen. Die lateinischen Compendien eines Stöger und Roiko sind die ersten guten Proben davon; der letztere insonderheit wird durch die fruchtbare Ausbildung seines fast nur tabellarischen Abrisses zu einer zusammenhängenden und pragmatischen Erzählung, auch durch die unentbehrliche Beifügung der Quellen, dem seinigen einen sichern Vorzug ertheilen können. Hier tritt nun auch der erste R. Cath. Verfasser einer ursprünglich deutsch geschriebenen christl. Kirchengeschichte auf. Er entschuldigt sich, daß er seiner Geschichte nicht alle Schönheit und Annehmlichkeit habe geben können, die man in unsern Zeiten erwartet; wir finden aber doch seine Schreibart ziemlich rein und fließend. Er glaubt auch gar recht, daß seine kritischen Noten der Religion keinen Schaden, sondern vielmehr Nutzen bringen werden, indem der Mangel an Kritik dem Glauben immer sehr nachtheilig gewesen sey. Ausführlichkeit hat er, so viel ihm nur möglich war, zu erreichen gesucht. Uebrigens versichert er, bey seiner Arbeit, außer den besten Quellen und Hülfsmitteln aus seiner Kirche, auch die Protestanten, vorzüglich Schröckhs Kirchengeschichte und Walchs Ketzerhistorie genützt zu haben; doch, setzt er hinzu, auf eine solche Art, daß man diesem ungeachtet, meine Geschichte gewiß durchaus ganz katholisch finden wird.

Recensent überdachte beym Anblicke dieses Buchs, den großen und wichtigen Einfluß, den eine von einem R. Kath. Gelehrten möglichst wahr, freymüthig und gut geschriebene Geschichte des Christenthums in deutscher Sprache, auf seine Mitbürger in Deutschland haben könnte. Sein erster Gedanke war darauf dieser, daß Hr. v. S. der einige Anlage zu einer solchen Geschichtbeschreibung zeigt, an Statt der zwey starken Bände, worinne er erst zwey Jahrhunderte durchgegangen hat, lieber in einem derselben die ganze christliche Geschichte bündig hätte zusammenfassen sollen. Denn außer den Geistlichen seiner Kirche, und einigen andern Gelehrten in derselben, wird doch dieses weitläuftige Werk von den übrigen Mitgliedern derselben nicht gelesen werden. Gleichwohl wäre eine bündige Geschichte der Religion, der Hierarchie

und des Mönchswesens, der sogenannten Ketzereien u. dgl. m. ein unfehlbares Mittel, bey vielen Ständen und nachdenkenden Lesern dieser Kirche, neue, helle, richtige, aber auch eben so heilsame Begriffe von unzähligen Dingen hervorzubringen, deren Erweckung und Annehmung sich sonst so viele Schwierigkeiten entgegen setzen. Daß der Verf. wichtige Gegenstände ausführlich abhandelt, ist gar nicht zu tadeln; aber bey jeder Art von Merkwürdigkeiten die größte Ausführlichkeit zu beobachten, verursacht eine gedähnte Weitschweifigkeit, die auch dem Zwecke des Buchs nicht gemäß ist. Bey dem Versprechen, eine ganz katholische Kirchengeschichte zu schreiben, fällt natürlich die Bedenklichkeit ein, daß es eigentlich weder eine protestantische noch eine katholische Kirchengeschichte gebe, und ein solches Beiwort sogleich Partheilichkeit besorgen lasse. Unterdessen begreifen wir gar wohl, daß der Verf. eine solche Versicherung nicht habe vorbeylassen dürfen; theils weil er kirchliche Mysterien deutsch vorzutragen wägt, theils weil auch manchem seiner Glaubensgenossen, durch die Nachricht vom Gebrauche protestantischer Schriftsteller, bange geworden seyn mag. Es scheint ohnedem fast, als wenn der erste Theil nicht überall günstig aufgenommen worden wäre; wenn wir anders eine Stelle in der Vorrede zum zweyten recht verstehen.

Wir nehmen also das Buch, wie wir es finden, und lesen im ersten Jahrhunderte zuvörderst das Erste Buch, darinne die Begebenheiten von der Geburt Jesu an, bis zur Sendung des heil. Geistes beschrieben werden. Der Anfang wird mit der dem Zacharias verkündigten Geburt des Johannes gemacht: und so folgen auf den ersten 368 Seiten alle Begebenheiten der Evangelischen Geschichte und die gleichzeitigen der Jüdischen umständlich erzählt. Zugleich ist eine große Anzahl zum Theil langer Anmerkungen unter den Text gestellt, worinne historische, geographische, antiquarische, und vielerley andere Erläuterungen mitgetheilt werden; freylich nicht von einerley Werthe, und überhaupt etwas zu reichlich ausgeschüttet. So werden in der ersten die vornehmsten Weissagungen des A. Test. vom Messias angeführt. S. 16 u. 17 wird aus des P. Nouets Reisebeschreibung, seine fabelhafte Nachricht von der noch zu sehenden Höle, in welcher Christus gebohren worden wäre, eingerückt. S. 19. wird angemerkt, daß der Röm. Bischof Julius I. das Geburts-

tsfest Christi auf den 25. December gesetzt habe; ohne zuzusagen, daß die Morgenländer es noch lange nach ihm 6. Jänner begangen haben. Die apokryphische Erzählung von der Samaniterinn Pothine, mit der Christus gesprochen habe, hätte auch S. 109 und 110 wegbleiben können, u. dergl. m. Das zweyte Buch, von der Sendung des heil. Geistes bis zur Ankunft Pauli in Rom, (S. 369 — 734.) breitet sich auf gleiche Art über die Apostolische, jüdische und Römische Geschichte dieses Zeitalters aus, wobey auch Auszüge aus Pauli dahin gehörigen Briefen, nur von Kapitel zu Kapitel gehend, vorkommen. Zu den der Besserung benöthigten Stellen gehört besonders S. 409. ein Beweis, der für Pauli Stärke in der griechischen Gelehrsamkeit aus den von ihm angeführten Stellen griechischer Dichter gezogen wird. Im dritten Buche werden die übrigen Begebenheiten des ersten Jahrhunderts bis auf Trajans Regierung beschrieben; mit ähnlichem Fleiße in allerhand Auszügen, worunter der aus dem armseligen Hermias viel lang gerathen ist.

Natürlich war Rec. besonders auf dasjenige aufmerksam, was der V. vom Apostel Petrus gesagt hat; fand aber, daß ihm nicht etwas entgangen ist, nur S. 362. daß ihn Jesus durch die Worte: Weide meine Schafe! zum allgemeinen Hirten seiner Heerde, und zum Oberhaupt seiner Kirche gemacht habe. Hingegen wird S. 187. die Stelle Matth. XVI. v. 18. nur als ein Lob des Bekenntnisses Petri von Christo angeführt. Hoffentlich werden Einsichtsvolle und Wahrheitliebende Katholiken in Deutschland, worunter wir auch unsern Verf. rechnen, immer mehr Muth gewinnen, es zu gestehen, daß Christus und die Apostel an einen Primat Petri in der Kirche gar nicht gedacht haben; daß vielmehr alles was sie von ihm sagen oder erzählen, und er selbst schreibt, damit streite. Der brave Roiko ist ihnen schon hierinne mit gutem Beispiele vorgegangen, indem er in einer Synopsi Hist. Rel. et Eccl. (Arist. p. 28. 29.) vom Petrus weiter nichts weiß, als daß er primus inter Apostolos gewesen sey, und an Statt einer gubernationis sacrae in den ersten Jahrhunderten nur ein ministerium ecclesiasticum anerkennt.

Die Geschichte des zweyten Jahrhunderts hat Hr. von G. in zwey Büchern abgehandelt, wovon das erste

bis zum Jahr 170. geht. Von den Briefen des Ignatius, die hier in weitläuftigen Auszügen beschrieben werden, hält er die kleinern, wie es scheint, für die ächten, vertheidigt auch die Aechtheit der Geschichte seines Märtyrertodes mit den von Cotta gebrauchten Gründen. Gegen die Aechtheit der Märtyrergeschichte der h. Symphorosa, S. 177 fg. hätten ihm wohl Zweifel aufstossen sollen; und dergleichen Geschichten giebt es auch hier noch mehr. Ausführlich sind wiederum die Auszüge aus dem Justinus, Athenagoras, Irenäus, Theophilus, Clemens u. a. m. Tertullianus ist für das dritte Jahrhundert aufbehalten worden. Mit dem P. Leoni erklärt der Verf. S. 609. die von Pfaffen ans Licht gezogenen Fragmente des Irenäus für unächt. Wir wünschten, daß er die ganz unwiderleglichen Gründe angeführt hätte, durch welche jener Italiäner wider Pfaffen bewiesen haben soll, daß man in den ersten drey Jahrhunderten ein Opfern des Leibes und Blutes Christi im h. Abendmahl geglaubt habe. Den Clemens von Alexandrien getrauet sich der V. nicht mehr heilig zu nennen, nachdem Benedikt XIV. verboten hat, ihn in das Römische Martyrologium einzurücken, aus welchem ihn Baronius weggestrichen hat. Doch es wäre überhaupt Zeit, dem Mißbrauche ein Ende zu machen, nach welchem ehemals allen Kirchenvätern von der herrschenden Orthodoxie der Heiligenname beigelegt worden ist. Weder deutlich noch richtig genug wird S. 694 fg. der Streit über die Feierung des Osterfestes erzählt. Es hätte das Wort Pascha beibehalten werden sollen; das aber ursprünglich nicht unser jetziges Osterfest, sondern das Andenken des Todes Jesu anzeigte.

Wir wünschen allerdings, daß der Verf. in seinem Werke fortfahre; aber in einer gedrängtern, fruchtbaren Kürze, in welcher an Statt des blossen Sammelns und Excerpirens, die Hauptpersonen, Begebenheiten, Lehrsätze ꝛc. dieses Zeitalters recht hervorragend und charakteristisch dargestellt würde. Wenigstens könnte er am Ende des dritten Jahrhunderts, mit welchem sich die eigentliche älteste Kirchengeschichte schließt, die Uebersicht des Ganzen in diesem Zeitraum seinen Lesern durch Resultate aus allen drey Jahrhunderten hergeleitet, erleichtern.

Dm.

Kleine

ihre Biographien und Züge aus dem Leben grosser, wenig bekannter Menschen. Ein Lesebuch für Jünglinge, von L. von Baczko. Berlin, Lagarde und Friedrich, 1787. 126 Seiten in klein 8vo.

Blind, lahm, ohne Vergnügen," (so fängt der Verfasser seinen Vorbericht an,) „folglich vom Schicksal außer Stand gesetzt, so zu handeln, wie es mir mein Kopf und mein Herz gebieten, ists mir noch immer Trost und Beruhigung, daß ich noch nicht die Menschen verachten und verabscheuen darf. Freylich bekomme ich dazu Anlaß in Menge; — — und damit dieses mich nicht zum Menschenfeind mache, suche ich jede gute und edle Handlung, die ich in meinen Büchern finde, meinem Gedächtnisse einzuprägen. So entstand diese Sammlung. — — Ueberzeugt, daß auch in Zukunft Männer vonnöthen sind, veröffentlichte ich dieselbe." Wider diese rühmliche Absicht kann man nichts einwenden haben. Die gesammleten Beispiele sind zum Theil zwar bekannte; bisweilen haben sie auch einen etwas romantischen Anstrich; doch sind sie überhaupt gut gewählt, und mit ganz neuen aus mündlichen Erzählungen vermehrt. Herr von Peluse S. 43. ist der berühmte Seekapitain de la Peyrouse. Wir wünschen dem Verf. Unterstützung, so viel er sie selbst wünschen mag: denn der Grund zur Zufriedenheit scheint bey ihm, ohngeachtet seiner mißlichen Lage, doch gelegt zu seyn — Animus quia te non deficit equus.

Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen, herausgegeben von Heinrich Georg Hoff, verschiedener Akademien Mitglied. Erster Theil. Preßburg, Mahler. 1787. 368 Seiten. 8. Zweyter Theil. 398 Seiten. Dritter Theil. 414 Seiten. Vierter Theil. 462 Seiten.

Die Aufschrift einer historisch-kritischen Encyklopädie ist zwar für ein Buch viel zu prächtig, in welchem weder etwas Ganzes aus der Geschichte, noch etwas Kritisches über dieselbe enthalten ist. Allein die witzigen oder anlockenden Titel von unterhaltenden Büchern für die Lesewelt, sind nun schon erschöpft; man hat Anekdoten, Archive, Magazine, Raisons par Alphabet, u. dergl. m. zu großen Ladungen; der alles umfassende Name einer Encyklopädie möchte wohl auch sein Glück machen!

Hr. H. hat also unter einer großen Anzahl von Rubriken, nach alphabetischer Ordnung, bald das Leben und den Charakter berühmter Personen aller Art und aller Zeiten, oder das Eigenthümliche ganzer Nationen beschrieben, selbst heidnische Gottheiten nicht ausgenommen; bald einzele merkwürdige, sonderbare, außerordentliche Begebenheiten oder sinnreiche Gedanken und Einfälle erzählt; bald auch Betrachtungen über wichtige Gegenstände eingerückt. Bisweilen nennt er seine Gewährsmänner; oft sind sie leicht zu errathen. Vieles ist für solche Leser, die hier Belehrung oder Belustigung suchen, gut gewählet und gut vorgetragen. Aber es giebt auch Artikel genug, die ziemlich mager, flüchtig und Compilationsmäßig gerathen sind; wo man etwas Vollständiges oder doch Lehrreiches zu erfahren glaubt, und wo der Verf. nur vor den Augen seiner Leser mit kurzen Schilderungen vorbeyrauscht. An Unrichtigkeiten fehlt es eben so wenig.

Von allem diesem einige Proben. Aaron (Al Raschid) und Abälard, machen den Anfang, und sind nicht übel gezeichnet; aber was gleich darauf unter Aberglauben gesagt wird, ist sehr seicht. Anekdoten (S. 79 — 156.) bestehen aus 81 Nummern; eine Anzahl derselben ist artig, zum Theil auch bekannt, oder doch ganz wahrscheinlich; aber manche gehören blos in ein Wademecum. Athanasius blieb nicht abgesetzt, wie S. 170 in der Anmerkung vorgegeben wird. Für wen sind wohl S. 217 fg. einige zwanzig Zeilen von Attila hingeworfen, die denjenigen, der ihn nicht kennt, gar keinen Begriff von ihm geben können? Erasmus war keineswegs Rektor der Universität zu Basel, (Th. II. S. 368) wenn er gleich daselbst starb. Die Abschilderung dieses großen Mannes ist überhaupt ganz verfehlt. Fegfeuer (Th. III. S. 13 — 29.) könnte zwar etwas gründlicher seyn;

ist

ist aber sonst ganz nützlich und lustig zu lesen. Hobbes, (S. 387.) wieder ein völlig verunglückter Artikel. Der Verfasser muß diesen Philosophen gar nicht kennen, indem er von ihm sagt, er habe seinen Mitbürgern gezeigt, „daß nichts besseres sey, um den Frieden in einem Staate zu erhalten, als einer Herrschaft zu gehorchen, die Gewalt genug in Händen habe, die Sicherheit des gemeinen Wesens festzusetzen; geschehe dieses nicht, so sey Krieg aller wider alle;“ an diesen Grundsätzen werde man heute zu Tage nichts Gefährliches finden; ehemals aber sey Hobbes vor nicht viel weniger als vor einen Ketzer angesehen worden, weil er die Unklugheit gehabt hätte, zu behaupten, die Geistlichen schändeten die einfache christliche Religion mit Aberglauben, oder verwirrten sie mit eitlen und unnützen Speculationen, u. s. w. Ineprim (Th. IV. S. 64.) eine fehlerhafte Nachricht aus dem Maimbourg. Juden, (S. 83.) zwey Perioden aus einem neuen Schriftsteller über dieselben, die nicht viel bedeuten. Julian, (S. 84 fg.) eine panegyrische Deklamation, voll einseitiger Wendungen. Wo lag wohl die Stadt Sizika, von der ihn der Verf. sprechen läßt? und was waren das vor Rotten, welche die christliche Clerisey wider ihn gemacht haben soll? Eben so partheiisch und auch ungerecht ist die Vergleichung zwischen Karln dem Großen und Alexandern, (S. 132. fg.) ausgefallen. Wie wahr sie sey, schließt man aus der Stelle: „Alexander durchwanderte mit einer Handvoll Soldaten die ganze Erde, und überwand sie.“ Klöster, (S. 193 fg.) eine Entwickelung des Guten, was sie im Mittelalter geleistet haben, oder auch noch leisten können, von Prof. Klausing. Recht gut; aber das Uebel, was sie gestiftet haben, und noch stiften, hätte auch dagegen gehalten werden sollen: es überwiegt gewiß jenes Gute. Kornely, (S. 225.) eine Tyrolerinn, die man eine Zeitlang die Kaiserin des Geschmacks in England nannte. Kreuz, (S. 235 fg.) wo die Protestanten, besonders die Reformirten, fälschlich beschuldigt werden, als wenn sie alles, was nur diesem Werkzeuge des Todes Christi ähnlich sehe, verachteten oder mißhandelten. Lukas, (S. 446 fg.) eine seltsame Rhapsodie von diesem Evangelisten, zum Theil aus Blackwalls Auct. Class. Sacris.

Mit dem Artikel Luxus endigt der Verf. den vierten Theil, und wird also an der zweiten Hälfte des Alphabets noch Stoff genug zu vier andern Bänden behalten.

Historische Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, aus dem Dänischen übersetzt, und zum Theil mit Vermehrungen und Verbesserungen ihrer Verfasser, auch einigen eigenen Anmerkungen, herausgegeben von Valentin August Heinze, der Weltweisheit D. und Prof. zu Kiel. Dritter Band, mit einer Kupfertafel (die aber in unserm Exemplar fehlt.) Kopenhagen, Proft, 1787. 374 Seiten in groß 8.

Diese Abhandlungen rechtfertigen immer mehr die getroffene Wahl des Uebersetzers. Eine und die andere aus diesem Bande möchten wir wohl ausführlicher beschreiben, wenn es nicht ausländische Gewächse wären; es sey also an einer kurzen Anzeige genug.

VIII. A. G. Cavstens Erörterung der Frage: ob der Königinn Margaretha die im Jahr 1386. geschehene Belehnung des Grafen Gerhard zu Holstein mit dem Herzogthume Schleswig, als ein Staatsfehler zur Last gelegt werden könne? nebst Beilagen von Urkunden, bis S. 44. Sie wird gegen diesen Vorwurf geschickt vertheidigt.

IX. P. F. von Suhm von der Handlung und Schifffahrt der Dänen und Norweger in den heidnischen Zeiten. S. 45 — 152. Obgleich der Verf. etwas weit ausholt; so gehört doch seine Abhandlung unter die angenehmsten und lehrreichsten dieses Bandes. Die angegebene Folge der alten Nordischen Könige dünkt uns freylich so gar sicher nicht zu seyn.

X. A. G. Karstens wahre Herkunft der Königin Euphemia, Gemahlinn des Königs von Dänemark, Christophs II. S. 153 — 172. Es wird erwiesen, daß sie eine Tochter von dem Stifter des Pommerisch-Wolgastischen Hauses, Herzog Bogislav IV. gewesen sey.

XI. Erich Pontoppidans kurze Nachricht vom Danegield, oder von der jährlichen Steuer, welche die Engländer vormals den Dänen bezahlen mußten, als diese mit ihren Flot-

Flotten England beschützten; aus Dänischen und Englischen Schriftstellern gesammelt. S. 173 — 198. Ist zugleich ein Auszug aus der Schrift: A short account of Danegeld, London, 1756. und ohne Zweifel das Beste, was man über diese berühmte Steuer lesen kann.

XII. Hans Gram von Königs Christian II. vorgehabter Religionsverbesserung in Dänemark, nebst mehrern Materien, welche zur Geschichte dieses Königs und der dänischen Kirche gehören. S. 199 — 320. Auch eine der lesenswürdigsten Ausführungen in diesem Bande. Die wahren Ursachen der Neigung des gedachten Königs zur Reformation, findet der Verf. theils darinne, daß er eben so wie der Kurfürst von Sachsen, Luthers Lehre habe benützen wollen, um die geistlichen Güter an sich zu ziehen; theils, welches er aber vor eine blosse Vermuthung ausgiebt, in der Feindschaft des päpstlichen Hofs, die er sich durch sein hartes Verfahren gegen die Geistlichkeit zugezogen hatte. Wir halten allerdings die erstere Ursache vor die erweislichste; wenn aber der Verf. jene Gesinnungen Christians vom Jahr 1520. anfängt: so kann diesem das Beispiel des K. von Sachsen weder damals noch mehrere Jahre hernach, zu keiner Aufmunterung hierinne gedient haben. Denn in dem genannten Jahre wurde noch gar an keine Religionsveränderung, also auch an keine Einziehung von Kirchengütern in Sachsen gedacht; der K. Friedrich hat auch niemals einige eingezogen.

XIII. Hans Gram von dem Namen Christiern. S. 321 — 344. Daß Christiern, Karsten, Kersten ganz einerley mit Christian sey, und man also den schätzbaren dänischen Geschichtschreiber Huitfeld mit Unrecht beschuldigt habe, als wenn er Christian II. nur zur Verkleinerung, Christiern oder Christen genannt hätte. Gelegentlich wird auch ein ganzes Duzend Fehler in der einzigen 310ten genealogischen Tabelle Hübners verbessert.

XIV. Des Freyherrn Ludwig von Holberg Seegeschichte Dänemarks und Norwegens, Erster Zeitraum. Man kann diese Abhandlung mit Vergnügen an die obenstehende neunte anknüpfen.

Abbildung aller geistlichen und weltlichen Orden, nebst einer kurzen Geschichte derselben, von ihrer Stiftung

rung an, bis auf unsere Zeiten. XXVIII. Heft. Mannheim, Schwan. 1785. 4 ausgemahlte Kupfertafeln, und 20 Seiten Text in 4. — XXIX. Heft. 1786. 4 Kupfertafeln und 14 Seiten Text. — XXX. Heft. 4 Kupfertafeln und 9 Seiten Text. — XXXI. Heft. 1786. 4 Kupfertafeln und 8 Seiten Text.

Die treffende Schönheit der Abbildungen brauchen wir nicht mehr zu rühmen, und gedenken also nur der hier vorkommenden Orden, nebst der beygefügten Beschreibung.

XXVIII. Heft. 1) Ein Ritter des deutschen Ordens am Tage seiner Aufnahme. 2) Eben derselbe in der Kleidung, wenn er nach der Aufnahme das Kreuz und den Mantel empfängt. 3) Der Hochmeister des deutschen Ordens in der gewöhnlichen Ordensuniform. 4) Ein Priester des deutschen Ordens. Die Geschichte des Ordens, seine ältere und neuere Verfassung, ist ziemlich ausführlich und auch recht brauchbar beschrieben worden. S. 11. scheint es vorausgesetzt zu werden, daß die von dem Papste im J. 1209. nach Preußen gesandten Mönche den ersten Versuch zur Bekehrung der Preußen gemacht worden. Aber schon seit dem 10ten Jahrhunderte waren andere und verunglückte vorhergegangen. Warum sich im J. 1453. die vornehmsten Preußischen Städte gegen den Orden empört haben, hätte S. 13. etwas deutlicher gezeigt werden sollen. S. 14. ist die von dem Hochmeister Mkgr. Albrecht gestiftete Revolution zu unbestimmt oder vielmehr unrichtig angegeben; es sollte das J. 1525. daselbst stehen. Daß Hermanns von Salza unmittelbarer Nachfolger im Hochmeisterthum, Conrad Landgraf von Thüringen gewesen sey, wird aus Lamey (Act. Acad. Theod. Palat. T. II. p. 22. sq.) erwiesen.

XXIX. Heft. 1) Ein Dominikaner in der gewöhnlichen Haustracht, und 2) mit der schwarzen Kappe. 3) Eine Dominikanerinn in der gewöhnlichen Hauskleidung, und 4) mit der Kappe. Auch hier ist die Geschichte nicht übel gerathen; doch hätten, da der Verf. zugleich von dem Inquisitionsgerichte, wie es natürlich war, Nachricht gab, dessen Schicksale, zumal in Deutschland, seine besondern Ein-

tich-

chtungen, und die Abscheulichkeiten ohne Zahl, die es vor sich hat, noch genauer entwickelt werden sollen. Wir hätten auch nicht vorbeygelassen, daß es ein Dominikaner gewesen sey, der durch den unsinnigsten Ablaßhandel sowohl zur Reformation, als zum Mißkredit seines Ordens Gelegenheit gegeben hat.

XXX. Heft. 1) Ritter des Andreas-Ordens in Rußland. 2) Trinitarier oder verbesserte Mathuriner in Frankreich. 3) Trinitarier-Barfüsser in Spanien. 4) Klosterfrau des Ordens Unf. Lieben Frau von Calvaria. Die Statuten des Andreas Ordens hat der Verf. nicht erlangen können; ob er gleich sowohl in Petersburg selbst, als bey deutschen Fürsten, die diesen Orden besitzen, darum angefragt hatte. Hingegen ist die Zeichnung der Ordenskleidung, nach dem Original gemacht, und also richtiger als die gewöhnlichen gerathen. Die Beschreibungen der Trinitarier und der französischen Klosterfrauen überschlagen wir, indem sie zwar gut abgefaßt sind, aber nichts Unbekanntes enthalten.

XXXI. Heft. 1) General vom Orden der Silvestriner-Mönche. Hierüber finden wir keine besondere Beschreibung. 2) Regulirte Theatiner. 3) Theatinerinn von der Congregation. 4) Theatinerinn aus der Einsiedeley. Ein Orden, der vom Almosen leben soll, und doch nicht betteln darf, dem man daher endlich doch ein Eigenthum hat geben müssen.

Da sich das Werk nunmehr seinem Ende nähert: so ist eine dasselbe betreffende Nachricht beigefügt worden, woraus man sieht, daß die weltlichen Ritterorden vorzüglich zuerst geliefert werden, und mit den zur Vertheidigung des Christenthums gestifteten Orden, bey der künftigen Vertheilung der Abbildungen, den ersten Band des Werks ausmachen sollen.

Ub.

Johann Georg Sulzers Vorlesungen über die Geographie der vornehmsten Länder und Reiche in Europa. Nach des Verfassers Tode bis auf unsere Zeiten fortgesetzt, berichtigt und herausgegeben von

Carl

Carl Daniel Traue, Professor am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Zwote Abtheilung. Berlin, bey Maurer, 1786. in 8. 118 Seiten.

Ungeachtet diese 2te Abtheilung, welche das osmanniſche Reich, Rußland, Pohlen, Dänemark, Schweden und Preußen enthält, weit beſſer iſt, als die erſte: ſo ſind doch auch hier Fehler, die wohl hätten vermieden werden können. Da Hr. Tr. den Elias Habeſci bey dem Osmanniſchen Reiche ſcheint gebraucht zu haben: ſo mußte er nicht ſo viel Rühmens von den Janitſcharen machen. Statt daß er ihre Ehrliebe rühmt, die keine Diebe unter ihnen leidet, ſagt Habeſci, daß ſie ein Schandfleck des Reichs ſind. Sie beſtehen aus den ſchlechteſten Heſen des Volks. Um die Regimenter vollzählich zu machen, werden Diebe und Trunkenbolde häufig angenommen. Ihr Sold ſteigt auch nicht bis auf 15, ſondern nur bis auf 7 Aſpers. Konſtantinopel hat nach eben dieſem Schriftſteller nicht 300 ſondern 900 Metſchets. Die Zahl der Häuſer ſchätzt er auf 400,000, welches offenbar zu viel iſt. Das Ruſſiſche Reich mit Inbegriff der neueſten Beſitzungen ſchätzt er auf 330000 Quadratmeilen, welches nach den neueſten Angaben um 25000 Quadratmeilen zu viel iſt. Die Einkünfte ſollen 1783 40 Millionen Rubel und die Ausgaben 35 Mill., die Staatsſchulden aber 60 Mill. betragen haben. Alle dieſe Zahlen ſind zu groß. Zu Ungarn rechnet er Gallizien und Ludomirien, auch die Bukowine. Mit eben dem Rechte hätte er auch Böhmen dazu rechnen können.

Daß S. bey jedem Lande erſt die Provinzen überhaupt, und hernach einige der merkwürdigſten Oerter nennt, wiſſen wir ſchon aus der erſten Abtheilung. Beſſer iſt es doch immer, bey jeder Provinz den Hauptort anzuführen.

Seereiſe eines jungen Officiers, oder Geſchichte eines Schiffbruchs, auf der Königsinſel, ſonſt Cap-Breton genannt. Eine Beylage zu den Reiſebeſchreibungen für die Jugend. Straßburg, im Verlage der akademiſchen Buchhandlung. 1786. 12. 72 Seiten.

Herr

Hr. Prenties, Fähndrich bey dem 84sten Regimente der Großbrittannischen Armee, gieng den 17ten November 1780 mit Depeschen vom General Haldimand an den General Clinton auf einer kleinen Brigantine in Begleitung einer Goelette von Quebeck nach Neuyork. Beide Schiffe verunglückten in der Lorenzbay, und zwar die Goelette zuerst, ohne daß Jemand gerettet wurde. Die Brigantine strandete auf einer Sandbank unweit des Ufers. Pr. rettete sich mit dem Hochbootsmann, 2 Matrosen und einem jungen Passagiere auf die Schaluppe. Bloß auf seine Depeschen bedacht ergaß er sein Geld, welches aber sein Bedienter rettete. Der junge Passagier, der schon aus dem Wasser gezogen war, verfror am Ufer. Am folgenden Tage retteten sich noch die übrigen, bis auf einen, schon im Schiffe erfrornen Passagier, vom Schiffe, welches dadurch zertrümmert ward. Man suchte noch alles, was man konnte, davon zu retten; z. B. Pökelfleisch, Planken, Oel, Balsam u. s. w. Von den Planken ward eine Hütte erbauet. Hier starben noch Einige an den Uebeln erfrorner und zu schnell am Feuer aufgethaueter Glieder. Um Hülfe zu suchen, geht Pr. mit dem Hochbootsmann tiefer ins Land, entdeckt auch die Hütte eines Indianers und eine davor hangende Elendshaut, aber keinen Menschen. Sie entschließen sich nun, mit der ebenfalls lecken Schaluppe, die sie so gut verstopften, als möglich, weitere Hülfe aufzusuchen, um nicht in der Einöde zu verhungern oder zu erfrieren. Nach mannichfaltiger Gefahr, dabey sie Hunger und Kälte plagte, kamen sie auf Cap Breton. Zwey Indianer retteten sie, da sie schon halb erstarrt, vor Hunger ausgezehrt, geschwollen, und dem Tode nahe waren, brachten sie in ihre Hütte, und verpflegten sie, doch mit Rücksicht auf ihren durch Hunger so sehr geschwächten Magen. Sie dachten nun an ihre hinterlassene Schiffsgesellschaft, und bezeichneten den Indianern den Platz der Hütte, den diese wohl kannten. Aber er war 100 Engl. Meilen weit, und sie hatten für ihre Jagd zu sorgen. Jetzt war Pr. so unvorsichtig, ihnen seinen Geldbeutel mit 180 Guineen zu zeigen, und Belohnungen anzubieten. Die Indianer wurden dadurch zwar bewogen, für 50 Guineen die Reise anzutreten, und die Hinterlassenen zu retten; aber die Großmuth der Indianer hatte nun ein Ende. Unersättlich nach den Guineen des Engländers ließen sie sich alles übermäßig bezahlen; ja sie

hätten

hätten eine Plünderung befürchten müssen, wenn es nicht von den französischen Jesuiten zum Christenthume Bekehrte gewesen wären, die sehr eifrig in ihrem neuen Glauben waren, und jetzt durch den Bedienten, einen Irrländischen Katholiken, der mit ihnen betete, davon abgehalten wurden. Die Indianer kamen indeß nach einer 14tägigen Abwesenheit mit drey der Zurückgelassenen an. Sie hatten zuletzt noch von der Elendshaut gelebt; drey waren verhungert, und die Uebriggebliebenen hatten selbst von den Leichnamen zehren müssen. Von Fünfen starb noch Einer, der sich der Eßbegierde so unvorsichtig überlassen hatte, und ein Anderer tödtete sich unvorsichtig mit dem Gewehre eines Wilden. Also waren von 19 Geretteten am Ende nur noch 9 übrig. 14 Tage waren kaum hinreichend, sich nur etwas wieder zu erholen. Gleichwohl dachten sie an ihre weitere Reise. Nach vielen Mühseligkeiten, die hier übergangen werden müssen, kamen sie endlich zu Newyork an.

Die Entschlossenheit des Jünglings im Augenblicke der Gefahr, der ausdauernde Muth bey dem Gefühle des größten Mangels und unglaublicher Beschwerlichkeiten, sein Diensteifer und edles Bestreben, seine Reisegefährten zu retten, selbst die Fehler der Letztern geben der Jugend, für welche Hr. Wenzel diese Geschichte bestimmt hat, eine sehr nützliche Unterhaltung. Als in London des Hrn. Pr. Tagebuch 1782. herauskam, ward es so begierig gelesen, daß es in 18 Monaten 5 Auflagen bedurfte. Diese Form eines Tagebuchs aber hat Hr. Berquin in diejenige verwandelt, die Hr. W. hier in einem recht guten deutschen Gewande aufstellt.

P.

Vorlesungen über die Geschichte fürs Frauenzimmer. Siebenter Band. Berlin, 1786. 1 Alphabet 1 Bogen. 8. — — — Achter Band. Ebendaselbst, 1787. 1 Alphabet 1 Bogen in 8.

Der Verfasser erzählt in diesen beiden Bänden die Geschichte des Byzantischen oder Oströmischen Kaiserthums, der Araber, Muhameds, der von ihm gestifteten Religion, und des Khaliphats; und am Ende etwas von den Türken und Mongolen. Ueberall erwarteten wir mehr Sitten- und Charakter-

terschilderungen; damit würde seinen Leserinnen mehr gedient seyn, als mit der ängstlichen, chronologischen und ziemlich trockenen Enumeration aller Schwachköpfe auf dem Thron zu Konstantinopel. — Am Ende des achten Bandes verspricht der Verf. auch die Geschichte der neuern Zeit zu beschreiben, unter diesem Titel: Darstellung der neuern Weltgeschichte in einem fruchtbaren Auszuge. Vorläufig ersuchen wir ihn, sich Zeit dazu zu nehmen, und lieber alle Jahre nur einen Band von 24 Bogen, als zwey von eben derselben Stärke, zu liefern.

Mk.

Magazin der sächsischen Geschichte. Erster Theil. Dresden, auf Kosten des Verfassers. 1784. 8. 1½ Alphabet. Zweyter Theil. 1785. 2 Alphb.

Das Wort Magazin heißt hier so viel als Allerley, oder doch Vielerley. Der Herausgeber, Hr. Hasche, hat für mehr als eine Classe von Lesern gesorgt, und doch vielleicht für diesen oder jenen nicht genug. Aber wie wäre dies auch, bey einem Werk von dieser Art, möglich gewesen? Genug, daß der Herausgeber sich, im Allgemeinen, um seine Landsleute und überhaupt um die sächsische Geschichtkunde verdient gemacht hat, und gewiß alle Aufmunterung und Unterstützung zum Fortsetzen verdient. Hin und wieder stößt man in der That auf sehr interessante Aufsätze, die der künftige Geschichtschreiber von Sachsen mit Vortheil benützen wird; freylich aber auch zuweilen auf unerhebliche und mehrere Blätter einnehmende Nachrichten, wovon es durchaus zweifelhaft bleibt, ob sie unter 500 Lesern einen einzigen interessiren können. Ein reeller Gewinn für den Herausgeber und sein Publicum würde es seyn, wenn er künftig unter den Aufsätzen eine etwas strengere Auswahl träfe, und alles, was nicht auf den Zweck der Geschichte und Statistik von Sachsen hinzielt, auf die Seite legte. Die reine, gefällige Schreibart des Hrn. H. und seine guten historischen Kenntnisse sind den Lesern bekannt.

M.

M. Joh. Ernſt Fabri, Profeſſor der Geographie und Statiſtik in Jena, Neues geographiſches Magazin. Dritten Bandes zweytes Stück. Halle, im Verlag des Waiſenhauſes, 1787. 11 Bogen in gr. 8.

1) Nachricht von zwey neuen Charten, — die noch kommen ſollen. Hr. Wiebeking, der Zeichner der Schmettauiſchen Charte von Meklenburg, hat bisher die Gothaiſchen und Weimariſchen Lande aufgenommen: es iſt aber noch ungewiß, ob das Publikum dieſe Arbeit zu ſehen bekommen wird. 2) Nachricht von der Standes-, Lebens- und Nahrungsart der Einwohner zu Schwarzenberg (einer churſächſ. kleinen Bergſtadt) ſo voll Mikrologie, daß wir zur Ehre des geograph. Magazins dergleichen nicht viele in demſelben zu leſen wünſchen. Wem in aller Welt kann etwas daran liegen, ein ſo bataillirtes Verzeichniß aller Inwohner eines kleinen Ortes, bis auf Wittben und unverheyrathete Töchter zu leſen, zu erfahren, bey welchem Beker man die Hochzeit- und Kindtauftorten backen läßt, wie viel es daſelbſt Butter- und Käſehöken giebt, u. dergl. m. Das einzige zeichnen wir aus, daß das Schwarzenbergiſche Bergamtsrevier etliche und 30 gangbare Erzgruben enthalte, in welchen auf Silber, Zinn, Bley, Eiſen, Kobold, Schwefel-, Vitriol- und Arſenikalkies gebaut wird. 3) Fortſetzung von Liegnitz. Beſonders von den ſehr anſehnlichen frommen Stiftungen dieſes Ortes. 4) Bemerkungen über verſchiedene ſächſiſche Städte, nebſt einigen andern Nachrichten — ſie betreffen meiſtentheils den Bergbau, Fabriken und Kaufmannſchaft, und enthalten manches Leſenswürdige. Man lernt daraus die jedem Orte eignen Producte, Mineralien und Fabrikaten, und die vornehmſten Handelshäuſer kennen, die ſie vertreiben. 5) Erzgebürgiſche Producte und Handelsartikel, wovon zum Theil viel außer Landes geht — nach den Reichen der Natur geordnet. 6) Nachrichten von der Stadt Eckartsberge im Churf. Thüringiſchen Kreiſe, aus einer geſchriebenen Chronik — Gehört auch dahin, und nicht in ein geographiſches Magazin. 7) Bergmänniſche Beſchreibung der in der Grafſchaft Stollberg belegenen ſogenannten Straßbergiſchen Silberberg.

hergewandt. Sie waren auch in dieſem Jahrhundert ſehr ergiebig, und gewährten nur von einigen Gruben ihres weitläuftigen Reviers von 1710 bis 1765 aus ihren Bergproducten eine Einnahme von mehr, als 9 Millionen Thalern; geriethen aber hernach durch üble Betreibung der Gewerkſchaften und dadurch gewirkte Schulden ins Stocken. Gegenwärtiger Aufſatz hat daher die Abſicht, Bergluſtige zum neuen Bau derſelben aufzumuntern, mit Vorſchläge, wie und wo es geſchehen könne. 2) Wohlgemeynte Wünſche eines Sachſen für ſein Vaterland — für das Verbot ausländiſcher Tücher und der Ausfuhr der inländiſchen Wolle und Garne. 3) Flüchtige Bemerkungen eines Reiſenden über die Lauſitz, woraus wir eben nicht viel auszuzeichnen wüßten. Ein flüchtiger Bemerker ſollte ſich überdem die Mühe nicht nehmen, das auszuſchreiben, was man ſchon in bekannten Büchern leſen kann. 10) Summariſches Perſonenverzeichniß von den beyden Iſenburgiſchen Gerichten, Meerholz und Gründau — zuſammen 5367. 11) Fortſetzung des Auszugs der Reiſebeſchreibung des Hieron. Brückners von Genève aus in Savoyen und Delphinat 1608. Sie läßt ſich noch immer gut leſen. Das Wichtigſte iſt die Beſchreibung der großen Kartauſe. Inzwiſchen ſollte es doch allemal bey Hervorſuchung ſolcher alten Reiſebeſchreibungen die erſte Sorge ſeyn, in beygefügten Anmerkungen den gegenwärtigen Zuſtand der beſchriebenen Orte und Sachen ganz kurz zu erwähnen, damit der unkundige Leſer nicht glaube, es ſey itzt noch alles ſo, wie es vor 120 Jahren war: dann erſt würde ihre Bekanntmachung nützlich ſeyn. So heißt es z. E. hier, daß in der dritten Kammer des Parlaments zu Grevoble die Hälfte der Präſidenten und Räthe aus Reformirten beſtehe, ohne nur mit einem Wort in einer Note zu ſagen, daß dieß ſchon ſeit der Aufhebung des Edikts von Nantes nicht mehr ſey. Es folgen, wie gewöhnlich, Recenſionen geographiſcher und ſtatiſtiſcher Bücher, die ſich durch brauchbare Auszüge empfehlen, und vermiſchte Nachrichten, meiſtens ſtatiſtiſchen Inhalts, z. B. in Preuß. Oberſchleſien lebten 1786, 316811 Einwohner; die Hannövriſchen Lande liefern jährl. 300000 Pf. Wachs, und ihr Verkehr mit Leinen und Leinengarn beträgt jährl. eine Million, u. ſ. w.

Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen. Sechſter Theil. Hamburg, bey Bohn, 1784, 1 Alphab.

10½ Bogen. Siebenter Theil, 1785, 1 Alph. 9 Bogen in 8.

In diesen zwey Bänden liefert Herr Ebeling 1) die abgekürzte Uebersetzung einer 1780 in 6 Duodezbänden zu Amsterdam herausgekommenen Reisebeschreibung nach der Schweiz und Italien. Die Reise selbst ist nach der Schweiz 1769 und 1774; nach Italien aber 1776—78 gethan worden. Sie fängt an: „ich kam durch die Vorstadt St. Antoine auf eine schöne Allee bis Charenton ꝛc.“ Es hätte doch wohl, um vieler Leser willen, Paris, der Ort, von dem die Reise ausging, genannt werden sollen. In Basel wird kein Jude geduldet, und noch ein Kessel vorgezeigt, worinnen vormals ein Jude, wegen einer vorgeblichen Brunnenvergiftung in Oehl gekocht wurde: auch darf in der Stadt kein Adlicher wohnen. Maupertuis starb hier bey einem Besuch des Herrn Pr. Bernoulli. Er verlangte, nach seinem Tode in ein benachbartes Mönchskloster gebracht zu werden — so rächt sich mehrmals Unglaube durch abwechselnden Aberglauben. In Bern werden zu Ehren des Stadtwappens einige Bäre auf öffentliche Kosten in den Stadtgräben, so wie in Genf Adler, als Sinnbilder der Freyheit, in Käfichten am Hafen, unterhalten. Man hat daselbst neuerlich ein Komödienhaus erbaut, obgleich die Gesetze dem Frauenzimmer alle öffentliche Schauspiele verbieten. Freyburg soll noch weit in der Aufklärung zurück seyn. Schöne Nachrichten von dem Aufenthalte in Ferney und dessen damaligen Besitzer, Voltaire! Neuburg und Valengen nennt er das freyeste Land auf dem Erdboden: im ersten Ort sind Kattundruckereyen, worzu die weissen Kattune aus Zürch, St. Gallen oder Ostindien kommen, das Hauptgewerbe. Reise über den St. Gotthard. Den Schluß machen einige Nachrichten von der politischen Verfassung der Schweiz. In Bern soll die Rathsherrenwürde bisweilen ein Erbtheil der Töchter seyn, und mit ihnen erfreyet werden. Von S. 140 geht die Reise nach Italien an. Eine Schlange vom Berg am See Segreno hatte 1772 mit einem Aal Umgang gehabt, dieser wurde, ehe man das Erste vermuthete, gefangen, und in einen Behälter mit Karpfen gesetzt, welche alle davon vergiftet wurden. Das Land, worinn der Reis gesäet wird, steht beständig unter Wasser, er keimt, schlägt Wurzel, und wächst lange unter dem Wasser, bis sein Halm sich über dasselbe emporhebt — einige Tage vor der Aerndte läßt man das Wasser ab; daher der Reisbau nur in einer gewissen Entfernung von einer

Stadt

Stadt erlaubt wird, weil die Ausdünstungen des leicht faulenden Wassers schädlich sind. Das Recht aber, sich des Wassers zum Reisbau zu bedienen, muß erkauft werden. Die Gelehrsamkeit und Kunst soll in Turin sehr wenig geschätzt werden; nicht einmal Journale und Zeitungen soll man daselbst haben; alles sey militärisch. Demüthigungen der Bürgerlichen gegen den dasigen Adel: allgemein herrsche ein ängstliches, steifes Wesen: sogar einen Robinson, Dante und Volteau, nehme man aus Unwissenheit an den Thoren in Beschlag. Man erlaubt keinem Naturkündiger, die Gebürge zu untersuchen, die wirklich Adern, auch von edlen Metallen, enthalten, aus Furcht, sie möchten einen geheimen Weg über diese Gebürge entdecken, welche die Grenze und Sicherheit des Landes ausmachen. Piemont soll viele Camelotte aus Sachsen beziehen, und Englische Tücher wohlfeiler haben, als französische. Jährlich sollen gegen 900 Mordthaten in den sardinischen Staaten vorfallen; sogar Kinder drohen auf den Gassen mit Messern. In einigen Logen der Schaubühne zu Meyland wird gespielt und Bank gehalten. Der Verf. spricht von ungeheuren Auflagen und Bedrückungen des Publikums, so, daß das Volk bey jeder Veränderung des Oberherrn gewinnen würde. Die Abgaben auf liegende Gründe sollen, wenn man vorher die Bestellungskosten abrechnet, mehr, als die Hälfte des Ertrags, wegnehmen. Auch soll man die Folge der ungeheuren Auflagen aus der Unbeträchtlichkeit des dasigen Handels abnehmen können, der gegen die Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend, und gegen den Flor der benachbarten, unfruchtbaren Schweizerämter, sehr absteche. Meyland soll im eigentlichen Verstande keinen einzigen Kaufmann haben. Künste, Wissenschaften, Manufakturen und Handwerker, selbst die Musik, sollen in Meyland in schlechtem Zustande seyn. Eben das gilt in Ansehung der Abgaben auch von Parma. In Bologna zieht der Pabst blos die Auflage vom Wein, die andern Auflagen werden zum gemeinen Besten verwandt, und liegende Gründe bezahlen gar nichts. Man rechnet ihre Einwohner auf 80000, und ihre Bibliothek über 100000 Bände. Die wichtigsten Manufakturwaaren sind Gase und Flor; doch vergeht fast kein Tag, wo sich nicht Mordthaten ereigneten. In Florenz ruhen Malerey, Bildhauerey, Dichtkunst, Musik und Schriftstellerey gänzlich. Man rühmt auswärts die dasigen Verordnungen, die doch weiter nichts zur Absicht haben, als unentbehrliche Dinge zu vertheuren, die man doch nicht selbst verfertigen kann. Die meisten Kaufleute sind Ausländer, und der dasige Handel soll wegen

der Cheltans der Zollbedienten eher ab- als zunehmen. Contrebandiers werden, wie Verbrecher, zu Galleeren verdammt, wodurch sie sich durch starke Summen loskaufen. Man hat auswärts große Vorstellungen von der neuen Gesetzgebung, und doch wird der Ackerbau sehr vernachlässiget; das Land baut bey seiner geringen Bevölkerung kaum $\frac{1}{3}$ des Getraides, das es verbraucht: außer einem starken Grundzins auf Ländereyen, werden noch vom Korn und Mehl drückende Auflagen erhoben, und mit Strenge eingetrieben; ein Theil des Staats ist durch stehendes Wasser vergiftet, und aller Kunstfleiß unterdrückt. In Livorno giebt es keine andere Fabrik, als die Korallenfabrik; welche Arbeit aber so wenig, als Bernstein, mehr Mode ist. In Florenz werden die Orangebäume schon ins Gewächshaus gesetzt, indem es oft so kalt ist, daß der Arno friert. Der Fußboden der Domkirche in Siena ist in mosaischer Arbeit angelegt, welche alttestamentliche Geschichten u. a. vorstellt, doch ist sie mit Bretern überdeckt, die nur an hohen Festen abgenommen werden. Hier ist auf den Gassen das Schleppentragen noch Mode. Häufig wird noch hier, so, wie in andern Weingegenden Italiens, der Weinstock an Bäumen gezogen. Die gewöhnlichen Klagen über den Anblick armseliger Einwohner und ungebauter Felder beym Eintritt ins päbstliche Gebiet. S. Marino soll häßliche Einwohner haben, die sich durch die widrige Tracht noch mehr verstellen. Der V. passirte bloß Rom, und eilte nach Neapel.

2) Nachrichten von einer Reise nach Buenos-Ayres, und von dort aus zu Lande nach Potosi. S. 381 erregt mehr Neugierde, als sie befriediget, denn sie ist schon 1658 gethan worden, und die Beschreibung davon 1716 zu London herausgekommen: folglich kann man sich, da keine neuere Nachrichten damit verglichen werden, nicht darauf verlassen, was und wie viel davon noch in unsern Zeiten ungeändert wahr bleibt. So heißt es z. E. der König bekomme den fünften Theil des Ertrags vom Bergbau, da doch diese Abgabe seitdem nur auf den zehnten Theil gesetzt worden ist.

3) Geographische Bestimmung von Hindustan, nebst dessen Abtheilung in Provinzen und Staaten, von James Rennel, ehemaligen Ingen. Major und Oberlandmesser in Bengal. — Ein annehmungswürdiger Beytrag zur Kenntniß eines großen; aber bisher wenig bekannten Landes, aus dem wir aber, ohne zu viel abzuschreiben, nichts ausziehen können. Das ganze Land wird in 15 Subahs getheilt, wovon die Englische

Nation

Madras, die ganze Subah Bengal und Bahar mit völliger Oberherrſchaft, und überdem in Oriſſa die Bezirke von Midnapur, und im Karnatik die Gegend um Madraß, und nunmehr auch Negapatnam, beſitzt. Sämmtliche Beſitzungen betragen 150000 Engl. Quadratmeilen, und alſo 18000 Quadratmeilen mehr, als Großbritannien und Irland zuſammen. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 10 Millionen. Calcutta iſt die Hauptſtadt aller brittiſchen Beſitzungen. Und mit ihren verbundenen und zinsbaren Fürſten nimmt die brittiſche Nation den ganzen ſchiffbaren Lauf des Ganges ein, von dem Punkt an, da er in die Ebene tritt, bis zur See, welches über 1350 Engl. Meilen beträgt.

Der VII. Theil enthält bloß die zweyte Abtheilung der Reiſe durch Italien. Zu Gaeta vertritt ein antikes marmornes Gefäß mit tanzenden Satyren und Bachantinnen in erhabener Arbeit, ſo wie in Agrigent eine gleichgearbeitete Urne, die Stelle des Taufſteins. Die Ruinen von Formia laufen bis ins Meer, daher das Meer ſehr oft Stücke von moſaiſcher Arbeit auf das benachbarte Ufer wirft. Der Wein daſelbſt iſt jetzo ſchlecht. Der Verf. hat den Veſuv zur Zeit eines Ausbruchs mit vieler Gefahr beſtiegen, und hier iſt ſeine Reiſebeſchreibung leſenswürdig, und hätte verdient unabgekürzt überſetzt zu werden. Kein Maler, Dichter, Geſchichtſchreiber, und noch weniger unſre heutigen matten Erzähler, haben ihm einen Begriff von dieſem Schauſpiel gemacht, der ſich mit dem vergleichen ließ, den er durch die Natur ſelbſt erhielt. Bloß Plinius, ſagt er, kann in dem Brief von dem Ausbruch des Veſuvs, der ſeinen Oheim tödtete, darauf vorbereiten. Er vergleicht die Lava oben am Schlunde mit der Glasmaterie, wenn man Glas bläſt. Er lief über eine geſtrige Lava weg, wo das Feuer noch zwiſchen den Spalten hervordrang. Die Wirkungen der Hundsgrotte fand der Verf. noch, wie ſie ältere Reiſende beſchrieben haben. Loben aber wollen wir den, der im Stande iſt, ſich aus des Verf. Beſchreibung des bewundrungswürdigen Teichs einen Begriff zu machen, wenn er ihn nicht ſchon aus andern Büchern gehabt hat. Die Gegend um Baja wimmelt von Ruinen und Alterthümern; man gräbt aber nicht nach. Die Bäder des Nero ſind noch zum Theil mit heißem Waſſer angefüllt. Der See Averno verdiente ſeinen Namen nicht mehr, denn der V. fand ihn ganz voller Waſſervögel. Auf der Inſel Procida waren unter der vorigen Regierung alle Katzen verboten worden, um die

Fasanenzucht zu befördern; dadurch vermehrten sich die Ratten dergestalt, daß sie lebendige und todte Menschen angiengen, daher mußte das grausame Verbot aufgehoben werden. Das Grab des Cicero, die Grotte der Sibylle, das Grab des Agrippa, die Solfatara, die Grotte von Pausilippo, das Grabmahl Virgils u. a. übergehen wir. Unterbrochner Bau zu Caserta. Ueberfahrt nach Sicilien. Sonderbare Art von Leichenbestattung in Palermo, da die Leichen in Gewölbern der Reihe nach offen verwesen. Die Zahl der Einwohner soll 130000 seyn. Der Hauptaufwand besteht hier in Kutschen, Bedienten und Laufern; jedermann will reich scheinen, daher findet man überall glänzendes Elend. Schneider, Schuster und Feiseurs erscheinen hier nicht ohne Ring, Uhr und Degen, und ohne Lehrpurschen und Gesellen, die ihnen ihr Geräthe nachtragen und abnehmen. Die ganze Insel gehört dem Adel und der Geistlichkeit; und da die ältern Söhne alles erben, so werden die jüngern Mönche, und die Töchter Nonnen. Noch im October war die Hitze so groß, daß die Chocolade schmolz, und das Siegellak beynahe flüssig wurde, und doch ist das Eis daselbst wohlfeil, das man aus zusammengeklopften Schnee vom Berg Aetna bereitet, und fast täglich genießt. Hammel taugen hier weder zur Speise, noch zur Wolle; auch das Wildpret ist unschmackhaft. Etwas von dem Pallast des Prinzen von Palagonia, den man aus Brydone bereits besser kennt. Hier heißt es: das Innere des Palastes sey mit Köpfen von Menschen, Insekten, und Thieren, auf eine jämmerliche Art von buntem Marmor gemacht, besetzt. — Daraus kann man nun nicht errathen, daß es Zusammensetzungen von Menschenköpfen auf den Rumpf von Thieren, und von Thierköpfen auf Menschenleiber sind. Der Prinz hat diesen Pallast unvollendet gelassen, und dargegen angefangen, einen zu Palermo auf ähnliche Weise zu verzieren. Er erwähnt, daß der Prinz gewünscht haben soll, daß seine damals schwangere Gemahlin mit einem Ungeheuer niederkommen möchte — einen Prinzen muß sie ihm wenigstens nicht gebracht haben, denn hier erfahren wir, daß er kinderlos sey, und sein Vermögen seinem Bruder zufalle. Eine zu einseitige Erfahrung ist es gewiß, wenn der Verf. sagt, daß es auf dem Lande außer den Klöstern keine Betten, so, wie keine Schornsteine, gebe. In der Nähe des ehemaligen Berges Eryx, itzo St. Guiliano genannt, soll man noch itzt die schönsten Gesichter finden — daher der Verf. glaubt, daß sie von den reizenden Priesterinnen der Venus abstammen.

Schwe-

Schwefel- und Dampfbäder zu Sciacca. Viel unbebautes Land, das doch hundertfältig tragen könnte, weil die Regierung durch das Verbot der Getraidausfuhre, und durch eine dem doppelten Einkaufspreiß betragende Auflage auf das Getraide, allen Muth zum Ackerbau unterdrücke. Der Verf. mag es verbürgen, wenn er S. 150 schreibt, daß der Bischof zu Catanea jetzt Fremden seine Thür verschließe, die er sonst so gastfrey aufgenommen habe, seitdem der sel. Bar. Riedesel bey Erwähnung seiner Bibliothek auch den Voltäre, Rousseau und Helvetius als Werke nenne, die bey einem schwärmerischen Volk nur selten anzutreffen wären; wie er denn auch aus eben dem Grund über Brydone unzufrieden ist, daß er eines Gastmahls von 100 Schüsseln erwähne (da man doch in Sicilien sehr mäßig lebe), bey dem sich Stiftsherren in Gegenwart ihres Bischofs äußerst betrunken hätten. Man baut in Sicilien wenig Korn, meistens Weizen; der Haber wächst von selbst, man giebt ihn aber den Pferden nicht, weil er zu hitzig ist. Es wachsen Disteln auf dem Ackerland, die man im Frühjahr als Artischocken essen kann. Die Stadt Alicate sollte um die Erlaubniß ihre verfallene Wasserleitung, von der sie ihr Wasser hat, aufzuräumen, noch Geld geben — und so unterblieb die Sache, und sie muß sich mit dürftigem, abscheulich schmeckenden Wasser behelfen. Man heizt selbst im Winter nicht ein, und hat nicht einmal Camine. Ein alter Geistlicher hatte daher an einer Hand ein Feuerbecken hängen, um sich, weil es kalt war, die Finger zu wärmen. Der Prinz Biscari zu Catanea besitzt eine Sammlung von 700 alten irdenen, in Sicilien gefundenen Gefässen, von außerordentlicher Schönheit, und über 10000 goldene griechische, römische und sicilische Münzen, (wir ahnden hier, wie an mehrern Worten, aus der Unrichtigkeit der Wortfolge einen Druckfehler) in einer vollständigen Folge aller Kaiser und Kaiserinen, aller Schaumünzen der Consuln von Sicilien, der besten von Griechenland, nebst den Münzen aller Sicil. Beherrscher, die saracenischen und normännischen eingeschlossen — von welchen allen er Zeichnungen und Beschreibungen herausgeben will. Ganze Dörfer um Catanea stehen auf Lava, und sind auf Lava gebaut, selbst die Gefässe um Wein zu keltern, werden daraus bereitet. Der Canonicus Recupero, dessen Brydone so oft gedenke, soll dem Verf. versichert haben, daß Brydone dem Berg Aetna nie bestiegen habe, sondern daß er ein Windbeutel sey, dem

aller Beobachtungsgeist fehle. — Sonderbar wäre es doch, wenn Brydone's mahlerische Beschreibung der Aussicht von dem Gipfel des Aetna, die so sehr das Gepräge eines unverlöschlichen sinnlichen Eindrucks hat, ein Werk der Einbildungskraft seyn sollte, da sie des Vers. kalte Beschreibung davon weit hinter sich zurück läßt. Er hat den Aetna in Begleitung des Abts Sestini und Can. Racupero, im Winter bestiegen, aber eben deswegen dessen Gipfel, den er als einen unersteiglichen Eiskegel, noch 4 bis 5 Meilen über sich sah, nicht erreichen können. Doch wartete er ebenfalls den Sonnenaufgang ab. Er hält die Laven vom Vesuv für weit merkwürdiger, als die vom Aetna. Jene ahmen alle harten Steinarten, alle Arten von Verglasungen und Kristallisationen nach, lassen sich auch besser poliren, welches von der Menge verschiedner Metalle, Salze und des Schwefels herrühre, da im Aetna hingegen blos Eisen die Oberhand habe. Der Fluß Symethes soll Bernstein ins Meer spühlen, das denselben wieder auf den Strand wirft. Die Spitze des Aetna soll blos von der Mitte des Jun. bis zu Anfang des Sept. erstiegen werden können. Catanea hat verschiedene Seidenmanufacturen, aber die Seide ist grob, schlecht, ausgesucht, gezwirnt und gefärbt, und die Appretur erbärmlich. Auch ist da eine Fabrik zu Lakritzensaft. Den untern Umkreis des berühmten großen Kastanienbaums giebt er zu 170 Fuß an, und erwähnt dabey, damit Frankreich auch hier nicht nachstehe, einer hohlen Eiche im Lande Caux in der Normandie, in deren hohlen Raum ein Altar aufgeführt sey, auf dem man Messe lesse. In Taormnica ist noch ein vortreffliches erhaltenes altes Theater, dessen Einrichtung der Vers. durch eine Stelle aus dem Vitruv erläutert. Damals trieb Messina einen starken Handel mit Citronen, schickte jährlich gegen 50000 Kisten nach Triest, und eben so viel nach andern Ländern, verschickte auch 300 Fässer Citronensaft, jedes zu 1500 Pfund, (mit dem ausgepreßten Fleisch fütterte man die Ochsen) auch gegen 3000 Pfund Bergamotöl. Durch die schlechte Bearbeitung ist der Zucker aus inländischem Zuckerrohr theurer als der ausländische, den man entbehren könnte. Rückreise nach Calabrien, (die Reise nach Maltha hat der Uebersetzer übergangen) zweyte Reise nach dem Vesuv in einer Gesellschaft: hier umgieng der Vers. den ganzen Crater unter beständigen Rauch, Lava und Asche und einem Geräusch, das er dem Knall von hundert Kanonen vergleicht.

Wegen

Wegen der Menge Lava flogen nur wenige Steine über den Rand, weit mehrere aber schlugen an die innern Wände dieses ungeheuern Schornsteines, rissen mehr Steine los, und stürzten mit Krachen zurück. Wenn der Rauchwirbel ihm nicht entgegen kam, konnte er bis 400 Fuß tief in den Schlund hinabsehen; die Wände desselben waren nicht schwärzlich, sondern weißlicht, gelb, röthlicht, welches vom Schwefel herrührte. Bey jedem neuen Ausbruch kann man die Beschreibungen des vorigen nicht mehr erkennen. Silberne Schnallen und das Messer in der Tasche wurden schwarz als wenn man eine saure Frucht darmit zerschnitten hätte, auch einer Zinnoberröthe in dem Innern der Oeffnung vermuthete er auch Queckſilberdämpfe. Er bestieg endlich den 20. Jan. den Vesuv zum drittenmal, und genoß oben am Schlund seine Mahlzeit unter Schwefeldämpfen. Neapel. Diebereyen aus den Taschen und selbst in Zimmern sind sehr häufig, und die Regierung scheint sie zu dulden, weil man die Anführer in andern Fällen braucht. Die Bevölkerung soll 330000 Menschen stark seyn. Die Strassen sind mit Lava gepflastert. Alle vornehme Häuser haben Hauskapellen, in denen sie durch Bettelmönche Messen lesen lassen; doch kostet die Erlaubniß dazu 100 Ducaten. Beichtväter absolviren hier die vor dem Beichtstuhle hinter einander knieenden Beichtenden durch einen Schlag mit einer 15 Schuh langen Gerte. Eine deutliche Nachricht von der Einrichtung der neapolitanischen Leihhäuser. Etwas von den ausgegrabenen Städten Pompeji, Pästum und Herculanum, und dem Schlosse zu Portici. Bey Rom sagt er, daß die Römer, und selbst die Römerinnen sich an den Gestank von Urin auf Treppen, Galerien, und selbst an den Thüren der Vorzimmer so gewöhnt hätten, daß sie ihn nicht empfänden. Ueberhaupt gehe ihr Widerwille gegen alle Wohlgerüche so weit, daß sie sich lieber das Haar mit Unschlitt, als mit Pomade schmieren, und nie natürliche Blumen tragen. Diesem Geschmack des römischen Frauenzimmers habe man die Verfertigung der künstlichen Blumen zu danken, worin sie so viele Geschicklichkeit besässen. Das in Rom selbst verfertigte schlechte Tuch wird theurer verkauft, als das englische und französische. Keine Art Waare ist in Rom verboten, und überhaupt die Handlung mit keinen Auflagen beschwert, und doch wird nur Kramhandlung, und noch dazu meistens von Juden getrieben. Der jetzige Papst läßt Ducaten von geringern Gehalt schlagen, damit sie nicht

außer Landes gehen. Die Stadt ist nicht erleuchtet, hat 150000 Inwohner, darunter 10000 Juden und so viel Fremde. Uebrigens preißt der Verf. die päbstlichen Unterthanen, wegen der gelinden Regierung, mäßigen Abgaben, und Beybehaltung ihrer Rechte und Freyheiten, glücklich. Rückreise über Ferrara, Mantua, Venedig, wo der Verf. nicht finden kann, was die Bewunderung der Fremden so sehr hinreißt, Padua, Verona, Genua, Livorno und die Insel Elba. Die dasigen Eisengruben gehören dem Prinzen von Piombino, werden von 200 Arbeitern bearbeitet, und die Erzte sogleich in den Hafen geschafft, weil auf der ganzen Insel weder Schmelzofen noch Schmiede ist. Das Erz soll bis 75 von 100 geben, und dem Fürsten gegen 75000 Thaler jährlich abwerfen.

Da diese Reisesammlung aus noch unübersetzten, folglich für deutsche Leser, neuen Reisebeschreibungen besteht: so konnten wir uns einen etwas weitläuftigen Auszug daraus erlauben, welches bey andern, die, wie die Berlinische, schon bekannte und übersetzten Reise, aufs neue epitomiren, Papierverschwendung wäre. Hie und da stößt man auf Dunkelheiten, die theils durch Druckfehler, deren das Buch viele hat, theils durch Trennung des Zusammenhangs und Abkürzungen, veranlaßt werden mögen. Das letzte mag auch die Ursache seyn, warum bisweilen ganz heterogene Nachrichten so unverdeutlich unter einander stehen, daß man gar nicht weiß, wie sie zusammen kommen. Auch würde es eine Bequemlichkeit für die Leser gewesen seyn, wenn die Namen der durchreisten und beschriebenen Orte durch den Druck wären unterschieden worden: man hat zuweilen Mühe, zu errathen, von welchem Ort die Rede sey. Die Schreibart, Ekipasche, Freymurer Loschie u. dergl. hat uns eben nicht gefallen.

Ag.

Pragmatische Geschichte Würtenbergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge, aus ächten und geheimen Quellen geschöpft. Erster Theil. Nebst einem Anhang zur Geschichte des Herzogs Eberhard Ludwigs. London, 1787. 437 Seiten in 8vo.

Ist

Ist größtentheils aus Hrn. Prof. Spittlers Wirtenbergischer Geschichte, und um so unverkennbarer abgeschrieben, je weniger sich der Zusammenschreiber die Mühe genommen hat, das Eigenthümliche der Schreibart und der ganzen Darstellung desselben hinwegzulassen. Das wichtigste, wodurch sich diese neue Geschichte vor jener ältern auszeichnet, ist eine detaillirtere Beschreibung der verschiedenen Staatseinkünfte Wirtenbergs, und der Art und Weise, wie dieselben vertheilt sind, besonders im Verhältniß zwischen dem Herzog und den Landständen (der Landschaft). Unbescheiden ist der Verf. im höchsten Grade, ohne sich im geringsten an die Gesetze der Wahrheit zu binden. S. 256. sagt er z. B. in einer Note, erst in den neuesten Zeiten habe sich ein Patriot hervorgethan, und über den Dienstadel geschrieben, allein sein Buch sey sogleich in Wirtenberg unterdrückt und verboten worden. Das letztere ist eine verläumderische Aussage, die jeder Wahrheitliebende Wirtenberger verneinen wird! Der Anhang zur Geschichte Herzog Eberhard Ludwigs ist eine teutsche Uebersetzung der Apologie des Wirtenbergischen Hofmarschalls von Forstner, der unter Herzog Eberhard Ludwig durch den wirksamen Einfluß der Landhofmeisterin Gräfinn von Würben gestürzt wurde, welche zuerst im J. 1746. unter dem Druckort London in französischer Sprache erschien, und neuerdings als Beylage zu Spittlers Wirtenbergischer Geschichte wieder bekannt gemacht wurde.

Yt.

Nova Subsidia diplomatica ad Selecta juris ecclesiastici Germaniae et Historiarum Capita elucidanda, congessit et edidit *Stephanus Alexander Würdtwein*, Episcopus Heliopolensis Suffraganeus Wormatiensis. *Tomus VI.* Heidelbergae, sumt. Goebhard, 1789. 8.

In der Vorrede, worin die abermal beigefügten sechs schöne Erzbischöflich Mayntzische Siegel erkläret sind, bemerket der Herr Verfasser, wie oft dieselben, vom zehnten Jahrhunderte an, eine Veränderung erlitten haben. Anfänglich erscheinet die Erzbischöfe darauf entweder im bloßen Kopfe, oder mit einer

nur schlechten Bedeckung, weiter gebrauchten sie schlechte Mützen und auch pretiose, und der bischöfliche Ornat war verschieden. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts ließen sie zu dem Stiftswapen ihr eigen Geschlechtswapen beifügen, wovon wir schon bey dem Erzbischof Heinrich III. in der Recension des vorhergehenden Theils zuerst die Anzeige gethan haben. Diesen Gebrauch haben die Nachfolger beibehalten, und hier erscheinet No. XXVI. a. der Erzbischof Gerlach, so vom J. 1346—1371. regieret hat, ebenfalls auf seinem Siegel mit seinem Geschlechtswapen, dem Nassauischen aufrecht stehenden Löwen. Er sitzt im völligen Erzb. Ornat, mit einer pretiosen Bischofsmütze auf dem Haupte, und gelockten Haaren, hält die rechte Hand segnend in die Höhe, und mit der linken den Krummstab. Rechter Hand hat er den Schild mit dem Maynzischen Wapen, und linker Hand sein Geschlechtswapen mit vorgedachtem Löwen ohne Schindeln. Umher steht: S. Gerlaci. Dei. Gra. Sce. Mogunt. Sed. Archiepi. Suc. Impii. P. Germania. Archicancell.

No. XXVI. b. gebraucht derselbe ein kleines rundes Siegel, worauf er stehend, im Ornat mit einer simplen Mütze vorgestellet ist, mit der rechten Hand segnend, und mit der linken den Bischofsstab haltend. Rechter Hand sieht man das Maynzische, und linker Hand das Nassauische Wapen. Doch findet sich bey diesen beiden Wapen ein kleiner Unterschied, der aber doch bemerket werden muß, weil er das Willkührliche in der Siegellehre, und wie die Zeichner und Siegelstecher verfahren sind, deutlich zeiget. Nämlich das erste große Siegel hat in dem Maynzischen Rade 8 Speichen, und hier nur 6, und das Nassauische Wapen zeigt den Löwen ohne Schindeln, und hier mit Schindeln. Von der Umschrift ist noch übrig: S. Gerlaci Archiepiscopi Mogun.

No. XXVII. ein Siegel seines Nachfolgers Johannes I. der vom J. 1371—1373. regieret hat. Es hängt an einer Urkunde vom J. 1372. Er sitzt unter einem Baldachin mit Gothischen kleinen Thürmen, mit der rechten Hand segnend, und hält mit der linken einen Stab mit einem doppelten Kreuz. Rechts sieht man das Maynzische Wapen ein Rad mit 8 Speichen, und links den Luxemburgischen Schild mit dem aufrecht stehenden rothen Löwen, mit einem doppelten Schweif. Umher: S. Johis. Dei. Gra. Sce. Sed. Mogunt. Archi-

Archi-

Archiepi. Sac. Imperii. Per. Germania. Archicancellar. Die Umschrift hat Mittelgothische Buchstabenzüge, die von hier an weiter gemein werden. Die Buchstabenzüge auf das erste Siegel Gerlachs sind noch nach alter Art.

No. XXVIII. Ein schönes Siegel des Erzbischofs Adolfs I. von Nassau an einer Urkunde vom J. 1381. Er regierte vom J. 1373 — 1390. Es ist dem No. XXVI. völlig gleich, hat ebenfalls rechts das Maynzische Rad, und links den Nassauischen Löwen zum Wapen. Umher: S. Adolfi Dei Gra Sew Moguntt Sedis Archiepi Sac. Imprii P. Germania Archi. Cancell.

No. XXIX. Ein kleines rundes Siegel (Sigill. secretum) des Erzbischofs Ludewigs an einer Urkunde vom J. 1379. Er regierte vom J. 1374 — 1380. Er steht unter einem gethürmten Gothischen Thron im Erzbischöflichen Ornat, hält die rechte Hand segnend in die Höhe, und mit der linken ein einfaches Kreuz. Unten ist ein quadrirter Schild, worin wechselsweise das Maynzer Rad nur mit 6 Speichen, und der Meißnische Löwe. Umher: Secret. Ludouici. Archiepi. Moguntin.

N. XXX. Abermal ein kleines rundes Siegel des Erzbischofs Conrads II. vom J. 1393, so vom J. 1390 — 1396. regieret hat. Er ist darauf im gewöhnlichen Ornat, ohne Pallio, hält mit der rechten Hand den Bischofsstab, und die linke unter dem Gewand. Rechts ist das Maynzer Rad mit 8 Speichen (es waren also bald 6 bald 8 Speichen daran, mithin willkührlich), und links das Geschlechts-Wapen der Dynasten von Weinsperg. Umher: †. Conradus Moguntine Sedis Archiep..... Archicancell.... Das große Siegel dieses Erzbischofs wird im VII. Tom folgen.

Von den in diesem Theile enthaltenen Urkunden, machen XXV. Breven des Pabsts Gregors IX. den Anfang. Darauf folgen etliche wichtige Synodalprocesse des Bischofs von Speier Rhabanus von den Jahren 1398 — 1407. Hierauf folgt weiter ein *Diplomatarium monasterii Hamersledensis* von den Jahren 1237 — 1330. so der Hr. v. Häberlin dem Hrn. Weihbischof mitgetheilet hat. Das Kloster Hamersleben liegt im Fürstenthum Halberstadt, und ist von dem Kloster Helmersleben auch in der Gegend ganz unterschieden. Dieses Diplomatarium ist zur Niedersächsischen Geschichte, besonders der Bischöfe von Halberstadt, der

Gra-

Grafen von Wernigerode, Regenstein, Daßel ꝛc. und vieler daßigen adlichen Familien ungemein brauchbar; S. 102. no. XLV. ist ein starker Druckfehler, den wir anmerken, wo es statt Wernerus miles *de Seulenburg* miles *de Schulenburg*, und statt opidano in *Vlleſten* in *Vlleſſen* heißen muß, wie überhaupt die Namen der adlichen Zeugen und der Oerter nicht recht genau abgeschrieben und gedruckt sind. S. 139 mit der Nr. LXX—CXXIII. fängt ein *Codex diplomaticus eccleſiae Argentinenſis* an, der vorzüglich alte wichtige Urkunden liefert, ohngeachtet der größte Theil schon gedruckt ist; hier aber zum Theil nach Urschriften verbessert von dem berühmten Herrn Grandidier mitgetheilt ist. Die erste von dieser Sammlung, die K. Otto III. im Jahr 999 dem Stifte Altorf gegeben haben soll, ist im höchsten Grad verdächtig, so schon aus ihrer ganzen Bauart und Stil hervorleuchtet, ohne daß man nöthig hat, einzelne Data zu untersuchen. Die Rubrik nennet es auch schon Diploma Ottonis III. Imp. *ſuſpectum*. Der Marquardus noſter fidelis *Proto-Spatarius* unter den Zeugen fällt besonders auf. Noch 2 andere verdienen ebenfalls einer scharfen Prüfung, wie No. LXXVII. XCIII. Bey der Urkunde des K. Heinrichs III. vom J. 1048 no. XCII ist das Datum besonders zu merken, da er zuerst angefangen hat, auch den *annum Ordinationis* hierein zu setzen. Von den häufigen Noten und Erklärungen, die zu diesen Urkunden gemacht sind, scheint wohl der Herr Grandidier größtentheils der Verfasser zu seyn. Den Schluß macht eine Urkundensammlung zu der Regierung des Erzbischoffs Gerlachs von Maynz, die mit No. CXXIV. anfängt, übrigens sehen wir der baldigen Fortsetzung dieser nützlichen Sammlung mit Verlangen entgegen.

Historisch politisch-geographisch-statistisch- und militairische Beyträge die königlich Preußische und benachbarte Staaten betreffend. Des III. Theils Isten Band. Berlin, bey Paulé, 1784. 4.

Der Plan und die Einrichtung dieser nützlichen Sammlung ist schon aus den von uns vorher recensirten Theilen bekannt, worauf wir uns beziehen; indem der vor uns liegende selbigen gleichmäßig bearbeitet ist. Die I. Abtheilung enthält außer der Einleitung eine Fortsetzung der Geschichte von der

verbeſ-

verbesserten Einrichtung der Churfürstl. Brandenb. und Königl. Preußischen Domainen und deren Beschaffenheit bis zum Jahre 1713. unter der Regierung des Königs Friedrichs Wilhelms, nebst 32 Beylagen. In der Einleitung ist hauptsächlich gezeigt worden, daß es nicht so leicht sey, das Domainenwesen auf einen unverbesserlichen Fuß zu setzen, wie es Manchem scheinen möchte; indem nach vorkommenden Umständen und veränderten Lagen beständig daran gebessert werden muß, wie sich hier vorzüglich aus der gründlichen geschichtmäßigen Nachricht von demselben ergiebt.

Zuerst sind noch einige Zusätze und Nachrichten zur Ergänzung der bereits im 1sten Bande ausgeführten Geschichte des Domainenwesens, bis am Ende der Regierung des Königs Friedrichs I. mitgetheilet, worauf sich auch etliche Beylagen beziehen, wie z. B. die Amtsordnung des Churfürsten Johann Sigismunds für die Amtshauptleute ꝛc. vom Jahre 1617, woraus man sieht, daß schon dieser Churfürst in dem Fache weise Anordnungen gemacht hat, obwohl der gleichfolgende Krieg und sein baldiger Tod die Ausführung verhindert hat. Sein Enkel, der Churfürst Friedrich Wilhelm, hat 1642 gesucht, die Einrichtung genauer zur Ausführung zu bringen, und alles zu verbessern, welches sein Nachfolger 1698 durch eine ganz vollständige Kammerordnung noch weiter gebracht hat, wie die Beylage C deutlich erweiset. Er hob auch bey seinen immediat Amtsunterthanen 1702 die Leibeigenschaft auf, und führte noch mehr bey seinen Domainen die Erbpacht ein. Von selbiger ist S. 17. u. f. u. eine gründliche Nachricht gegeben, in so weit der Erbpächter die Unterhaltung der Gebäude aus seinen eigenen Mitteln besorgen muß.

Dann folgen die Veränderungen, die der König Friedrich Wilhelm hierinnen gemacht hat, die allerdings wichtig sind, von S. 19. Gleich das Erste bey dem Antritt seiner Regierung war die Errichtung des Generalfinanzdirektorii, so im J. 1713 geschah, hierdurch hob derselbe den bisherigen Unterschied zwischen Chatoul- und Kammergüter auf, und setzte die Nichtveräußerung sämmtlicher Domainengüter dergestalt fest, daß sie niemals veräußert werden sollten. ꝛc. Auch ward gleich Anfangs nach und nach die Erbpacht aufgehoben, so, daß nach dem Verkehren der Kammern in den Jahren 1717 und 1718. außer den Mühlen, wenige Domainen darunter noch gesten-

den haben. Im Jahr 1717 erhielten sämmtliche Kammern in allen Provinzen ein Reglement und Instruction zu ihren Dienstverrichtungen, und wie alles aufs genaueste von ihnen besorgt werden sollte, S. 23.

In den Jahren 1717 und 1718 hat der König überhaupt bey seinen Domainen viele Veränderungen und Verbesserungen gemacht, zumal in Absicht der Zeitpacht, und wie die Pächter hinreichende Caution und Sicherheit stellen sollen, daß der Kammerpräsident alle 3 Jahr die Domainenämter bereisen, und die Wirthschaft der Beamten untersuchen solle, daß alle wüste Ländereyen urbar gemacht werden sollen, daß man bey neuer Verpachtung durch öffentliche Licitation das Pachtquantum zu erhöhen suchen soll, daß die Beamten und Pächter für die Conservation der Unterthanen alle mögliche Sorge tragen, und bey Unglücksfällen ihnen billig mäßige Remission gegeben werden sollte ꝛc. S. 26 ꝛc. findet man erhebliche Nachrichten von den Berichten der Kammer, in Ansehung der Anschläge, und ob es aller Orten thunlich sey, die Dienste in Dienstgeld zu verwandeln, wie der König verlangt hatte. Man sieht aus den Berichten, daß man in den wenigsten Gegenden das Dienstgeld einzuführen vortheilhaft gehalten hat, und daß in den Cleve- und Märkischen Ländern keine königlichen Vorwerker vorhanden sind, noch weniger Aemter und Vorwerker im Herzogthum Geldern, sondern nur Zehenden, Zinnsen ꝛc. und einige Höfe. Zu den Verbesserungen des 1717. Jahres gehört auch die Vereinigung der Forstämter und des Forstwesens mit der Kammer, weil solches vorher allein von den Oberforstmeistern und übrigen Forstbedienten besorgt worden, die mehr auf die Erhaltung der Jagden und ihren eigenen Nutzen, als auf das landesherrliche Interesse, gesehen hatten, S. 29. Im selbigen Jahre ist auch die Generaloberrechenkammer angeordnet. Hierauf folgt eine weitläuftige Verordnung nebst Berichten aus jeder Provinz, wie die Pachtanschläge an jedem Orte zu formiren sind, und weil man in einigen Provinzen viele Schwierigkeiten angegeben, so mußte der geh. Staatsminister von Görne ꝛc. alle Provinzen selbst bereisen, und die gehörigen Pachtanschläge einrichten, S. 43. Zuletzt merkt der Concipient dieses Aufsatzes S. 44 noch an, daß der König viele Einrichtungen selbst entworfen und Vorschriften ausgearbeitet hat, wovon noch viele Bogen von seiner eignen Hand übrig sind. Ueberhaupt

hat

hat derselbe an der guten Einrichtung des Preußischen Cameral- und Finanzsystems einen großen Antheil, der sich vorzüglich aber erst seit dem Jahre 1723 zeigt, den der Verf. in dem folgenden Theile bearbeiten wird, indem dieser Aufsatz nur bis zum Jahre 1722 geht.

Die II. Abtheilung betrifft das Herzogthum Geldern Preuß. Antheils, und zwar das I. Stück Beschreibung oder allgemeine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande des Herzogthums, S. 175. Erstlich Berichtigungen zu den vorherigen Nachrichten, Lit. A. Der Eid, welchen im Jahr 1713 der Generallieutenant von Heiden den Landständen über die Festhaltung ihrer Privilegien und Freyheiten abgelegt hat, im Namen des Königs, worinnen besonders der Tractat angezogen ist, den die Landstände 1543 mit dem K. Karl V. errichtet haben, Lit. B. Die Bestätigung dieses Tractats von dem Könige Philipp von Spanien im J. 1556, worinnen derselbige Tractat wörtlich inseriret ist S. 176 ein wichtiges Stück zur Geschichte des Herzogthums und des Preußischen Besitzes desselben, woraus die wichtigen Freyheiten dieses Landes ersichtlich sind. Von der Bevölkerung dieses Landes sind Tabellen S. 181 ꝛc. nach welchen die ganze Anzahl aller Einwohner im Jahr 1782 betragen hat — 47,278 Seelen. Von der Rechtspflege daselbst S. 183 u. f. w. Im Jahr 1714, wie Geldern an Preußen 1713 gekommen war, ward in der Stadt Geldern zur Verwaltung der Justiz- und Lehnsachen ein Justizkollegium errichtet, so aus einem Kanzler, 4 Justizräthen, 2 Greffiers und 2 Kanzelisten bestand, und eigentlich nur in der zwoten Instanz erkennet, indem die Clevische Regierung eigentlich die dritte oder das Revisorium hat; doch kann auch eine Deputation des Justizkollegii die Revisionssentenz abfassen. Ferner ist hier ein Landesadministrationskollegium, so die Hoheits-, Schatzungs- und Finanzsachen besorgt, und unter dem Generaldirectorio zu Berlin stehet. Weil auch das Herzogthum mit einer grausamen Schuldenlast, aus vorigen Kriegen herrührend, beladen war, so hat der jetzige König im Jahr 1769 mit den Landständen einen Vergleich dahin getroffen, daß sie die gesammten landesherrlichen Einkünfte, Zölle und Licenten nur ausgenommen, auf 30 Jahre übernommen, und dagegen ein gewisses Quantum aversionale jährlich bezahlen ꝛc. wovon der Vergleich S. 221 u. f. w. gedruckt

druckt ist. Hierbey sind 9 wichtige Beylagen. Die gesammten königlichen Einkünfte, außer den Post-, Tobacks-, Stempelgeldern ꝛc. betragen jährlich, nach Abzug aller Ausgaben, ohngefähr 80,000 Rthlr. Ueberdem bezahlt die Provinz jährlich 7200 Rthlr. Werbefreyheitsgelder. In dem XXI. Kap. wird von den allgemeinen Landes- und Polizeyanstalten gehandelt, S. 236, worinnen artige Nachrichten von den Erbfällen der Eigenbehörigen, den Todtheilungen, von den Novalien, Zehenden ꝛc. befindlich sind. S. 245 von den Landständen, S. 247 von den Subsidien ꝛc. Im XV. Kap. von den Vasallen des Herzogthums Geldern, die darinnen bey der Acquisition mit adelichen Gütern angesessen waren. Wie der Kaiser Karl IV. den Grafen Raynald von Geldern zum Herzog ernannte, so gab er ihm auch zugleich 4 Erbämter. Von selbigen ist in dem Preußischen Antheil nur noch das Erbmarschallamt übrig, welches dem Marquis von Hoensbröck erblich gehöret. Uebrigens ist ein sehr ansehnlicher Adel in diesem Antheile von Geldern. Außer dem, in den besondern Herrlichkeiten, sind im Lande Geldern 21 Vasallen, im Lande Strahlen 3, im Lande Wachtendonk 3, im Lande Kriekenbek 8, im Lande Kessel 22. Im J. 1782 bestand der adeliche Lehnhof in dem Preußischen Antheil aus 63 Vasallen, S. 303 ꝛc. Dieses Verzeichniß ist sehr ausführlich, indem solches nicht allein den Namen des Vasallen und seinen Charakter, sondern auch sein Alter, seinen Aufenthalt, seine Güter im Lande und außer Landes, und seine Söhne, auch deren Aufenthalt und Charakter anzeigt, mit einem Worte, eine nach Preußischem Fuß eingerichtete Vasallentabelle.

II. Stück. Geographischer Entwurf des Herzogthums Geldern, S. 311. Derselbe ist ziemlich ausführlich, und für den Geograph sehr brauchbar. Die Hauptstadt Geldern war vormals eine starke Vestung, die der König von Spanien, Philipp II. bey ihrer morastigen Lage dazu gemacht hat. Sie ist 1703 zum erstenmal von den Preußischen Trouppen eingenommen, nachdem die Belagerung 8 Monate gedauert hatte. Das hierbey S. 312 ꝛc. stehende weitläuftige Verzeichniß der Trouppen, die die Belagerung geführt haben ꝛc. ist sehr überflüssig, und hätte sicher weggeblieben können, da es gar nicht interessant ist. Es sind 2 Manns- und 5 Frauenklöster darinnen, wie denn die Einwohner katholisch sind, und

nur

nur einige Lutheraner und Reformirten daselbst wohnen, die jedoch ihre eigne Kirche haben. Der katholische Clerus steht unter dem Bischof von Ruremond. Die Stadt ist nur klein, indem nur 926 Häuser, und 2035 Einwohner darin sind. Zwey Stunden davon liegt Weyerlär, ein großer Flecken, so wegen seines wunderthätigen Marienbildes sehr berühmt ist, wohin aus entfernten Landen sehr große Wallfahrten geschehen, die dem Orte die größte Wahrung geben, daher man sie auch sorgfältig suche beizubehalten. Von dem Amte und der Stadt Wachtendonk, ist S. 318 ꝛc. eine ausführliche Nachricht, worin gezeigt, daß solches vormals ein Domainenstück gewesen, und nur durch viele Verpfändungen in andere Hände gerathen ist. Anjetzo besitzt solches Joseph Ignatius von der Linden Graf von Hombeck. Die Stadt Wachtendonk ist nur klein. Die übrigen Aemter sind S. 320 ꝛc. beschrieben. Hierzu sind 8 Beilagen. III. Stück enthält einige Berichtigungen zur Beschreibung von Ostfriesland. Aus den Tabellen S. 320 bemerken wir, daß die gesammten Einwohner in den Städten — 25,247 Seelen, und auf dem Lande — 77,347 Seelen ausmachen. Der Brief eines Reisenden durch Ostfriesland S. 320 u. f. w. beschreibt die Gegenden und die Beschaffenheit des Landes recht gut, man sieht aber daraus, daß zur Beförderung des Handels, und Ersparung der vielen Kosten, alle Bedürfnisse auf der Achse zu fahren, wegen der schlechten krummen Wege, Kanäle und Trekfahrten angelegt werden müßten, überhaupt beschreibt der Verfasser die ganze Einrichtung sehr schlecht, so, daß dieses Land in Absicht der innern Belebung des Handels und der Industrie gegen andere Länder noch weit zurück, und mit das schlechteste sey, worüber Recensent sich wundert, da es schon so lange unter Preußischem Zepter stehe.

Historische politisch-geographisch-statistisch, militärische Beyträge die Königl. Preußischen und benachbarten Staaten betreffend, des dritten Theils zweiter Band. Berlin, bey Pauli, 1785. in 4. mit Kupfern.

Auch dieser Band enthält verschiedne wichtige Beyträge und historische Nachrichten, die Kennern und Liebhabern angenehm seyn werden.

Die III. Abtheilung liefert Topographien und Policeinachrichten von Städten, wovon hier eine vollständige und sehr ausführliche documentirte Geschichte und Beschreibung der Stadt und Festung Spandau zuerst erscheinet. Der Conrector Dilschmann zu Spandau hat den meisten Stoff dazu gesammlet, und selbigen den Herrn Verfassern mitgetheilet. Die weitläuftige Untersuchung von dem Ursprunge des Namens hätte kürzer seyn können, indem solches eine entbehrliche und höchst undankbare Arbeit ist, die doch nur in Muthmaßungen bestehet, und von wenig Nutzen ist. Die Stadt liegt in einem sandigten Boden an der Havel, wo die Spree in sie sich ergießet, und also von Natur die Lage gut zur Festung schicklich ist. In der Stadt und den Vorstädten sind 481 Häuser, und darin ohngefähr 5700 Einwohner. Bey Beschreibung der Begräbnisse und Denkmähler in daſiger Pfarrkirche S. Nicolai ist die Nachricht von dem Grabmahle des in der Brandenburgischen Geschichte so merkwürdigen Graf. v. Schwarzenberg erheblich, weil es bekannt, daß man fast allgemein geglaubt hat, derselbe sey nicht natürlichen Todes gestorben, sondern enthauptet worden. Vielmehr ist hier klar das Gegentheil S. 334 bewiesen, indem man bey Eröffnung seines Grabes 1777. gefunden, daß der Körper balsamirt, und die 7 Wirbelbeine des Halses unversehrt, welches noch mehr die im Archiv vorhandenen Nachrichten von seiner Krankheit und seinem Tode bestätigen. Von der hier 1539 öffentlich eingeführeten Reformation, und Bekennung des Churfürsten Joachims II. allhier, findet man S. 340 f. einige artige Nachrichten, die sonst nicht so bekannt sind. S. 356 wird von dem hiesigen ehemaligen reichen Benedictiner Nonnenkloster eine gute Nachricht mitgetheilet, und gegen den Hrn. Möhsen in seinen Beyträgen zur Geschichte der Wissenschaften S. 225. erwiesen, daß solches nicht 1244. sondern schon 1239. existent gewesen ist. Wahrscheinlich sind die beiden Brüder und Markgrafen Johann und Otto Stifter desselben. Es hat auf der Stelle gestanden, wo jetzo das Klostervorwerk und Königl. Amt steht. Von den sehr ansehnlichen Gütern dieses Klosters sind S. 358 f. archivalische Nachrichten vorhanden. Auch gehörte demselbigen der große königliche Forst bey Spandau, die Jungfernheide. Der gesammte Convent nahm 1539. die Lutherische Lehre an, und blieb im Kloster, bis sie erstlich 1558 alle ihre Güter an den Churfürsten abgetreten, und dagegen

gegen eben starken und reichlichen Deputat erhielten, der so lange gereicht ward, bis sie zusammen ausgestorben waren S. 360. Man sieht aus diesen und andern Beispielen mehr, daß man damals bey der Reformation mit Aufhebung der Klöster lange nicht so tumultuarisch und despotisch verfahren ist, wie jetzo geschiehet.

S. 367. von dem hiesigen Zucht- und Spinnhause. Der Graf Rochus von Lynar, so die Festung vollends ausgebauet, hat auch dieses große Haus gebauet, welches 1686. von dem Churfürsten angekauft, und zum Zuchthause aptiret worden. Anjetzo sind gewöhnlich auf 250 Gefangne und Züchtlinge darin. Von dem Alter, und der Erbauung der Stadt und Festung S. 374 f. Auf der Stelle, wo jetzo die eigentliche Festung, war damals schon von alten Zeiten eine Burg und Schloß, wo öfters die alten Markgrafen sich aufgehalten haben, wie man aus den Datis der Urk. siehet. Ein alter Ueberrest davon war der sogenante starke Julius Thurm. Es ist S. 377. eine Urk. vom Jahr 1556. angeführt, nach welcher der Markgraf Ludewig der Römer seinem Kammerknecht dem Juden Fritzel und seinen ehelichen Erben, das Umbacht des Thurms daselbst mit allen seinen Einkünften zu Lehn gegeben. Mithin hat man damals auch Juden zu Vasallen gehabt, so doch merkwürdig ist.

Im J. 1560. resolvirte der Churfürst Joachim II. den neuen Festungsbau zu Spandau, und zwar in dem Winkel bey dem Zusammenfluß der Havel und Spree, worin auch das alte Churfürstl. Schloß nebst dem Thurm stand, es ward auch durch den Christoff Römer, einen Baumeister, noch in selbigem Jahre der Anfang mit dem Bau gemacht. Weil aber der Churfürst beständig in großen Schulden steckte, so gieng es damit langsam zu. Die Landstände mußten 60,000 Gulden dazu aufbringen. 1568 ward Franz Chiramella de Gandino zum Baumeister angenommen, auch dieser vollendete den Bau nicht, bis endlich der dritte der Graf Rochus Guerini zu Lynar denselben so weit vollführte, daß die Festung im J. 1580. mit einiger Mannschaft besetzt werden konnte. Endlich kam noch 1594 der vierte Baumeister Baptista de Sala hinzu, der ihn völlig zu Stande brachte. Man bauete also 40 Jahr an der kleinen Festung. Es ist ein regulaires Viereck, so aus 4 großen 40 Schuh hoch ge-

mauerten Bollwerken und Kasematten bestehet. Auf einer Seite der Festung ist ein See, und auf der andern sind etliche Außenwerke. Merkwürdig ist, daß die Festung noch niemals belagert und erobert ist.

In Absicht des Grafen von Schwarzenberg finden sich S. 394. noch ein paar erhebliche Nachrichten. Nach des Churfürsten Johann Georgs Tode trug der unmündige Churf. Friedrich Wilhelm unter dem 12. März 1641. dem 8 Tage vorher schon verstorbenen Statthalter Grafen von Schwarzenberg auf, das Betragen und die Verbindungen des verdächtigen Obersten und Kommendanten zu Spandau von Rochow zu untersuchen. Woraus sich also vermuthen ließe, daß der neue Churfürst gegen den Grafen von Schwarzenberg keinen Verdacht gehabt, sondern nur gegen den von Rochow, der bey aller Gelegenheit geäußert, daß er mehr dem Kaiser Pflicht geschworen, wie dem Churfürsten, wie er sich auch widersetzte auf Befehl des Churfürsten, des Grafen von Schwarzenberg Nachlaß zu versiegeln, weil er solches ohne Erlaubniß des Kaisers nicht thun dürfte. Der neue Statthalter Markgraf Ernst lockte unter gewissem Vorwand den von Rochow nach Berlin, und ließ ihn daselbst sogleich in Arrest nehmen, setzte einen andern Commendanten, und zwang das Regiment dem Churfürsten allein zu schwören. Er entwischte aus der Gefangenschaft, und gieng nach Wien S. 395.

IV. Absch. von den Freiheiten, Rechten und Privilegien, Gütern und Einkünften, Nahrung und Gewerbe, Fabriken ꝛc. S. 399 u. f. w. Von dem ersten Punct sind die Urkunden S. 399 und 400 angezeigt. Von den Stadtgerichten S. 404. Im 15ten Jahrhunderte waren die Strobande mit den Gerichten zu Spandau beliehen, nachher erhielten dieses Lehn die Meyer, und endlich ward solches mit Churfürstl. Bewilligung 1548. an den Stadtrath von letztern verkauft. Von der Zoll- und Münzgerechtigkeit S. 404. 405. Von der Stadt Heide, die sehr ansehnlich ist, und 2722 Morgen in sich fasset S. 405. Der Stadt gehört ein Kämmereyvorwerk, so 1050 Rthlr. Pacht giebt, und 7 Mk. Getraide, und das ganze Dorf Seaten, so von den von Bredow 1295. erkauft ist, und noch einige andere Pertinentien, so, daß sie jährlich zwischen 6 bis 7000 Rthlr. Einkünfte hat. Von Fabriken ist hier sonst keine

Stücke vorhanden, wie die Gewehrfabrike, wovon nur 16. für ganz Deutschland seyn sollen. Die Kaufleute Spillenger her und Daum haben sie 1722. angelegt, und die ersten Arbeiter aus Lüttich dahin kommen lassen. Hier werden die Flintenläufe für die ganze Armee geschmiedet, gebohret, und aus dem Groben geschliffen, hiernächst aber zu Potsdam vollkret, geschäftet, und mit Schlössern versehen. Bajonette und Ladestöcke werden hier auch verfertiget ꝛc. Weil die Arbeiter katholischer Religion sind, so unterhält der König einen katholischen Geistlichen und ein Verhaus blos für sie, indem die Anzahl doch auf 157 Personen sich beläuft. S. 409 von dem königlichen Amte und dazu gehörigen Dörfern ꝛc. Von den Juden und deren Schatzung S. 424. Von den Königl. Einkünften aus der Stadt S. 426. Die Accise betrug 1689 nur 4428 Rthlr. im Jahre 1701 — 5231 Rthlr. und 1778 ist sie gestiegen auf 45,487 Rthlr. woraus man die Erhöhung erkennen kann, obwohl der vermehrte Handel auch etwas dazu beygetragen mag. Die Zolleinkünfte in eben dem Jahre machten — 16,792 Rthlr., wovon die dasige Kämmerey die Hälfte erhält S. 427. Von dem königlichen Amte daselbst erhebliche Nachrichten S. 429 u. f. w. Der Amt desselben, auch von der Kämmerey der Stadt ꝛc. Den Schluß machen 52 Urkunden, die größtentheils aus dem Archive, und wie es scheint, ziemlich genau abgeschrieben sind. Es kann zum Muster einer kurzen Stadtbeschreibung dienen, und macht dem Verf. Ehre.

IV. Abtheilung. Genealogische Nachrichten adelicher Geschlechter ꝛc. S. 509 u. f. w. liefert Nachrichten zur Geschichte des gräflichen und adlichen Geschlechts von der Golz. Andreas Graf von Dinheim, so 1123 in Pohlen angekommen, soll der Stammvater seyn. Franz von der Golz war 1181. Bischof von Breslau, nach dem Radlubko und Dlugoß. Michael von der Golz war 1197. Regimentarius in Pohlen, und verschiedne mehr, kommen als Pohlnische Bischöfe vor, und auch als Woiwoden von Plozko S. 513. Andere haben sich in Deutschland berühmt gemacht S. 514. in Kaiserlichen, Preußischen und Sächsischen Diensten. Von den Herren von Golz, die sich in Preußen ansäßig gemacht haben S. 519. Von ihren Wappen S. 521. Hierbey sind noch verschiedene genealogische Tabellen und Beylagen.

II. Sekt. Verzeichniß der würklichen geheimen Staatsräthe seit der Regierung des Churfürsten und ersten Königs von Preußen vom Jahr 1688—1713 S. 526 ꝛc. Den erste war Eberh. Christ. Balth. von Danckelmann, der, wie er auf der höchsten Stufe seines Glücks war, und alle Staatsangelegenheiten durch seine Hände giengen, auf einmal durch den Neid des Grafen von Wartenberg gestürzet: seinen Abschied nehmen, und sich nach Neustadt an der Dosse begeben mußte, wo er gleich darauf arrestiret und nach Spandau ꝛc. gebracht ward. Dieser große und brave Mann litte nur durch die Schwäche des Königs, die der Wartenberg mißbrauchte. Sobald K. Friedrich Wilhelm 1713 die Regierung antrat, erhielt er gleich seine Freyheit, und starb zu Berlin 1722. Ein Bruder und Vetter von diesem hat eben die Stelle bekleidet.

Joh. Cas. Kolbe, Reichsgraf von Wartenberg, aus einem, alten am Rhein seßhaft gewesenen Geschlechte 1645 gebohren. Er kam 1688 in die Dienste des K. Friedrichs I. und ward gar geschwind mit den höchsten Ehrenstellen begnadiget, so, daß fast nichts mehr übrig war. Doch endlich erhielte er 1711 die Entlassung seiner Dienste mit einer Pension von 25000 Rthlrn., die er zu Frankfurth am Mayn verzehren durfte; wo er aber 1712 starb.

Heinr. Rütger v. Ilgen war erstlich Legationssecretair bey dem Hn v. Meinders zu Paris 1679, hernach 1699 geh. Rath, und 1701 geheimer Staatsrath, in welchem Jahre er auch gestorben ist. Seit dem dirigirte er unter dem Staatsminister Grafen von Wartenberg die auswärtigen wichtigen Staatssachen, und nach dessen Entlassung 1711 trat er an seine Stelle bis an seinen Tod, so 1728 erfolgte. Er hat das meiste von auswärtigen Affairen eigenhändig expediret.

Alex. Herm. R. Graf von Wartensleben ist 1650 gebohren, und that anfänglich Kriegsdienste unter dem großen Turenne, hernach kam er in Hessische Dienste, und war bey dem Entsatz von Wien, und auf der Insel Morea. Endlich kam er 1702 in Preußische Dienste als Generalfeldmarschall und geh. Staatsrath, starb 1734. Diese wenige haben wir nur ausgehoben, aus den 40 Personen, die hier angezeigt sind, worunter freylich noch mehr berühmte Staatsmänner sind, wie der Grumbkow, Kameke, Graf von Metternich, von Canitz, Marschall von Bieberstein, von

Prie-

Priesen ꝛc. die aber mehr unter dem folgenden Könige, Friedrich Wilhelm berühmt waren.

V. Abtheil. S. 547. von den 1782 verstorbenen Kriegs- und Civilbedienten; worunter aber verschiedene obscure Namen sind, und wobey eine genauere Auswahl billig getroffen werden müßte.

VII. Abtheilung. Juristische Entscheidungen über seltne Fälle, S. 575, worunter auch das Regulativ, wegen Einrichtung des Kammerjustizwesens von 1782 ist.

VII. Abtheil. Militairische Nachrichten ꝛc. Der Churf. Friedrich Wilhelm hatte schon eine Trabantengarde. Im Jahr 1691 war sie 3 Compagnien stark, jede von 80 Gemeinen, und der General von Mangenheim commandirte sie. Im J. 1692 bekam sie den Namen der Garde du Corps. Derselbige hat auch 1687 Grand Mousquetiers auf Ansuchen der Französischrefugirten Officiers zu 2 Compagnien stark errichtet, die aus lauter reformirten französischen Officiers bestanden. Ihre Uniform war rother Scharlach, mit goldnen Tressen auf allen Nähten besetzt, und das Corps commandirte der Graf von Dohna. Hierzu kam noch 1688 die 3. Compagnie, die aus 65 Teutschen von Adel bestand, und von dem Oberstlieutenant von Natzmar commandirt ward, und eine Compagnie zu Pferde, die aus französischen Unterofficiers bestand. Sie bekamen eine hohe Gage, auch jeder Gemeine monatlich 10 Rthlr. In der Schlacht bey Neus haben sie viele Bravour bewiesen, sind aber doch nach geendigtem Feldzuge eingegangen, vermuthlich weil sie zu kostbar zu unterhalten waren, S. 597. No. IV. ist eine Liste von Todten und Blessirten, die von den Preußischen Trouppen in der Schlacht bey Turin 1706 geblieben sind. No. V. Nachrichten das Feldlazareth betreffend, aus dem Baierischen Successionskriege von 1778, worunter auch der Etat desselben S. 606, woraus man sieht, daß damals bey beyden Armeen das Lazareth mit allem Zubehör bloß das Personale in Sold monathlich über 13000 Rthlr. gekostet hat, ohne Rationen und Portionen. No. VI. Die zwischen den kaiserl. und königl. Kommissarien am 28sten December 1778 wegen Auswechselung der beyderseitigen Kriegsgefangenen geschlossene Convention, S. 612. No. VII. Etats, wornach die in die Gefangenschaft gerathene kaiserl. und königl. Mannschaften verpfleget werden sollen, am 2. März 1779. Die kaiserliche und die königliche, jede besonders

dere, S. 616, wo bey den letzten zu bemerken, daß bey den Dragonerregimentern der Chef monatlich zu 260 Rthlr. angesetzt ist; aber der Chef von dem Anspachschen Dragonerregiment erhält 380 Rthlr., weil es wahrscheinlich stärker seyn wird. Der Chef eines Husarenregiments erhält nur monatlich 133 Rthlr. Der Chef von der Infanterie 251 Rthlr., und der von der Kavallerie 254 Rthlr. Der Kapitain monatlich 29 Rthlr., der Oberstlieutenant 13 Rthlr. der Rittmeister 55 Rthlr., der Lieutenant 18 Rthlr. Bey der ersten hergegen erhält der Generalfeldzeugmeister und der Generalder Kavallerie jeder monatlich 748 Fl., der Generalfeldmarschalllieutenant 623 Fl., und der Generalfeldwachtmeister 499 Fl. Bey der Infanterie jeder Oberst und Kommandeur monatlich 149 Fl., der Hauptmann 71 Fl., Oberlieutenant 26 Fl. Bey der Kavallerie, Oberst und Kommandeur 149 Fl., Rittmeister 71 Fl., Oberstlieutenant 26 Fl., woraus man sieht, daß die Officier von der Kavallerie bey den Preußen besser stehen, wie bey den Kaiserlichen.

VIII. Abtheil. Nachrichten von benachbarten Staaten S. 647. Zustand der Churſächsischen Staatseinnahme und Ausgabe vom J. 1778. wobey wir aber anzeigen müssen, daß bey dem damaligen Kriege die Einnahme höher, als in Friedenszeiten, betragen hat, sonst aber ist die sehr wichtige Nachricht aus einer authentischen Quelle, und weit richtiger, wie die in des D. Büschings Magazin XI. Th. Sie ist nach Hauptkapiteln eingetheilet.

Kap. I. Einnahme an Grundsteuern, worunter allein die Schocksteuereinnahme aus den 7 Kreisen 717501 Rthlr. beträgt, und die ganze Summe	1,752,921	Rthlr.
Kap. II. an Gewerbe- und Personalsteuern, worunter die Quatembereinnahme aus 7 Kreisen 900742 Rthlr. Zusammen aber	1,187,030	—
Kap. III. an Consumtionssteuern und Commerzialabgaben. Zusammen	2,114,997	—
Kap. IV. an Domanial- und Regalnutzung. Zusammen	1,669,579	—
Kap. V. an verschiedentl. Einnahme	55,400	—
Summa	6,797,727	Rthlr.

Ausga-

Ausgabe.

Kap. I. Zur Defension des Staats und politischen Ausgaben	2,017,116 Rthlr.
NB. für die Armee zusammen 1,554,910 Rthlr. hierunter.	
Kap. II. Zur Besoldung der Justiz- und Finanzkollegien ꝛc.	76,2729 —
Kap. III. An Pensionen, Aequivalent und Deputatgeldern	349749 —
Kap. IV. Zur Bezahlung der Staats- und Kassenschulden,	1,990,899 —
NB. zur Steuer-Creditkasse allein schon 1,100,000 Rthl.	
Kap. V. Zur Chatoulle und zum Hofstaat	679823 —
Kap. VI. Zu gesammten Appanagen	414016 —
NB. Die Churfürstin Frau Mütter allein erhält 130,000 Rthlr.	
Kap. VII. Zu Baukosten, Remissionsgelder ꝛc.	446142 —
Kap. VIII. An verschiedentl. und ausserordentl. Ausgaben	113675 —
Summa	6,634,153 Rthlr.
Ueberschuß von Einnahme, bleibt	145,274 —

IX. Abschnitt. Militärische Nachrichten von benachbarten Staaten S. 663. 1. Stück. Eintheilung der Sächsischen Armee in 4 Generalate vom J. 1748. II. Stück. Nachricht von dem Lager bey Mährisch-Neustadt am 3. Sept. 1770. wo der König von Preussen bey dem Kaiser einen Besuch abstattete. Das Lager stand in 2 Treffen, und bestand aus 26 Bataillons und 34 Eskadrons.

X. Abschnitt. Beyträge von Alterthümern und andern Denkwürdigkeiten, Kaufanschläge von Güthern u. s. w. S. 671. Hierin sind 2 Taxen und Kaufanschläge von adlichen Güthern, davon eines in der Ukermark, und das andere in der Neumark liegt, die zum Muster und zur Belehrung, wie solche Anschläge anzufertigen sind, dienen können, zumal sie auf zweierley Art angefertiget sind. Ein gutes Register macht den Schluß. Von den 4 Kupfertafeln

tafeln stellet die erste den Grundriß der Stadt und Festung Spandau dar, die zweyte die Gegend herum, die dritte die Wapen des gräflichen von Golzischen Geschlechts, und die vierte die Siegel der Stadt Spandau, die aber sehr schlecht gezeichnet und gestochen sind. Die Buchstaben der Umschrift um das erste alte Siegel vom J. 1280. kann man nur rathen und nicht lesen, so elend sind die Züge derselben gezeichnet und gestochen. Sie soll heißen S. *Burgensium in Spandaw*. Noch elender in das Siegel der Markgräfin Catharina gestochen, wovon die Umschrift weder zu räthen noch zu lesen ist. Vermuthlich wird sie heißen S. Catherine Marchionisse Brandenb. Schade daß es nicht besser gestochen, weil es bis jetzo noch das einzige, so von ihr bekannt ist. Das Siegel des Concilii zu Basel ist noch am besten gestochen.

Hk.

Geschichte der Deutschen für die Jugend. Fünftes, sechstes und siebentes Bändchen. Nürnberg, bey Stiebner, 1784—1786. 8. 224, 308 und 286 Seiten.

Der Plan und die Manier des Verf. sind schon aus den ersten Theilen bekannt, und noch immer dieselbe: mittelmäßiger Auszug aus andern Auszügen, hin und wieder mit eigenen Gedanken durchwebt, die aber sehr unerheblich und alltäglich sind. Eine deutsche Geschichte für die Jugend zu schreiben, erforderte gewiß bey weitem viel Geschichtkenntniß, Bekanntschaft mit den Quellen, Geschmack und historische Kunst. Darum dachte der Verf. nicht im geringsten, fieng an zu schreiben, ließ drucken, und der ungegründete oder erkaufte Beyfall, den ihm einige fliegende Blätter gaben, machte ihn mit jedem Bande dreuster und verwegner. Das letztere zeigt sich recht deutlich in den vorliegenden drey Theilen; worin zugleich der Ausdruck oft sehr platt, niedrig und unedel, im Ganzen durchaus ungleich und bey weitem nicht rein genug ist. Der fünfte Theil enthält die Reformationsgeschichte bis 1530, nebst einem Einleitungskapitel über den Vortrag und das Studium derselben, worin viel Alltägliches über Toleranz, Religionshaß, Polemik und Vorurtheile gesagt,

sagt, und besonders die Partheylichkeit der meisten Schriftsteller in diesem Theile der Geschichte getadelt wird, obschon der Verf. sich eben hier und noch mehr in der Folge dieses Fehlers selbst schuldig macht. S. 92. steht: „Pabst Bonifaz VIII. „schrieb im Jahr 1500. eine Jubelfeyer aus;“ es soll 1300. heißen. Im sechsten Theil wird die Geschichte der lutherschen Reformation bis zum Religionsfrieden 1555. fortgesetzt. In einem darauf folgenden Abschnitt characterisirt der Verf. einige berühmte Gelehrte dieser Zeiten, D. Karlstadt, Ulr. Zwingli, Joh. Calvin und Casp. Schwenkfeld; alle vier sehr elend und abgeschmackt, vornehmlich den dritten. Der siebente Theil enthält die Geschichte des 30jährigen Kriegs in drey Abtheilungen, denen noch eine sogenannte Kirchengeschichte Teutschlands von 1555. bis zum westphälischen Frieden angehängt ist. Dieser Band ist der schlechteste von allen, und erregt in uns den herzlichen Wunsch, daß der Verfasser, der zu solchen Arbeiten, und wohl überhaupt zum Schriftsteller nicht geboren ist, hiermit aufhören möge.

M.

Claudii Fleurii, Abbatis historia ecclesiastica, a *R. P. Alexandro* — continuata. Continuationis *Tomus quadragesimus nonus*, seu in ordine *Tomus LXXIII.* Ab A. C. 1729 ad 1731. Aug. Vindelic. impensis Wolff. 1785. 2 Alphabet 4 Bogen. *Tomus quinquagesimus nonus* (durch einen seltsamen Druckfehler, der auch im folgenden Bande beybehalten ist, statt quinquagesimus) seu in ordine *Tomus LXXIV.* Ab A. C. 1732 ad a. 1734. 1785. 2 Alphab. 6 Bogen. — *Tomus sexagesimus* seu in ordine *Tomus LXXV.* Ab A. C. 1735 ad a. 1737. 1786. 2 Alphab. 6 Bogen. *Sexagesimus primus* seu in ordine *Tomus LXXVI.* ab A. C. 1738 ad a. 1740. 1 Alphab. 16 Bogen ohne den Index.

Der

Der Fortsetzer scheint sich die Annalen des Baronius zum Muster vorgestellt zu haben; und das Werk wird, wenn es so fortgeht, noch voluminöser, als Baronius selbst werden, und vielleicht noch manchen Continuator erleben, wenn es durch das ganze Jahrhundert fortgesetzt werden sollte. So wichtig wird es freilich für die Kirchen- und Staatsgeschichte nie werden, als des Baronius Arbeit, auch schwerlich mit einem Cardinalshut belohnt werden, wenn gleich der Schriftsteller keine Gelegenheit vorbey läßt, den Bischöfen zu Rom höchst knechtisch zu hofiren, auf Ketzer und Schismatiker zu schimpfen, und die gröbsten ultramontanischen Grundsätze zu vertheidigen. Indessen muß das Buch in den katholischen Ländern, in denen trotz aller gerühmten Aufklärung es noch höchst dunkel aussieht, doch seine Liebhaber finden, weil es so fleißig fortgesetzt wird; und sie müssen nicht ermüden, wenn sie gleich in jedem Bande so wohl groß scheinende Kleinigkeiten, alle Reisen der Päpste, jede Heiligsprechung, jede Wahl oder Tod eines Cardinals, jede Auslösung von Christensclaven, nebst der Geschichte aller politischen Händel, Krieg- und Friedensschlüsse, katholischer Mächte, wie in einem politischen Journal, zu lesen bekommen. — Unpartheylichkeit wird wohl niemand von einem Klostergeistlichen erwarten; aber das heißt doch die Partheylichkeit zu weit getrieben, wenn gesagt wird (T. 73. S. 113.) die Schriften, welche in Frankreich gegen das Officium Gregors VII. zum Vorschein kommen, seyen ex effreni licentia hergeflossen, und wenn vom Bischof Caylus zu Autun, der sich diesem Officium redlich widersetzte, und von seiner Vorstellung an den König dagegen gesagt wird: quicquid virulentum excogitari posset, contra Gregorii VII. officium pleno alveo effudit — wenn alle Klagen der Protestanten über Religionsbeschwerden frivole — und die, welche sie erhoben, und in Salzburgischen und Oesterreichischen um Erlaubniß auszuwandern, ansuchten, seditiös, rebelles, refractarii — heißen, und die Gesandten der evangelischen Fürsten zu Regensburg, welche sich der gedruckten Leute annahmen, als Patronen von Rebellen vorgestellt werden — wenn S. 399 gesagt wird: Sicut duobus retro saeculis *famosi sectarum Praecursores* Christi ecclesiam sub falso nomine Evangelii et doctrinae praetexu debellarunt, ita et nostro aevo inter Catholicos *Jansenistae*, et inter protestantes *Pietistae*, omnia sus-

que

que deque vertere conati sunt, nubo sub specie sanctioris vitae puriorisque doctrinae venenum suum inaurato, poculo propinantes. Quo autem periculosiores erant lupi sub ovina pelle grassantes, eo vigilantiores erant illi, quorum cura erat, ut, ni suorum intellectum ab errore rationibus, saltem voluntatem a turbis et seditione poenis coërcerent. — Wenn S. 706 von den Protestanten in Ungarn, deren Religionsfreyheit doch auf Landescompactaten gegründet ist, gesagt wird: Pro more suo in illis regionibus, ubi vel armorum violentia intrusi, vel principum clementia tolerati fuerunt, iteratis querelis et exaggeratis religionis gravaminibus sectam suam firmare et amplificare satagerunt. Doch ist es kein Wunder, daß der Verf. so von den protestantischen Ungarn spricht, da, nach seiner Art sich auszudrücken, auch im teutschen Reich die Augsburgische Confession nur toleriert ist. — Oft wird sein Ton ganz polemisch, und fast jede Religionsstreitigkeit der Protestanten giebt ihm Gelegenheit, auf den Gemeinsatz von der Nothwendigkeit eines sichtbaren Kirchenhauptes und untrüglichen Richters in Glaubenssachen auszuschweifen. Die Schmalkaldischen Artikel betittelt er: libellum famosum, und die protestantischen Prälaten sind ihm Pseudopraesules, Pseudoepiscopi u. s. w. Selbst in Namen und Sachen ist er sehr unrichtig, wovon schwerlich alles auf Rechnung des Setzers geschrieben werden kann. T. 73. (S. 398) steht Blockwall statt Blackw. Krauschner statt Kreuschner. S. 402. wird der Sporergeselle Rosenbach, (der hier Rolenbach heißt) und Joh. Reinh. Hedinger (hier Hadinger genannt) unter die tübingischen Theologen gesetzt, und dem letztern das ganze schwärmerische System des erstern zugeschrieben. Im folgenden Bande wird S. 179. Joh. Heinr. Böcler unter die katholischen Gelehrten gesetzt, und unser Joh. Burkhard Menke, Joh. Bernhard genannt. Thomas Haarne heißt Haarne, Phil. Balth. Gerdes heißt Philipp Gerdes, unser Buddeus heißt Budäus, Christ. Aug. Heumann heißt Christ. Heymann u. s. w. — Bey Gelegenheit eines Streites des Wezlarischen Magistrats mit der Collegiatkirche daselbst wegen eines Pfarrsatzes liefert er uns eine Urkunde vom J. 1293. (S. 142.) hält aber den Magistrat und die Bürgerschaft dieser Reichsstadt für reformirt, indem er nach Lieferung jener Vergleichsacte hinsetzt: Tenuit haec concordia, usque dum in hac quoque urbe Calvini

vini nomen insonuit, et civium potissimi a Catholica Religione ad perfidiae vexillum et Novatorum commenta declinarent. — Was der Mann für einen Schatz von christkatholischen Schimpfwörtern hat! — Er, der doch nicht Worte genug finden kann, bey Gelegenheit der Händel, welche die Ausgabe der Schmalkaldischen Artikel dem Senior Münden zu Frankfurt am Mayn zugezogen hat, seinen Abscheu über die convitia zu erkennen zu geben, welche in diesen Artikeln gegen die katholische Religion vorkommen sollen. Diese Stadt hält unser Carmelite (S. 694.) für eine civitatem magna ex parte catholicam. — Die Bibelgeschichte muß das Fach seyn, worin er auf ganz neue Entdeckungen gekommen ist, die er bey Gelegenheit der Wertheimischen Bibelübersetzung, wo er abermal gegen die Protestanten zu Felde zieht, und fast einen ganzen Bogen mit Fechterstreichen gegen sie anfüllt, seinen Lesern bekannt macht. Man lese (S. 640.) Tam crassos errores (als in Luthers Uebers. anzutreffen wären) falsitates ac depravationes ferendo impares Lutheri sectatores reiecta eiusdem versione de alliis, cogitabant versionibus, et primo quidem *Sebaldus Münsterus* Norimbergensis ex textu originali novam Wittenbergae jam anno 1529. procudit. — Es ist freylich wahr, daß einige diese äußerst seltne lateinische Uebersetzung Münstern zugeschrieben haben; aber Hr. P. Alexander hätte doch wissen können, daß dieses nicht nur zweifelhaft sey, und daß andere Luthern, und noch andere Mart. Buzern für den Verfasser gehalten haben, sondern auch, daß die Absicht dieser Uebersetzung nicht die Verbesserung der lutherischen Uebersetzung, sondern der Vulgate gewesen sey, und daß folglich der in der Vorrede getadelte Interpres nicht Luther seyn könne, sondern daß darunter der Interpres vulgatus zu verstehen sey. Pariter anno 1565. *Paulus Eberus.* (Ebers Bibelübersetzung kennt wohl kein einziger Litterator, wohl aber seine Exposit. evangelior. dominical. die in dem genannten Jahre herauskam) et Immanuel Tremellius (in Gesellschaft des Fr. Junius) 1575. novam adornarunt versionem, eo quod illa Lutheri eis suspecta visa fuerit — (was da dem Tremellius für eine Absicht seiner Uebersetzung des A. T. angedichtet wird!) — Anno 1665. *Ioannes Saubert* Lutheri versionem per novam suam correxit, (Dann da nennt man uns doch einmal eine teutsche Uebersetzung, welche die Absicht hatte, die Lutherische zu verbessern, welche aber unvol-

unvollendet blieb, wie sich der Vers. leicht aus Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern B. VIII. S. 302 f. hätte belehren können) et 1704. *Paulus Treuen* illam emendavit, ac mutilavit. (Was das wohl für ein Paul Treuen seyn mag? Recensent kennt von diesem Jahr keine Bibelarbeit, als die Hedingerische — denn die Uebersetzung des N. T. durch Casp. Ernst Triller kam schon im vorhergehenden heraus. Auch die Pfaffische Bibel ist unrichtig beurtheilt; und der Verfasser scheint nicht einmal den Titel derselben aufmerksam betrachtet zu haben; wie hätte er sonst schreiben können: *Christoph.* (*Matth.*) *Pfaffius* aliam edidit bibliorum versionem, in qua fabinde a versione Lutheri recessit, et propriae suae interpretationi inhaesit.

Von dem sonderbaren Zeuge und den vielen unerheblichen Sachen, die in diesem Werke angetroffen werden, wollen wir nur noch folgende anführen. Im LXXVIsten Theile im 231sten und 232sten werden vielerley Materien abgehandelt, z. B. Ludewigs XV, Königs in Frankreich frommes Betragen gegen die Mutter Maria. Ferner: das Geschenk, welches Pabst Clemens XII. diesem Könige mit dem Körper des Märtyrers Onesimus machte. Ferner: die Geschichte von einer einem Geistlichen sehr übel genommenen Schlittenfahrt. Im 232sten Buche enthält der 29ste §. den historischen Beweis von der Ungewißheit des göttlichen Rufs bey einem Geistlichen. „Ad solum docilis populi naturam, et „ad sapientissimi Senatus dictaturam, praedicantium vo„catio ex non divina in divinam, atque ex divina in „non divinam stupenda metamorphosi transmutatur.“

Doch genug von diesem elenden und unwürdigen Fortsetzer des Fleury. In Zukunft wird sich der Recensent nicht weiter in die Charakterisirung seines Buches einlassen, sondern es in Ansehung der folgenden Bände meistens bey einer trocknen Anzeige ihrer Erscheinung bewenden lassen.

Yf.

10. Gelehrtengeschichte.

Christophori Saxii Onomasticon Literarium, sive Nomenclator Historico-criticus praestantissimorum omnis aetatis, populi, artiumque formulae scriptorum; item monumentorum maxime illustrium, ab orbe condito vsque ad Seculi, quod vivimus, tempora digestus, et verisimilibus, quantum fieri potuit, annorum notis accommodatus. *Pars Quinta.* Traiect. ad Rhen. Paddenburg. et al. 1785. 655 S. gr. 8.

Ueber die Genauigkeit und Nutzbarkeit dieses Werks sind wir mit den Recensenten der erstern Theile desselben in dieser Bibliothek, (Anh. zum 25—36. B. Sechste Abth. S. 3288. 51 B. S. 285. 56 B. S. 255.) vollkommen einig. Bey der Anzeige dieses Bandes aber sey es uns vergönnt, auch dasjenige zu bemerken, wodurch der Verf. den Werth seiner Nachrichten noch ungemein hätte erhöhen können.

Allerdings ist es höchst billig, den Schriftsteller nach demjenigen zu beurtheilen, was er hat leisten wollen, weil man sonst leicht der Forderungen an ihn zu viele und zu hochgespannte machen könnte. Hr. Pr. S. hat einen Nomenclator für das Reich der Wissenschaften versprochen, der uns gleichsam auf unserer Reise durch dasselbe mit dem Namen, Zeitalter und Stande eines jeden Schriftstellers, der uns begegnen würde, bekannt machen sollte. Durch einen solchen Führer hat er uns nun wirklich bis ins Jahr 1700 begleiten lassen. Nach der sorgfältigsten chronologischen Ordnung führt er jeden Schriftsteller unter demjenigen Jahre auf, in welchem er angefangen hat, sich in Schriften hervorzuthun, oder in welchem er ohngefähr am berühmtesten war, giebt sein Vaterland, seine Aemter, die Jahre seiner Geburt und seines Todes an; auch wohl noch mehrere seiner Schriften, und beruft sich zuletzt noch auf andere Bücher, wo man mehr Nachrichten von ihm antrifft. Allein wenn man die Summe von Nachrichten und Kenntnissen berechnet, welche auf diese Weise mitgetheilet werden, so sind sie für fünf so starke Bände in der That sehr mässig. Die Citaten machen ohngefähr die Hälfte des Buchs aus:

gus; dagegen sind die Nachrichten selbst von den Gelehrten und ihren Schriften, auch von vielen der größten und trefflichsten, oft so mager ausgefallen, daß man nicht allein im Jöcherischen Gelehrtenlexikon weit mehr darüber findet, sondern überhaupt dadurch nicht belehrt wird, wie verdient ein Gelehrter um die Wissenschaften, und wodurch er es geworden sey. Erfährt man aber dieses von dem Nomenclator nicht, so hat man wenig Ursache, ihm für ein paar trockene Lebensumstände und den Titel eines Buchs zu danken. Bey manchen Gelehrten, besonders Humanisten, hat er sich zwar viel länger aufgehalten, und wo nicht einen ganz vollständigen Begriff, doch lehrreiche Erläuterungen über ihre Schriften, Streitigkeiten u. dgl. m. gegeben. Desto abstechender ist es aber, daß andere, die es eben so sehr, oder noch mehr verdient hätten, daß man bey ihnen stehen bliebe, gleichsam nur im Vorbeygehen abgefertigt werden. Da der Verf. einmal so viel Platz zu seinen Nachrichten bestimmt hätte: so wäre es zu wünschen, daß er denselben auch eigentlich dazu genützt, nicht öfters auf eine Anzeige von etlichen Zeilen, Citaten von halben und ganzen Seiten hätte folgen lassen. Denn wie unangenehm ist es nicht für den Leser, der hier in einer bündigen Kürze etwas Ganzes sucht, vielmehr auf eine Menge anderer Schriften verwiesen zu werden, aus welchen er sich die zerstreueten Nachrichten und Urtheile sammeln soll! Und diese Nachweisungen sind auch nicht immer mit einer strengen Wahl abgefaßt; es sind nicht selten wichtige und mittelmäßige Schriftsteller unter einander gemischt worden. Einem Manne von der Gelehrsamkeit und Belesenheit, auch von dem feinen Geschmacke des Hrn. S. würde es nicht schwer haben fallen können, uns hier mit einer Art von chronologisch geordnetem auserlesenen Gelehrtenlexikon zu beschenken, das so wünschenswerth wäre, worinnen die merkwürdigsten Gelehrten und Schriftsteller aller Zeiten historisch und charakteristisch gezeichnet würden, wo keines ihrer vorzüglichen Bücher, nichts von dem, was sie zum wirklichen Vortheil der Wissenschaften gethan haben, fehlen müßte, und wo auch dadurch viel Platz dazu gewonnen werden könnte, daß nicht wenige unbedeutende Schriftsteller, die sich hier finden, wegblieben. Denn Hr. S. versprach ja ohnedieß auf dem Titel nur praestantissimos scriptores zu nennen.

Einige Beyspiele mögen das Gesagte erläutern, wozu wir noch etliche andere kleine Anmerkungen setzen wollen. Weil

wir eben die beyden letzten Bände zugleich durchgegangen haben: so sey es uns erlaubt, auch aus dem 4ten etwas nachzuholen. Unterm Jahr 1589 wird *Rob. Bellarminus* wegen seines Buchs de translat. Imp. Ro. a Graecis ad Francos genannt, zwar eine halbe Seite Citaten beygefügt; aber von seinem Hauptwerke gar nichts gesagt.

Um das J. 1590 wird zwar *Iac. Aug. Thuanus* als Historicus spectatae fidei eruditionisque Poeta angeführet; das ist es aber auch alles; nicht einmal der Titel und Umfang seines vortrefflichen Werks werden beygebracht; wohl aber wiederum fast eine Seite von Citaten. Wenn nun aber ja der Leser dasjenige, was er hier sucht, erst noch bey andern zusammenzusuchen genöthiget werden soll: so hätten einige unbeträchtliche Citaten weggelassen, und dafür zwo der besten Nachrichten von den Ausgaben des Thuanischen Werks, (auf deren Kenntniß doch viel ankömmt,) nämlich die Hamburgische Biblioth. Historica, und *Io. Pe. Titii* Recensio Voluminum historicor. *I. Aug. Thuani*, empfohlen werden sollen.

Vom H. Grotius wird zwar unterm Jahr 1599 p. 100 sq. auf mehr, als sechs Seiten gehandelt; aber außer einem allgemeinen Lobspruche, nur sein Martian. Capella angeführt. Das übrige betrifft Kupferbilder, Lebensbeschreibungen und kleinere Nachrichten oder Urtheile von ihm, auch Gedichte zu seiner Ehre. Von den letztern wird das von dem jüngern Pet. Burmann verfertigte, in der That nur mittelmäßige eingerückt, und der darüber bis nach Batavia geführte Streit auf mehr als einer Seite erzählt. Auch lesen wir, daß man im J. 1777 Grotii Leichnam zu Delft entdeckt habe, und daß darauf die von seiner Familie noch vorhandenen ansehnlichen Männer einen marmornen Sarg nebst einer Aufschrift über sein Grab hätten setzen lassen.

Alles, was S. 122 vom großen Baco de Verul. gesagt wird, beruht auf den Worten: Londinensis, Cancellarius Angliae, Rhetor, Philosophus et Medicus illustris. Und nun eine volle Seite Citaten, darunter doch die neuern Lebensbeschreibungen desselben vermißt werden.

S. 157 werden zwar Bücher genug genannt, die man vom Peirescius nachschlagen könne; allein gerade die beste Lebensbeschreibung desselben fehlt, nämlich *Gassendi* vita P. da doch in den Analectis Partis IV. p. 580 noch *Freheri* Theatrum nachgeholt wird.

Eben

Eben so findet man S. 161 keine von den neuern schätzbaren Lebensbeschreibungen des Galiläi.

Von Conringen werden unterm Jahr 1633 nur seine Orationes duae de Aristotele et eius Philosophia angeführt, und dafür Citaten von einer ganzen Seite.

Doch wir wollen auch bey einigen Stellen des fünften Theils stehen bleiben. Es ist in demselben zuweilen ein ziemliches Mißverhältniß zwischen den Artikeln sichtbar, da z. B. vom ältern Burmann S. 466 fg. über zehn Seiten angefüllt, auch viele Kleinigkeiten von ihm aufgelesen werden; hingegen unmittelbar vorher der so berühmte und so merkwürdige Milh. Whiston in sieben Zeilen abgefertiget wird. Hr. S. weiß nicht einmal sein Geburts- und Todesjahr anzugeben: n. circ. a. 1670 mort. post 1740. Es ist doch bekannt genug, daß er im J. 1667 gebohren, und im J. 1753 verstorben sey. Rathlef und Stollens seichte Anmerkungen zu Heumanns Consp. und der Catal. Bibl. Bunav. sind die Bücher, welche über ihn nachgelesen werden sollen. Warum ist denn nicht wenigstens Whistons eigene Lebensbeschreibung in zwey Oktavbänden zu London im Jahr 1749 genannt worden? Von vielen seiner Schriften stehen auch lesenswürdige Recensionen in Baumgartens Nachrichten von einer Hällischen Bibliothek. Man merkt wohl, daß bey dem Hrn. V. Philologen, Antiquarier u. dgl. m. beynahe alles, und andere Gelehrten meistentheils nur unerheblich sind. Aber ein Nomenclator sollte unpartheiisch seyn!

Wahr ist es, und wir sagen es mit vollkommener Ueberzeugung, daß mit dem Verfall des Studiums der Alten, auch wahre Gelehrsamkeit überhaupt in Verfall gerathen muß, unterschreiben es daher gern auch, was der Verf. S. 416 wider diejenigen sagt, qui tralatitia *Sublimiorum Facultatum* opinione etiam nunc inflati, graecis latinisque litteris nescio quid praeparationis duntaxat (vorbereitende Studien) inesse, sibi et tironibus academicis stulte persuadent. Allein darum, weil manche verdienstvolle Männer keine Humanisten, zwar Verehrer, aber nur nicht geübte Kenner und Ausleger der alten Griechen und Römer waren, darf man gegen ihr Andenken nicht ungerecht oder verächtlich handeln. So weiß Hr. S. von Christ. Thomasius weiter nichts zu sagen, als daß er aus Gesners Praelect. in Isagogen die Stelle abschreibt: Hic cum nesciret linguam Latinam, vsus

alt Germanica, u. s. w. Allein zu geschweigen, daß Gesner diese nicht ganz richtige Ursache in der Folge besser bestimmt: so hätte hier die wahre Absicht, in welcher Thomasius deutsche Vorlesungen zu halten anfieng, nebst den Folgen davon, genauer entwickelt werden sollen. Von seinen Büchern wird bloß die Hist. sapientiae et stultitiae angeführet; von seinen gewiß großen Verdiensten kein Wort; aber dafür eine halbe Seite Citaten.

Von Pagi Critica Baron. meldet der Verf. S. 293. sie sey zuerst zu Paris 1689, sodann zu Antwerpen 1705 und 1727 erschienen; er versteht aber nicht, was Spittler damit sagen wolle, daß dieses Werk ohne Turretin nie ans Licht getreten wäre. Er weiß also nicht, daß die Pariser Edition nur den ersten Tomus in sich faßt; daß dieser gar keinen Beyfall in Frankreich fand; daß es vollständig erst zu Genf gedruckt worden ist, und daß man nur um der R. katholischen Käufer willen Antwerpen auf den Titel gesetzt hat.

S. 146 schreibt Hr. G. Raspe habe ungedruckte Werke von Leibnitzen herauszugeben versprochen; sed vereor, ne unquam nomen factum expungere possit. Und doch weiß jedermann, daß diese versprochene Sammlung schon vor vielen Jahren herausgekommen ist.

S. 321—326 werden alle Schriften, auch die kleinsten Abhandlungen Hardwins, angeführt; hingegen S. 414 vom Buddeus gesagt: eius scriptorum, quae in vulgus nota sunt, indicem sibi dari nemo postulet. Und doch möchte dieses wohl für Gelehrte in auswärtigen Ländern nöthig gewesen seyn.

S. 351 steht beym J. 1686. *Gottl. Gerh. Titius*, Nordhusa Thuringus, ICtus *Lipsiensis*, *argumento Io. Heur. Kindervateri*, Nordhusae illustris, et *I. F. Jugleri* Supplementor. Biogr. Iurid. Also wenn Kindervater und Jugler nicht wären, wüßte man wohl nicht, daß ein so verdienter Rechtsgelehrter, als Titius war, gelebt hätte!

Es ist Zeit, daß wir abbrechen. Ohngeachtet dieser und vieler ähnlicher Erinnerungen, die man über dieses Werk machen kann, muß man doch dem V. für seine nützliche Sammlungen, eingestreuete feine Anmerkungen und bekanntgemachte Anekdoten, allen Dank wissen.

Ub.

Ueber

Ueber die allgemeine Litteraturzeitung und einen allgemeinen Recensenten, den Herrn Professor Sprengel in Halle, von D. Gebh. Fried. Aug. Wendeborn. Frankfurt und Leipzig, bey Varrentrapp, 1787. 59 Seiten, gr. 8.

Streitschriften, welche in einem solchen Tone, wie die gegenwärtige, geschrieben sind, und über keinen Punct der Wissenschaften auch nur die mindeste Aufklärung geben, gehören immer zu den entbehrlichen Auswüchsen der Litteratur. Ein Recensent fällt auch, wenn er sich genöthigt sieht, dem einen Theile völlig Unrecht zu geben, nur gar zu leicht in den Verdacht der Partheilichkeit. Um diese zu vermeiden, erklärt der Rec. zuförderst der Wahrheit gemäß, daß er weder mit Herrn Professor Sprengel noch mit Herrn Wendeborn je in einiger Verbindung gestanden hat, von beiden ziemlich weit entfernt lebt, und beide Männer nur aus ihren Schriften kennt. Er wird aber auch demnächst das Urtheil, welches er über die vorliegende Schrift fällen muß, mit so deutlichen Beweisen belegen können, daß der Verdacht einer Partheilichkeit schwerlich bey irgend einem Leser entstehen wird. Nach dieser vorläufigen Erklärung findet er indessen gar kein Bedenken, offenherzig zu bekennen, daß der Verf. seiner Ehre viel besser gerathen haben würde, wenn er diese Schrift unterdrückt hätte. Denn sie ist mit einer übermäßigen Hitze geschrieben, und es werden darin auf eine nicht sehr anständige Weise nicht blos die allgemeine Litteraturzeitung und Prof. Sprengel, sondern auch alle Recensenten in der Welt geschimpft. Es gehört doch wahrlich ein nicht geringer Grad schriftstellerischen Stolzes und Selbstgefälligkeit dazu, wenn ein Mann sich so weit von seiner Hitze, welche eine oder ein paar nicht sehr vortheilhafte Recensionen erregt haben, irre führen läßt. Das ganze schreckliche Factum, welches zu diesem Zorne die Veranlassung gegeben hat, ist folgendes: Als die A. L. Z. ihren Anfang nahm, ward auch der Verf., wie Andere, durch Hrn. Prof. Schütz dazu eingeladen, und dieser machte ihm zugleich in dem Briefe, welchen er deshalb an ihn schrieb, ein Compliment wegen seines Buchs über die Verfassung von Großbritannien, mit dem Beifügen, daß solches zuerst mit in der A. L. Z. angepriesen werden würde.

Demunerachtet aber erschien ein halbes Jahr darauf eine nachtheilige Recension desselben in eben dieser Zeitung. (Wir finden darin nun gar nichts besonders. Hr. Pr. Schütz hatte vermuthlich das Buch von Jemand rühmen hören, und wollte Herrn Wendeborn gern etwas Verbindlichkeit sagen. Das war Höflichkeit. Aber der Recensent dachte über dieses Buch anders, sagte freimüthig seine Meynung, und Herr S. mußte sie einrücken. Das war unpartheiische Gerechtigkeit. Kein Mensch wird darin etwas Außerordentliches sehen.) Der Recensent aber, welcher nun, wie der Verfasser glaubt, diese große Sünde auf sich haben soll, ist, wie er gewiß zu wissen versichert, (aber doch mit nichts beweiset) Herr Professor Sprengel in Halle, und eben dieser berühmte Gelehrte, soll schon mehr Sünden gegen ihn begangen haben, indem er seine Beiträge zur Kenntniß Großbritanniens in den Götting. Anz. von 1780, wie auch im 43sten Bande unserer Bibliothek beurtheilt, und ihn hernach in der Recension von Volkmanns Reisen im 49sten Bande derselben abermals übel gehandhabt haben soll. Er weiß noch mehrere Recensionen desselben in der Bibliothek und in der A. L. Z. anzugeben, und versichert, daß er in der erstern gemeiniglich unter der Signatur Dg. versteckt sey. Recensent weiß nun zwar nicht, ob alles dies, was der Verfasser so gewiß versichert, auch wirklich so seine Richtigkeit haben mag, zweifelt jedoch sehr daran, da es unbegreiflich ist, woher er solches mit so positiver Gewißheit erfahren haben sollte, findet denn doch aber, wenn auch dem Allen so wäre, nichts Schreckliches, nichts, was Hrn. Professor Sprengel zum Nachtheil gereichen könnte, darin, weil er gar nicht finden kann, daß dem Verfasser in einer dieser Recensionen Unrecht geschehen sey. Wir haben die Recensionen abermals durchgelesen, und können versichern, daß wir sie allenfalls sämmtlich unterschreiben wollten. Zwar bringt der Verfasser hier gegen die Recensionen in der A. L. Z. allerhand Rechtfertigungen und Entschuldigungen bey; aber sie werden schwerlich irgend einen Kenner überzeugen können, daß dem Verf. zu nahe geschehen sey. Zum Theil fallen die Antworten wirklich iris Ungereimte. Man sehe z. B. S. 13 ff. Eine andere Antwort wollen wir doch, da sie kürzer ist, hersetzen. Der Recensent wirft dem Verfasser vor, er habe nicht sagen sollen, daß Achajus den Distelorden gestiftet habe, weil König Achajus nie vorhanden gewesen sey. Da will sich

nun der Verf. damit entschuldigen, daß er die Sage der britischen Schriftsteller anführe. Aber wer führt wohl längst ausgemachte Mährchen an, ohne zu sagen, daß es Mährchen sind? Und glaubt der Verfasser im Ernste, daß er mit den von ihm S. 21 angeführten Schriftstellern die Existenz dieses Königs erwiesen habe? Von Chicanen, welche der Verfasser bey seinen Beantwortungen macht, mag S. 34 zum Beweise dienen, wo doch die Verf. der Recensionen sicher Recht haben. Doch diese Vertheidigung gegen Recensionen wollten wir dem Verf. gern verzeihen; denn warum sollte ein Schriftsteller sich nicht, wenn er glaubt, Unrecht erlitten zu haben, vertheidigen? Aber der Ton, in dem es hier geschieht, ist ganz unverzeihlich. In der Vorerinnerung beschuldigt der Verf. alle Kunstrichter, daß der größte Theil von ihnen ein schlechtes Herz habe. Eine Beschuldigung, welche dem Herzen desjenigen, welcher sie macht, eben nicht zur Ehre gereicht. Die A. L. Z. hat es gänzlich und auf immer mit diesem beleidigten Schriftsteller verdorben. Er findet es wahrscheinlich, daß junge Studenten mit daran arbeiten; muß gestehen, daß er gar nicht das an ihr finden kann, was zu ihrem großen Absatze Veranlassung giebt; findet in vielen Recensionen Eigendünkel und böotischen Dialect (er, dessen Schrift nichts weniger als Muster der Urbanität ist,); empfiehlt ihr Französische und Englische Journale zum Muster der Urbanität und Wahrheitsliebe; will, daß Herr Sprengel, weil er ein Jurist wäre, den dritten Theil seines Buchs, welcher von der Religionsverfassung handelt, nicht hätte recensiren müssen; hat, wie er denn an Anecdoten sehr reich ist, auch die Anecdote, daß sein Exemplar von der A. L. Z. das einzige sey, was nach England käme, (welchen Vorzug er verlieren wird, sobald ein zweytes dahin kömmt,) und was dergleichen Armseligkeiten mehr sind. Aber die Art, wie er sich unterfängt, einen so berühmten und verdienten Gelehrten, wie Sprengel ist, zu behandeln, übertrifft Alles, was man sich von beleidigtem und recht kindischen Autorstolze nur gedenken kann. Er schämt sich nicht von ihm zu sagen: „er „spiele aus der statistischen Gaukeltasche;“ giebt ihm Mangel aller Bescheidenheit Schuld; schreibt: „er habe sich „in die Englische Geschichte verlohren, und was er davon für „die allgemeine Welthistorie geschrieben hätte, sey eine Com„pilation, von der Jeder, der sie in die Hände nähme, und „darüber urtheilen könnte, wünschen würde, daß mit mehr

„Geschmack

„Geschmack, mehr Beurtheilungskraft, und nicht in dem „schwerfälligen Stile, der ihm eigen sey, zusammengeschrieben „seyn möchte," u. s. f. Wir sind vollkommen überzeugt, daß jeder Leser diese Schimpfreden und Beleidigungen mit eben dem Unwillen lesen wird, womit wir solche gelesen haben. Auch irrt sich der Verf. sehr, wenn er glaubt, daß ein Urtheil von ihm vermögend sey, den Ruhm und die Achtung zu vermindern, welche sich der Mann, auf den er schimpft, längst in Deutschland erworben hat. Denn wer im Stande ist, Sprengels Geschichte von Großbritannien so zu beurtheilen, wie hier geschehen ist, dessen Kopf oder Herz, oder beyde zusammen, sind sehr zu bedauern. Eben so bedaurungswürdig ist es auch, wenn der Verf. sich etwas darauf zu Gute thut, daß er so lange in England gewesen ist, und Sprengel gar nicht. Denn deshalb wird das, was er sagt, auf keine Weise zuverlässiger, sondern es dient vielmehr zum Beweise, daß man auf seiner Stube oft ein Land besser kennen lernt, als ein Anderer, der viele Jahre daselbst lebt. Wir sind daher durch diesen Tractat fast überzeugt, daß, wenn der Verf. auch noch zehn Jahre in England ist, er doch nie vermögend seyn wird, sich Sprengel's Verdienste um die Geschichte desselben zu erwerben.

Tf.

Ueber die Natur und den Ursprung der Emanationslehre bey den Kabbalisten, von Joh. Friedr. Kleuker. Riga, bey Hartknoch. 1786. 88 Seiten in 8.

Der Verf. sucht gegen Brucker darzuthun, daß der Kabbalismus aus keiner griechischen Philosophie entsprossen ist, sondern sich theils in den heiligen Büchern der Hebräer, theils in den uralten Lichtsystemen des Orients und Aegyptens gründet. Ausdrückliche und unbezweifelte historische Zeugnisse finden wir nicht; vermuthen daher, daß solche nicht vorhanden seyn müssen, weil sie der gelehrte und scharfsinnige Verf. sonst nicht würde unbenutzt gelassen haben. Der Beweis wird geführt aus Uebereinstimmung der Meynungen; hat daher auch den Grad von Evidenz nicht, den ausdrückliche Zeugnisse verschaffen; besonders da diese Uebereinstimmungen nicht völlig so einleuch-

leuchtend sind, daß sie durch andere Deutungen nicht können abgeleugnet werden. In Aufsuchung derselben hat der Verf. alles gethan, was man billigermaßen verlangen kann, und so kann diese Schrift mit Recht als die stärkste Schutzwehr des kabbalistischen Alterthums gelten. Ihrer Wichtigkeit halber wollen wir uns etwas länger dabey verweilen, vielleicht veranlaßt das neue und genauere Untersuchungen. Zuerst stellt der V. das Emanationssystem der Kabbalisten selbst dar, dann untersucht er, wie es sich verhält zu den Grundlehren der biblischen Bücher und den Philosophiren derjenigen Völker, unter welchen die Hebräer nach Zerstörung ihres ersten Tempels gelebt und berühmte Schulen gehabt haben. Zuletzt wird hieraus als Resultat der nichtgriechische Ursprung dieses Systems abgeleitet.

Des Systems Inhalt ist nach dem Verf.: Gott als Liche enthält alles übrige eminenter in sich, aus ihm gieng hervor die zwiefache Urkraft der Erzeugung und Empfängniß, als Erstgebohrner Gottes und eigentlichster Schöpfer aller Dinge, Licht aus Licht, aus dem durch Eradiation, Ausstrahlung, das All der Dinge: seine Gotteskraft dehnte sich aus in alle Stufen der Geister, in alle Arten des Lebens. In so fern alles von Gott kömmt, durch ihn bestehe und zusammenhängt, ist Gott alles, alle Dinge sind Gott selbst; in so fern die Welt ein Schleyer des Verborgenen ist, ist Gott nichts von allem, was zur Welt gehört. In dieser Darstellung vermissen wir die hier vorzüglich nothwendige Präcision der Begriffe; die Emanation soll sie so etwas seyn, wie der Ausfluß des Lichtes aus der Sonne, das Hervorbrechen der Strahlen aus dem leuchtenden Körper; oder eine wahre Schöpfung aus Nichts, ein Darstellen eines Lichts, das nicht schon vorher und wesentlich in der Gottheit enthalten war? Geschieht sie ferner auf die Art, wie die Seele Ideen bildet, wie aus einem allgemeinen Begriffe die Begriffe der Gattungen abgeleitet werden; oder wie aus einer formlosen Materie, einer formlosen substantiellen, falls man dieß lieber will, durch Zusatz der Accidenzen, besondere Gattungen von Substanzen werden? Endlich die grobe Materie, die Hüllen, Schlacken des geistigen, des wesentlichen Lichtes, woher kommen die? Von dem allen belehrt uns der Verf. nicht, und gleichwohl beruht darauf das Wesentliche der ganzen Untersuchung. Es giebt nämlich zweyerley Art, sich die Emanation aller Dinge aus Einem vorzustellen,

ten, entweder so, daß dieß Eine alles substantielle in sich enthält; oder so, daß es alles übrigen bloßes Subjekt ist, welches durch hinzukommende Modifikationen alles übrige bloß ideal darstellt. Im ersten Falle ist dieß Eine entweder Gemisch aller übrigen substantiellen Dinge, ein Chaos, oder es ist eine gewisse Art von Substantiellem, welches durch Verwandlung in die übrigen übergeht, Feuer, Wasser, Licht; oder etwas denen ähnliches. In diesem Falle ist das Eigene des Kabbalismus, daß Licht zum Urwesen angenommen wird: die Art der Entstehung selbst aber ihm mit vielen andern Systemen gemein, die ältesten Cosmogonien setzen entweder ein Chaos, oder eins von den Elementen zum Grunde. Also wäre unter dieser Voraussetzung darzuthun gewesen, daß die Kabbalisten das Licht als Urwesen nicht aus griechischer Philosophie erborgt haben, und daß sie die Möglichkeit seiner Verwandlung in andere Substanzen nicht von den Griechen erlernten; denn die Art der Emanation selbst liegt wohl in den ersten Begriffen des sich etwas mehr entwickelnden Verstandes. Im andern Falle hingegen, der sich in mehrere Untergattungen nicht theilt, wäre darzuthun gewesen, daß die Kabbalisten diese logische Entstehung aller Dinge, die bloß intellektuel ist, nicht von den Griechen entlehnt haben. Diese Richtung giebt der V. seinen Gedanken nicht; daher er denn auch unsers Bedünkens das nicht erweist, was er darthun wollte.

Bey den Schriftstellern der Bibel findet der Verf. weiter nichts auf den Kabbalismus sich Beziehendes, als daß Gott ein Licht ist, unter dem Bilde mit einem herausgehenden Lichtstrahl einmal vorgestellt wird, und daß Gottes Handlungen durch ein Anhauchen oder Reden bezeichnet werden; dieß, meynt er, sey Anlaß genug, den Kabbalismus zu bilden; Zeugniß genug von seinem hohen Alterthume und orientalischen Ursprunge. Daß die Idee, Gott für ein Licht zu halten, ursprünglich orientalisch ist, folgt daraus freylich; das entscheidet aber für den Kabbalismus wenig, oder nichts. Damit hierauf Emanation konnte gebaut werden, wird noch dazu erfordert, daß man einsah, Licht könne durch mancherley Umwandlungen in andere Substanzen übergehen; vornehmlich aber die Behauptung von der Natur der Materie, daß sie eigentlich nonens, Privation Scheinwesen ist; beyder Sätze Daseyn und Entstehung im Oriente ohne Beyhülfe griechischer Philosophie, hat noch kein Mensch erwiesen. Was

das

das Reden anlangt, wodurch die heil. Schriftsteller Gottes Erschaffen bezeichnen: so ist das entweder blosse Figur, oder es bezeichnet eine Analogie mit dem Befehle großer Monarchen, wodurch Dinge bewirkt werden; in beyden Fällen hat es mit dem eigentlichen Sinne der Emanation nichts gemein. Will man es auf den intellektuellen Ausfluß ziehen, so daß es eine Entstehung bezeichnet, welche der Erzeugung unserer Begriffe und Vorstellungen ähnlich ist: so hat man vorher zu erweisen, daß eine so äußerst abstrakte, metaphysische Idee so früh schon im Orients sey vorhanden gewesen; welches gleichfalls nirgends dargethan ist. Das Anhauchen endlich gehört gar nicht hieher, weil es mit dem Ausflusse aus einem Lichte, und den Umwandlungen des Lichtes gar nichts gemein hat. Also durch die biblischen Schriftsteller ist für den morgenländischen Ursprung des Cabbalismus nichts gewonnen.

Die Theologie der Chaldäer, meynt der Verfasser, war vielleicht der Quell aller Lichtheorien; — man erkennt die Idee von einem ersten Ausstrahl zum Urbeginn aller Dinge in den obersten Bel und der Molvdta, welche beyde als höchster Vater und höchste Mutter, als männlich und weiblich betrachtet wurden; und folglich jene zwiefache Urkraft zur Erzeugung und Empfängniß aller Dinge darstellen, die Bilanz der Cabbalisten. Allein die Erklärung des Entstehens aller Dinge durch Zeugung und Geschlecht, Verschiedenheit ist ganz etwas anders, als Emanation des Lichtes aus Licht, und wahrscheinlich die erste welche sich dem noch ungebildeten Verstande darstellte, weshalb sie auch bey vielen rohen Materien wiedergefunden wird. Sichtbar ist sie nur gewaltsamer Weise durch einen spätern Synkretismus in das Emanationssystem hineingezwängt worden. Ganz etwas anders ist es doch, behaupten, alles sey durch Modificationen des Lichtes und dessen Gradationen und Privationen entstanden, als lehren, alles sey durch natürliche Generation aus einem Princip, das zugleich männlich und weiblich ist, entsprossen. Diese Generation mit der Emanation zu vereinbaren, dazu gehört schon vorhergegangene Kenntniß der Emanation. Es kömmt hinzu, daß der Chaldäer System uns nur durch spätere und allegorisirende Schriftsteller bekannt ist, und wir den wahren Sinn ihrer Sätze nicht mehr zuverlässig kennen; daß ferner man nach Anleitung der Geschichte des menschlichen Geistes berechtigt, ihnen im Falle der Ungewiß-

wißheit keine andere als sinnliche grobe Begriffe zuzuschreiben. Also auch hier ist nichts gewonnen.

Durch Hülfe des Zoroastri'schen Systems hofft der Verf. sich eine neue Stütze zu verschaffen, hier nämlich finde sich, nach den Zendbüchern sichtbar die Emanation. Auf diese würden wir im gegenwärtigen Falle etwas zu rechnen nicht gewagt haben; da ihr Alterthum so großem Zweifel unterworfen ist; da die griechischen Nachrichten das Gegentheil aussagen, und neben dem Lichte die Materie als ewiges Urwesen annehmen; da, also alles hierin enthaltene sehr leicht spätere Auslegung seyn kann, wenn gleich eine vor mehreren Jahrhunderten schon entstandene. Mit den Aegyptiern scheint es nicht viel besser zu gelingen, so kräftig auch der Verfasser über die anders Denkenden abspricht. Was die ältesten Schriftsteller, Herodot und Diodor von Sicilien von Aegyptischer Religion sagen, ist der Emanationslehre gar nicht vortheilhaft, vielmehr in den meisten Stücken durchaus entgegengesetzt. Die spätern Schriftsteller, Plutarch, nebst den Platonikern sind alle von den Emanaten angesteckt, schrieben zu einer Zeit, wo diese Theorie bey den Klügern angenommen war; und verdrehen daher alles entweder selbst, oder tragen das schon Verdrehte vor. Ferner blicken auch sogar zwischen den Deuteleyen Spuren der ältern ächten Meynung hervor; auch diese lassen die Gottheiten durch Zeugung entstehen, reden von Gottheiten mit zweyen Geschlechtern, so daß also die älteste ägyptische Theorie, wie noch heutiges Tages die Volksreligion in Ostindien, auf natürliche Zeugung und Fortpflanzung, scheint sich gegründet zu haben. Durch Deuteln und Drehen, durch Unterschiebung eines figürlichen Sinnes statt des eigentlichen, läßt sich diese Theorie zwar bald in die Emanationslehre verwandeln; aber dergleichen Künste darf sich, unsers Erachtens, derjenige nicht erlauben, der nach den Meynungen aller Völker forscht. Man giebt den Worten, falls ihre Meynung nicht historisch entschieden ist, den Sinn, welchen sie bey andern Völkern, in einem gleichen Grade von Kultur haben, und nach der natürlichen Denkart des menschlichen Verstandes haben müssen. Die Aegypter, welche noch zu Herodots Zeiten das Feuer für eine grimmige Bestie hielten, die alles, zuletzt sich selbst aufzehre, können schwerlich um diese Zeit fein und abstrakt genug gedacht haben, um eine subtile Emanationstheorie zu

Grunde

Stande zu bringen. Will aber der Geschichtschreiber einem Volke feinere und höhere Begriffe beylegen, als man unter dem schlichten Sinne der Worte sucht, dann liegt ihm ob, das Daseyn solcher Begriffe, zu solcher Zeit vorher zu erweisen, dann hat er wahrscheinlichen Grund wenigstens. Diese Art von Kritik war in vorigen Zeiten ganz unbekannt, kann auch ohne das Studium der Geschichte der Menschheit nicht füglich zu einiger Vollkommenheit gelangen. Jetzt, da man hiermit sich mehr beschäftigt hat, sollte man suchen sie mehr anzuwenden, und endlich einmal dadurch den endlosen Deuteleyen und Verdrehen alter Religionen und Lehrmeynungen ein Ende machen. Bisher ist hierin blos willkührlich, ohne alle Principien und Regeln verfahren, was Wunder daß so viel abentheuerliche Systeme fast eben so bald vergehen, als sie entstehen? So wäre also der einzige Gewinn, welchen aus gegenwärtiger Schrift die Geschichte der Philosophie zieht, der, daß das Alterthum und der orientalische Ursprung der Vorstellung von Gott, als einem Lichte, dargethan ist; in Ansehung des übrigen sind wir um nichts weiter gerückt. Vielmehr scheint es, nach der Natur der Entwickelung menschlicher Begriffe, zu urtheilen, daß der eigentliche Grundsatz der Emanationstheorie sich in spätern Zeiten erst, um die Zeit der Geburt Christi, durch Platonische Philosophie entwickelt haben. Von ihrem Daseyn schon zu Augustens Zeiten sind unverwerfliche Spuren in den Magischen Lehren einiger Pythagoreer und christlicher Sekten vorhanden. Lassen sich etwa andere noch als die hier berührten Beweise von dem Alterthum der Emanation beybringen: so wird der Verf. sich durch ihre Bekanntmachung um die Geschichte der Philosophie sehr verdient machen.

Dr.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Versuch einer gemeinnützigen Uebersetzung des Predigers Salomo nach dem Grundtext, desselben Verstandszeichen, und periodologischen Wortstellung,

lung, als Antipode zu Bearbeitungen dieses Buchs, die den Sinn ganz entstellen, von Johann Friedrich Neunhofer, Pf. zu Königsfeld und des Ministeriums der Rochlitzer Diöces Senior. Weissenfels und Leipzig, bey Severin, 1787. 82 Seiten in 8.

Man würde es dem Verf. gern verzeihen, daß er mit seinen Kenntnissen um ein halbes Jahrhundert zurück, und ihm Anwendung der morgenländischen Sprachen und der Kritik, nebst allen liberalern Grundsätzen, wahre Contrebande ist, wenn er nur nicht all sein Bischen Witz (mit dem es aber nicht weit her ist) aufböte, um aller bessern Kenntnisse zu spotten. Ex ungue leonem! Von קָהַל, heißt es gleich im Anfang, es bezeichne „eine Person, die durch ihren Her„fürtritt eine Versammlung des Volks veranlaßt, um lehr„reich zu derselben zu reden, fast wie das Wort Concionator „bey den Römern. Daß man aber eine weibliche Person„Endung im Grundtexte findet, die nicht sowohl einen männ„lichen Redner, als vielmehr ein predigendes Weib anweist; „davon liegt der Grund, wie mirs wahrscheinlich, doch ohne „die mindeste Maaßgebung vorkömmt, in den Schmachworten, „die sich das schwürige Volk gegen den König erlaubte, seit„dem er sich durch weibliche Lockstimmen verleiten lassen, der „Ehre des wahren Gottesdienstes nur allzuviel zu vergeben. „Waßte und rügte doch Salomo mit gelassener Andeutung „einer künftigen, obwohl zu späten Reue nach Kap. 4. V. 13. „den Vorwurf, den das Publikum seitdem selbst seiner Weis„heit machte, da man ihn weit unter einen Jerobeam herab„setzte, diesen den Weisen, ihn hingegen den unweisen Alten „nannte, der es nicht mehr achte, fernerweit gewarnet zu „werden. Konnte er dasmagen mit abhaltender Aufrückung „des weibischen Titels, den man ihm gab, nicht zeigen wol„len, daß ihn gleichwohl seine Weisheit noch nicht so sehr „verlassen, daß er nicht annoch die weisesten Lehren, ja sogar „wichtige Aufschlüsse für die Zukunft geben könne?“ Wem gelüstet nach diesem Pröbchen noch mehrern Proben von des Verfassers hebräischer Sprachweisheit?

Vin-

Vindiciae S. textus Hebraei Ethnae vatis adversus D. *Roberti Lowthi*, Ven. Epis. Londin. Criticam a *Dav. Kochero*, V. T. et Ling. Orient. Professore. Bernae, ex offic. Illustr. Reipublicae, 1786. 350 S. in 8.

Der Verfasser nimmt es in dieser Schrift dem Namen nach zwar nur mit dem Bischof Lowth, den er schon unter die Todten setzt, im Grund aber mit fast allen neuern Bearbeitern des N. T. auf, und sucht ihnen an einem Buch zu zeigen, daß dasselbe ihrer kritischen Besserungen gar nicht bedürfe. Er streitet für die vollkommene Richtigkeit des hebr. Textes in Consonanten, Vocalen und Accenten, und beschuldigt die neuern Kritiker einer ganz unehrerbietigen Behandlung der Bibel, weil sie sich so manche Aenderungen erlaubten. Insonderheit ist er gegen den Gebrauch der alten Bibelübersetzungen zur Berichtigung des hebr. Textes; behauptet, daß die Gründe für das hohe Alter der heutigen Punctation und Accentuation noch von niemanden widerlegt wären; und wenn man irgend eine Stelle nach der masorethischen Lesart nicht erklären könne, so müsse man den Grund, nicht in dem vorliegenden Text, sondern in sich selbst, in seiner mangelhaften Sprach- oder Sachkenntniß, kurz in seiner Unwissenheit suchen. Nach dem ganzen Buch zu urtheilen, muß der Vers. ein Schüler des berühmten Albert Schultens seyn, dessen Worterklärungen er auch meistentheils unverändert beybehält.

Wir sind nicht geneigt, allen neuern Textesänderungen im A. T. das Wort zu reden; wir haben es vielmehr selbst schon öfters in dieser Bibliothek bemerkt, daß unsre neuern Kritiker viel zu schnell verderbte Stellen argwohnen; viel zu rapid bey Abweichungen der alten Ueberseher von der herrschenden Lesart auf einen andern Text, den sie vor sich gehabt hätten, schließen; daß sie in der Vocalenänderung oft zu wenig bedenken, daß in unser punktirten Bibel noch viele Reste ursprünglicher Punctationen sind, u. s. w. Schwerlich wird einer unter den Kennern dieses Theils der biblischen Litteratur itzt noch behaupten, daß die hebräischen Schriftsteller ursprünglich ohne alle Vocalzeichen ihre Werke niedergeschrieben hätten; sie werden es vielmehr für eine große Unglaublichkeit

halten, daß je einer Buchstabenschrift alle Vocalen ermangelt haben; sie werden nur läugnen, daß das hebräische Alphabet 9 bis 10 Vocalen gehabt habe, und der hebräische Text so punctirt, und so accentuirt gewesen sey, wie gegenwärtig, und behaupten, daß man sich in der Vocalization des alten Hebräischen eben die Simplicität denken müsse, welche jetzt noch in andern morgenländischen Dialecten gefunden werde. Und mehr als alles dieses beweiset auch die Polemik des Verfassers nicht. Was sagen die Gründe von dem hohen Alter der Vocalen (die S. 168 von ihm summarisch angegeben werden) mehr, als was alle neue Philologen behaupten, daß man ohngefähr drey besondere Vocalzeichen beim ursprünglichen hebr. Alphabet sich zu denken habe? was beweisen die fälschlich von Lowth und andern für gewisse Lesarten angeführte alte Bibelversionen anders, als daß man die alten Bibelübersetzer zuweilen gemißbraucht habe? was folgt aus des Verf. Retrunchen mancher der Lesart wegen angefochtenen Stellen weiter, als daß man auch unnöthige Textesänderungen vorgeschlagen habe? Daß Belesenheit in gewissen Schriften, diese Bekanntschaft mit den Idiotismen der morgenländischen Sprachen, oft ein von andern übersehener kleiner Umstand zuweilen die Ansetzung des kritischen Messers verhindern könne. Ist nicht dieses unzählige male auch der Fall bey griechischen und römischen Klassikern? Aber wer hat es sich deswegen, weil Menschen keine ganz vollkommene Recension eines Schriftstellers liefern können, nun auch träumen lassen, daß man an gar keinem Klassiker kritische Versuche wagen dürfe? Und der Verf. läßt sich dieses bey der Bibel träumen?

Damit behaupten wir keineswegs, daß in dem ganzen Buch des Verf. nichts Wahres, Brauchbares und Scharfsinniges stehe: es kommen vielmehr einzelne sehr gute Bemerkungen vor, für welche wir ihm danken. Sie müssen aber mühsam erst aufgesucht werden. Besonders empfehlen wir angehenden Auslegern des A. T., die über den Gebrauch der alten Versionen noch keine bestimmte Grundsätze durch lange Uebung sich gesammelt haben, zu diesem Zweck den Verf. zu lesen. Denn seine meisten Anmerkungen über diese haben uns Genüge gethan. Die so große Verschiedenheit der alten Uebersetzer in schwierigen Stellen erklärt er richtig, z. B. S. 74 also: illius in interpretando diversitatis causa non in alia re magis ac ipsa loci difficultate sita esse ... videtur.

Gegen

Gegen die Gewohnheit, Parallelstellen ganz in Uebereinstimmung bringen zu wollen, eifert er zwar mit Recht an mehreren Stellen, bey Jes. XV. 2. XXIV. 18. XXXVII. 25: aber übertreibt dabey wieder seine Meynung dadurch, daß er sie gar nicht gebraucht wissen will u. s. w. Um unsern Lesern doch eine Probe von der eifrigen Polemik des Vers. zu geben, wollen wir die Declamation bey der letzten Stelle aus S. 213 anführen: „Atque generatim id mihi cum eximio Lowtho aliisque minime convenit, locos scripturae parallelos ne uno quidem verbo inter se discrepare debere, (wer hat aber so etwas behauptet?) cum mihi si dictio caeteroqui se recte habeat, eundem sensum dari sufficiat. Quid enim alioqui S. Evangelistis fiet, easdem Christi res non uno modo enarrantibus? Atque sunt, qui vel a S. Vate, Vatis prioris dicta usurpante, cuncta quasi ad verbum repraesentari postulent; quod quam illiberaliter, ne quid dicam gravius, illi faciant, in promtu est judicare. Itaque nec magnopere mirandum, istos, cum quaedam Davidis carmina iterata leviterque immutata legant, continuo aliquid vitii suspicari, quasi non prudentiae sit existimare, S. Auctorem altera operis recensione nonnulla politiora edidisse. Apparet ratum his animoque penitus fixum sedere, S. Textum foede corruptum esse, inde in peiorem partem pleraque accipere; igitur et vetustis interpretibus misere abuti, immo quod iniquissimum, saepius fere cum peccant, quam ubi sapiunt, allegare videri. Quid tandem locos Veteris Testamenti in novo citatos quam indigne habeant, commemorem? etsi tot exemplis intellectu non est difficile: primum, non tam verba quam rem S. Scriptores spectare, dein nec vulgatam interpretationem graecam, dummodo quantum ad rem probandam sensum det commodum bonumque, temere spernere. Quanto peius si obliviscimur, Scripturam propheticam non ἰδίας ἐπιλύσεως, sed ad divinae sapientiae normam explicandam esse. Veruntamen in his longe caeteris moderatior Ven. Lowthus erat, modo impotente Textum corrigendi prurigine caruisset.“ S. 162 wendet er gar Worte des N. T. (Joh. 9, 39) auf die neuen Ausleger an: bey solchen Gesinnungen ist es nicht zu verwundern, daß der Vers. auf eigene Entschuldigungen denken muß, wenn das N. T. Stellen aus dem Alten sehr abweichend citirt, wovon wir die Beispiele nicht abschreiben wollen. — Wir hoffen, diese Anzeige so

unpartheiisch abgefaßt zu haben, daß selbst der Verf. wird gestehen müssen, daß sie ohne Rücksicht auf seine Invective in die Allgem. D. Bibliothek niedergeschrieben sey.

Fw.

Wilhelm Friedrich Hetzels u. s. w. kürzere hebräische Sprachlehre für Anfänger. Detmold und Meyenberg, bey den Gebrüdern Helwing, 1787. 258 Seiten in Octav.

Die größere Grammatik des Verfassers schien ihm selber für Anfänger zu weitläuftig, und viele Käufer schreckte der theure Preis ab. Man ersuchte ihn daher um einen Auszug, welchen er hier liefert. Er vertheidigt sich in der Vorrede gegen die Meynung, als ob seine grammatische Methode unnöthig schwer sey, mit der Auskunft: er sey ferne von der thörichten Absicht, daß seine Grammatik ganz auswendig gelernt werden sollte. Man dürfe nur recht mit derselben vertraut, und so hinlänglich in derselben belesen seyn, daß man wisse, wo alles steht, um es gleich finden zu können. Dann werde man den Vorzug seiner Grammatik einsehen, die so viele Fälle angebe, und in der man sich Raths erholen könne, wo andre Grammatiken keinen Rath geben. Allein die Auskunft wird die Klagenden schwerlich befriedigen. Sie hatten wohl nicht an das wörtliche Auswendiglernen gedacht. Aber wenn auch nur durch häufiges Aufschlagen und Nachsuchen: so müssen ja doch, es geschehe wie es wolle, die Hauptregeln der Grammatik so gefaßt werden, daß sie, wenns nöthig ist, dem Gedächtnisse gegenwärtig seyn; denn wie wäre es möglich in jedem Falle nachzuschlagen? Daher müssen 1) der Regeln in einer Grammatik nicht zu viele, nur die nöthigsten müssen darin, wenn sie für Anfänger und zum gemeinen Gebrauche bestimmt ist, enthalten seyn; und 2) diese Regeln müssen deutlich, leicht und kurz ausgedrückt seyn. Nun lege der Verfasser die Hand aufs Herz, und frage sich selber: ob nicht manche Regel in seiner hebräischen Grammatik unnöthig; wenigstens für Anfänger ganz überflüßig; und ob nicht viele von seinen Regeln zu lang, zu schwer und dunkel ausgedrückt seyn; als daß man ihnen das Lob zugestehen könnte, das man

einer

einer Grammatik sonst so gerne gäbe, worin so viel Gutes ist. Doch es ist hier von der größern Sprachlehre des Verfassers nicht die Rede; sondern von der obengenannten kürzeren. Letztere hat wirklich um mehr als 300 Seiten weniger, als die größere, und der Preis von 12 ggr. für 16 Bogen ist auch billiger. Ferner ist die Vorrede und Tabelle des Inhalts, und der 5te Abschnitt, welcher die Anwendung der vorgetragenen neuen Lehrart abschreckend weitläuftig enthielt, wie billig, ganz weggelassen. Uebrigens ist in den sieben ersten Abschnitten der größern Grammatik nichts weggefallen, was nicht eigentlich dem mündlichen Vortrage überlassen werden sollte. Das Wesentlichbrauchbarste der größern Grammatik ist alles in dieser kürzern enthalten; nur sparsamer gedruckt, und so, daß die beweisenden und erläuternden Stellen unten auf der Seite, durch einen Querstrich von derselben abgesondert, stehen, und durch Buchstaben nachgewiesen werden. Zudem hat diese kürzere Grammatik noch den Vorzug vor der größern, daß ihr ein sehr brauchbarer Syntax beygefügt ist, der in der größeren fehlte. Den Auszug hat der Verfasser selbst nur bis in das Capitel von den Conjugationen der Hebräer, und das Uebrige der D. Phil. Leun, zweyter Lehrer am Pädagogio zu Gießen, und auch dieser rühmlich besorgt. Den Syntax hat der Verfasser wohl selbst hinzugesetzt, wie mehrere Spuren zu verrathen scheinen.

Zu den mit Dank zu erkennenden Vorzügen dieser Grammatik gehört theils ihre Vollständigkeit; theils besonders der Reichthum an meistens sehr wohl gewählten biblischen Stellen, die zur Erläuterung oder zum Beweise dienen, welches dem Lehrer, der über dies Buch lieset, und dem Lernenden, der Gewißheit wünschet, sehr zu Statten kömmt. Von beyden Seiten betrachtet, verdient dieses Buch eine vorzügliche Empfehlung, und ohne Zweifel wird die gute Absicht des Verfassers, seine Arbeit mehreren Jünglingen brauchbar zu machen, nicht verfehlet werden. Bey einem solchen Buche ist eine neue Auflage zu wünschen und zu erwarten; daher mögen hier noch einige Bemerkungen Platz finden, welche, wie es scheint, dem Buche noch eine größere Brauchbarkeit verschaffen könnten, wenn der Verfasser darauf Rücksicht nehmen will. Von Kleinigkeiten soll hier nicht die Rede seyn. Aber warum hat der Verfasser die langen Regeln eher verlängert und schwerer, als kürzer und leichter gemacht? Wo-

zu sollen ויהוה als Vocalbuchstaben und als Consonanten behandelt werden? Sind nicht die darunter oder davor unter dem vorhergehenden Buchstaben gesetzten Vocalzeichen, wie der Verfasser wohl weiß und auch sagt, blos Lesezeichen, welche in den Zeiten, da die hebräische Sprache nicht mehr lebende Sprache war, anzeigen sollten, wie sie jedesmal gehört werden sollten? Bedarf es also der Eintheilung in volle und leere Vocalbuchstaben? Ist sie richtig? Das Zeichen gehört ja eigentlich nicht zum Buchstaben; es macht ihn nicht voll, und wenn es fehlet, ist er nicht leer; sondern es sagt nur dem Lesenden gleichsam: sprich den Vocalbuchstaben hier wie a, dort wie e, dort wie i u. s. w.; wenigstens wenn man nach des Verfassers richtiger Bemerkung von diesen Buchstaben urtheilt. Folglich bedarf es der drey ersten Regeln nicht; sondern nur einer kurzen Anmerkung; die folgenden fünf würden dann viel leicht und kürzer zu fassen seyn, und die neunte Regel dürfte auch zur Anmerkung herabsinken. §. 39. würde deutlicher und kürzer so heißen: 1) Wenn zween Consonanten unmittelbar, ohne daß man zwischen beyden einen deutlichen Vocallaut hörte, gesprochen würden: so setzte man unter den ersten ein Schwa (:). 2) Weil man aber bisweilen, besonders vor Gutturalen, in dem Fall ein sehr kurzes a, e oder o hörte: so setzte man unter dieselben die Zeichen desselben, (ֲ, ֱ, ֳ,) Chateph Patach, Chateph Saegol und Chateph Kometz; (und dann Exempel.) — Im 71sten Paragraphen heißt es: Jedes Tempus aller Conjugationen hat immer mehr, als eine Form, weil die Morgenländer im Gebrauch der Vocale viel willkührliches haben. Richtiger sollte es heißen: weil man nach einer andern Mundart anders aussprach. Dies ist ja nicht den Morgenländern eigen; sondern bey den Abendländern eben so. Es ist hier angemerkt, weil der Verfasser auf die Verschiedenheit der Formen zu viel Gewicht legt, und auch in dieser kürzern Grammatik von 20 Conjugationen oder Formen redet, und in besondern Paragraphen handelt, da doch außer den gewöhnlich genannten fünf oder sieben, die übrigen so selten sind, daß eine Tabelle, wie die S. 117. gegebene, hingereicht hätte, da man dasjenige, was nicht in der Abhandlung von irregularibus wieder vorkömmt, füglich den Lexicis, oder mündlicher Erörterung überlassen kann. Daß wir so manche blos auf Vocalzeichen ankommende verschiedene Formen in der hebr. Bibel haben, rührt blos

davon

zuvan her, weil die hebr. Sprache schon längst keine lebende Sprache mehr war, als Grammatiken derselben geschrieben wurden; daher zwischen der Schriftstellermundart und den Mundarten des gemeinen Lebens nicht immer genug unterschieden, und manches Wort an einer Stelle nach einer, an der andern nach einer andern Mundart ausgesprochen wurde: und so, wie sie die Worte zu sprechen gewohnt waren, so setzten die Punctatoren die Lesezeichen darunter. Hingegen in lebenden Sprachen, die schon eine Grammatik haben, bleibt ein festerer, regelmäßiger Schriftsteller Dialect; wenn gleich der im Reden, besonders dem Volke, gewöhnlichere sehr davon abweicht. Wer oben im Reiche Kaser spricht, schreibt doch Kayser; er spricht Pfang und schreibet Pfennig. Warum sollte denn ein Mann, wie der Verfasser, der dies alles weiß, seine Grammatik mit Regeln und Paradigmen von Formen beschweren, die so selten vorkommen? Man sammle die Stellen, zeige sie an und setze die Form dabey; wenn man durchaus dies in die Grammatik ziehen will, da es doch auch im Lexicon stehn muß. Aber wozu ein Paradigma für alle Verba? Die Form geht den Lehrling nicht weiter an, als an der Stelle, wo sie in der hebräischen Bibel steht, und in den vorkommenden Worten. Dagegen ist es ohne Zweifel nützlicher, in einer Sprachlehre, wie diese, wo es auf einen Bogen mehr oder minder nicht ankömmt, ganze Paradigmen der regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitworte, als Regeln über die Endungen der in einzelnen Personen, die vielleicht noch mehr Raum einnehmen, abdrücken zu lassen; denn Paradigmen lernt man immer leichter nach einem Schema, wo Augen und Ohren dem Verstande zu Hülfe kommen; als wenn man die Regeln blos mit dem Verstande, und durch denselben mit dem Gedächtnisse fassen soll. Ein Paar Worte mündlich über eine Tabelle oder ein Schema von solchen Paradigmen nützen mehr, als eben so viele Seiten im Buche. Ueberhaupt sollte man billig in der hebräischen Grammatik nicht mehr sagen: die Hebräer schrieben so, sprechen so; sondern: so stehts in den hebräischen Bibeln, und (wenn man dies hinzusetzen will,) so in Manuscripten. Denn theils soll der Grammatiker Referent seyn von dem, was wirklich da ist. Wirklich da ist aber nichts mehr, als was in Bibeln und Manuscripten der Bibeln stehe. Was die alten Hebräer gesprochen haben, ist in vielen Fällen ungewiß; darüber zu entscheiden, ist ohne zuverlässige

Nachrichten thörichte; und solche Nachrichten fehlen uns noch, und werden schwerlich je entdeckt werden. S. 256. heißt es: Was der sel. Diderichs in seiner hebräischen Grammatik von Partikeln habe, wolle der Verf. nicht wiederholen; sondern nur noch folgendes hinzusetzen, u. s. w. Warum verweiset der Verf. auf jene Grammatik? Das Meiste, was dort steht, ist S. 22 u. f. in dieser dagewesen. Warum nicht das Fehlende und Hiehergehörige hier eingeschaltet? Las etwa der Verfasser vorhin über Diderichs Grammatik, und notirte sich da zu diese Worte? So sollten sie hier doch nicht stehen; wo sie gar nicht reimen! S. 228. ist ganz richtig bemerkt, daß das Foemininum im Hebräischen oft gesetzt werde, wo wir und die Abendländer überhaupt ein Neutrum setzen. Aber der Verf. drückt das so aus: Zur Bezeichnung des unbestimmten Geschlechtes (communis gen.) brauchen sie das Weibliche; seltner das Männliche. Fürs Erste ist es doch nicht gut, das unbestimmte Geschlecht, wovon hier die Rede ist, genus commune zu nennen; da doch S. 196 von Nominibus generis communis in der gewöhnlichen Bedeutung, nämlich daß sie bald als Masculina, bald als foeminina construirt werden, geredet war. Generis neutrius nennt man solche Worte einmal, und warum wollte man nicht dabey bleiben? Zweytens ist es nicht erweislich, daß die männliche hebräische Form zur Bezeichnung des unbestimmten Geschlechtes in dem Falle gebraucht werde. Gen. 1, 31. 2, 18. möchten das wohl nicht beweisen. Die Sache ist vielmehr wohl so: die Hebräer haben nur zwey bestimmte Formen des Geschlechts. Die eine fürs Männliche, die andre fürs Weibliche, in Nenn- und Zeitwörtern. Hingegen wenn von einem ganzen vorhergegangenen Satze collective, aber unbestimmt, die Rede ist, in welchem Falle wir, und Abendländer überhaupt, das Neutrum setzen: so setzen sie gern die weibliche Form oder Endung, die dann eigentlich als unbestimmtes collectivum stehet, wie sie überhaupt die weibliche Endung gebrauchen, unbestimmte collectiva zu bezeichnen. In solchem Falle setzen sie niemals die männliche Form; diese bezieht sich immer auf ein bestimmtes und daher männlich zu construirendes Subject. Uebrigens aber wird für unser Neutrum bald die männliche, bald die weibliche Form gesetzt; so ferne blos von einzelnen Worten die Rede ist, die wir als Neutra ausdrücken. S. 229. und 230 sollte die Anführung der größern Grammatik wegbleiben. Dafür hätte

die

die Stelle aus dieser kürzern Grammatik citirt werden sollen, wo man wirklich hinlängliche Auskunft findet. S. 235, 322. sind יָבֹן u. s. w. vergl. Exod. 2, 4. wohl wirkliche Infinitivi, und werden daher bald im Statu absoluto, wie hier, bald im Statu constructo construirt. S. 247 n. 3. hätte Ps. 1, 3. nicht als ein Exempel des fürs Präsens gesetzten Futuri stehen sollen, oder יַצְמִיחַ müßte genannt seyn: Er gleicht dem Baume, der neben einer Wasserleitung gepflanzt ist, der seine Frucht zu ihrer Zeit uns giebt! Das Folgende ist nicht zu übersetzen: Alles, was er, (der Baum) trägt, geräth! sondern: So wird alles, was er (der Fromme) thun wird, gerathen! Die doppelte Auslassung des Wortes יִהְיֶה und יִצְלָח ist zu hart. Unverantwortliche Eilfertigkeit endlich leuchtet an mehreren Orten im Syntax hervor; besonders daraus, daß das neunte und zehnte Kapitel von dem Gebrauch und der Bedeutung der Temporum und Coniugationum wieder im Syntax vorkömmt, (wohin es gar nicht gehörte,) nachdem es schon oben, fast mit denselben Worten, in der Lehre von Zeitwörtern dagewesen war. Womit will der Verfasser solche Nachläßigkeit gegen ein Publikum entschuldigen, mit welchem er so sehr zufrieden zu seyn Ursache hat!

Ib.

Significatus primitivus vocis προφητης ex Platone erutus, cum novo tentamine interpretandi 1 Cor. cap. XIV. a *C. G. Bardili*, Philosophiae Magistro et stipendii Theologici Sodali. Goettingae, apud Dietrich. 1786. 56 S. in 8.

Der erste Versuch, womit sich der junge Verf. in die gelehrte Welt gewagt hat, ist so ausgefallen, daß man ihn zu ähnlichen ermuntern kann. Er glaubt, und wir geben ihm hierinn vollkommen Recht, daß in den sogenannten Profanscribenten noch manche Erläuterung für die biblischen Schriften versteckt und ungenutzt liege. Er zeigt dieses an dem Worte προφητης, und sucht den Begriff desselben aus dem Plato und andern dahin festzusetzen, daß Propheten eigentlich die von den μαντεσι, deren Gemüthsverfassung und Zustand zu der Zeit, wenn sie von Gott Weissagungen erhalten haben, von Plato beschrieben

den wird, geschehenen dunkeln Vorträge erklärt und ausgelegt haben. Daher soll den auch 2 Mos. VII. 1. Aaron soll dein Prophet seyn, so viel anzeigen, als: Aaron soll dein Dolmetscher seyn. Was vor diesen Worten vorhergehet, erklärt er so: Ich habe mir vorgenommen zu veranstalten, daß dich Pharao für einen Gott hält. In der Anwendung des aus den alten Schriftstellern bestimmten Sprachgebrauches auf 1 Cor. XIV. unterscheidet er γλωσσῃ λαλειν v. 2. von γλωσσαις λαλειν, v. 5. versteht letzteres von der Gabe in fremden Sprachen zu reden; jenes aber von einem bloßen Reden mit der Zunge, die von dem Geiste regiert wird, und dunkle Orakelsprüche vorträgt. Sollte diese Erklärung ihre Richtigkeit haben, welches wir noch immer dahin gestellt seyn lassen: so wird προφητευειν am schicklichsten von einer deutlichen und fixen Auseinandersetzung der in den Orakelsprüchen dunkel und räthselhaft vorgetragenen Wahrheiten verstanden.

Bw.

Jesaias metrisch übersetzt, mit Anmerkungen von Johann David Cube. Zweyter Theil. Berlin, im Verlag der Buchhandl. und Realschule. 1786. 559 S. in 8.

Dieser Theil enthält das 21ste Kapitel bis zu Ende des 31sten, oder nach des Vers. neuen Abtheilung, das 27ste Orakel bis zu Ende des 53sten, woraus man schon schließen kann, daß er selten mehrere Kapitel in eins gezogen, sondern bisweilen eines in verschiedene Orakel getheilt hat. Die innere Einrichtung des Werkes und die Ausarbeitung der Uebersetzung sowohl, als Anmerkungen, ist von der des vorigen Theiles wenig unterschieden. Die Uebersetzung läßt sich nicht bloß wegen des Metrum, sondern auch wegen innerer Vollkommenheiten, weit besser lesen, als irgend eine andere. In den Noten wird auf Entwickelung der Schönheiten des Dichters vornehmlich Rücksicht genommen. Döderlein, Dathe, Koppe und Richarz sind die hauptsächlichen Führer, denen er folget, und auch alsdann, wenn man es aus seinen Worten schließen sollte, daß er etwas Neues vortrage, findet es sich schon bisweilen bey Koppe oder einem andern der genannten Ausleger, z. E. XXI. 5.

Vor

Vor Zittern höre ich nicht,
Nicht sehen kann ich vor Bestürzung

mit der Note: „So übersetzt, ist der Gedanke weit stärker „und schöner, als wenn man es, wie einige Neuere thun, „blos so giebt ꝛc.“ Da ich dieses las, erwartete ich nicht, daß Richarz eben so übersetzt hatte:

Vor Zittern höre ich nicht, sehe nicht vor Bestürzung.

V. 10: Da, mein gedroschenes, du, meiner Tenne Korn! Der Verf. giebt sich viele Mühe, diese sehr richtige Uebersetzung zu vertheidigen. Sie ist wörtlich aus dem Richarz genommen, und die Gründe sind aus der J. H. Michaelis Hallischen Bibel 1720 zum Theil entlehnt. Indessen wird weder der eine, noch der andere, genannt. XXIII. 8. „Das העטרה übersetze ich nicht blos gekrönte, sondern Kronenspenderin.“ So hat das Wort schon Richarz gegeben. Richarz und Koppe werden auch da befolgt, wo ich kein Bedenken tragen würde, von ihnen abzugehen, z. E. XXIII, 3. Koppe bringt den Sinn heraus: auf weiten Meeren, mit Saat Aegyptens, mit des Stromes Aernte de trieben sie ihren Gewinn. Da aber תבואה Ertrag des Ackers, proventus agri, bedeutet, so scheinen mir diese Worte קציר יאור תבואתה nur dieses anzuzeigen, daß die Tyrier ihr Getraide aus Aegypten geholt haben. J. H. Michaelis: proventus Tyri fuit, non quod Tyri crescerent, sed quia per mare frumentum copiose Tyrum vehebatur. XXVI, 1. Koppe: Vest ist unsre Stadt, Sicherheit giebt es unsern Mauern und Stärke. ישועה und חל sind Synonyme; nicht aber חומות und חל. Der Verf. giebt dieser Anmerkung seinen Beyfall, ob sie gleich im Hebräischen eine sehr harte Construction voraussetzt. Wie viel natürlicher! ישועה חומות וחל. Er macht die Mauer und den Zwinger (s. Fabers Archäolog. S. 288.) sicher und vest. Die geschmacklose Uebersetzung des Ritter Michaelis: Siegesmacht Gott zu ihren Mauern und Graben, erhält den Tadel, den sie verdient, und der gute Geschmack des Verf. ließ ihn auch an andern Stellen das Unrichtige in der Uebersetzung des Ritters bemerken. (Man sehe seine Anm. zu XXI, 10. 13 ff.) Der Verf. findet viele Weissagungen in dem Jesaias. XXV, 6. scheint ihm eine der erhabensten von dem messianischen Reiche zu seyn. Er glaubt auch, daß vielleicht einige Weissagungen noch nicht erfüllt sind, als XXIV, 1.6.

Bey XXI, §. 7. 8. hätte auf Eichhorns Einwürfe in der Einleit. ins A. T. Rückſicht genommen werden ſollen.

Η καινη διαθηκη. Novum Teſtamentum Graecum e codice MS. Alexandrino, qui Londini in bibliotheca Muſei Britannici aſſervatur, deſcriptum a *Carolo Godofredo Woide*, S. Th. D. Londini, ex prelo Ioannis Nichols, typis Iacksonianis. 1786. fol. S. XXXII. Bogen A—Vuu. S. 89.

Da das Werk nur in ſo ferne in die A. d. B. gehört, als der Verf. entweder ein gebohrner Deutſcher, oder an der polniſchen Gränze gegen Deutſchland gebohren iſt: ſo können wir es nicht ganz übergehen; dürfen es aber nicht ſo ausführlich anzeigen, als wir ein einheimiſches Product dieſer Art ankündigen würden. Engliſche Kunſt und Pracht iſt in dieſem Werke mit deutſchem Fleiße und mit deutſchen litterariſchen Einſichten vereiniget. Ein ſo vollſtändiger und genauer Abdruck, als hier von dem N. T. des Alexandriniſchen MS. geliefert wird, iſt bisher noch von keinem andern MS. in der Welt herausgekommen. Auf die Dedication an den Erzbiſchof von Canterbury folgt ein Prännmerantenverzeichniß, worinn wir auch deutſche Bibliotheken und Gelehrte antreffen. Die ſehr geſtochene Kupferplatte enthält Schriftproben von dem Alexandrin. MS. und verſchiedenen andern, dem des Dioſcorides zu Wien, Harlei. 5598. Lendian. 3. und einem Aſſemaniſchen Coptiſchen. Wenn es darum zu thun war, die Charakterzüge der älteſten MSS. beyſammen zu haben: ſo hätten zum Theil mehrere, zum Theil andere MSS. dazu ausgeſucht werden ſollen. Das Uebrige in dem Buche iſt alles mit beweglichen Lettern gedruckt. Zunächſt kommt die gelehrte und mit vielem Fleiße ausgearbeitete Vorrede des Hrn. Woide. Im erſten Abſchnitte beſchreibt er die Veranlaſſung dieſer Ausgabe. Verſchiedene Gelehrte, und unter dieſen auch Hofr. Michaelis, hatten gewünſcht, man möchte durch einen möglichſt genauen und ſich an das Original haltenden Abdruck der vorzüglichſten griechiſchen MSS. des N. T. die Exiſtenz derſelben auf die Ewigkeit verlängern, und allem Schaden, den die

mit Zeit den MSS. gewiß, und allerhand Zufälle vermuthlich zufügen werden, vorbeugen. Natürlich war es, daß wenn man einen solchen Gedanken ausführen wollte, man mit dem Alexandr. den Anfang machte. Neuere Nachrichten ergeben, daß man mit dem Cambridger das Theodor. Beza fortgefahren. Abschn. 2. Geschichte des MS. wobey die bisherigen Collatores angeführet werden. Unter diesen vermissen wir Griesbach. Abschn. 3. Beschreibung des MS. sehr umständlich und detaillirt, und kann als ein Muster angesehen werden, auf wie viele Stücke man bey Beschreibung eines Codic. zu sehen habe. Abschn. 4. Alter des MS. Der Verf. giebt sich viele Mühe, die bekannte Nachricht des Constantinopolitanischen Patriarchen, Cyrillus Lucaris, die sich nur auf eine Tradition gründet, daß der Codex von einem gewissen Theile sey nach dem Nicänischen Concil in Aegypten geschrieben, zu bestätigen. Er ruft aus: Quid hac narratione Cyrilli pulchrius esse planius et simplicius? Nulla callidiatis suspicio, nihil fictum, nihil sollicitum, omnia potius a re ipsa quam a Cyrillo profecta esse videntur. Da aber der Patriarch selbst sagt, procul ex traditione habemus: wie ist es denn möglich, diese Sage für glaubwürdiger zu halten, als jede andere Sage, von der noch niemand behauptet hat, daß sie historische Gewißheit habe? Vor dem 4ten Jahrhundert kann der Alexandrin. Codex nicht geschrieben seyn; darüber kommen die Gelehrten mit einander überein. Die Frage ist, ob er vor Ausgang des 4ten Jahrhunderts habe geschrieben seyn können. Wetstein und andere leugnen sie, weil er verschiedene Stücke enthalte, die ihrer Meynung nach spätern Ursprunges sind. Woide bejahet sie, und hat bey der Beantwortung der Gegengründe viele Geschicklichkeit gezeigt. Doch glauben wir, daß unter den Zeugnissen, woraus das hohe Alter des der Maria gegebenen Ehrentitels Θεοτοκος bewiesen werden soll, ächte und unächte nicht sorgfältig genug von einander unterschieden sind. Durch die Vergleichung der Schriftzüge des Alexandr. MS. mit andern wegen ihres hohen Alters berühmten MSS. dem Dioscorides zu Wien, den Kottonianischen Fragmenten zu London u. ff. will der Verf. das Alter des in dem ersten MS. üblichen Alphabets beweisen, das ihm schwerer und minder zierlich zu seyn scheint. Unserm Bedünken nach verfährt der Verf. in Aufsuchung der Nuancen, worin sich die Schriftzüge der MSS. unterscheiden, zu mikrologisch und zu weitläuftig. Damit der Leser selbst urtheilen könne, so wollen wir die erste,

die beste Probe seiner Bemerkung über den Buchstaben Betha mittheilen. Betha in cod. nostro quatuor plerumque ductibus constat. Perpendicularis linea separatim erecta est, duae deinde lineae curvae angulares duobus ductibus efformatae sunt, et tandem linea horizontalis additur inferius. — In Dioscoridiano cod. — lineae perpendiculari adduntur duae lineolae curvae rotundiores, amissa lineola horizontali, quod et brevius est et elegantius. — Betha igitur codicis Alexandrini Dioscoridiano est vetustius. Sollte es aber auch so ausgemacht seyn, daß, wenn der Buchstabe aus mehreren einzelnen Zügen bestehe, er älter sey? Hat man nicht in neuern Zeiten sehr zusammengesetzte Figuren der Buchstaben gemacht? Schade ist es auch, daß in dem in Kupfer gestochenen Fragmente des Dioscorides kein Betha vorkömmt. Einer der vornehmsten Gründe, warum der Codex aus dem 4ten Jahrh. seyn soll, ist dieser, weil Clemens beyde Briefe den Kanonischen Büchern angehängt sind: diese aber, nach dem Schlusse des Concil von Laodicea im J. 367 nicht mehr in den Canon aufzunehmen waren, und also ein Codex, der sie in die Reihe der kanonischen Bücher setzt, vor diesem Concil geschrieben ist. Allein, zu geschweigen, daß man nach gehaltenem Concil den Aussprüchen desselben entgegen handeln und schreiben konnte, so ist die Aechtheit des Laodicenischen Verzeichnisses der für kanonisch erklärten Bücher noch sehr streitig, (s. C. F. Schmidii histor. antiq. et vindicat. canonis Lipsi. 1775. pag. 175.) Spittler nicht zu gedenken. Das Resultat seiner Bemerkungen über das Alter des MS. läuft darauf hinaus, daß es zwischen der Mitte und dem Ende des 4ten Jahrhunderts geschrieben ist. Abschn. 5. von der Vorwitzigkeit des MS. in Absicht auf den Text des N. T. gegen Wetstein, der den Codex für nachlässig geschrieben ausgegeben, und diesen Vorwurf mit wenigen Exempeln, die aus dem A. T. genommen sind, und wobey Fehler von Wetstein selbst begangen werden, bestätiget hat. Abschn. 6. ob der Codex latinisire. Dieser Vorwurf, der sich von Wetstein herschreibt, wird ausführlich beleuchtet. Nachdem der Verf. gezeigt hat, wie es theils unmöglich, theils unwahrscheinlich ist, daß in den ältern Zeiten die Griechen ihre Codices im Orient nach lateinischen MSS. gründeten hätten: so beruft er sich auf den Augustinus, Hieronymus, Hilarius und Beda, aus deren Schriften es klar sey, daß sie es nicht gethan hätten. Er führt darauf die von Wetstein aus dem Matthäus gesammlete

den

den Variantenreichthum, die beweisen sollen, daß der Alexandrinische Codex aus der alten lateinischen Uebersetzung corrigirt sey, und zeiget, daß manche derselben mit griechischen MSS. und Kirchenvätern übereinstimmen. Von dem Codex Laudian., der die Apostelgeschichte enthält, beweiset der Verf. sehr überzeugend, daß sein lateinischer Text aus dem darinn befindlichen griechischen genommen sey. Wetsteins Muthmaßung, daß dieser Codex von Beda gebraucht sey, wird bestätiget. Abschn. 7. Wie diese Ausgabe entstanden, und mit wie vieler Mühe, Aufwand und Eifer der Abdruck davon besorgt sey. Der Anblick des Textes selbst gewähret davon die lebhafteste Ueberzeugung. Die dazu besonders gegossenen Lettern sind denen im MS. so ähnlich, daß gewiß kein Kupferstecher, der Seite für Seite aufgenommen hätte, mit einer so auffallenden Aehnlichkeit den Leser getäuscht haben würde. Da die Buchstaben ν σ τ alle von gleicher Größe sind, so mußten Typen für mehrere Alphabete angeschafft werden. Abbreviaturen, Zeichen im Text und am Rande, Verzierungen am Ende der Bücher, u. dgl. mußten auch ihre besondere Form haben. Mit unsäglicher Mühe ist der Text Columne für Columne, Zeile für Zeile nach dem MS. abgedruckt, und noch nie hat der Setzer und Drucker den Abschreiber so genau erreicht und nachgeahmt, als es in diesem Falle geschehen ist. Die berühmte Stelle 1 Tim. III, 16, steht im Abdruck so aus: ΘC doch ist der Querstrich in dem Theta nicht so groß, als er sonst zu seyn pflegt. Im letzten Abschnitt der Vorrede gesteht der Herausgeber, daß er nur den von einer neuen Hand gezogenen Strich, die Abkürzung anzuzeigen, und einen Punkt in der Mitte des Cirkels, der zu Theta gehört, erkennen könne. Aus Zeugnissen anderer ist es ihm aber gewiß, daß Θεος die ursprüngliche Lesart des Codex sey. Nach geendigtem Texte folgt eine sehr mühsame Vergleichung des Millischen N. T. nach Küsters Ausgabe mit dem Alexandrinischen Codex; wobey zugleich angemerkt wird, ob und wer von den bisherigen Collatoren, Junius, Walton, Fell, Mill, Grabe, Wetstein, die Varianten angezeigt habe. Die von H. Woide gehaltene Nachlese ist äußerst unbeträchtlich. Sie betrifft selten etwas anders, als Abweichung in der Orthographie, z. E. für ουτως, ουτος, für και, κατα, für εις, εως, und so in unzähligen Fällen. Dem Ruhme, den Wetstein schon lange gehabt hat, ein sorgfältiger Collator gewesen zu seyn, wird

hierdurch das Siegel aufgedrückt. Aber was denn eine solche umständliche Vergleichung und die genaue Herausgabe derselben nöthig? Würde nicht Hr. Woide seine Zeit besser angewandt haben, wenn er uns entweder Excerpte aus den MSS. der Septuaginta, die er unter seiner Aufsicht hat, oder Uebersetzungen koptischer Manuscripte, oder andere Sachen von Wichtigkeit, die ein so fleißiger Litterator, als Hr. Woide ist, in London leicht auffinden kann, mitgetheilt hätte? Die Arbeiten der meisten Gelehrten hangen leider gar zu sehr von den Verhältnissen ab, worinn sie mit andern stehen.

Gw.

12. Erziehungsschriften.

Briefe an Karolinchen. Eine Erziehungsschrift von Joseph Ahorner. Augsburg, 1786. 12. In der Wolffischen Buchhandlung.

Von eben dem katholischen Verfasser, der uns mit der Geschichte Jesu für Kinder beschenkt hat. Es ist doch immer ein großer Unterschied, zu einer Sache Beruf und Talente haben, und sich solche selbst zu machen. Zu dem ersten scheint der Verf. nicht ganz geschaffen zu seyn, sondern da jetzt alles für Kinder schreibt, so hat er sein Scherflein auch beytragen wollen.

Der Verf. nennt seine Piéce selbst eine Erziehungsschrift, und sagt mit einem selbst behagenden vielleicht: daß sie nicht ganz unnütz sey. Sie enthalte Sittenregeln und Lebensregeln, wie sie Mädchen von sieben bis acht Jahren angemessen sind. Eine noch sehr kleine Sphäre, und doch eine Erziehungsschrift. Ob man darum mit diesen kleinen Geschöpfen schon galant thun könne, weil der V. sagt: er habe sie in Briefen verfaßt, da die kleinen Schönen solche lieber, als andere Schriften lasen — mag er bey den Pädagogen verantworten. Die Methode schien ihm die angemessenste, weil sie bald tändelnd, bald ernsthaft, und hie und da bloß freundschaftlich sey. Warum denn nur hie und da, und nicht immer freundschaftlich? Wir dächten, das Kind müßte sei-

sten Lehrer als seinen größten Freund ansehen. Das kleine Frauenzimmer scheine auch schon eine Liebhaberin von reizenden Abwechslungen zu seyn. Setzt der Verf. das Tändelnde etwa darin, mit seinem achtjährigen Mädchen zu komplimentiren? so ist er zum Pädagogen verdorben, und macht sein Mädchen vor der Zeit selbst eitel, ohne daß ers merkt. Du lieber Gott! wenn wollen doch die Kinderschreiber aufhören, für Kinder kindisch und geziert zu schreiben! Das ist ja gar die Kunst nicht, mit Kindern auf die rechte Art umzugehen. Freylich ist das nicht so leicht, als mancher denkt. Eben darum sollte er davon bleiben. Der Verf. beherzige das doch bey dem zweyten Bändchen, welches er seinem Karolinchen noch zugedacht hat.

Nun die Briefe selbst, und daraus nur ein paar Proben, zur Rechtfertigung unsres Urtheils. Gleich im ersten Briefe: Kaum sechs Tage aus Ihrem Hause, und schon das erste Briefchen an Sie, mein Karolinchen!" Sollte man nicht denken, der Verf. schreibe an ein vornehmes Frauenzimmer, weil er sein achtjähriges Mädchen durchgehends Sie nennt. Wo bleibt da das Vertrauliche und Freundschaftliche, wodurch des Kindes Herz am ersten angezogen wird? „Aber warum sind Sie so ein allerliebstes Kind?" Diese Sünde mag dem V. der liebe Gott vergeben. Der Wunsch: „ich mögte Ihnen viel hübsche und nützliche Sachen schreiben, damit Sie ein artiges Kind würden," ist unverzeihlich, und das Mädchen muß schon artig seyn, das so einen Wunsch hegt. — Das fatale Loben ist ein wahres Verderben der Kinder.

Im zweiten Briefe klagt K. ihre schönste Puppe sey zerrissen. Der V. sagt: er müsse sich schon im zweeten Briefe mit seiner K. zanken. Ein Mädchen, das mit der Puppe spielt, und immer Sie? Wie lächerlich! „Sie loses Ding! das schreiben sie aus Scherz." So muß kein Pädagoge mit seinem Kinde scherzen. Die Wendung aber, die er mit dem Beyspiel eines andern Kindes von gleichem Alter macht, das sich durch eine geschenkte Puppe beleidigt fand, ist gut.

Der fünfte Brief ist unausstehlich. „Noch keine Antwort. Das ist doch nicht hübsch. Für diesmal will ich ihnen ihr Stillschweigen — ihre Nachläßigkeit hätte ich sagen sollen — vergeben; aber sonst nimmermehr." Bey moralischen Dingen muß man mit keinem Kinde spassen. „Oder

ist mein Liebchen vielleicht krank?“ Elende Ziererey! „Ich wollte sie wieder gesund beten, sollten sie auch schon in Jügen liegen.“ Schöne Moral über das Gebet!

Gut ist der Verweis im sechsten Briefe, daß K. in der Krankheit ungeduldig ist, und keinen andern, als die Mama bey sich leiden will; aber was soll das Kind bey dem Folgenden denken:

„Werden sie nur bald wieder gesund, kleine Freundin! — nein; werden sie ehe (eher) geduldig und frömm. Dann erst sollen und müssen sie wieder gesund werden. Denn ihr Freund hält sein Wort, und betet für sie.“ Wie viele unartige und böse Kinder werden wieder gesund? Man sieht wohl, daß der V. noch in dem Felde reiner Religionsbegriffe zurück ist, die doch zur Bildung der Kinderherzen so nöthig sind, damit man ihnen nichts von ihrer Tugend verspricht, was nicht eintrifft.

Der 27ste Brief handelt von der Gespensterfurcht. Er tadelt die Wärterin und K. daß jene Gespensterhistorien erzählt, und diese solche geglaubt habe. Dabey ist es aber nicht genug zu sagen: es giebt keine; sondern man erzähle dem Kinde selbst einige, wobey ihm das Erdichtete, der Betrug, oder das Natürliche, wie es zugegangen sey, selbst in die Augen fällt. Sonst glaubt es doch Gespenster und fürchtet sich.

Wir hätten bey jedem Briefe noch verschiedenes zu erinnern. Dieses mag genug seyn, und dem Verfasser zeigen, worin er sich im zweyten Bändchen zu bessern habe. Anlage hat er; aber sie hat eine üble Richtung genommen, wenn er glaubt: die Methode, mit einem Kinde aus seiner kleinen Sphäre, und nach seinen noch kindischen Ideen zu reden, bestehe in gezierter Tändeley. Die Briefe enthalten sonst manches Gute, sehr passende eingemischte Histörchen und Beyspiele. Insonderheit empfehlen sie sich durch eine angenehme Kürze. Die Schreibart ist auch ziemlich rein.

St.

Volksbuch. Ein faßlicher Unterricht in nützlichen Erkenntnissen und Sachen mittelst einer zusammenhängenden Erzählung für Landleute, um sie verständig, gut, wohlhabend, zufriedner und für die Gesell-

Gesellschaft brauchbarer zu machen, von Heinrich Gottlieb Zerrenner. Erster Theil. 1 Alphabet 7 Bogen. Zweiter Theil. 1 Alphabet 14 Bogen. 1787. Magdeburg, bey Scheidhauer.

Bey den vielen Volksschriften, die in diesem Jahrzehend zum Vorschein gekommen sind, hat man denn endlich auch angefangen, die Frage zu ventiliren: Wie dergleichen Schriften nun auch wirklich in die Hände derer zu bringen sind, für welche sie eigentlich ausgefertiget werden? Es ist sehr natürlich, daß diese Bücher zu nichts helfen, wenn sie nicht gerade die Menschenklasse, für welche sie zunächst bestimmt sind, sie lieset, und aus dieser Quelle selbst die beabsichtigte Aufklärung schöpft. Hierüber ist nun sehr viel gesagt und geschrieben, man ist aber noch nicht weiter gekommen, als man gewesen ist. Die Schriftstellerey ist Finanzoperation geblieben, und die Bücher für Bürger und Bauern liegen immer noch auf den Pulten der Gelehrten, oder laufen allenfalls in einer Lesegesellschaft umher, von welcher Bürger schon und Bauern niemals Mitglieder sind. Man mag sagen was man will, der Bauer kauft außer seinem Hauskalender kein Buch, und dann grade am wenigsten, wenn das für ihn bestimmte Volksbuch beynahe 2 Alphabet stark ist, und nicht weniger als 2 Rthlr. kostet. Darum ist man auch schon seit geraumer Zeit auf den Einfall gekommen, die Kalender als Instrument zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zu gebrauchen, und dieser Einfall ist besonders in den letztern Jahren sehr glücklich realisirt. Mit allen übrigen Volksbüchern will es noch nicht recht von statten. Das scheint unser Verfasser auch gefühlt und befürchtet zu haben, weswegen er sowohl in den Volksaufklärung, die kurz vor diesem Volksbuche herausgekommen, und als Vorrede zu demselben anzusehen ist, als auch im ersten Theil des Volksbuches selbst den Vorschlag zu einer Dorf- und Bauernbibliothek thut. Es sollen nämlich aus dem Vermögen der Kirche alle Jahr einige Thaler genommen werden, wozu der Prediger und die Bauern nach Verhältniß etwas zulegen sollen. Dafür schafft der Prediger ihm selbst beliebige Bücher an. Er ist selbst Aufseher darüber, und verleiht sie an die Bauern, gegen Einreichung eines Zettels, worauf der Name dessen steht, der ein Buch geliehen hat. Wie leicht doch alles aufs Papier geschrieben ist!

Ob denn in Beyendorf und Sohlen nun wirklich eine solche Bauernbibliothek ist? Ob denn Herr Z. gar keine Schwürigkeiten gefunden hat? Seine lauten Klagen über die behinderte Einführung des neuen Gesangbuchs lassen uns doch sehr fürchten, es möchte dieses dickleibige Volksbuch in Beyendorf und Sohlen noch weniger gelesen werden, und vielleicht eben so wenig seine und seines Freundes, Herrn Hahnzogs Predigten, welche Herr Z. unter die prima stamina einer Bauernbibliothek zu rechnen nicht vergißt. Und — warum sollte man es nicht laut sagen? — Rec. weiß von sehr sichrer Hand, daß die Bauern in Beyendorf und Sohlen ihren Prediger nicht einmal als Schriftsteller kennen, oder nicht wissen, daß er, wie sie selbst reden, ein Buch gemacht habe, und daß Herr Hahnzog seine patriotischen Predigten nicht einmal auf die Kanzel gebracht haben soll. Wenn das wahr ist, und analogisch zu urtheilen, dürfte es wohl wahr seyn, was soll man denn von dem gepriesenen Drang zur Aufklärung sagen? was von dem erstaunlichen Egoismus, der in der Schrift über Volksaufklärung herrscht, in welcher, um es beyläufig zu sagen, mit einer unleidlichen Geschwätzigkeit allgemein bekannte und schon besser gesagte Dinge ausgekramt werden? was von der Schreibseligkeit des Herrn Z. wenn man auch von seiner Gemeinde sagen muß: C'est tout, comme chez nous? Rec. könnte noch manche Frage thun, da ihm in der dortigen Gegend sehr viele Verhältnisse bekannt sind, wenn er nicht mit Recht Bedenken trüge, über Dinge zu reden die ihn nichts angehn. Aber daß muß er noch einmal wiederholen, daß er fest glaubt, Aufklärung, dieser Kitzel für patriotisch seynwollende Ohren, sey bey den meisten Aufklärungsprätendenten nichts mehr und nichts weniger, als ein bequemes Mittel, die schriftstellerischen Talente zu üben, bekannt zu werden, und baares Geld einzunehmen. Rec. ist gewiß ein enthusiastischer Freund aller wahren Aufklärung, aber desto unausstehlicher ist ihm auch alles Geschrey darüber, wenn nichts gethan wird. Nach diesen Vorerinnerungen zeigen wir nun das Buch selbst an.

Ueberhaupt gestehen wir es von Herzen gern, daß darinnen ungemein viel Gutes gesagt ist. Mit Recht schränkt sich der V. nicht allein auf Moral ein, sondern er theilt dem Landmann allerhand andere nützliche Erkenntnisse von natürlichen Dingen, auch pädagogische, sittliche, politische,

ökono-

ökonomische, statistische, medizinische und viel andre Kenntnisse, auch die nöthigsten Edikte im Auszuge mit, und sucht dadurch Aufklärung zu befördern. Am meisten hat es uns gefreuet, daß der Verf. fast alle auf Dörfern gangbare Arten von Vorurtheilen und Aberglauben angegriffen hat. Diese sind noch immer die vielköpfige Hydra, die ganz unsäglich viel Unheil anrichten. Die Basis aller Volksaufklärung muß nach unsrer innigsten Ueberzeugung Ausrottung dieser pestilenzialischen Seuche seyn. Allein bey dem vielen Nützlichen, das der Verf. gesagt hat, ist auch erstaunlich viel, welches wohl schwerlich für den Landmann gehören möchte, für welchen der Verf. doch zunächst schreibt. Wenn Aufklärung des Volks, nach des V. eigenen Erklärung, nichts anders ist, als die angewendeten wohlthätigen Bemühungen, dem Volk grade so viel nützliche Kenntnisse durch Unterricht und andre dienliche Mittel mitzutheilen, als es braucht, um so verständig, gut, brauchbar und glücklich zu werden, als es in seinem Stande und in seiner Lage seyn sollte oder werden könnte: so möchten wir wohl zweifeln, ob es unter die Summe dieser dem Bauern nöthigen Kenntnisse gehöre, wenn ihm vom Kompas, vom Meerslängenmesser, von der Geographie und Chronologie und dergleichen Dingen zu viel vorgesagt wird? Gewinnt er keinen Geschmack daran, so ist es unnütz; und wenn er wirklich Geschmack daran findet, so möchte Rec. der religiösen Landlieder in des 61sten Bandes 2tem Stück der A. D. B. so ganz unrecht nicht haben, dem Herr Z. in seiner Volksaufklärung seine Abfertigung giebt. Aus dem Ueberflüßigen entsteht denn natürlicher Weise ein andres Uebel. Das Buch wächst zu einer Größe an, die mehrere Inkonvenienzien nach sich zieht. Dieses Volksbuch besteht aus zwey Theilen, die beynahe 3 Alphabet stark sind, und kostet 2 Rthlr. Eine für den Bauer sehr große Summe, die er, wenn er auch noch so reich ist, für kein Buch anwendet. Folglich kommt das Buch nicht in die rechten Hände, und kann das nicht wirken, was es seiner vorgegebenen Absicht nach wirken soll. Wäre der Verfasser mit Worten sparsamer gewesen, und hätte er genauer abgewogen, was zur Aufklärung des Landmanns, für welchen er schrieb, gehört, so möchte wenigstens die Hälfte des Buchs ungedruckt geblieben seyn. Dann wäre der Preis geringer, und der gute Wille, es dem Bauer in die Hände zu spielen, hätte mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen. Sonst ist und bleibt

die Volksaufklärung ein ewiges Projekt der Studierstube. —

Mit dem Buche selbst können wir unsre Leser seiner Einrichtung nach fast gar nicht bekannt machen. Es läuft, wenn man so sagen darf, in einem Zuge von Anfang bis zu Ende fort, und könnte leicht 600 Kolumnenüberschriften haben. Jedoch sind hie und da Ruhepunkte, wo Fragen stehen, die der lesende Bauer überdenken, sich beantworten und so noch einmal auf das, was er gelesen hat, hingewiesen werden soll. Die Einkleidung selbst ist äußerst langweilig und ermüdend. Ein Prediger, der bald in die Wohnungen der Bauern, bald in die Schenke geht, bald aber auch die Bauern zu sich kommen läßt, unterrichtet, macht schöne neue Einrichtungen, schafft alte schädliche ab, oder erzählt auch nur seinen Bauern, daß dieses oder jenes da oder dort geschehen sey. Neben ihm treten noch mehrere Personen auf. Wenn das alles nur in der wirklichen Welt geschähe! Wenn der Bauer beym Lesen des Buchs, wenn er es noch lieset, nur nicht so klug wäre zu denken: das ist doch nicht wahr! Glaubt er das einmal, ist ihm der Prediger Gutmann noch nähe vorgekommen, ist in seinem eigenen Dorfe von allen den schönen Sachen noch nichts geschehen, so läßt er in Kurzem das Buch, wenn er es hat, bestäuben, und es bleibet alles bey dem Alten. Wer Weltkenntniß hat, weiß daß es so hergeht, und wird unser Urtheil nicht hart finden. Folglich glauben wir mit Fug und Recht, daß dieses Volksbuch, so viel gute Sachen es enthält, und so eifrig der Verf. es meinen mag, in Beyendorf und Sohlen die Aufklärung nicht sonderlich befördern werde. Wir wünschen es freylich von Herzen, aber wir sind überzeugt, daß fürs erste unsre Wünsche nicht erfüllt werden. Und es ist auch immer noch nicht ausgemacht, ob ein Dorf voll Bauern, die denjenigen Grad der Aufklärung haben, welche dieses Volksbuch durch seine mannichfaltigen Materien bezweckt, so glücklich und wohlhabend sey, als ein anderes, wo die gröbsten und schädlichsten Vorurtheile ausgerottet sind, der Bauer aber immer noch lieber hinter dem Pfluge hergeht, als daß er sich durch das Lesen neuer Volksbücher zu — wie drückt man sich doch gleich aus? — zu einem Taugenichts bilden sollte. Wenigstens sind die Akten wahrlich noch nicht, wie der V. doch meint, zum Spruche fertig, ob Aufklärung des Volks für das Volk selbst und fürs Ganze nützlich oder schädlich sey? Man sollte am allerwenigsten

in

in einer solchen Sache Machtsprüche thun. Eine andre Klarheit hat ja die Sonne, eine andre der Mond, eine andre die Sterne. Eine andre Aufklärung hat also auch der Gelehrte, eine andre der Bürger, eine andre der Bauer.

Dd.

Lesebuch für Frauenzimmer, vorzüglich für die des Mittelstandes, herausgegeben von M. Bundschuh. Ersten Bandes drittes Stück. Hildburghausen, bey Hanisch. 1786. 10 Bogen in 8.

Wir müssen gestehen, daß uns dieses Stück seinem Inhalte nach besser gefallen hat, als die vorhergehende. Er ist folgender: 1) Hrn. Hofpr. Pfrangers zu Meiningen Cantate auf Marie Theresie Paradis. Sie empfiehlt sich, wie einige andere poetische Arbeiten dieses weniger bekannten Dichters, durch starke gut ausgedrukte Empfindungen, verliert aber doch, wenn sie nach der Pfeffelischen gelesen wird. Noch mehr würde sie uns gefallen haben, wenn der Dichter nicht die Fesseln des Reims abgeworfen hätte, den er doch sonst ziemlich in seiner Gewalt hat. Folgende Zeile scheint fehlerhaft zu seyn:

Der Vorhang, Gott! vor deiner Schöpfung fiel: —
Wer zieht ihn auf?

Vielleicht sollte es heißen:

Den Vorhang, der vor deine Schöpfung fiel — ꝛc.

2) Fortsetzung der Briefe Amyntors an seine Tochter Emilie — über die Speisung der Kinder, und die Behandlung der Mägde: sie sind wohl geschrieben; aber die Vorschriften über den ersten Punkt werden schwer in der Anwendung seyn, so sehr auch der Verf. sie als Beyspiele einer wirklichen Erziehung vorträgt. 3) Beylage zu dem Briefe über die Behandlung des Gesindes — das Bild einer bösen Frau — noch unleidlicher durch den gezierten Vortrag. 4) Pfeffels bekannte und schöne Epistel an Phöbe an ihrem 14ten Geburtstag. 5) Ueber das Lesebedürfniß der Frauenzimmer. Sehr richtige Gedanken, zumal über die Folgen des Romanlesens,

mit einem Unterricht, was und wie ein Frauenzimmer lesen müsse. Aber das Beyspiel, das der Verf. giebt, ist ja nur ein Beyspiel, wie ein Mann seine Gattin durch Unterricht und Vorlesen gescheiter machen könne, und paßt nicht auf das Selbstlesen. 6) Beytrag zu den Nachrichten für Mutter, und solche, die es werden wollen. — Warnung vor der Thorheit, seine Kinder, zumal Mädchens, in der Kindheit zu sehr für den Blattern zu hüten, weil die Gefahr und Verderblichkeit derselben mit den Jahren zunehmen. Schluß der Briefe Amyntors an seine Tochter Emilie — sie empfehlen die harte Erziehung der Kinder, und eifern wider das Einwindeln, Wiegen, Tragen und Führen der Kinder am Gängelband. 8) Wichmanns Warnungen über die Ansteckung der Schwindsucht, sonderlich im Ehestand. Der S. 125 angeführte D. Jecher soll wohl der sel. D. Jeiher seyn? Wir haben mehrere ähnliche Druckfehler bemerkt.

System der weiblichen Erziehung, besonders für den mittlern und höhern Stand; ein Versuch von Johann Dan. Hensel. Erster Theil. Halle, bey Hendel, 1787. 22 Bogen in 8.

Der V. sagt in der Vorrede, daß Frauenzimmer zwar der erste Gedanke des fühlenden Jünglings wäre, aber dennoch sehr viele unbillige Urtheile von unserm Geschlecht gegen sich müßten ergehen lassen, und daß man sonderlich die beyden Extreme an ihnen table, daß sie entweder zu viel oder zu wenig wüßten, und im ersten Fall keine gute Hauswirthinnen, im zweyten aber keine gute Gesellschafterinnen wären. Dieses komme, glaubt er, von ihrer vernachläßigten Erziehung her; denn es sey bisher noch viel zu wenig für die Bildung des andern Geschlechts gethan worden. Und in dieser Absicht habe er denn dieses Buch geschrieben, dergleichen, ganz von dieser Art, noch nicht vorhanden gewesen sey. Wenn er die öffentlichen Anstalten zur gemeinschaftlichen Erziehung junger Frauenzimmer meynt, so kann man ihm seine Klagen verzeihen: außerdem wäre es unverzeihlich, wenn er nicht wissen sollte, wie viel Gutes bereits von Lockens Zeiten an bis itzt über die Erziehung des weiblichen Geschlechts geschrieben worden ist, so daß sich wohl schwerlich mehr etwas Neues darüber

Ihrer sagen läßt, was nicht schon mehrmalen gesagt worden wäre; und aus wie vielen schönen Büchern sich unsre Töchter, wenn sie wollen, ihre weiblichen Kenntnisse durch eignes Lesen erweitern können. Doch jeder Schriftsteller hat freylich seinen eignen Gesichtspunct, den Gegenstand seiner Arbeit zu betrachten. Man muß inzwischen dem Verf. die Gerechtigkeit lassen, daß er über den seinigen wohl nachgedacht, und in unverbesserlicher Ordnung alles sagt, was sich darüber sagen läßt. Sein Buch besteht aus dreyen Abschnitten. In dem ersten beweist er, beynahe weitläuftiger, als es nöthig gewesen wäre, aber doch gründlich, die Nothwendigkeit der weiblichen Erziehung, aus dem allgemeinen Recht der Menschen, aus den Fähigkeiten dieses Geschlechts; aus den Neigungen, Eigenschaften und Charakterzügen desselben, als Hang zum sinnlichen Vergnügen, zur Schwärmerey, Eigenliebe, Zärtlichkeit, Sprödigkeit, Leichtsinn ꝛc. aus ihrem Einfluß auf Andre, auf Ehemänner, Liebhaber, Gesellschafter, Kinder und Gesinde. Hierauf begegnet er den Einwürfen, die man der weiblichen Erziehung entgegensetzt, als wenn Frauenzimmer keine Wissenschaften brauchten, die Wirthschaft vernachläßigten, zu klug würden, zu viele Kosten verursachten, und sich selbsten bildeten, so viel nöthig wäre. Im zweyten Abschnitt setzt er den Zweck der weiblichen Erziehung fest. Er ist entweder ein allgemeiner oder besonderer. Der allgemeine Zweck ist, sie zu guten und glücklichen Weltbürgerinnen zu bilden. Dieses geschieht nun fürs erste durch Kenntniß in Wissenschaften und Künsten. Der V. bestreitet hier den Grundsatz derer, die die Sittsamkeit, den unläugbaren Grund der meisten weiblichen Tugenden, zur Hauptabsicht bey der sittlichen Bildung ihrer weiblichen Zöglinge machen, und das aus Gründen, die wir nicht ganz billigen können. Die Kenntnisse nun, die er verlangt, sind entweder Kenntnisse in Wissenschaften und Künsten, die er in nothwendige, mehr entbehrliche und blos vergnügende theilt, (allein Mathematik, tiefere Philosophie, alte Sprachkenntniß u. s. w. verdienen nicht sowohl, blos vergnügende, als vielmehr höchst entbehrliche Kenntnisse eines Frauenzimmers genannt zu werden;) unter den Künsten, worunter mit Recht sowohl weibliche als schöne Künste gerechnet werden, ist der V. auch ein Vertheidiger des weiblichen Reitens; oder es sind Kenntnisse der Vergnügungen, sie mögen nun Bewegung, geistigere Unterhaltung, oder sitzende Spiele zur Absicht

sicht haben. Kartenspielen ist er durchaus abgeneigt, ohne welche jedoch ein Frauenzimmer in Gesellschaften sich und andern lästig ist: dargegen schlägt er Billard, Ball- und Kegelspiel und Eisfahren vor, von denen wir keines sonderlich empfehlen möchten. Ferner rechnet der V. zur Erreichung des allgemeinen Zwecks weiblicher Erziehung, Ausbildung des Charakters und Erhaltung der Gesundheit, durch Ordnung und Maas im Essen und Trinken, durch Gewöhnung an freye Luft und Witterung, zweckmäßige Kleidung, Bewegung, kaltes Bad und strenge Keuschheit, bey welcher Gelegenheit der V. auch die geheimen Ausschweifungen berühre, die ohne Zuthun des andern Geschlechtes zu geschehen pflegen, ihre Gemeinheit und Schädlichkeit versichert, ohne sich übrigens auf Untersuchungen einzulassen, wie ihre Verbreitung gehindert werden könne. Der besondre Zweck der weiblichen Erziehung, der Frauenstand, ist dreyfach. Das Frauenzimmer muß erzogen werden, 1) zur Gattin; diese muß, dem Körper nach, gesund, schön und von gutem äußern Anstand seyn; und dem Geiste nach, Munterkeit, Klugheit, Bescheidenheit, Festigkeit im Charakter und Gefälligkeit besitzen — weiter nichts? wir dächten, es ließen sich noch manche höchstnöthige Eigenschaften einer künftigen Gattin angeben — Verschämtheit, Gewöhnung zur Einschränkung ihrer Wünsche und zum Gehorsam gegen die Eltern, denn eine Tochter die gewohnt war, stets ihren Willen zu haben, und über ihre Eltern zu herrschen, wird nie eine gute Gattin werden. 2) Zur Hauswirthin. Hieher gehört Kenntniß aller weiblichen Arbeiten, Thätigkeit, Ordnung in Geschäften, Versorgung des Hauses, Ansehn im Hause, Sparsamkeit und Reinlichkeit. Endlich 3) zur Mutter, deren körperliche Eigenschaften, als Kenntnisse, Character und nöthige Arten der Vorsicht wohl auseinander gesetzt werden. Im dritten Abschnitt endlich schildert der V. den Nutzen der weiblichen Erziehung: sie wirkt mehrere Vollkommenheit des weiblichen Geschlechts, besseren Genuß des Lebens, guten Einfluß auf Männer, glückliche und mehrere Ehen, Erhaltung des Vermögens, gesunde und dauerhafte Kinder, Volksvermehrung im Staate, sittlich gute Kinder, eine bessere Nation im mittlern und höhern Stande, Verbesserung der niedrigern Stände, mehrere Freundschaft zwischen den mittlern und höhern Ständen, und weniger Verachtung alter unverheyratheter Frauenzimmer. Alles dieses wird nun sehr wohl ausgeführt: und

nun

nun verspricht der Verf. noch einen zweyten Theil, der das eigentlich Pädagogische enthalten soll. Der Styl ist größtentheils rein, und der Sache angemessen; nur zuweilen wird er etwas ungleich, und fällt ins Unedle, wohin wir z. E. S. 201 den Ausdruck verdanzt rechnen.

Reisen der Salzmannischen Zöglinge. Dritter Band 16 Bogen, Vierter Band 16½ Bogen. Leipzig, 1787. Bey Crusius, in 8.

Man merkt es bey der Fortsetzung dieser Reisen, daß Hr. S., so wie er selbst seine Kenntnisse erweitert, wie es gewöhnlich der Fall ist, auch Gelegenheit sucht, seine neue Kenntnisse wieder anzubringen. Das sieht man im dritten Theil aus seinen Ausschweifungen in die Systeme der Naturgeschichte, aus den technologischen Beschreibungen mancher Fabrikanstalten, und aus der 9 Seiten langen artistischen Beschreibung eines Gemähldes in der Stephanskirche zu Langensalze, ganz in der erlernten Kunstsprache eines Kenners. Es enthält aber der dritte Band die Fortsetzung der in dem vorigen Band abgebrochenen Reise nach Langensalze, Mühlhausen und Eisenach, und zurück nach Schnepfenthal, von Langensalze. Die Anekdote bey Gelegenheit der weißen Hauptfarbe der daligen Soldatenmontur, daß ein berühmter General, als er in der Zeitung las, daß die Oestreicher regimenterweis aufmarschirt wären, ausgerufen habe: „daß weiß ja jeder Fähndrich, daß die Oestreicher weiß haben!“ würde man bey dieser Gelegenheit nicht vermißt haben. Weil der Ort seit dem 30jährigen Krieg auf 300 Häuser weniger hat, so sagt der Verf. von diesem Krieg, daß er eine Folge der Reformation gewesen, und nach Luthers Tode ausgebrochen sey. — Das erste ist nun ein sehr schiefes Urtheil, das sich ein bedachtsamer Schriftsteller gar nicht erlauben sollte, da es doch wohl klar genug ist, daß die Intoleranz der österreichischen Regenten, die freylich ohne vorhergegangenen Reformation sich zu äußern nicht Gelegenheit gehabt haben würde, diesen Krieg veranlaßt hat. Und kann wohl ein Franzose eine Zeitangabe unbestimmter ausdrücken, als es der V. thut, wenn er sagt, der 30jährige Krieg sey nach Luthers Tod ausgebrochen? Wir dächten doch, von 1556 bis 1618 sey ein ganz hübsch Zwischenraum;

raum; wo nicht vielleicht gar der V. den schmalkaldischen oder sogenannten deutschen Krieg mit dem 30jährigen verwechselt hat. Weil Langensalze ehemals der Familie von Salza gehört hat; Hermann von Salza aber der berühmte Deutschmeister war, der Conraden H. v. Masovien wider die Preußen zu Hülfe zog: so folgt deswegen eine eigene Rubrik von Ritterorden, wobey der V. überhaupt bis zum Ursprung der Ritterschaft aufhalt. Die Nachricht von der Salzsiederey und von dem dasigen Tuffsteinbruch, ist für junge Leser sehr lehrreich, die letztere mit viel naturhistorischer Gelehrsamkeit versetzt. Weil einer seiner Zöglinge, um in eine Oelmühle zu kommen, den nähern Weg dahin über einen Baum unter dem Wasser hervorragenden Schleusenbalken lauft, giebt ihm dieses Anlaß, die Schweizerische Erziehung zu rühmen, wo man über erhöhte, lange, schmale Balken mit Sicherheit gehen lernt. Diese Uebung ist sehr gut, wir würden aber dennoch einem uns anvertrauten Kinde nicht gern erlauben, eine kürzere Art, auf einem Spaziergang über einen Fluß zu kommen, mit einer auch bloß möglichen Gefahr zu erkaufen. Die Beschreibung der Oelmühle und der dabey angebrachten Silbermaschine zur Verfertigung der Preßspäne ist sehr genau, wir fürchten aber doch, daß sie durch den häufigen Gebrauch mechanischer und technologischer Kunstwörter jungen Lesern zum Theil dunkel bleiben möge. Gerechte Klage über den Zwang, daß die Langensalzer schlechteres Salz aus Artern nehmen müssen, da sie besseres näher und wohlfeiler haben könnten. D. Mich in Langensalze war der Erfinder des Graupierns der Salzsole. Ein Besuch bey Hrn. Wiegleb diente ihm, seine naturhistorischen Kenntnisse zu erweitern. Was er aber als etwas Neues lernte, hätte er deswegen nicht auch seinen Lesern als neu wieder sagen sollen, daß z. B. Granit kein vulkanisches Produkt sey, wie er sich bisher eingebildet hatte. Denn das ist noch keinem Naturkenner, wie zu vermuthen, in den Sinn gekommen. Von dem ehmals herzoglichen, itzt D. Stöllerschen Garten in Langensalze sagt er: eine gewisse Herzogin zu Weißenfels habe ihn angelegt. Wir sind gar kein Freund von solchen unbestimmten Nachrichten, am wenigsten wenn sie zur Notiz junger Leute bestimmt sind. Der V. konnte eben so leicht nach geringer Erkundigung schreiben: daß die Wittbe des letzten Herzogs von Sachsen, Weißenfelsischer Linie, Friderike geb. Prinzessin von Gotha, nach dem Tode ihres Gemahls, Joh. Adolphs, Langensalze zum Wittbensitz erhielt, und daselbst mit vielen

Kosten

Kosten dieses Garten anlegte, dem 1725. beym Verkauf ihrer Verlassenschaft, Hr. D. Stöller um ein Geringes an sich brachte. Von der daselbst blühenden Gräserschen Seidenmanufaktur zu halbseidenen Zeugen, giebt der Verf. eine sehr genaue und für Kunstverständige befriedigende Nachricht; wir fürchten aber ebenfalls, daß sie bey allem Bestreben, die technologische Sprache zu erklären, für viele junge Leser, die dergleichen Arbeiten nicht selbst zu sehen Gelegenheit haben, dunkel seyn möge. Die Beschreibung der dasigen Färbereyen ist sehr gut. Mühlhausen. Hier rückt der Verf. einen ihm mitgetheilten Aufsatz über die ältere Geschichte dieses Ortes ein, der hier wirklich, nach der eigentlichen Absicht seines Buchs, gar nicht an der rechten Stelle steht, und um desto mehr abstich, da eine solche historische Genauigkeit sonst des Verf. Sache eben nicht ist. Bey diesem Orte giebt der Verf. eine ganz deutliche Nachricht von dem zu der dasigen Aasch- oder Sergemanufakturen gehörigen Druckereyen. Allein die Hagenbruch-Lutterothsche, die er nennt und besehen hat, ist nicht die einzige an diesem Orte. Von da gieng die Reise, nebst Ablegung einiger Nebenbesuche auf dem Wege, nach Eisenach, und weil man nur einen Tag da bleiben wollte, sogleich auf die Wartburg, deren Alterthümer und Aussichten gut geschrieben werden. In der Stadt selbst, wo doch verschiedene Arten des Kunstfleißes blühen, hat der Verf. nichts, als das Schloß besehen, und giebt, statt andrer Sehenswürdigkeiten zu erwähnen, worzu ihm der Ort Stoff gegeben haben würde, nur noch eine Nachricht von dem — Kopfputz der Mad. Thon, den er ausserordentlich lobt, weil er in dem freyen parallelen Hang der Haare, des Puder, Pomade, Kamm, Nadel und Eisen entbehrlich macht, mit dem Schnepfenthaler Haargeschmack übereinkam. Wenn er zur Rechtfertigung desselben sagt, daß die Natur die Haare vom Scheitelpunkt aus überall gleichförmig hinlaufen lasse: so kann man ihm eben so gut entgegensetzen, daß die Natur aber auch die menschliche Stirne, nicht wie eine Thierstirne, mit Haaren bepflanzt habe, daß sie den Haarwuchs des Scheitels nicht bis auf die Stirne fortsetze, und folglich auch nicht verlange, die Schönheiten der weiblichen Stirne durch eine nachlässige Herableitung der Haare des Scheitels zu verhüllen. Bey dieser Gelegenheit bietet der Verf. auch Reisebeschreibungen für Mädchen an, wenn man sich deswegen bey seinem Verleger melden würde. — Wir zweifeln fast, ob es sehr häufig geschehen werde.

werde. Nachmittags um 4 Uhr hat er, mit Fackeln versehen, an einem Octobertag die Rückreise nach Schneyfenthal zu Fuße angetreten und vollendet. Der Verf. beschließt diesen Band mit einem, wie er sich ausdrückt, moralischen Denkstein auf seinen Wirth und Begleiter in Langensalza, und Großvater eines seiner Zöglinge, dem Prediger Hrn. M. Krannichfeld, von dem er sehr viel Gutes sagt, und mit einigen Handlungen aus seinem Leben belegt. So gern wir das alles unterschreiben, so zweifeln wir doch sehr, ob dem Manne, dem er damit seine Danksagung beweist, viel mit diesem Lobe gedient sey. Der ehrliche Mann, der nach Pflicht und Gewissen handelt, setzt auf die besten Handlungen seines Privatlebens keinen Werth, macht damit kein Aufsehens, sondern glaubt, daß er so, und nicht anders, habe handeln müssen, und sieht es daher auch nicht gern, wenn andere sich zu Herolden seiner Handlungen aufwerfen. Seinen Zöglingen konnte der Verf. wohl diese Beyspiele der Rechtschaffenheit aus dem Leben eines Mannes, den sie liebten, zur Nachahmung bekannt machen; aber öffentlich würden wir es nicht gethan, und dem wackern Manne eine Erröthung erspart haben.

Der vierte Band, der einen andern Verf. aus der Reisegesellschaft des Hrn. S. zu haben scheint, beschreibt eine Reise über Fulda, Hanau und Frankfurt nach Mayntz. Sie geschah zur Ostermesse 1786, und nicht zu Fuße, sondern die Reisegesellschaft von 13 Personen fuhr zusammen auf einem offenen Postwagen. Bey dem Anblick abgeärndteter Weiden urtheilt der Verf., so was könne sich noch vergehen; allein daß man die Hecken zu Mauern, und die Bäume zu Pyramiden verschnitze, das sey unverzeihlich. — Soll denn aber alles, bis auf einen Gartenzaun, der natürlichen Wildheit eines Parks ähnlich seyn? So sündte also der liederliche Wirth, der jeden Strauch seines Zauns, zu seinem und seines Nachbars Nachtheil, und zur Beleidigung des Auges, zu einem Baum empor wachsen läßt, durch diese Natürlichkeit seine Rechtfertigung. Die Reisenden bemerken zugespitzte Baumpfähle am Rand einer Chaußee; das erweckt Aufmerksamkeit über ihre Absicht, und bey dieser Gelegenheit erzählt der Verf. die Geschichte vom Newtons Apfel, welche Ausschweifung hier gewiß nicht am rechten Orte steht, weil der Verf. doch die Ableitung der Schlußfolgen, wozu derselbe dem Philosophen Anlaß gab, seinen Kindern nicht deutlich machen kann. Von Fulda. Beyspiele

spiele des religiösen Aberglaubens und lächerlicher Gemälde in der dasigen Domkirche. Beschreibung einer Charfreytagsprozession, mit gerechter Billigkeit in deren Beurtheilung. Nach einigen Nachrichten zum Lobe des Hrn. C. Präs. von Bibra setzt der Verf. hinzu: er sage dieses zur Berichtigung der unbilligen Urtheile, die gemeiniglich über den Mönchsstand gefällt würden, und hoffe, daß ihm dieses der Hr. v. B. verzeyhen würde. Wir errathen nicht, was er hiermit sagen wolle; billig hätte aber auch den Kleinen etwas von den vielen trefflichen Anstalten des Fürstbischofs gesagt werden sollen. Schöne Beschreibung der Reise am heitern Morgen des ersten Ostertags nach Hanau. Hier beschreibt der Verf. hauptsächlich einige in dem dasigen Zeughause befindlichen Waffen der alten Deutschen, und begleitet jede mit eingedruckten Zeichnungen, als den Helm, Schild, Schwerd, Lanze, Morgenstern, Streitkopf, und einen amerikanischen Kahn. Uebrigens sind die im Hanauer Zeughaus aufbehaltenen Waffen wohl nicht, wie es S. 126 heißt, die in Amerika gebrauchten Waffen des verstorbenen Landgrafen. Es folgt eine schöne Beschreibung des Wilhelmsbads und des Carroußels, und bey Gelegenheit des Brunnenmessers eine hinreichende Nachricht von der fixen Luft. Da man Frankfurt lieber zur Messe, als am 2ten Osterfeyertage, sehen wollte, so hielt sich die Gesellschaft daselbst nicht auf, sondern fuhr sogleich auf dem Marktschiff nach Maynz. Diese Wasserreise mit ihren reizenden Aussichten, und der Aufenthalt zu Mainz giebt dem Verf. zu manchen malerischen und topographischen Beschreibungen Anlaß, die überhaupt seine Arbeit vor der Salzmannischen vorauszuhaben scheint. Die Beschreibung des Marktschiffes und der verschiedenen Schifferausdrücke, ist überhaupt für junge Leser sehr lehrreich. Bey Maynz wird beschrieben: das schöne Domprobsteygebäude, die Citadelle sammt dem römischen Thurm, Eichelstein genannt, die Schiffbrücke, die Favorite, die Karthause, wobey jedoch, da das Kloster selbst aufgehoben ist, auch von der jetzigen bessern Anwendung seiner Einkünfte etwas hätte gesagt werden sollen, die Dom- und Jesuiterkirche, das Gymnasium, das Schloß und einige Kunstwerke, ein Kranich, womit man schwere Lasten aus Schiffen hebt, ein Frankenthaler Frachtschiff, eine Lustfahrt auf dem Rhein, nach dem Usinglischen Residenzschloß, Biberich, u. a. m. Auch hängt der Verf., wie billig, bey Beschreibung einer Reise in das vornehmste deutsche Weinland, auch eine Nachricht von

den Geschäften des Weinbaus, ingleichen von dem Handel der Stadt Maynz an. Der V. hat davon folgende Nachrichten eingezogen. Der Handel ist überhaupt genommen, itzt nicht mehr so stark, wie ehmals. Er wird aber noch getrieben mit Wein, welcher Handel aber durch die hohen auswärtigen Zölle sehr abnimmt, aber vielleicht durch die nunmehr verminderten Auflagen im Preußischen wieder aufleben wird; mit Getrayd und Hirse, Gartengewächsen und Kleesaamen, Rhein- und Maynfischen, Nüssen und Castanien, Salz aus Orb, Holz, sowohl eignem als dem aus Franken herbeygeflößten, Taback, und Mineralwasser aus drey inländischen mineralischen Quellen, dem Stahlwasser, dem Rheingauerwasser bey Riedesheim, und dem Schwefelwasser bey Weilbach, das man gewöhnlich zum Wein trinkt. Auch blühen einige Manufakturen und Fabriken, als die Porzellanfabrik zu Höchst, die Fayancefabrik zu Flörsheim und Spiegelfabrik zu Lohr: auch wird zu Rechtenbach viel Glas geschliffen. Außer vielen kleinen in den Text selbst eingedruckten Kupferstichen, die dem Buche zu seiner Absicht für junge Leser sehr beförderlich sind, ist demselben auch noch ein Prospect der Abendseite von Frankfurt beygelegt. Der folgende Band wird nun vermuthlich die Beschreibung der Rückreise, und besonders von Frankfurt enthalten.

Zf.

---

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Versuch zur Entwickelung fester Begriffe von Arbeit und Handel, als den Mitteln zur Beförderung des Wohlstandes; wie auch von Geld und Vermögen; Münzen; der in den Herzogthümern einzuführenden neuen Species-Münze; Banken; und der in Altona zu errichtenden Bank; veranlaßt durch einige Schriften über den am 9ten November v. J. approbirten Plan zur Veränderung der Münze in den Herzogthümern und Errichtung einer Bank

Bank in Altona; von J. Zoega, Etatsrath und Finanzdeputirten. Aus dem Dänischen. Kopenhagen und Altona, bey Prost. 1787. 144 Seiten in gr. 8.

Als das Gerücht von dem auf dem Titel erwähnten Plane zur Einführung einer neuen Münze in den Herzogthümern Schleswig und Holstein (denn diese sind hier gemeint,) erscholl; so erschienen auch in Kopenhagen bald verschiedene Schriften gegen denselben, welche mit aller der Freimüthigkeit geschrieben waren, welche man itzt bey vielen dänischen Schriften mit Vergnügen wahrnimmt. Unter ihnen zeichnete sich besonders ein Bedenken aus, welches auch größtentheils in dem Journale aller Journale Febr. 1787. S. 2 ff. übersetzt worden ist. Diese Schriften haben dem Etatsrath Zoega zu Kopenhagen die Veranlassung zu der vorliegenden Schrift gegeben, worin er den neuen Plan, an dem er selbst als Deputirter im Finanzcollegio, großen Antheil hat, zu rechtfertigen bemüht ist. Man lernt ihn aus derselben als einen sehr Einsichtsvollen und geschickten Mann in seinem Fache kennen, wenn man gleich, was die Hauptsache betrifft, nicht überzeugt wird, und auch in dem Tone, dessen er sich gegen die Schriftsteller bedienet, die gegen den Plan geschrieben haben, große Schwäche und unzeitige Erbitterung wahrnimmt. Gleich der Anfang ist, wie der Schluß, im höchsten Grade heftig und ungerecht: „Wenn „Leute sich einfallen lassen, von Sachen zu schreiben, von „denen sie nicht einmal simple historische Kenntniß, viel weniger gesunde Begriffe zur Beurtheilung der Sache haben, „wenn sie auch richtig unterrichtet wären: so erscheinen Schrif„ten, wie diejenigen — die sämmtlich aus einem Sauerteig „sind, und aus einer Quelle geschöpft zu seyn scheinen.“ In der Folge giebt er dem Verf. jenes Bedenkens sogar Schuld, daß er „Bosheit und Partheigeist in die Larve des Patrio„tismus verhüllt habe, sich nicht entsähe, aus dem approbirten „(warum nicht genehmigten?) Plane Veranlassung zum „Aufruhr herzuleiten;“ versichert, daß „man sich des Ab„scheues für (gegen) einen solchen Patrioten nicht erwehren könne, und ihn weit außerhalb des Kreises der Ge„sellschaft wünsche, deren Ruhe und Wohl er zu stö-

„ren suche;“ giebt dem Verf. Erdichtungen, Fingerzeige zu möglichem Aufruhr und gegründete Veranlassung zu demselben, Schuld; und kurz, behandelt ihn als einen Mann von dem schwärzesten Charakter, und als einen Beleidiger der Majestät. Was soll ein Unpartheyischer zu einer so ganz unbändigen Heftigkeit gegen einen Schriftsteller sagen, welcher nichts gethan, als die ruhmwürdige Preßfreyheit benutzt hatte? Auch wird Herr Zoega sich selbst seines Verfahrens itzt wohl schämen, nachdem dieser von ihm so sehr verschriene Verfasser freymüthig genug gewesen ist, sich, trotz aller entsetzlichen Beschuldigungen, öffentlich zu nennen, und mit der rühmlichsten und wirklich bewundernswürdigen Kaltblütigkeit auf diese Schrift zu antworten. Hr. Z. hat sich vermuthlich noch mehr, als das Publikum, gewundert, zu sehen, daß sein Gegner ein auch in anderer Rücksicht sehr achtungswürdiger Gelehrter, der Professor der Arzneykunst, Friedrich Ludewig Bang zu Kopenhagen sey. Da aber dessen Schrift, so lange sie nicht übersetzt wird, nicht in unsern Plan gehört: so können wir davon auch nichts weiter sagen, als was zur Ehrenrettung eines schätzbaren Gelehrten nöthig war. Wir wenden uns daher zu dem Hauptinhalte der vor uns liegenden Schrift.

Herr Zoega fängt, um seinen Lesern den neuen Dänischen Münzplan in einem günstigen Lichte zu zeigen, von den ersten Grundbegriffen des Natur- und allgemeinen Staatsrechts an, trägt darauf die Grund- und Erfahrungssätze vor, worauf die Münzeinrichtungen und Banken von der Art, worauf es hier ankömmt, sich gründen müssen, und geht endlich zur Prüfung des Plans über, welcher zu dieser Schrift die Veranlassung gab. Die ersten Grundbegriffe, welche der V. hier aus dem Natur- und allgemeinen Staatsrechte vorträgt, könnten vielleicht Manchem hier überflüssig scheinen; aber sie sind es nach der Absicht des Verf. nicht. Denn man sieht wohl, daß er bey dieser Gelegenheit verschiedene Sätze vortragen wollte, welche, besonders in dem Lande, worinn er schreibt, noch nicht so allgemein bekannt und unbestritten sind, als sie es billig seyn sollten. Sie betreffen die bürgerliche Freyheit, die Freyheit des Handels, und die Verwaltung des Staatsvermögens, welche man fast allenthalben mehr eingeschränkt und verwickelter gemacht hat, als sie es nach den einfachen Vorschriften der Natur seyn sollten. Hierauf folgen die Grundbegriffe

begriffe von Geld und Vermögen, die sehr gut und deutlich aus einander gesetzt sind. Sehr schön und gründlich sagt der Verf.: „Ungegründet und unbillig ist die Klage über den Bürger oder Unterthan, der die Ausländer mit der Münze bezahlt, wofür diese ihm das Meiste zum Equivalent geben. „Das Geld, welches er rechtmäßig erworben hat, ist sein Eigenthum; er benutzt es in dieser Ueberzeugung, so gut er „kann. Wenn er nun im Lande selbst nicht mehr für die eine, „als für die andere Sorte erhält; die Ausländer ihm aber „mehr bieten: so überläßt er sie ihnen. Zwar handelt er wider die Gesetze seines Landes, wenn diese es verbieten; aber „in allen Fällen, wo die Gesetze, welche die natürliche Freyheit einschränken, nicht durch die strengste Aufsicht gehandhabet „werden können, bedienen sich die Menschen in der ganzen „Welt dieser Freyheit, und daher sollten dergleichen Gesetze „gar nicht vorhanden seyn. Der Nutzen des Staats ist ihre „Absicht, ihre Wirkung wird sein Schade.“ Die Schädlichkeit des Papiergeldes wird gleichfalls S. 54 sehr gut gezeigt. Schön ist auch der Beweis, welcher S. 55 ff. geführt wird, daß ein Staat sich nicht darauf einlassen müsse, etwas zu producirem oder zu verarbeiten, welches nicht als Produkt oder Fabrikat im Lande zu demselben Preise verkauft werden kann, wofür der Kaufmann, der dasselbe Product oder Fabrikat aus der Fremde hereinbringt, dieses zu verkaufen im Stande ist. — Nun kömmt der Verf. auf die Grundbegriffe von Münze, wobey denn zugleich der Werth der Münze, welche bisher in den Dänischen Staaten im Umlaufe ist, bestimmt wird. Er geht darauf zu der neuen Münze über, welche in den Herzogthümern Schleswig und Hollstein eingeführt werden soll. Dieß soll eine Speciesmünze, und in ihrem innern Gehalte dem Hamburger Bancothaler gleich seyn. Sie wird also von 14löthigem Silber zu 9¼ Stück die Mark fein ausgemünzt. Sie soll die einzige gangbare Münze in den Herzogthümern seyn. Jeder muß dafür sorgen, daß er die neue Münze gegen die bisherige eingewechselt bekomme, und die Regierung sorgt nur, daß sie in hinlänglicher Menge vorhanden sey. Diese Speciesmünze soll zugleich die Courantmünze des Landes vorstellen, und zugleich zu Courant gestempelt werden. Der Speciesthaler muß daher auch in kleinere Theile getheilt werden, deren Gewicht hier bestimmt ist. Hier kommen nun die drey wichtigen Fragen vor: 1) ist es zu erwarten, daß der Speciesthaler in Hamburg beständig dem Bancothaler gleich angenom-

men werden wird? 2) Vorausgesetzt, daß er in seinem Werthe unter dem Bancothaler fallen kann, wie tief kann er fallen? 3) Kann man ihn, so lange er nicht so tief gefallen ist, als er höchstens kann, ohne Verlust einschmelzen, um ihn als Silberbarren in die Hamburger Bank einzuliefern? Auf die erste Frage antwortet der Verf., daß er, solange der Handel in seinem natürlichen Gange bleibt, nie unter den Bancothaler fallen kann. Nur bey außerordentlich wichtigen Revolutionen desselben, z. B. wenn ein großes Kriegsheer in Hollstein stände, und einen großen Theil seiner Bedürfnisse in oder über Hamburg bezahlen müßte, könnte dieses geschehen. Aber selbst in diesem Falle könnte er, welches die Antwort auf die zweyte Frage ist, nicht über 1½ pro Cent fallen. In der Antwort auf die dritte Frage berechnet der Verf., daß der Speciesthaler, so lange er nicht so tief gefallen ist, als er höchstens gegen Banco fallen kann, nicht eingeschmolzen werden könne, um als Silberbarren in die Hamburger Bank eingeliefert zu werden. — Bey den Banken schränkt der Verf. sich auf die Banken zu Hamburg, Altona und Kopenhagen ein. Bey Gelegenheit der letztern wird der elende Zustand derselben, welcher den Dänischen Staaten seit vielen Jahren so sehr großen Schaden zuzieht, eingestanden. Dabey entschuldigt der Verf. S. 101 die Zahlenlotterie, von der er zugiebt, daß sie eine verderbliche Erfindung sey, bloß damit, daß man die Einkünfte, welche daraus entstünden, nicht entbehren könnte. Ob das wahr ist, und ob das eine statthafte Entschuldigung sey, mögen unsere Leser entscheiden. Uns hat sie nichts weniger, als Genüge gethan; wir haben uns vielmehr gewundert, wie ein Mann von des Verf. Stande und Einsichten solch eine Beschönigung zum Vorscheln bringen mag. — In den Herzogthümern soll die Münzveränderung anfangen, und nach und nach auch auf die übrigen Theile des Staats ausgedehnt werden. „Die „Münze, welche die ganze Circulation der Herzogthümer aus„macht, mit den diese repräsentirenden Zetteln wird so gut, „als auf einmal, in eine andere Münze verwandelt; die Zet„tel gehen in die Kopenhagener Bank zurück, und bleiben da; „die Münze wird theils in die neue umgeschmolzen, theils „geht sie auch nach Dänemark, wenn sie daselbst mit größerm „Vortheile gebraucht werden kann. Die neue Münze, die „nicht die Masse der gegenwärtigen Circulation der Herzog„thümer verändern, sondern nur Valuta dafür abgeben soll, „kann, da sie innerhalb ihrer Grenzen die einzige gangbare „Münze

„Münze wird, nicht von einer schlechtern verdrängt werden; „und da sie das circulirende Vermögen dieser Provinzen aus„macht oder ausmachen wird: so kann sie nur durch die eigne „geringere oder größere Arbeitsamkeit und Sparsamkeit der „Unterthanen, als bisher, und nicht von irgend einem andern „Staate und seinen Unterthanen vermindert und vermehrt „werden.“ (Ob alles dieß durch die Ausführung als richtig bestätigt werden wird, mögen Sachverständige, welche alle Umstände genau kennen, beurtheilen. Wir haben große Zweifel dagegen.) Eine neue Bank, welche zu Altona errichtet werden soll, ist darzu bestimmt, der Depositionsort für den wichtigsten Theil des circulirenden Vermögens beyder Herzogthümer zu werden; auch soll sie mit der Zeit, wenn die Circulation ihre Festigkeit erreicht hat, auf dieselbe Art, wie die Hamburgische, und nach denselben Vorschriften, eine Leihebank werden. Sie wird eine Zettelbank, und die Zettel, welche die Speciesmünze vorstellen sollen, werden, wie diese, auf Species und Courant zugleich lauten, und 80, 40, 20 und 8 Thlr. Species, welche in Courant 100, 50, 25 und 10 Thlr. machen, groß seyn. (Was der Verf. S. 105 in der Note anführt, daß im Kielischen und Plönischen bisher keine Dänische Bankzettel angenommen wären, ist, wie Jedermann dort weiß, ungegründet. Der schlechte Cours derselben hat auch da viele Einwohner gedrückt.) — Den Schluß der Schrift machen Anmerkungen über einige Stellen der Schriften wider diesen Plan. Wir können uns auf eine Beurtheilung derselben nicht einlassen. Es kommt auch hier viel Gutes und Freymüthiggesagtes vor. Man sehe z. B., was S. 111 von dem elenden Zustande der Bauern in Dänemark, und S. 123 f. zur Vertheidigung von Hamburg gesagt wird. Manches aber wird man nicht befriedigend finden, wie z. B. das, was S. 124 ff. zur Vertheidigung der Unschädlichkeit zweyer verschiedenen Münzfüße in einem Staate vorkömmt, so, wie Vieles von dem, was gegen das Ende dieser Schrift gesagt ist.

Die Uebersetzung dieser Schrift ist treu, und mit Kenntniß der Sachen gemacht. Daß über Plane von solcher Wichtigkeit, wie der, wovon die vorliegende Schrift handelt, vor ihrer Ausführung von sachkundigen Männern gestritten wird, kann nicht anders, als nützlich seyn. Auch scheint die gegenwärtige Streitigkeit nicht fruchtlos gewesen zu seyn; indem, wie wir hören, die Ausführung dieses Plans noch etwas aufgeschо-

geschoben seyn soll, um vielleicht noch eine oder die andere nützliche Veränderung darin zu machen.

Tf.

Voigtländische Beyträge zur Polizeykunde. Erstes Stück. Hof, in der Vierlingischen Buchhandlung. 10 Bogen, 8.

Nach zweyen vorgesetzten Briefen des Herausgebers, Herrn Commerzienraths Meyer zu Hof und des ungenannten Verfassers, sind obige Beyträge aus der Intelligenzzeitung, welche zu Hof herauskömmt, gesammlet, und haben einen Mann von vornehmen Stande zum Urheber.

Sie enthalten 1) Uebersicht des Zustandes der Stadt und Altenstadt Hof, mit vieler Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe und Einsicht abgehandelt. 2) Neu verbesserte Feuerordnung der Stadt Hof, nebst zwey Anhängen. 3) Feuerordnung für den Landmann. 4) Feuerordnung für die Hausbesitzer und Inwohner überhaupt. In allen diesen Verordnungen findet man manche Vorschriften, welche Aufmerksamkeit und Nachahmung verdienen. 5) Landeshauptmannschaftliche Beleuchtungsanstalt in der Stadt Hof. Angenehm ist Rec. gewesen davon zu lesen, daß nicht die Mondszeichen im Calender, sondern nur allein dessen wirklicher Schein, wenn er die ganze Nacht hindurch dauert, das Erleuchten durch Laternen zu Hof unterbreche. 6) Höfer Gesindordnung nebst Anhang, in mehrer Rücksicht ein musterhaftes Gesetz. 7) Prospect du cabinet des modes; eine patriotische Klage über das Journal der Moden, die vielleicht alsdann gemildert werden könnte, wenn der Geschmack und die Geschicklichkeit deutscher Handwerker und Künstler durch gedachtes Journal mehr gebildet würde, und man auf diesem Wege den Gebrauch der ausländischen Waaren verdrängte.

F.

Haus-

14. Haushaltungswissenschaft.

Praktische Verfassung einiger Forsttabellen, worinn ein jeder Forstmann in Kürze zu ersehen hat, was zum allgemeinen Nutzen des Forstwesens nothwendig, und unumgänglich zu beobachten ist, nebst einer kurzgefaßten Tabelle von dem großen und kleinen Weidwerk u. s. w. von Maximil. Joseph Anton von Silbermann, Forst- und Hirschgerecht. Regensburg, 1785. bey Montag, 4½ Bogen in 8. 1 Kupferblatt und 8 Tabellen.

Man kann bereits aus dem Titel dieser Schrift abnehmen, in welcher Schreibart das Tractätchen abgefaßt ist, und mit wie manchem Beyerschen Provinzialwort, welches für den größten Theil Deutschlands unverständlich ist, der Leser zu kämpfen hat, was noch das schlimmste ist, so werden ihn die darin abgehandelten Materien für diese Arbeit nicht schadlos halten. Soll dieses Tractätchen blos zur Belehrung und Erleuchtung Beyerscher Forstmänner geschrieben seyn, so muß sich wirklich dort die Forstwissenschaft in der ersten Morgendämmerung zeigen. Der Verf. glaubt in der Vorrede, daß dieses zusammengedrängte Werkchen den Anfänger verwirren könne, allein da er für rutenirte Förster schreibt, so würden sich diese durch ihre erlangte Praxin besser zu helfen wissen. Wenn denn nun die Hrn. Forstbedienten in seinem lieben Vaterlande von der Art, wie er saget, daß es kaum unter hundert zwey giebt, die den Quadratinhalt eines Jucharts (ein dasiges übliches Flächenmaas von 360 Nürnb. Quadratruthen) bestimmen können, seyn, (§. 3.) so dünket uns, daß der Verfasser durch sein Tractätchen diese, wie jene Anfänger, verwirren wird. Fehlerhafter und untauglicher ist uns noch keine Anweisung zu Ausrechnung der Flächen vorgekommen, als diejenige, welche der Verf. lehret. Gleich anfänglich machet er schon den Leser durch seine unbestimmte Erklärung der Längen irrig (S. 12). Denn erstlich nimmt er den Schritt zu 2 Werkschuh an, und die Nürnberger Ruthe

zu zwölf dergleichen Schuh, es gehen also nach dieser Rechnung 6 Schritt auf die Ruthe, und bey Ausrechnung der Flächen rechnet er nur 5 Schritt auf jede Nürnberger Ruthe, dergleichen veränderliche Größen von ordinären Schritten sind höchst verwerflich, 5 ordinäre Schritte gehen auf eine Rheinländische Ruthe, diese verhält sich gegen die Nürnberger in 1391⅓:1346 und doch sind sie hier den Schritten nach gleich groß.

Wenn der Forstmann ein dreyeckigt Stück Busch berechnen will, so lehret ihn der Verf. von der Spitze des Dreyecks eine Linie gerade auf der entgegenstehenden, abzuschreiben, allein man kann unendlich viel Linien vom Gipfel des Dreyecks aus der Basis abschreiben, und keine kann die rechte seyn, und wo soll diese der Forstmann finden, da er nicht einmal die Basis des Dreyecks im Holze sehen kann? Wie ist es möglich, wenn ein Platz als Figur II. mit Holz bewachsen ist, dergleichen Figuren in selbigem ohne andere Hülfsmittel, als geradeaus zu gehen, abzuschneiden? Wer mag den Forst- und Hirschgerechten Mann gelehrt haben, den Inhalt eines Trapezii so auszurechnen, daß man die parallelen Seiten addiren, die Summa halbiren, und alsdann mit eine von den andern beiden Seiten multipliciren soll? Wenn nun aber keine von diesen Seiten einen rechten Winkel macht, so ist ja die Berechnung falsch. Um unsere Leser auch mit der Eintheilungsart des Verf. zur Bewirthschaftung der Forsten bekannt zu machen, so führen wir an, daß derselbe den ganzen Holzbestand, so wie viele andere Forstmänner, in 8 Hauptklassen theilet. Z. B. in Holz von 80 bis 100 Jahr, von 50 bis 70, u. s. w., in jeder Klasse wird ein Juchart abgemessen, daß daraufstehende Holz taxiret, und nach dieser Taxe die ganze Klasse in Anschlag gebracht, er treibet alsdann den 90sten Theil davon jährlich ab, so daß er in 90 Jahren, ohne den Nachwuchs gerechnet, wieder haubares Holz findet. Die zweyte Klasse will er in 100 Jahren abholzen, und treibet jährlich den hundertsten Theil derselben ab. Hierbey müssen wir aber bemerken, daß er zuvörderst das Nutz- und Bauholz ehe es abständig wird, heraushauen will. Mit den Schlaghölzern im Laubholz machet er es verhältnißmäßig eben so. Er spricht ein Revier von 36 bis 50 Jahren als schlagbar an, hat nun ein solches Revier 90 schlagbare Jucharte (S. 37), so kann er jährlich auf jeden 1½ Klafter 30

Jahr

Jahr lang ohne Nachwuchs hauen, auf diese Art aber wird das Holz an den letzten Schlägen 60 bis 80 Jahr alt, und kann man sich dann wohl von diesem alten Holz Stammleben versprechen? Auf dergleichem Grundsatze sind die Tabellen III. und IV. berechnet, denen man es ansiehet, daß es dem Verf. an der Fähigkeit fehlet, in gedrungener Kürze dem Leser eine geschwinde und deutliche Uebersicht zu verschaffen. In der 5ten Tabelle giebt der Verf. kurze Regeln von Abtreiben des Holzes, Conservirung desselben, von Pflanzen, Seen. Er räth 7 bis 8 Fuß hohe Eichen zu verpflanzen, aber man soll die Pfahlwurzel an selbigen ganz lassen, daß ist in der That künstlich genug. — In der 6ten Tabelle sind kurze Regeln von allerhand Forstnutzungen enthalten, in der 7ten vom großen Weidewerk, und in der 8ten vom kleinen Weidewerk, aus allen aber wird man wenig Forst- und Hirschgerechte Kenntnisse erlangen.

Js.

Kern der sämmtlichen ökonomischen Schriften des Herrn geheimen Rath Schubarts von Kleefeld. Zum Dienst des gemeinen Mannes in alphabetische Ordnung gebracht. Prag und Wien, in der von Schönfeldschen Handlung, 1787. in kl. Octav. 144 Seiten.

Wofür diese Arbeit diene, kann Recensent nicht einsehen. Hr. von Kleefeld hat ja selbst schon ein alphabetisches Register zum neusten Bande seiner Schriften gemacht, und das lehrt weit deutlicher, wo all die Sachen anzutreffen sind.

Praktische Abhandlung aus der Landbaukunst, betreffend den Bau der sogenannten Lehm- oder Wellerwände, wie man dieselben dauerhaft mit wenigen Kosten und einer wahren Holzersparung aufführen könne. Denen Herren Kameralisten, Kammerräthen, Landbaumeistern, Ingenieurs, Beamten und übrigen Oekonomen gewidmet von B.**.

Mit

Mit einer Kupfertafel. Berlin, 1787. bey Maurer, in gr. 8. 2¼ Bogen.

Was der ausführliche Titel anzeigt, steht im Werklein, bald nur zu viel. Denn unsre gemeinen Wellerwandbauer wissen auch ohne die in Kupfer aufgeführte Rüstung dergleichen Wellerwände zu bauen: wie Recensent im Hällischen und Sächsischen sehr oft gesehen hat und jeder sehen kann. Bey Gassern und in den Leipziger Sammlungen 8. Th. S. 802. sind schon die nützlichsten Bemerkungen zu finden, und wofür die Dedikation dann an so viele gerichtet? Die Kammerräthe gehören ja doch auch zu den Kameralisten!!!

Ft.

Otto Christoph Kramers Tabellen, worinnen der Kubische Inhalt eines jeden Stammes nach seiner verschiedenen Länge und Stärke richtig ausgerechnet zu finden. Göttingen, bey Dietrich, 1786. in 24. 265 Seiten und eben so viel Täflein.

Tafeln sind überhaupt ein bequemes Hülfsmittel eine Rechnung leicht und sicher zu machen, sie ersparen Zeit und Mühe, und können sowohl von Geübten als Ungeübten mit Nutzen gebraucht werden, nur müssen dieselben so geordnet seyn, daß sie die bequemste Gestalt haben, und den kleinstmöglichen Raum einnehmen, welches sich aber von diesen Tafeln nicht sagen läßt. derer Format zwar klein genug, deshalb nehmen aber doch noch nicht die Tafeln selbst den kleinsten Raum ein, und ihre Einrichtung ist auch äußerst unbequem. Besser würde das Format in länglich 8 gewesen seyn, in welchen man bereits mancherley sogenannte Rechenknechte, wozu diese Tafeln zu zählen sind, hat, und die bequem an die Schreibtafeln gebunden werden können. In der Ordnung der Länge herab hätten die Breiten und Höhen der Grundfläche des Bauholzes in natürlicher Ordnung der Zahlen, als: (2.2), (2.3), (2.4), (2.5), (3.3), (3.4) und so weiter auf einander folgen müssen, und in der Breite aber die

Länge

Länge der Bauſtücke von 1 bis 10 Fuß, von 11 bis 20, und ſo fort auf jeden 2 gegen einander überſtehenden Seiten ſtehen müſſen, ſo würde kaum die Hälfte des Papiers ſeyn verbraucht worden, indem der Verf. für jeden Fuß Länge 5 beſondere Tafeln giebt, nehmlich wenn die Grundfläche des Stammes gleichſeitig, wenn die 2 Seiten um 1, um 2, um 3, um 4 Zoll verſchieden ſind; ſelbſt die Rubrik für die Längen und Breiten iſt irrig mit □ bemerkt, welches nach den gemeinen Sprachgebrauch eine Quadratfläche bezeichnet; aber von gegebener Länge und Breite verſtanden werden ſoll. Die Eintheilung des Fußes in 12 Zoll iſt hier beybehalten, und da der Länge des Stammes nach bloß Fuße in Rechnung kommen, ſo iſt der kubiſche Inhalt in ganzen Fußen und $\frac{1}{12}$ derſelben angegeben. Die Eintheilung des Fußes kann nun zwar freylich der Forſtbediente nicht abändern; aber bey ſolchen Berechnungen und Tafeln hätte der Verf. füglich die Theile des kubiſchen Fußes in $\frac{1}{100}$ angeben können, weil ſolches die benöthigte Berechnung, wenn die Summe des Kubikinhaltes mehrere Bauſtücke und die Beſtimmung ihres Werthes geſucht werden ſoll, ſehr erleichtert. Dieſe Schwierigkeit hat der Verf. ſelbſten gefühlt; indem er in ſeinem gegebenen Beyſpiele mit Fleiß ſich ſolcher Zahlen bedient, die keine Theile von Kubikfußen geben, wo alsdann ſich Summe und Werth leicht finden laſſen.

Rg.

---

15. Münzwiſſenſchaft.

Beſchreibung der bisher bekannten Böhmiſchen Münzen nach chronologiſcher Ordnung, — ausgefertigt von Adauctus Voigt, Pr. des Ordens der frommen Schulen, der Phil. D. ehemaliger Lehrer der Univerſalhiſtorie, und Cuſtos der Bibliothek an der Univerſität zu Wien ꝛc. Vierter Band, mit Kupfern. Prag, 1787 im Verlage der Gariſchen Buchhandlung. 253 S. in 4.

Der

Der Verf. erfüllt endlich den Wunsch der Münzliebhaber, daß er nach einem Zwischenraume von 10 Jahren seine von allen Kennern mit Beyfall aufgenommenen und aus unserer Bibliothek (s. XVIII. B. I. St. S. 291, und Anhang zu dem 13 bis 24 B. 2te Abth.) bekannte Beschreibung der Böhmischen Münzen, bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt, und auch diesen vierten Band mit der ihm eignen Gelehrsamkeit und Sorgfalt ausgearbeitet hat. Je länger man die Vollendung dieses für die mittlere und neuere Münzwissenschaft wichtigen Werkes erwartet hat; desto willkommener wird sie seyn, desto mehr den Dank des Liebhabers verdienen, weil sie der gelehrte Verf., der itzt zu Nickelsburg in Mähren lebt, nicht eher, als nach der Niederlegung aller seiner in Wien mit Ruhm verwalteten gelehrten Aemter, hat unternehmen können, und sie bey den schwächlichsten Gesundheitsumständen unternommen hat. Die vielfachen Geschäffte, die er nicht bloß als Professor der Universalgeschichte, sondern als erster Custos der Bibliothek an der Universität, zu besorgen hatte, die zu diesen Geschäfften noch hinzugekommene mühsame Arbeit, die in dem Kais. Königl. Münzkabinete befindlichen Münzen der mittlern und neuern Zeiten in einem genauen Verzeichnisse zu beschreiben, von welcher Arbeit der Verf. in den nummis Germaniae medii ævi eine Probe mitgetheilt hat, sind außer andern Hindernissen die vorzüglichsten Ursachen gewesen, warum Herr Voigt bey seinem Aufenthalte in Wien an die Fortsetzung dieses Werks nicht hat denken können. Desto eifriger ist er aber in dem Genusse seiner itzigen sich selbst gewählten Ruhe darauf bedacht, die Wünsche des Publikums zu befriedigen.

Die Art, wie der Verf. in der Bearbeitung dieser Beschreibung der Böhmischen Münzen zu Werke geht, ist schon von den Recensenten der vorigen Theile bemerkt worden. Dieser Theil begreift die Epoque von Ferdinand II. bis zu der Maria Theresia. Nach der vorausgeschickten Fortsetzung der in den vorhergegangenen Theilen angefangenen allgemeinen Einleitung in das Böhmische Münzwesen, die über die einzelnen abgehandelten Stücke des ganzen Werks ein großes Licht verbreitet, und hier also am rechten Orte steht, handelt der Verf. die Böhmischen Münzen nach der Folge der Regenten ab, setzt jedesmal eine kurzgefaßte und zur bessern Einsicht in die Münzen gerade dienliche Geschichte derselben voraus, richtet dabey sein Augenmerk vorzüglich darauf, was das Münzwesen sowohl,

als

als der Bergbau unter jedem Regenten gewonnen hat, und giebt darauf eine Anzeige der während ihrer Regierung ausgemünzten Böhmischen Münzen und Münzarten mit der darzu nöthigen Erklärung und Schätzung ihres inneren und äußeren Werthes sowohl, als ihres Gepräges. Würde der Verf. die Fortschritte der Kunst in diesem Zeitraume noch genauer beobachtet und bemerkbar gemacht haben, so würde das Werk freilich vollkommener geworden seyn; indessen kann man von einem Schriftsteller nicht alles fordern, und wirklich hat er auch hie und da so manche gute Bemerkung über diesen bey der Münzwissenschaft in Betrachtung kommenden Theil eingestreut, daß man ihm weder Vernachläßigung noch Gleichgültigkeit gegen denselben beymessen kann.

In der allgemeinen Einleitung liefert also der Verf. die Geschichte der dritten Epoque des Böhmischen Münzwesens von 1547 bis 1784, oder von Ferdinand I. bis auf gegenwärtige Zeiten. Er hat alles, was er von der Materie, von dem Gepräge und der Währung der innerhalb dieses Zeitraums in Böhmen, im Gange gewesenen einheimischen Münzsorten sagen konnte und mußte, sehr gut auseinandergesetzt, und von jeder besondern Münzsorte Tabellen entworfen, nach welchen der sich von Jahren zu Jahren abgeänderte innere und äußere Werth derselben mit einem Blicke übersehen werden kann. Die erstre Währung des Böhmischen Dukatens 1547 war 30 Böhmische Groschen; zur Kipper- und Wipperzeit 1620—1623 stieg er von 6 Fl. bis auf 20 Fl. und in Thüringen und Sachsen bis auf 24 Fl. hinauf; 1624 wurde der Dukaten auf 2 Fl. 30 Kzr. gesetzt, worauf er nach und nach bis zu dem heutigen Werth 4 Fl. 20 Kzr. stieg. Nebst den Böhmischen Dukaten war der Rheinische Goldgulden in Böhmen im Gange, und der Werth derselben war vom 15ten März bis zum 8ten Octob. 1622. bis auf 15 Fl. gestiegen. Die Thaler woren in Böhmen erst unter dem Namen der Dickgroschen, auch, weil diese mit dem Goldgulden gleichen Werth hatten, der Goldguldengroschen, der Silbergulden, und im Anfange des 16ten Jahrhunderts, 1519, nachdem eine große Menge derselben zu Joachimsthal geschlagen wurden, unter ihrem heutigen Namen bekannt. Wenn man die Dickgroschen verschiedner Böhmischen Könige hieher rechnen will, so muß man den Ursprung der Thalermünzen in Böhmen, und zwar schon im Anfange

des

des 14ten Jahrhunderts suchen. Der älteste Böhmische Guldengroschen ist vom Wladislaw II. und fällt nach des Verf. Angabe in das Jahr 1490. Das älteste Gewicht eines Thalers war sonst 2 Loth, so daß 8 Thaler auf 1 Mk. giengen; die Feine war 15 löthig, und der Werth derselben ein Goldgulden. Diese Uebereinstimmung der groben Silbersorten mit den Goldgulden wurden zuerst 1559 aufgehoben. Die 1551 aufgekommenen Reichsgulden wurden für 60 Kzr., die seit eben diesem Jahre geprägten Thaler für 68 Kzr., die älteren Thaler aber für 72 Kzr. angenommen. So wie die kleine Münze schlechter oder besser wurde, so stieg oder fiel auch der Werth des Thalers; so war der Werth dessen

im Jahre	1479	ein Goldgulden	
— —	1566	—	68 Kzr.
— —	1609	—	70 Kzr.
— —	1616	—	90 Kzr.
— —	1623	zur Kipper- und Wipperzeit, wo der Thaler sogar an Schrot u. Korn verringert war	
		—	9½ Fl.
— —	1624	—	90 Kzr.
— —	1753	—	2 Fl.

Ehedem wurde in Böhmen nach Schocken, Groschen und Pfennigen gerechnet. Ferdinand I. hob durch seine Münzverordnung vom Jahre 1561 die Groschen in Böhmen gänzlich auf, und führte die im deutschen Reiche eingeführte Rechnung nach Gulden und Kreuzern auch in Böhmen ein. Aber die Stände beschwerten sich so lange, bis Maximilian 1573. die Thaler auf die vorige Währung setzte, und wieder Böhmische Weißgroschen und Pfennige nach altem Schrot und Korn schlagen ließ. Rudolph II. führte die kleinen Groschen ein, die mit der Regierung des Matthias schon wieder ein Ende hatten. Von diesen kleinen Groschen waren die Gröschel unterschieden, ehemals von Silber und zweierley Gepräge, heutiges Tages aber eine kupferne Scheidemünze 3 Pfennige an Werth. Die Kreuzer kommen schon gegen Ende des 14ten Jahrhunderts in den Urkunden vor; haben also einen viel frühern Anfang, als ihnen Hirsch giebt, der ihren Ursprung in das Jahr 1490 setzt. Sie waren seit Ferdinands I. Zeiten in Böhmen im Gange, wurden aber erst 1637 daselbst ausgemünzt. Der Ausmünzung der halben Kreuzer thue die Prager Münzamtsrechnung von 1626 zuerst

Erwä-

Erwähnung. Ihr Gepräge war gewöhnlich einseitig, und hatte den Böhmischen Löwen; nur ein einziger halber Kreuzer Kaisers Carl VI. hatte das doppelte Gepräge. Seit 1760 werden alle ganze und halbe Kreuzer in den Oesterreichischen Erblanden von Kupfer ausgeprägt. Nach der Einführung dieser Kreuzer sind keine Pfennige mehr ausgemünzt, sondern statt derselben die kleinen Oesterreichischen oder sogenannten Wienerpfennige gebraucht worden.

Der innere Gehalt und die äußere Währung waren oft verschieden und veränderlich. Ein kleines Schock betrug ehedem wie itzt 70 Kzr.; aber diese 70 Kzr. machten ehedem einen Joachimsthaler, und also 1 Fl. 16 Kzr mehr aus, als itzt. Auch das Verhältniß der Metalle unter sich war verschieden. Das Gold stand gegen das Silber 1551 wie 1 zu $10\frac{6}{8}$, 1559 wie 1 zu $11\frac{1}{4}$, 1667 wie 1 zu $13\frac{3}{5}$, 1669 wie 1 zu $15\frac{1}{2}$ und 1753 wie 1 zu $14\frac{11}{12}$.

Das I. Stück der Geschichte der Böhmischen Münzen fängt mit Ferdinand dem IIten an. Weder das Münzwesen noch der Bergbau hatten unter Ferdinand II. einen glücklichen Zeitpunkt in Böhmen. Das Münzwesen war schon vor seinem Regierungsantritt unter den Directoren in Verwirrung, aber es gerieth nach der für die Protestanten unglücklichen Prager Schlacht in noch größere. Die 1621 auf 75 Kzr. ausgemünzten Thaler wurden 1623 durch ein eignes Münzpatent auf 10 Kzr. herabgesetzt, und blieben auch nachher in diesem Werthe. 1624 wurde statt der Prager oder Cöllner Mark die Wiener eingeführt; der Thaler wurde 14 4 Gr. fein $9\frac{3}{4}$ Stück aus der Mark geprägt, und galt 90 Kzr. Um den Bergbau sah es sehr mißlich aus. Der Verf. legt den unersetzlichen Schaden, den Ferdinand mit seiner Wuth gegen seine protestantischen Unterthanen auf Jahrhunderte hindurch über ganz Böhmen ausbreitete, mit der ihm eignen Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe vor Augen. Viele reiche Bergbautheilnehmer und Bergstädte wurden wegen ihrer Anhänglichkeit an Friedrich V. ihrer Güter beraubt, die hussitischen und lutherischen Bergleute entweder vertrieben, oder so gedrückt, daß sie ihr Vaterland von selbst verlassen mußten, und die Städte und Güter, zu denen die Bergwerke gehörten, an Herren theils verkauft, theils verschenkt, die wenig Neigung zum Bergbaue hatten. Der Bergbau litte den letzten Staß dadurch, daß den Bergstädten die von den vorigen Kö-

nigen ertheilte Privilegien entzogen wurden. Die einzige Stadt Budweis, die Ferdinanden getreu geblieben war, hatte das Glück, daß sie neue große Privilegien und Vorrechte erhielt. Es wurden zwar den Bergstädten nach der Zeit 1626 verschiedene Freiheiten zuerkannt, aber diese Freiheiten wurden in der Folge entweder widerrufen oder entkräftet. Unter Ferdinand II. kam 1627 zu Gräslitz im Elbogner Kreise das Schießen bey Bergwerken zuerst auf. Auch die unter Ferdinand II. geprägten Münzen liefern wenig Merkwürdiges. Der Verf. hat 1) die bekannten doppelten, sowohl goldenen als silbernen Böhmischen Krönungsmünzen, 2) eine goldene Denkmünze vom 25. Apr. 1628 auf die Grundlegung der Kirche S. Maria de Victória auf dem weißen Berge, 3) eine goldene thalerförmige Münze von den Jahren 1621, 1624, 1634, zu 5 auch 10 Dukaten schwer, 4) einen doppelten und 5) einen einfachen Dukaten, die drey letztern Stücke von einerley Gepräge, den Kaiser in Lebensgröße auf der Hauptseite, und den zweyköpfigen Adler auf der Rückseite, und zwey verschiedene Thaler von ihm angeführt, aber dabey bemerkt, daß von den Jahren 1617 bis 1637, 23 verschiedene Böhmische Thaler unter Ferdinanden geprägt worden sind. Unter den kleineren Münzen, von welchen mehrere Sorten unter Ferdinanden ausgemünzt wurden, ist das XXIV Kreuzerstück vom Jahre 1621 mit der Umschrift: *pro aris et focis*, das merkwürdigste und seltenste.

II. Stück. Der fortdauernde dreyßigjährige Krieg war auch unter Ferdinand III. dem Münzwesen nachtheilig. Die goldene und silberne Münze blieb bey dem vorigen Schrot und Korn. Es wurden alle Jahre Dukaten, Thaler, Groschen und Kreuzer geprägt, die Dukaten wie in den letztern Jahren Ferdinands II. und die Thaler 14 Loth 4 Gr. fein 93¾ Stück auf die Wiener Mark. Im Jahre 1640 waren 24973 Stück Dukaten und 43827 Fl. an Thalern und Groschen, und 1653 nur 4674 Stück Dukaten, und 4778 Fl. an Silbermünze ausgemünzt worden. Um den Bergbau hatte Ferdinand III. schon bey Lebzeiten seines Vaters Verdienste, und nach dem Tode des letztern richtete er sein ganzes Augenmerk auf denselben. Er gab 1636 der Bergstadt Joachimsthal ihre vorige Freiheiten mit neuen Freiheiten wieder, befreiete 1640 die Bergstädte von allen militärischen Einquartirungen und Durchmärschen, befahl

der

der Kammer, die Bergwerke in Aufnahme zu bringen, dazu 1641 bey den saumseligen Städten auf die Beförderung des Bergbaues, und erneuerte 1648. dem Grafen Heinrich von Schlick alle seiner Familie ehedem verliehenen Bergrechte und Privilegien.

Von denen unter ihm geprägten Böhmischen Münzen hat der Verfasser 1) der Krönungsmünzen, 2) eines großen Medaillons in Gold und Silber, den Kaiser in jugendlicher Gestalt mit bloßem Haupte, auf der Haupt- und den Böhmischen Löwen mit umhangenden güldenem Vließe auf der Kehrseite, 3) eines ovalen Schaustücks mit der Umschrift Firmamenta regnorum, 4 und 5) der Dukaten und Thaler, und endlich der mittleren und kleineren Münzsorten erwähnt. Das Brustbild des Kaisers kömmt auf den Dukaten bald mit, bald ohne Lorbeerkranz vor. Es sind Böhmische doppelte, 4, 10 und mehrfache Dukaten, und 13 Thaler von verschiedenen Jahren von ihm vorhanden. Unter Ferdinand III. war die Goldmacherey in Böhmen sehr im Gange. Der Vf. führt S. 105 eine Münze an, welche 1648 zu Prag in Gegenwart Ferdinands III. aus chymischem Golde geprägt worden seyn soll. Rudolph II, Ferdinand II, Ferdinand III. und Leopold hiengen alle der Goldmacherey an.

III. Stück. Von Ferdinand IV. hat der Verfasser außer den Böhmischen Krönungsmünzen einen einzigen auf einer Seite geprägten Böhmischen halben Kreuzer anführen können.

IV. Stück. Unter Leopolden bekam sowohl das Münzwesen, als der Bergbau, eine andere Gestalt. Der Dukaten war, wie vorhin, 23 Karat und 8 Gran fein 80 und 4 Stück auf die Kölnische Mark ausgeprägt; der Werth desselben stieg aber innerhalb der Jahre 1671—1695 wegen der schlechten Scheidemünze von 5 Fl. bis auf 4 Fl. hinauf. Dadurch wurde die zwischen dem Gold und Silber festgesetzte Proportion gänzlich verrückt. Die Prägung der ganzen und halben Thaler blieb daher einige Jahre ganz eingestellt, weil sie nach dem damals üblichen Reichsfuß nicht ohne Schaden gemünzt werden konnten. Der Werth derselben war nach der Kipperzeit auf 90 Kr. festgesetzt, und die kleine Münze war so schlecht, daß diese 90 Kr. kaum den sechsten Theil eines Speciesthalers ausmachten. Nach mancherley Abänderungen bekam end-

lich das Gold und Silber durch den von Brandenburg, Sachsen und Braunschweig 1690 zu Leipzig errichteten und 1693 vom ganzen Reiche und auch von Leopolden angenommenen Münzfuß sein gewisses festgesetztes Verhältniß. Darauf ließ Leopold wieder ganze, halbe und Viertelsthaler schlagen, führte auch ganz neue, bisher in Böhmen unbekannte Geldsorten, die Fünf- und Zweygroschenstücke, auch eine kleine Art Landmünze ein; die aber wegen ihres zu geringen Werthes zum Gebrauche so unschicklich war, daß sie wieder eingeschmolzen werden mußte, und itzt, ohnerachtet 11, 572, 916 Stücke derselben mit einemmale geprägt wurden, eine wahre Seltenheit für Kabinete geworden ist.

Leopold ließ sich die Aufnahme des Bergbaues sehr angelegen seyn, und 1665 durch eine eigne Commission eine Besichtigung aller Bergwerke in Böhmen vornehmen. Es wies sich aus, daß die gleich harte Behandlung der Bergstädte mit den Landstädten in Rücksicht der Steuern und Einquartirungen die Ursache ihres Verfalles war. Er befahl also der Böhmischen Kammer, ihm Vorschläge zu einer schleunigen Erleichterung der Bergstädte zu thun; aber seine Befehle wurden schlecht befolgt, und die Befolgung derselben von dem Kaiser wegen seiner vielen Kriege nicht durchgesetzt. Es blieb mithin bloß dabey, daß er verschiedenen Bergstädten bloß die Privilegien bestätigte, ihnen in den letztern Jahren seiner Regierung beträchtliche Contributionsreste erließ, und sie am Ende sogar von allen Abgaben und Steuern befreyete.

Es ist fast von keiner einzigen unter Leopolden geprägten Böhmischen Münzsorte, den Groschen ausgenommen, eine nach den Jahren vollständige Reihe zu haben, weil die Sorten nicht alle Jahre geprägt worden sind. Gewinnsüchtige Münzhändler haben daher mit vielem Geschicke gewisse Zahlen verändert, z. B. o in 6 oder 9, 2 in 3, 3 in 5 und 8, um den Liebhabern eine vollständige Reihe aufzubürden, und sogar das Steyerische Panterthier in den Böhmischen Löwen verwandelt. Böhmische Dukaten sind fast in allen Jahren, nur nicht in den Jahren 1688 und 89, geprägt worden. Der Thaler von 1666 ist der erste unter Leopolds Regierung in Böhmen geschlagene Thaler. Dann findet man die Thaler nur in den Jahren 1674, 1693, 1695 und 1702, von welcher Zeit an sie bis 1705 ununterbrochen fortgesetzt wurden. Die Münzen, auf welchen Leopold in der Perükе erscheinet, kommen zuerst 1692 vor.

Der

Der älteste halbe Speciesthaler Leopolds ist vom Jahre 1671. Unter den Groschen ist derjenige merkwürdig, auf welchem die Jahrzahl 1720 statt 1702 steht. Der Verf. hat verschiedene, sowohl goldene, als silberne Böhmische Münzen Leopolds, beschrieben und in Abdruck vorgelegt; die wichtigste ist N. 2. ein medaillenförmiges Goldstück ohne Jahrzahl, mit der Umschrift: Austriae Est Imperare Orbi Vniverso, die von Leopolden selbst gegebene Erklärung derer von Friedrich III. geliebten Selbstlauter; doch nimmt Herr Voigt diese Medaille nicht mit Zuverlässigkeit für ein Böhmisches Produkt an.

V. Stück. Unter der kurzen Regierung Josephs I. fiel weder in Ansehung des Münzwesens nach den Bergwerkssachen außer der Verordnung, daß die Bergstädte von der Accise von denen zum Berghaue unmittelbar erforderlichen Materialien befreyet bleiben sollten, etwas Wichtiges vor. Den Bergbeamten wurde eine Zulage an ihrer Besoldung und den Bergarbeitern an ihrem Lohne gegeben, damit sie die Accise ertragen konnten. Es sind sowohl Böhmische Dukaten, als Böhmische Thaler, Groschen und Kreuzer von allen Jahren Josephs I. vorhanden; aber halbe Thaler nur von dem Jahre 1710. Der merkwürdigste Dukaten Josephs ist der Eulendukaten vom Jahre 1710, deren mehrere unter der Regierung Karls VI. erscheinen.

VI. Stück. So glückliche Zeiten das Königreich Böhmen unter der ruhigen Regierung Karls VI. genoß, so wurden in Ansehung des Münzwesens doch wenige Veränderungen getroffen. Die Münzpatente enthalten bloße Verbothe wegen der Ausfuhr der ächten Münzen und der edlen rohen Metalle und wegen der Einfuhr auswärtiger geringhaltigen Münzen. Den Bergstädten erließ Karl VI. den rückständigen Rest an Steuern und Abgaben, und erlaubte ihnen, die in der Folge zu entrichtenden Steuern auf den Bergbau zu wenden. Schon Karl VI. hatte ein Institut zur Erziehung junger Bergverständigen im Sinne; das aber Maria Theresia erst ausführen konnte.

Die Regierung Karls VI. ist durch schöne im ächten griechischen und römischen Geschmack geprägte und von dem gelehrten Heraeus angegebene Medaillen merkwürdig; die aber, Böhmen nicht angehen. Die Böhmischen, theils Krönungs- theils andere den Kennern schon bekannte Medaillen, deren der

Verf. 18 anführt, zeichnen sich vielmehr durch kindelhaften Witz und chronographische Spielwerke aus. Verschiedene derselben Nr. 3, 4, 16. hat der Verf. aus der Fabelgeschichte Böhmens sehr gut erklärt. Auf einigen Medaillen sind die Brustbilder des Kaisers und der Kaiserin vortrefflich getroffen. Der Verf. giebt sowohl von den unter Karl VI. in Böhmen geprägten Dukaten, als ganzen, halben und Viertelthalern, wie auch andern Münzsorten, genaue Nachricht. Der erste Böhmische Dukaten Karls VI. ist vom Jahre 1712, und der letztere vom Jahre 1740. Herr Voigt hat 5, theils einfache, theils doppelte, zwischen den Jahren 1715 bis 1725 aus Eulergolde geprägte Dukaten angeführt, die Köhler größtentheils irrig für steyerische Dukaten angegeben hat, weil er den Böhmischen Löwen für das steyerische Panterthier ansah. Verschiedene Gänge dieses alten im Hussitenkriege verwüsteten und unter Leopolden wieder in Gang gebrachten Böhmischen Goldbergwerks gaben in diesen Jahren solchen Ueberschuß, daß bey geringer Belegung von Monat zu Monat ein Goldblick von 28—30 Dukaten eingeliefert werden konnte. Eine Wasserfluth ersäufte das Werk 1735 beynahe ganz. Ohnerachtet einige Bergliebhaber nach der Zeit 1759 verschiedene Gänge wieder muthéten, und die Anbrüche sich so schön zeigten, daß in 12—13 Jahren bey vielen dabey untergelaufenen Unrichtigkeiten doch 40000 Fl. gewonnen wurden, so ist das ganze Werk doch wieder in das Freye verfallen. Böhmische Thaler sind von allen Jahren Karls von 1711 bis 1740, nur nicht von den Jahren 1733 und 34 vorhanden. Der Thaler vom Jahre 1728 ist merkwürdig, weil die Randschrift Conftanter continet orbem zum erstenmale auf demselben vorkömmt. Alle diese Thaler sind 14 Loth fein auf die Wiener Mark, und 9½ Stück aus derselben geschrotet ausgemünzt worden. Halbe und Viertelthaler sind nicht in allen Jahren der erstern, aber doch mehr, als der letztern ausgeprägt worden. Die Siebzehner und Siebner kommen unter Karln selten, die Groschen dargegen von allen Jahren ununterbrochen, und in verschiedenen Jahren von dreierley Stempel vor. Auch unter Karln sind die halben Kreuzer nur auf einer Seite, jedoch mit verschiedenen Abwechselungen des Stempels geprägt; bald findet man den Böhmischen Löwen ohne, bald in einer Einfassung auf demselben.

VII. Stück. Die Böhmischen Münzen K. Karls VII. Karl von Baiern war eine kurze Erscheinung in Böhmen; aber

aber doch ist außer der Denkmünze auf seine Böhmische Krönung, mit dem Brustbilde des Kaisers auf der Haupt- und dem Namen Carolus VII. in einer von Oelzweigen gewundenen Einfassung, nebst dem doppelten zweimal gekrönten Adler zur rechten, und dem Böhmischen Löwen zur linken Seite, auf der Rückseite und der Umschrift: Caesareum accedit regis Diadema coronae d. 24 Ian. 1742, auch ein Böhmischer Thaler mit dem Brustbilde des Kaisers auf dem A. und dem Kaiserl. Adler auf dem R. von ihm vorhanden.

VIII. Stück. Ueber die unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia geprägten Medaillen und Münzen hat sich der Verfasser am weitläuftigsten, und nicht allein über die das Königreich Böhmen, sondern auch die übrigen Erbländer angehende Medaillen ausgebreitet; da diese aber schon aus dem kostbaren Werke der Erzherzogin Anna Maria: „Schau und Denkmünzen unter der Regierung der K. K. Maria Theresia“ — bekannt sind, so wird sich der Recensent nur auf einige Bemerkungen einschränken. Die meisten Münzverordnungen der Maria Theresia gehen gegen die Ausfuhr der einheimischen Münzsorten, und bestimmen den Werth des ausländischen Geldes. Aus dem den 21 Sept. 1756 von Oesterreich und Baiern angenommenen Conventionsfuß entstanden die XX, X, und V Kreuzerstücke. Maria Theresia ließ bald nach dem Tode Carls VI. 1741 als Königin in Böhmen Dukaten, ganze Thaler, Gulden, XVII, Groschen und halbe Kreuzer zu Prag ausmünzen. Aber alle diese Münzen wurden bald vergriffen, sogar von den Franzosen eingewechselt, und sind nun Seltenheiten der Kabinete. Zur Zeit der Oesterreichischen Belagerung der Stadt Prag wurden aus der französischen Kriegskasse, an Tafelservicen der französischen Generalität, an silbernen Degengefässen und Dosen 5100 Mark roh, und 4695 Mark fein zur Vermünzung auf Böhmisch-Oesterreichischen Stempel in die Prager Münze eingeliefert. 1760 wurde die Kupfermünze in Böhmen eingeführt; die erstern Kupfermünzen wurden aber so klein ausgemünzt, daß sie alle mit der äußersten Unzufriedenheit der Kaiserin Königin sehr sorgfältig wieder zusammengesucht werden mußten. Von Böhmischen Medaillen hat der Verf. angeführt 1) die Denkmünze auf die Befreiung der Stadt Prag von den Franzosen 1743. 2—8) Die königlichen Krönungsmünzen. 9) Die durch zwey grammatikali-

sche Fehler merkwürdige Denkmünze der Böhmischen Judenschaft wegen Aufhebung der schon beschlossenen Verbannung derselben 1745, mit den Inschriften: Exilio minato und Decreto aboleto. 10—12) Die auf den Sieg bey Collin geprägten Medaillen. 13) Die Denkmünze auf die Befreyung der Stadt Prag von den Preußen.

Ueber die diesem Werke beigefügten 7 Kupfertafeln wird freilich der Münzliebhaber eben so unzufrieden seyn, wie es der Verf. ist. Die Münzen sind äußerst schlecht ohne alle Rücksicht auf die originelle Zeichnung auf denselben behandelt, die Schönheit, die Kunst, die Wahrheit derselben durchaus verlohren gegangen. Sehr angenehm muß dagegen allen Münzkennern die noch angedruckte Versicherung des Verlegers seyn, daß der gelehrte und um die Litteratur seines Vaterlandes verdiente Verf. das Publikum bald mit einem fünften Theile dieses Werks beschenken werde, der eine vollständige Sammlung aller Medaillen und Münzen der Erzbisch. zu Prag, der Bischöfe und Pröbste, der Herzoge, der Reichsfürsten, der Grafen, Freyherren und Ritter, wie auch der Städte in Böhmen ꝛc. mit der dazu nöthigen Erklärung aus der Geschichte und den Urkunden vorlegen wird. Damit bekömmt das Werk diejenige Vollständigkeit, die der Kenner schon lange gewünscht hat.

Fe.

---

16. Vermischte Nachrichten.

1) Briefe über den itzigen Zustand von Gallizien. Ein Beitrag zur Statistik und Menschenkenntniß. Leipzig, (Wien, bey Wucherer) 1786. in 8vo. Zwey Theile. 580 Seiten.

2) An Kratter, den Verfasser der Schmähbriefe über Gallizien. Wien, 1786. 8. 144 Seit.

3) Kratters Bescheid an einige Herren Professoren an der Lemberger Universität, wegen den seinen Brie-

Briefen über Gallizien gemachten Beschuldigungen. Wien, 1786. 8. 64 Seiten.

4) Dreyßig Briefe über Gallizien, oder Beobachtungen eines unpartheyischen Mannes, der sich mehr als nur ein paar Monathe in diesem Königreiche umgesehen hat. Wien und Leipzig, in 8. 192 Seiten.

Der Titel eines Buchs, der Beyträge zur Statistik und Menschenkenntniß verspricht, und ein Verfasser, der in der Vorrede sagt: „ich habe die innere Verfassung des Staates, den Zustand der Gesetzgebung, die Beschaffenheit der Stände, Sitten, Gebräuche, Charaktere, Religion, die besondern Verhältnisse der Klassen unter einander, u. s. w. zu schildern gesucht, wie ich es gefunden habe, und ich begnügte mich nie eine Sache zu sehen, wie sie schien, sondern sie zu durchforschen, wie sie war,“ reizt den Käufer, der den Zauber anlockender Titel und Vorreden noch nicht kennt. Recensent gesteht, daß ihm der Titel des Buchs No. 1., die elenden Vignetten, und endlich der entscheidende Ton der Vorrede, voll Machtsprüche und Selbstgenügsamkeit mit einem Vorurtheile erfüllten, das leider beym Lesen bestärkt, und schon nach den ersten Kapiteln zur entschiedenen Wahrheit würde. Der Verfasser läßt uns seine Familienumstände wissen, er ist ein junger Mann, der kürzlich die hohe Schule verlassen hat; sein Vater war ein Dorfkrämer in Schwaben, der ihm früh starb, und ihn dürftig seinem Schicksale überließ. Alles dieses ist ihm keine Schande, es beweist aber um so mehr, daß er sich an Gegenstände gewagt hat, denen er nicht gewachsen seyn konnte, und daß er mehr verspricht, als er leisten kann. Ein junger Mensch von niedriger Geburt, der sich kümmerlich durchbringen mußte, und kaum definiren gelernt hat, was Statistik ist, reist in die Hauptstadt eines Landes, er macht Bekanntschaft mit allerhand Leuten, zum Theil in der Wirthsstube, und „schränkt endlich seinen Umgang, wie er selbst sagt, auf ein Kränzchen biederer Leute ein.“ Nun geht er nach ein paar Monathen wieder zurück, und setzt sich hin, Beyträge zur Statistik und Menschenkenntniß zu liefern, über ein Land, das er eben nur gesehn

hat; wo mag ein solcher junger Mann gelernt haben, solche Gegenstände praktisch zu behandeln? gehört nicht eine besondere Art Gelehrsamkeit, Erfahrung, Scharfsinn und Weltkenntniß dazu, um das Eigene der Länder und Nationen zu entwickeln? ist es genug die Bedeutung des Worts Statistik zu verstehen, um mit richtiger Beurtheilung statistische Nachrichten von einem Lande zu schreiben? ist denn eine kahle Angabe gesammelter Zahlenverhältnisse, Statistik? oder grober Unwille und Bauernstroz philosophisches Raisonnement? — ist es das, nun so mag auch wohl Anekdotenjagd Menschenkenntniß, und Tadelsucht Beobachtungsgeist seyn. Des V. meistens medisanten Anekdoten haben, wie aus Schlözers Staatsanzeigen IX. Band. Heft 34. S. 244. zu ersehen ist, schon ihre natürlichen Folgen erlebt, und da sich die Professoren der Universität Lemberg, die sie meistens betreffen, in einer besondern Schrift, die hier No. 2. angezeigt ist, vertheidigt haben; so ist von diesem Theile des Werks, der sich mehrentheils auf kleine Geschichten bezieht, über die ein Entfernter nicht entscheiden kann, nicht viel zu sagen, indessen läßt sich doch aus dem Gange eines Schriftstellers und seinen Wendungen manches ziemlich genau bestimmen. So ist es hier ganz leicht, die biedern Männer zusammenzulesen, die das Kränzchen des Verfassers ausgemacht haben, und deutlich zu merken, daß andere biedere Leute, die nicht zu dem Kränzchen gehören, eben nicht gar fein behandelt werden: z. B. er sagt S. 32 nach vielen Lobeserhebungen von dem Professor Schwerer, mit dem er sich Tage lang unterhalten, und keinen Augenblick lange Weile haben konnte, „ich rechne es zum besondern Verdienste seiner Bescheidenheit, daß er seine Kunst nie zum Gegenstande seiner Gespräche wählt“ — und S. 80 tadelt er einen andern Professor, der vermuthlich nicht ins Kränzchen gehörte, „daß er nichts von gelehrten Sachen, und namentlich von seinem Fache sprechen wollte,“ „es ist Bescheidenheit,“ sagt er, „über Dinge schweigen, wovon man keine Kenntnisse hat; aber wenn man über alles schweigt, was kann man da mehr seyn, als ein bescheidener Dummkopf?“ Dergleichen Widersprüche finden sich mehrere. Die Weiblein der Biederleute seines Kränzchens sind Muster stiller häuslicher Tugenden, und die andern, die das Unglück haben, von ihm erwähnt zu werden, Muster vom Gegentheile. Man weiß nicht, wer mehr zu beklagen ist, den er lobt, oder den er tadelt? — Die Ueberschriften der Kapi-

tel

ist vorsprechen soll: der Verfasser hat Reisebeschreibungen gelesen, und sich gemerkt, was ein Reisender beobachten soll, aber es fehlt überall an dem Vermögen selbst zu denken, gründlich zu durchforschen, unbefangen, männlich und mit ganzer Umfassung seines Gegenstandes das zu beurtheilen, was er für Beobachtungswerth erkennt. Die leidige Anekdotenkrämerey, die zuletzt in eine Sammlung unwahrscheinlicher Schandthaten ausartet, verderbt alles Gute, das hie und da matt hervorblickt.

Es wäre also unnöthig sich bey diesem Werke, in dem das wenige Brauchbare keines Auszugs fähig ist, länger aufzuhalten, wenn Rec. hier nicht die Gelegenheit fände, einige anderwärts anwendbare Gedanken hinzuwerfen. Das Wort Freyheit ist jetzt bey uns fast so zum Feldgeschrey angenommen, wie in England, wo der Taglöhner, der sich vor Gottes Wagen spannt, eben so laut auf das Glück seiner Freyheit pocht, als der Gefangene in Newgate, der morgen gehenkt worden soll, und in Deutschland kann man immer hundert Freiheitsnarren weisen, gegen einen vermeinten Vorkämpfer des Weltbürgersystems, der uns andere blinde Menschen zu Pupillen macht, und unsere erleuchtet gebohrne Prinzen zu Vormündern bestellt. Es ist freylich eine allerliebste Sache, die Rechte der Menschheit schön zu vertheidigen, und besonders für den armen Bauer zu reden, der uns alle ernährt — aber, wenn er nun frey seyn, und uns nicht mehr ernähren wird — denn werden wir selbst Bauern werden müssen, und uns selbst ernähren — und da wird es freylich ein Mann, der das Handwerk versteht, am besten haben. — Es ist Niemand zu verdenken, daß er für den Stand redet, aus dem er herkömmt; aber wenn man ein Statistiker und Menschenkenner seyn, eines Landes Grundverfassung durchforscht, und die Sachen nicht so, wie sie scheinen, sondern wie sie sind, gesehen haben will, so sollte man nicht auf allen Blättern, wo die Rede von den Erleichterungen, die der Kaiser dem Gallizischen Bauer (vielleicht schon zu reichlich) zugestanden hat, laut schreien: „das ist nicht genung, warum nicht ganz frey, was? — der soll ein freyer Mann seyn, der noch Roboten (Frohndienste) verrichten muß?“ Dies ist alles ganz schön, wann man nur mit bloßen Exklamationen ein goldenes Zeitalter herbeilocken, und ein Menschengeschlecht schaffen könnte, das ohne Herrschsucht

und

und Eifersucht Familienweis in seine vier Pfähle eingezäunt, von eigner Hände Arbeit lebte, ohne den Nachbar zu kränken oder zu beunruhigen. Sobald aber das nicht möglich ist, und (ohne einmal von der Körper- und Geistesüberlegenheit eines gegen den andern etwas zu gedenken) der eine fleißiger ist, oder glücklicher, und dem andern, der durch seine Fehler, oder durch Zufälle dürftig wird; aushelfen muß, so wird immer wieder Herr und Knecht erscheinen, so wie es überall in Pohlen, und andern ganz und halb kultivirten Ländern ist. Und kann man denn auch recht und billig finden, daß ein Monarch die Rechte, welche die Länderbesitzer erworben und titulo onerolo erworben haben, blos mit einem Winke ihnen wegnehmen?

Der Verfasser geräth in heiligen Eifer, wenn die Rede von der natürlichen Freiheit ist, und mit der können, nach ihm, die Frohndienste gar nicht bestehen. Seite 202 deklamirt er folgendes: „und warum noch Roboten, wenn die Leibeigenschaft aufgehoben seyn soll? Wie kann ich natürliche und bürgerliche Freiheit begreifen, wenn ich, mein Geräthe, mein Vieh, meine Kräfte, meine Vortheile noch auf gewisse Tage andern angehören? Ich bin also heute frey, um morgen wieder Sclav seyn zu können. Was für Rechte und Forderungen kann ein anderer Mensch auf mich haben, daß ich die Hälfte meines kostbaren Lebens für ihn leben soll? Wie hat er ein solches Recht auf mich erworben? Haben es meine Voreltern an ihn abgetreten? Aber wie konnten das meine Voreltern? Hat er mich gekauft? Wer konnte mich an ihn verkaufen? Geerbt? — Freiheit war mein Erbtheil, wie konnte meine Sklaverey das Erbtheil eines andern werden?“ Dies klingt nun ganz sonderisch in dem Munde eines Eiferers für die Menschheit, der nicht dran denkt, daß wir alle auf der Welt einer für den andern, und so folglich alle für das Ganze leben. Es läßt sich die alte Verfassung ohne Zerrüttung nicht aufheben, das Recht, das der Edelmann auf den Bauer, und seiner Hände Arbeit hat, ist ein verjährter Vertrag, und gewiß pries sich der Vorfahr des Bauern, den ein Grundherr aufnahm, ihm Haus und Hof auf seinen Grund bauen ließ, und als Unterthan schützte, glücklich, daß er in den damaligen rohen Zeiten ein häusliches Leben genießen konnte, und dachte wohl nie daran, daß es seinen Nachkommen einfallen würde, den Herrn, der ihm Gutes that, einen Tyrannen zu schelten.

Es

Es ist überaus löblich, zu weit ausgedehnter Herrschaft Zügel anzulegen, Mißbrauch der Gewalt des Stärkern zu hemmen, und den Schwächern zu unterstützen, daß er nicht unterdrückt wird. War zeither der Grundherr in Gallizien ein völliger Despot, der seinen Unterthanen nach Willkühr behandelte, ihm zu viel auferlegte, und die Rechte der Menschheit verletzte, so war es ohnstreitig eine von den weisesten Anstalten des Kaisers, daß er diesem Unfug Schranken setzte, und durch entscheidende Gesetze das Uebel verminderte. Nun ist aber in unsern Zeiten bey der Gesetzgebung das nackende Recht der Natur wahrlich nicht das einzige Fundament zu neuern Gesetzen, der philosophische Gesetzgeber muß das scharfe Prüfungsvermögen besitzen, genau zu wissen, wie weit die Kultur bey dem Volke gestiegen ist, dem er allgemein oder einzeln neue Gesetze giebt, was die physikalische Lage des Landes erfordert, und was für moralische Eindrücke in dem Menschen liegen, den er glücklich machen will; dazu kömmt die Erwägung der nach und nach entstandenen bürgerlichen Verfassung, die sich zum Theil auf besondere Schicksale, Sitten und Gebräuche gründet, die aus mancherley Ursachen, bey einer Nation von der andern sehr abweichen, und zum Theil aus den frühern oder spätern gesellschaftlichen Verbindungen entstanden sind. Das Augenmerk eines Gesetzgebers ist allgemeine Glückseligkeit; diese beruht auf Zufriedenheit, durch Entfernung des Mangels an physischen Bedürfnissen, und moralische Sittenverbesserung; diese letztere zu erlangen, errichtet man heut zu Tage Schulen und Erziehungsanstalten, und daß in Gallizien und andern Ländern, wo es sonst nicht war, der fähige Kopf des Bauerjungen itzt auch einen Doktorhut aufsetzen kann; das ist recht gut; und die Freiheit, daß der Edelmann aller seiner Unterthanen Kinder nicht mehr zwingen darf, nichts als seine Knechte zu werden; das ist nicht zu tadeln. Hingegen sind in andern Dingen die Verhältnisse des Adels mit den Bauern in Gallizien nicht so, wie in andern besser kultivirten Ländern, mithin wenn man den Ackerbau, die Viehzucht, Bienenpflege, Waldkultur, und den mehreren Anbau inländischer und fremder Produkte befördern will, und das Mittel wählt, den Bauer unabhängig von dem Edelmann und Robotfrey zu machen, so glaubt Recensent, der das Land kennt, daß es weit gefehlt sey, und daß alles nach Wunsche und Willen gehen, der Bauer, so wie man sich es idealisirt, denken lernen, und völlige Ruhe

und

und Ordnung im Lande bleiben müßte, wenn man nach Jahrhunderten die Früchte sehen will, die man sich schon jetzt versprecht.

Freiheit und Unterstützung dem Ackersmanne, dem Bauer zu geben, befördert den Ackerbau und die Landwirthschaft, wer ist aber in Gallizien der Bauer? — nicht der den man so nennt, und die einem solchen gebührenden Vorrechte zugesteht. — Nein, der Edelmann war zeither im eigentlichsten Verstande Bauer, und der Bauer ad tempus sein Knecht, der aber immer so viel Zeit für sich behielt, als er zur Erwerbung seiner Nahrung und Kleider, und wenn er fleißig war, seiner Nothpfennige brauchte. Ob diese Verfassung in unsern Zeiten moralisch gut ist, ob sie sich mit den Grundsätzen der Theoretiker einer allgemeinen Gleichheit verträgt, ist jetzt nicht die Frage; genung das ist gewiß, daß die plötzliche Umwerfung einer solchen Jahrhunderte bestandenen Landesverfassung, den Lande schädliche Folgen nach sich ziehen muß, — eine Zerrüttung die man nur zu früh gewahr wird. Zeither konnte der Edelmann in Pohlen so viel an, daß er ein Ansehnliches davon verkaufen, und außer Land schicken konnte. Er war es, der Getraide mancherley Gattungen, die eine wenig, die andere mehr, nach den Aussichten des Absatzes anbauen ließ. Er war es, der Vieh zum Verkauf mästete, Hanf und Flachs bauete, Leinwand zum Gebrauch und Absatze verfertigen ließ, und kurz, die ganze Landwirthschaft trieb, auch ist es wahr, daß er dies alles durch die Roboten und Frohndienste zu Stande brachte, sonst hätte er es nicht thun, und nicht so viel Gesinde halten können, als der Umfang seines Eigenthums erfordert. Der Bauer sein Frohnknecht war ihm nothwendig, und die Erhaltung dieses Knechts war notens volens Schuldigkeit des Herrn; bey Zufällen, Wetterschaden, Viehseuche u. dergl. konnte doch der Bauer nirgends als zum Edelmann seine Zuflucht nehmen, und führt man Beispiele an, daß der Herr bey solchen Vorfällen den Unterthan gedrückt hat, so waren sie doch nicht allgemein. Der eigne Nutzen des Edelmanns widerspricht dem, und Pohlen, ein fast immerwährender Schauplatz von Krieg, innerlichem Aufruhr und Revolutionen hat doch noch immer bestehen, und sich bald wieder erhohlen können; — wäre das wohl möglich gewesen, wenn der Grundherr nicht den beraubten, ausgeplünderten, und verjagten Unterthan Zuflucht gegeben, und auf neue unterstützt hätte? Der Bauer erhielt bey aller Robot

doch

doch immer noch Zeit sein Feld zu bauen, sein Hausvieh zu ziehn, und von dem Abfalle des Flachses und Hanfes, den der Grundherr durch ihn zubereiten ließ, seine Kleidung zu verfertigen. Er lebte, aß seine Kapusta, Erbsen und Speck, trank sein Glas Branntewein, legte sich auf die Ofenbank, und war zufrieden — — „aber wie lebte er — ?“ wird der Verfasser der Reise über Gallizien einwenden — „wie das Vieh!“ — Freilich mag wohl der Domherr, der Austern speißt, und Cap-Wein einschlukt, in seinem Bette liegt, und im Schwimmer fährt, menschlicher leben! —

Nun sagt ein weiser Legislator zu dem pohlnischen Bauer: „Freund, erwache aus der Schlafsucht, worein dich die Tyranney deiner Despoten gestürzt hat, du bist ein Mensch, so frey, als dein Herr selbst, von nun an hast du nichts mehr für ihn zu arbeiten, ich entledige dich hiemit deiner Fesseln, jetzt baue nur dein Land für dich, baue recht viel, leg dich auf Industrie, verkaufe, und werde reich!“ — Die Folgen davon sind, daß der Grundherr, der sonst eigentlich der Bauherr war, aus Mangel der Arbeiter alle seine Entwürfe einschränken muß, keine wirthschaftliche oder kaufmännische Spekulation mehr haben kann, sein meistes Feld unbebauet liegen lassen, und endlich zu Grunde gehen, oder mit dem wenigen Feld, das er noch bestreiten kann, selbst Bauer werden muß. Dem Bauer hingegen schmeckt die Ruhe und der Trotz, mit dem er auf seinen Herrn schauen kann. Es wird viel dazu gehören, wenn ihn der Geist der Freiheit so beseelen soll, daß er den Anbau über seine Nothdurft ausdehnt, oder auf künftige Aussichten von Gewinnst spekulirt. So muß ein Land, das Ueberfluß an Produkten hatte, und noch haben könnte, Mangel erfahren, und fremde Einfuhr zum Besten der Nachbarn gestatten. Schon jetzt ist in Gallizien, wie man aus sichern Nachrichten weiß, seit der neuen Robotseinrichtung gegen sonst, immer Theurung, und der Preis der Leinewand, eines der vorzüglichsten Landesprodukte ist seit Aufhebung der Hanf- und Flachsroboten um 50 pro Cent gestiegen, wodurch der Handel zu Grunde geht. Der Adel wird sich nach und nach ganz ausrotten, und seine Güter den Gläubigern, oder dem Landesherrn überlassen müssen, und der wird gewahr werden, was ein Güterbesitzer ohne Frohndienste ist. — Endlich wird durch die Herabsetzung und Unterdrückung des Adels zum Vortheil des Bauern noch manche andere üble Folge entstehen. —

Der

Der größte und weiseste Mann unsers Jahrhunderts, der verstorbene König Friederich, ließ bey aller Gelegenheit eine Neigung blicken, den Adel, und besonders den kleinen Adel in seinem Lande zu begünstigen, und that mehr ihm aufzuhelfen, als jemals irgend ein anderer Potentat gethan hat. Man glaubte, es wäre ein Zug von Esprit de Chevallerie, es war aber wirklich sehr tief durchdachte reine Politik. Was ist jetzt die Stütze der Monarchien, und worinnen steckt Kraft, Weisheit und Entscheidungsvermögen der Könige, als in ihren Armeen? — und wer erhält die Konsistenz dieser ungeheuern Maschinen, wer giebt ihren Federn Spannkraft, und wer zieht sie auf? — Ist das der gemeine Soldat, ist der willig und aufgelegt für seinen geringen Sold die größten menschlichen Gefahren auszustehen, und dem Tode zu trotzen? hat er Patriotismus und Ehrbegierde, oder macht ihm allein die sehr ungewisse, und durch die heutigen Kriegsgesetze eingeschränkte Hoffnung zur Beute Muth? — Gewiß, wer Menschen, unsre Kriegsverfassung, und die dermalige Beschaffenheit des Soldatenstandes kennt, der wird gestehen, daß alles vom Officier abhängt, und der ist doch meistens Edelmann. Jeder scharfdenkende Potentat, der sich Soldaten ziehen, und militairischen Geist in sein Land bringen will, unterstützt den Adel. Es ist gut, daß eine Art Schande auf dem Edelmann ruht, der, wenn er kann, nicht dienen will, denn das ist ganz sein Fach, er, wenn seine Vorrechte gehandhabt werden, hat noch Vaterlandsliebe, und sein angebohrner Titel Ritter drückt schon eine militairische Charge aus. Wenn der Bauernsohn als gemeiner Soldat dienen muß, so geht das Verhältniß mit beyden aus dem Bürgerlichen in den Soldatenstand über. Der Bauer, der von Jugend auf einen Begriff von der Wichtigkeit und Größe des Edelmanns hat, ist ihm zu gehorchen gewohnt, und wird durch sein Beispiel aufgemuntert. Der Officier, der als Edelmann Güter besitzt, oder zu hoffen hat, denkt aus Eigennutz patriotisch, und hegt Ehrbegierde, weil er bessere Erziehung und Hoffnung zu höhere Ehrenstellen hegt, die den Bauer nur selten beseelt. — Nie hat Frankreich mehr Helden gezogen, als da der Adel freier war, und ein Geist von irrender Ritterschaft auf ihm ruhte, und wehe dem Herrn, aus dem er ganz weicht, oder ausgetrieben wird! Vernachläßigung, Herabsetzung des Adels und Beschneidung seiner Vorrechte gebiehrt endlich eine unselige Trägheit, die

ihn

dem Bauer gleich, für seine Person nur von heut bis morgen sorgen; und als Soldat zu einem Lohnknechte macht, dem es gleich viel ist, wem er dient, oder für wen er streitet.

Noch ist doch kein Prediger der Freiheit aufgestanden, der dem gemeinen Soldaten die Rechte der Menschheit und den Anspruch, den er auf natürliche Freiheit hat, vordemonstriren will, der, wie der Verfasser der Gallizischen Briefe sagt: „wie kann ich natürliche und bürgerliche Freiheit begreifen, wenn ich mein Leben, meine Kräfte, meine Vortheile für Menschen und Sachen aufopfern muß, die mir nichts angehn, Leute tödten, die mich nicht beleidigt haben?“ Man sollte also, nach unserm Verf., dieses arme Volk von den Beschwerden, Schildwache zu stehen, zu exerciren oder zu schanzen dispensiren, oder wenigstens nur wenige Stunden festsetzen, wo sie solche Arbeiten nach Bequemlichkeit verrichten können, ihnen einen verhältnißmäßigen Lohn dafür auswerfen, und den Unterofficiers Gewehr und Stöcke wegnehmen.

No. 2. ist eine scharfe Recension über No. 1. für die darinnen beleidigten Professoren der Universität Lemberg, die aber auch in den Fehler des Verfassers von No. 1. verfällt, sich zu sehr bey Personalanekdoten aufhält, schlecht geschrieben ist, und übelgewählte Sarcasmen braucht. „Der Hocherlauchte Schwab“ — was bedeutet Hocherlaucht? ist es eine Schande aus Schwaben zu seyn? Dann, S. 25. „O! der schreckliche, mehr als riesenmäßige Polyhistor, das erstaunenswürdige Miraculum Mundi.“ u. s. w. Das schmeckt doch sehr nach Weißlingerscher Polemik; besser wäre es gewesen, dem Verf. immer, so wie es an einigen Orten geschieht, auf dem Fuße nachzugehn, seine Partheilichkeit und Blamirsucht durch eigne Blössen, die er giebt, aufzudecken, und ihn mit seiner eigenen Unbedachtsamkeit zu schlagen. Wenn er z. B. S. 60 seiner Briefe sagt: Es speißte ein Professor der Theologie bey einem Professor der Medicin, wo von einem dritten geredet wurde, der in Venedig sollte gehängt worden seyn. Der Professor der Theologie sagte: er wolle an einen Freund in Venedig schreiben, sich darnach zu erkundigen, und zwey Tage darnach spritzt der Theolog beym Gouverneur, und sagt: „er habe gestern einen Brief aus Venedig erhalten, daß der Quidam wirklich gehängt sey.“ so ist es eben noch

nicht so ausgemacht, daß der Professor der Theologie gelogen hat, und der Verfasser hätte, es mag übrigens seyn, wie es will, ihn nicht so grade weg beschimpfen sollen, weil der Fall möglich ist, daß der Theolog den Tag vorher einen Brief, mit der Neuigkeit von seinem Freunde aus Venedig bekommen konnte, ohne daß er bey ihm angefragt hat. — Darauf replicirt nun Herr Kratter

No. 3, und weiß sich den Fehler der Personalanfälle seiner Gegner gut zu Nutze zu machen, er affektirt kaltes Blut, und gewinnt dadurch vieles. Wäre er von Anfang an behutsamer gewesen, und hätte mehrere Kenntnisse zu erwerben gesucht, so würde er wenigstens ein leidliches Buch haben schreiben können.

No. 4. Ein Anekdotenkrämer, dem es ärgert, daß der Verfasser von No. 1. nicht die ganze Gallizische Chronique scandaleuse erschöpft hat. Er liefert seine Sammlung zum Nachtrage, und das mit sehr klug denkender Miene. Sein Gespräch mit einem Rabiner S. 112. ist eine Art von Juden-Catechismus. Die Fragen sind nach der Normallehrart gemodelt, und die Antworten sehr Rabinisch. Auch gegen den hat sich ein gewisser Ferdinandi in einem der Wiener Zeitung beygelegten besondern Blatte verantwortet. — Es ist alles sehr unbedeutend.

Fi.

Auszüge aus dem Briefwechsel der deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer der reinen Lehre und wahren Gottseligkeit. Zweytes Bändchen. 1784. 1 Alphabet 2 Bogen in klein 8. Drittes Bändchen. 1 Alphabet 1½ Bogen, 1785.

Diese beyden Bändchen sind der Einrichtung und dem innern Gehalt nach dem ersteren völlig gleich; eben dieselben falschen Begriffe vom Christenthum, eben dieselbe Unwissenheit in der Schrifterklärung, und eben dieselbe Spielerey mit sinnlichen Bildern findet man auch hier wieder. Man kann kaum seinen Augen trauen, wenn man liest, was noch am Ende unter

ters aufgeklärt seyn sollenden Jahrhunderts für ächten Christenthum und für reine Lehre ausgegeben wird.

Möchte es doch dem Herrn gefallen, sagen die Verf. in der kurzen Vorrede des 2ten Bändchen, diese geringen Blätter zur Beförderung der sel. Erkenntniß Gottes und Jesu Christi zu gebrauchen — „dessen Weise es noch ist, dasjenige zu wählen, was thörigt und schwach vor der „Welt ist, damit er zu Schanden mache, was stark ist.“ 1 Cor. 1, 27. Wie ist es möglich, daß die Gesellschaft diesen Ausspruch auf sich deuten kann? Sie ist ja nichts weniger als schwach vor der Welt, denn sie hat ja, wie sie sich rühmt, Fürsten, Minister, Generale u. s. w. unter sich. Sie hat auch, da sie auch alten Aberglauben hervorsucht, und in Schutz nimmt, sicher den großen Haufen auf ihrer Seite. Denn der Verständigen sind immer die wenigsten. — Ganz anders war es mit dem Apostel, welcher diesen Ausspruch that. — Doch wir wollen diese Aufsätze selbst näher betrachten, und es wird sich zeigen, daß das eben gefällte Urtheil nicht zu hart ist.

Sehr auffallend ist die kindische Spielerey mit Bildern, Gleichnissen, und uneigentlichen Redensarten, welche man gleich im ersten Aufsatz dieses zweyten Bändchens antrift. Die allegorische Vorstellung ist ohngefähr folgende. „Der „Mensch fährt nach dem Fall Adams entweder zu hoch einher, „oder sinkt zu tief in sein Nichts herab.“ (Das soll heißen, er ist entweder zu trotzig oder zu verzagt.) „Auf diesen beyden Abwegen fährt er an dem Heyl Gottes und Christo vorbey. Dieses ist in die Mitte gestellet, und gehet zwischen „dem Hochherfahren in eigner Kraft, Weisheit und Gerechtigkeit, und dem Versunken seyn in dem tiefen Schlamm „eigner Ohnmacht, Unordnung, Dummheit, Verdammungswürdigkeit, so gerade als die Lichtstrahlen auf seiner Mittelstrasse einher.“ (Die Lichtstrahlen gehen doch wahrhaftig nicht immer die gerade Mittelstrasse, sondern nach alle nur mögliche Richtungen hin. Sie fahren eben sowohl hoch über die Wolken hinweg, als sie die flache Erde beleuchten. Aber was soll das heißen: das Heyl in Christo ist in der Mitte zwischen eigner Kraft und eigner Ohnmacht? Entweder Kraft oder Nichtkraft, sollte man denken, und denn gäbe es hier keine Mittel. Soll aber der Sinn seyn, man müsse weder zu sehr auf eigne Kraft vertrauen, noch zu sehr

in einer Ohnmacht verzagen, so ist diese Regel wohl so gut als keine. Sie giebt ja nur die beyden Extremen an, gerade als ob ich jemand, der nach Norden reisen soll, den Rath gebe, er müßte ja nicht nach Osten und nach Westen reisen, sondern sich fein in der Mitte halten.) „Auf das zu hoch „oben seyn zielet das Gesetz, und auf das zu tief unten seyn „das Evangelium." (In der Bibel kömmt Gesetz und Evangelium nie in diesem Verhältniß vor. Ists nicht wahrer Unsinn, zu sagen, das Evangelium ziele auf zu tief unten?) „So „kömmt man durch Gesetz und Evangelium auf das Plätz„chen, wo man von dem Angesichte Gottes in Christo ange„strahlet wird." (Dieses ist nicht nur höchst dunkel ausgedrückt, sondern auch in dem verständlichsten Sinn, offenbar falsch. Es bedarf keines besondern Plätzchens, um ein Christ zu seyn. Ein jeder kann an den Vortheilen des Christenthums Theil haben, er mag sich für ohnmächtig und einfältig halten oder nicht; er mag Besserung und Frömmigkeit bloß sich selbst, oder bloß Gott und seinem Geiste zuschreiben, wenn er nur gesinnt ist, wie Jesus war. Das erstere sind bloße Meynungen, wornach Gott den Werth keines Menschen entscheidet, und wir ihn also auch nicht bestimmen müssen.) „So bald man durch einen rechten Schwung aus seiner Tie„fe, und durch einen rechten Schritt von seiner Höhe in die „gehörige Stellung gegen die Gerechtigkeit und das Heyl „Gottes gebracht ist, so ist man der Gnade Gottes in Chri„sto theilhaftig, man ist durch Christum gerecht und selig." (Nach der Schrift bedarf es auch hier weder eines schnellen Schwunges, noch eines jähen Schritts, um ein Christ zu seyn, sondern eines beständigen Fleißes, die eignen Fehler abzulegen, und gesinnt zu werden, wie es das Christenthum verlangt. Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen ꝛc.) „Je mehr man das Gesetz ge„setzmäßig braucht, desto mehr sinkt man in sein Nichts her„ab, desto fester bleibt man auf dem Sünderbänkchen „sitzen. Und je mehr man das Evangelium erkennt, desto „mehr kann man sich erheben und aufschwingen." (Vorher zielte das Evangelium auch zu tief unten. Ist das nicht Verwirrung der Begriffe? Ist das nicht Spielerey? Ist es nicht unverantwortlich, bey ernsthaften Dingen so kindisch zu tändeln? und solche Tändeley und Verwirrung reine Lehre zu nennen? Wo hat jemals Jesus so geredet? und kann es irgend einem Menschen etwas helfen, wenn der Verf.

hier

hier die Einbildungskraft dermaſſen ins Spiel ſetzt, daß der Verſtand bey allen ſchon ſeynſollenden Gleichniſſen nichts mehr zu denken findet? Wenn das reine Lehre ſeyn ſoll, ſo wollen wir lieber die unreine, welche Jeſus gelehret hat, behalten!) — Doch das iſt nicht der einzige Aufſatz, in welchem eine ſolche Bilderſpielerey vorkömmt. S. 19 heißt es: er wird immer mehr Nichts, wobey ſich im Grunde freylich auch nichts denken läſſet, recht ſo wie es die Herren (nach S. 7.) haben wollen, indem ſie vor dem Denken ausdrücklich warnen. S. 24 im 3ten Bändchen wollen ſie nie aus den Wunden Jeſu gehen. Soll das nach einer Metapher heißen, ſie wollen ſich ſeiner Wunden beſtändig erinnern, und wieder nach einer andern Metapher, ſie wollen an ſein Leiden und an ſeinen Verſöhnungstod beſtändig denken; warum reden ſie denn nicht deutlicher? und was iſt darin nun wohl beſonderes oder lobenswürdiges, da ja auch der größte Böſewicht an den Verſöhnungstod Jeſu denken kann, und vielleicht oft am meiſten denkt. S. 53 kömmt die Hochzeit des Lammes, und S. 77 des Lammes Blut vor. S. 32 wird der Tod eines Chriſten ſein Heimgang genennet. S. 123 greift Jeſus einen mit der Schwindſucht an. Aus den Zinzendorfſchen Schriften iſt freylich dieſe Sprache bekannt, aber eine andere Frage iſt es, ob man, zumal noch zu unſern Zeiten, eine ſolche Sprache führen ſollte, da ſie gewiß, um nicht mehr zu ſagen, höchſt unſchicklich und unchriſtlich iſt.

Von der Bekehrung haben die Verf. beſondere Begriffe. S. 340 wird einer vom Tanzen bekehret. S. 90 im 3ten Bändchen wird ein Spielmann, dem ſonſt nichts zur Laſt gelegt wird, als daß er ein Spielmann war, und ſeinem Berufe nachgieng, S. 317 im 2ten Bändchen ein rechtſchaffener Mann, und S. 386 ein äuſſerlich unſträflicher Menſch, bekehret. Hier ſiehet man freylich nicht, was an allen dieſen Menſchen zu bekehren geweſen. Man kann ja tanzen und ein guter Muſiker ſeyn, und dabey dennoch ein guter Chriſt. Iſt man aber ſogar ein rechtſchaffener Mann, und führet einen unſträflichen Wandel, ſo iſt man unſtreitig auch ein rechtſchaffener unſträflicher Chriſt, ob man gleich noch Fehler haben kann, wovon wir nie ganz frey werden können. Aber eben ſo wenig ſiehet man nun auch an denen welche nach der Meynung der Herren Mitglieder

der Ursperg'schen Gesellschaft wirklich bekehret sind, wirklich bessere Gesinnungen, und ein besseres Verhalten, sondern bisweilen sogar das Gegentheil. S. 29 wird ein Bauerknecht gründlich bekehrt und begnadiget, ja Gott thut sogar ein Wunder an ihm, und dieser bekehrte und begnadigte Bauerknecht stiehlt hernach, und wird gehangen. — Sollte man sich nicht schämen, einen solchen Buben für gründlich bekehrt und begnadiget auszugeben!

Hin und wieder findet man nicht undeutliche Spuren, daß die Herren Beförderer der reinen Lehre und wahren Gottseligkeit mit den Katholiken allerley zu thun haben. S. 92 wird erzählt, daß einer jungen Frau, welche Anfechtungen hatte, sey gerathen worden, sich ein gewisses Pulver von einem katholischen Geistlichen in Altona, dawider zu hohlen, welches man umsonst bekomme. Wer der Frau diesen Rath gegeben hat, wird nun zwar hier nicht gesagt, vermuthlich waren es aber diejenigen, welche die Anfechtungen durch ihr Geschwätz bey der Frau hervorgebracht hatten, und wer wird dieses anders seyn, als Leute die zu ihrer Gesellschaft gehören, oder die ihnen ähnlich sind, denn Anfechtungen finden sich nur noch in gewissen frömmelnden Gesellschaften. Wenigstens erzählen die Herren Herausgeber dieses Briefwechsels die Sache so gerade hin, ohne auch nur ein Wort hinzuzufügen, woraus man ihre Mißbilligung eines solchen dummen Aberglaubens abnehmen könnte. Ein ächter Protestant müßte doch wohl mißbilligen, daß katholische Geistliche unwissende Protestanten durch dergleichen Kunstgriffe an sich zu ziehen suchen, und daß diese unwissende Protestanten sich an sie wenden. Sollten denn Leute, die eine reine Lehre mit so vieler Prätension ankündigen, welche so heftig eifern können, wenn sehr vernünftige Protestanten anderer Meynung sind, wie sie, nicht viel eher eifern, daß im Jahre 1785 noch eine protestantische Frau in Altona, bey den dortigen katholischen Geistlichen (welche, so viel wir gehört haben, Jesuiten sind), ein Pulver wider die Anfechtungen holt, und diese es umsonst austheilen. S. 150. wird erzählt, daß ein Mitglied der Gesellschaft auf seiner Reise die Predigt eines Dominikaners gehöret, und sie sehr rührend und erweckend gefunden habe. Und doch sagt eben dieser Dominikaner in einer aus seiner Predigt hier angeführten

Stelle,

Quelle, „daß dem geistlich todten Sünder niemand helfen kann, als der allmächtige Herr Jesus durch sein Gottesdienst, durch seine Fürbitte, durch das Gebet der gesammten Kirche (das heißt der katholischen).“ Wer also diesem geholfen seyn will, wird sich wohl zu dieser gesammten Kirche bekennen, das heißt katholisch werden müssen. Man siehet wenigstens hieraus, daß die Herren Beförderer der reinen Lehre, den katholischen Gottesdienst besuchen, und sich darin erbauen, ja sogar etwas rührend, erweckend und wahr finden können, was doch dem protestantischen Lehrbegriff und der Bibel ganz zuwider, und bloß katholische Vorstellung ist. Wenn nun andere dieser Herren sogar Vertheidigungen der katholischen Messe schreiben, so ist es doch in der That nicht unbillig, daß man die Lehren dieser Gesellschaft nicht so gar vorzüglich rein fand, und daß man gutmeinende schwache Mitglieder dieser Gesellschaft für einer unanständigen Vermischung protestantischer Ideen mit katholischen warnte. S. 151 wird eines Franziskaners erwähnet, den ein Mitglied öfters besuchte, und der nun ein auserwählter Jünger des Herrn, dies heißt, ebenfalls ein Mitglied dieser Gesellschaft ist. Ob er ein Protestant geworden sey, wird dabey nicht gesagt, sondern die Sache fein im Dunkeln gelassen, vermuthlich weil man nicht gern sagen möchte, daß die Gesellschaft Mitglieder hat, welche katholisch sind. Aber gesetzt nun auch, daß der Franziskaner wirklich zur protestantischen Kirche übergegangen ist, so muß es doch einem jeden auffallen, daß die Urlspergersche Gesellschaft schon so geschwind bey den Katholiken reine Lehre und wahre Gottseligkeit zu befördern anfängt. Man sollte denken, sie fände bey ihren Glaubensbrüdern den Protestanten, noch alle Hände voll zu thun. S. 305 heißt es: Bundesstimme ist das wahre Ordenszeichen der Jünger Jesu. Wenn nun diese Jünger Jesu nichts anders als die Mitglieder dieser Gesellschaft sind, so muß ja wohl diese Gesellschaft ein Orden seyn, so muß dieser Orden auch wohl gewisse Zeichen haben. Und wenn nun wieder nach S. 369 ein solcher Saame der Auserwählten Gottes (der Mitglieder) itzt in Deutschland lebt, als man in ehemaligen Zeiten nicht gesehen hat — sollte das nicht Aufmerksamkeit erwecken? sollte dies nicht auf eine ganz besondere Verbindung deuten? Sollte einem vernünftigen Protestanten es zu verdenken seyn, wenn er glaubte daß dieser sogenannte Saame

der Auserwählten Gottes auf den Katholiken, welche gen dem Schooße der protestantischen Kirche sich nähern wollen, zu diesem und jenem dienen möchte, und daß er dies mißbilligt.

Nicht weniger muß es befremden, daß die Herren Beförderer der wahren Gottseligkeit Grundsätze annehmen, welche sehr zweydeutig scheinen. Nach S. 10 im ersten Bändchen soll man nicht erst lange überlegen was man thun will, sondern sogleich zufahren. Wir sollten Gott danken, daß er uns Vernunft und Ueberlegung gegeben hat, und diese Herren wollen hier die Vernunft lähmen, und die Menschen wieder in Thiere verwandeln, welche ihrem blinden Triebe folgen. Wenn es also irgend einem Auserwählten Gottes einfällt, einen der kein Auserwählter Gottes, und religiösen Schwärmern vielleicht nicht günstig ist, Schaden zu thun, so muß er sich ja nicht etwa Zeit nehmen, sich zu besinnen, sondern sogleich mit heiligem Eifer zufahren. S. 27 heißt es: bald wurde etwas von Frömmigkeit zu ihr gesagt, aber sie erwiederte: „ach ich bin eine große Sünderin; ich weiß von keinem fromm seyn, von keiner eignen „Gerechtigkeit, nur mit Christi Blut und Gerechtigkeit werde ich zum Himmel eingehen, und vor dem Vater bestehen „können.“ Wenn man den Menschen dergleichen unverdaute Lehrsätze vorredet, oder sie billiget, so heißt das doch wohl nichts anders, als sie in ihren Untugenden bestärken. Warum soll denn hier die Frömmigkeit durchaus zur eignen Gerechtigkeit herabgewürdiget werden? sind beyde nicht wesentlich von einander verschieden? heißt es nicht dort zu Abraham: wandle vor mir und sey fromm? sagt nicht Jesus, ihr seyd meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiethe? S. 302 wird die Tugend gar ein Hurenschmuck genannt — Paulus sagt: Ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket oder trachtet nach. — Wer hat nun recht, die Herren Mitglieder oder Paulus? Unstreitig die Herren Mitglieder, denn sie werden ja besser wissen, was reine Lehre ist, als Paulus. Aber etwas räthselhaft bleibt es nun freylich immer, wie man Tugend und Frömmigkeit befördern kann, wenn man die letztere eigene Gerechtigkeit, und die erstere Hurenschmuck schilt.

Uebrigens fangen die Herren nun schon an, ein Bischen Wunder zu thun; jedoch, wie sie sehr bescheiden bemerken, bloß auf

auf dem natürlichen Wege. Man findet hier im dritten Bändchen S. 280. eine authentische Erzählung von einem Pfarrer, wie eine taube Frau durch fleißiges Kirchengehen und Predigt hören, nach und nach wieder hörend geworden ist. Wer hätte es denken sollen, daß das Kirchengehen und Predigt hören eine solche natürliche Kraft hätte! und daß eine taube Frau die Predigt hören kann, ehe die Taubheit aufhörte! Doch diese und andere Vorfälle neuerer Zeiten sollen, wie hier bemerkt wird, ein Beweis seyn, „daß „Christus noch immer thut, was seine Gläubigen fordern, sollte es auch nicht immer durch natürliche Wege „geschehen können.“ Also wäre diese Begebenheit ja doch wohl ein Wunder auf einem nicht natürlichen Wege?

Bg.

Lehren und Erfahrungen für junges Frauenzimmer, von der Verfasserin der Abendbetrachtungen und Abendgedanken eines Frauenzimmers, auch des Unterrichts in der Küche und Haushaltung. Drey Theile, zusammen 2 Alphabet 5 Bogen, 8. Halle, bey Trampens Wittwe, 1786.

Auch für das Frauenzimmer wird jetzt zu viel geschrieben. Nicht genug, daß es an den meisten klassischen Schriftstellern von aller Art mit dem männlichen Geschlechte Antheil nehmen kann; so sammelt man eine Menge großer und kleiner zerstreuter Aufsätze, übersetzt aus allerley Sprachen, macht Auszüge und schreibt theologische Lehr- und Kochbücher, mit dem empfehlenden Titel: für Frauenzimmer. Einem Mann, dessen Frau alle diese Bücher kaufen oder lesen wollte, möchte es übel bekommen. — Diese Lehren und Erfahrungen für ein junges Frauenzimmer sind eben nicht schlecht; enthalten aber auch nichts Neues. Im ersten Theile trägt die Verfasserin ihrer Freundin Emilie allerley gute moralische Lehren vor, und zwar in einem natürlichen, ungekünstelten Ton, den weder die Empfindung überspannt, noch die Phantasie zu hoch hinauf schnellt. Die Moral selbst ist rein und gesund. Der zweite Theil enthält Erfahrungen und Bemerkungen einer Mutter über die Erziehung der Kinder, und

Gespräche mit denselben. Die Verfasserin sagt, sie habe dieselben bey der Erziehung ihrer Kinder gesammelt, und nur deswegen dem Druck übergeben, um andere durch ihre Erfahrungen, und durch die Fehler, die sie oft selbst bey der Erziehung ihrer Kinder begangen, welche sie nachher selbst als Fehler eingesehen, zu warnen, und ihnen die Wege zu zeigen, die sie für die schicklichsten hält, junge Seelen zu bilden. Recensent findet ihre Rathschläge meistentheils ungesucht und anwendbar. Hie und da hat er eine andere Meynung. Sie räth z. B. Kinder, welche andere rechtschaffene Menschen, wenn sie schlecht gekleidet sind, verachten, dadurch zu strafen, daß man sie selbst auffallend schlecht kleide. Dadurch wird, wie ihm dünkt, dieser Fehler nicht gebessert, sondern das Kind vielmehr gereizt, einen desto höhern Werth auf schöne Kleider zu setzen. Man suche lieber den kleinen, stolzen Thoren mit der rechtschaffenen Person, die er verachtet, in eine solche Lage zu bringen, daß er mit Beschämung die vielseitige Superiorität derselbigen zuerst fühlen, und dann erkennen muß. — Daß öfters weise Mütter ihre Bemerkungen über die Erziehung bekannt machen möchten, wäre auch aus dieser Ursache zu wünschen, weil sie nicht nur die Kinder öfter und in ihren natürlichen Situationen beobachten können, sondern weil sie gemeiniglich zum Beobachten weniger vorgefaßte Meynungen mitbringen, als die Männer. Die Gespräche sind historisch mit moralischen Anmerkungen; die Geschichten sollten aber oft besser gewählt, und auch lebhafter erzählt seyn. — Der dritte und größere Theil besteht aus Erfahrungen einer Hausmutter, verschiedene wirthschaftliche Kenntnisse betreffend. Recensent will darüber wegen seiner geringen wirthschaftlichen Kenntnisse nicht urtheilen; wenn er aber Num. 202 liest: „Birkensaft, der wie Champagnerwein schmeckt:“ so vermuthet er fast, daß nicht alle hier aufgestellten Erfahrungen Stich halten möchten.

Hhm.

Katholischer Fantasten- und Predigeralmanach auf das Jahr 1785. Rom, Madrit, Lissabon und München, auf Kosten der heil. Inquisition. 112 Seiten, 8.

Katho-

Katholischer Fantasten- u. s. w. auf das Jahr 1786. Rom ꝛc. 128 Seiten.

Wiederum ein Paar Früchte der lächerlichsten Nachahmungssucht; possirliche Affen des schon so possirlichen Kirchen- und Ketzeralmanachs.

Almanach für Prediger, die lesen, forschen und denken. Auf das Jahr 1786. Weißenfels und Leipzig, 1787.

Almanach für Prediger u. s. w. auf das Jahr 1787. Ebendaselbst.

Almanach für Prediger u. s. w. auf das Jahr 1788. Ebendaselbst.

Herr M. Horrer, Prediger zu Zeuchfeld bey Freyberg, ist der Verfasser dieser Schriftchen. Wir wissen uns keinen bestimmten würdigen Zweck derselben zu denken; das wenige Gute, was sie enthalten, wohin wir besonders die Berichte von dem merkwürdigsten Kirchenbegebenheiten des Jahrs rechnen, bedurfte nicht eben des Gewandes eines Kalenders. Die Erklärungen über die Evangelien werden, wenn es ja noch Prediger geben sollte, die ihrer bedürften, gar zu sehr zerstückelt, wenn alle Jahr nur ein Bischen davon gegeben wird. Sehr armselige Prediger müssen auch die seyn, welchen zum Besten bey jedem Sonntage einige Themata hingestellt sind, worüber sie predigen sollen. Anstatt der Heiligen sind lebende Prediger, besonders Sächsische, im J. 1788. lauter Sächsische nach den Diöcesen rangirt, angesetzt. Bey den Namen der Heiligen läßt sich noch manchmal etwas denken und erinnern; aber die Namen so vieler braven Hrn. Magistern sind doch wahrlich nur Namen, für denjenigen Leser, der nicht die Ehre hat, sie zu kennen. Indessen würde Herr Horrer seinen Kalender nur immer noch mehr zum Gebrauch für Sächsische Prediger einrichten, und ihm eine eingeschränktere Localabsicht vorzeichnen, so möchte er allerdings eine nützliche Zeitschrift daraus machen können. Ue.

Sie

Sie über Du, oder Erörterung der Frage: in wie weit die Sprache des gefälligen Umgangs auch in der Ehe beyzubehalten sey? Auferimur cultu — Ovid. Frankf. und Leipzig, 1786.

In der gegenwärtigen cultivirten Welt, sagt der Verfasser, wird das Sie für ein gefälliges Zeichen der Achtung, für ein Zugeständniß eines nicht gleichgültigen Vorzugs in der Societät allgemeinhin gehalten, dafür gegeben und genommen. In sofern von den Mitteln, die Fortdauer der Achtung im ehelichen Umgang so viel möglich zu sichern, oder auch blos zu verlängern, die Frage sey, empfiehlt der Verfasser die Beybehaltung der Redefügungen, die mittelst des Sie's gewöhnlich sind, und sucht seine Empfindungen und Behauptungen durch psychologische Gründe zu unterstützen und zu rechtfertigen. Recensent hat diese drey Bogen mit Vergnügen gelesen; und wenn er gleich des Dafürhaltens ebenfalls ist, daß das Wörtlein Sie die Achtung nicht aufrecht erhalten wird, wenn im übrigen Betragen, bescheidene, gefällige, decente Sitten außer Augen gesetzt werden, so empfiehlt er gleichwohl das Büchlein allen jungen Frauenzimmern und Mannspersonen, zumal solchen, die sich zu verheyrathen im Begriff sind, zum Nachdenken und zur Beherzigung, und bezeugt schließlich dem Verfasser seine besondere Zufriedenheit, mit denen im §. 7. gesagten Wahrheiten, die im Leben nur zu oft ihre Anwendung finden.

Sb.

Sophie von la Roche Neuere moralische Erzählungen. Altenburg, bey Richter, 1786.

Inhalt. 1) Freunde und Freundinnen von zwey sehr verschiedenen Jahrhunderten. 2) Zu was nützt dem Unglücklichen der Geschmack am Schönen? 3) Eine Badbekanntschaft. Recensent hat diese neuen Früchte der fruchtbaren La Rochischen Muse mit vielem Vergnügen, und nicht selten ohne innige Rührungen, gelesen. Höchst ungern ließ er sich in seiner angenehmen Täuschung durch einige Nachläßigkeiten im Stil, und bey der übrigen typographischen Schönheit des

Buchs

Buchs, durch einige Druckfehler stören. Näher den Inhalt anzuzeigen, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht.

Wf.

Ein Landschaftsgemählde für Freunde der schönen Natur- und ländlichen Anlagen. Erlangen, bey Palm, 1786.

Unter der Dedication an ein Fräulein von Moser nennt sich ein J. G. Kessel, als Verfasser dieser Gemälde. Sie sind in Briefe abgetheilt, und sehr mannichfaltigen Inhalts, als: über den Nutzen des Landlebens, den Werth der Betrachtung der schönen Natur, Sammlung der Stellen aus ältern und neuern Schriftstellern, besonders Dichtern die dahin einschlagen; Beschreibungen besonderer Gegenden, Gärten, Bäume, Pflanzen u. s. w. Ungeachtet der Recensent auch ein warmer Freund der Natur ist, und seine frohesten und glücklichsten Stunden in ihrer Betrachtung zubringt, so gesteht er doch auch offenherzig, daß ihm die Lectüre dieses Buchs hin und wieder Langeweile verursacht hat. Viele Gegenstände müssen gesehen, und nicht beschrieben werden, auch die beste Beschreibung bleibt unvollkommen und verfehlt ihres Endzwecks. Dies gilt besonders von Beschreibungen von Gegenden und Landschaften, zu deren völligen Vergegenwärtigung sich die Einbildungskraft nur weniger Leser erheben kann.

Kw.

Kleine Vorlesungen für verheyrathete und unverheyrathete Frauenzimmer zum Unterricht und Vergnügen. Mit einem Schreiben an das deutsche Publicum begleitet von Friedr. Ekkard — Secret. bey der Königl. Bibliothek in Kopenhagen. Kopenhagen u. Leipzig, bey Proft, 1787. 25 Bogen in 8.

Vorredner und Verfasser sind nicht eine Person. Dieser unterschreibt in der Zuschrift an die Kronprinzessin von Dänemark,

merk, K. H. K. und seine Vorlesungen erstrecken sich über die Religion, die Pflichten der Kinder gegen die Eltern, und der Eltern gegen die Kinder, über die Wohlthätigkeit, Sanftmuth und Gefälligkeit, Keuschheit, Schönheit, Reinlichkeit, über den bescheidenen Anzug eines Frauenzimmers, über den Umgang eines Frauenzimmers mit Mannspersonen, über das Verhalten der Geschwister unter sich, über die Beschäftigungen, Wahl des künftigen Gatten, eheliche Liebe, Verhalten einer Frau im Häuslichen, über das Lesen, die Eifersucht, den Stolz, Putz, Pracht und Aufwand, über das Vergnügen, das Tanzen, und über die Vernachläßigung der jungfräulichen Sittsamkeit. Die letzte ist eigentlich ein Auszug aus einer Sulzerschen Abhandlung, und zeichnet sich vor allen übrigen aus. Der Vorredner protestirt in seinem Schreiben an das deutsche Publicum gegen den Tadel geplagter Recensenten, daß sie das Nehmliche schon mehrmalen hätten lesen müssen. Es ist wahr, alle diese Themata zu Vorlesungen sind schon sehr oft unter mancherley Gestalt in unsern zahllosen pädagogischen Schriften abgehandelt worden: inzwischen wissen wir wohl, daß sich im moralischen und pädagogischen Fach nicht wohl indicta prius sagen lassen. Aber das kann man doch wohl ohne Unbilligkeit von dem fordern, der bekannte moralische Wahrheiten noch einmal vorträgt, daß er seiner Arbeit, zumal wenn er für Frauenzimmer schreibt, die Empfehlung eines neuen gefälligen Vortrags gebe, der junge Leserinnen allein reizen kann, seinen Sittenlehren noch einmal zuzuhören. Fast aber zweifeln wir, ob diese Vorlesungen durchgehends auf diesen Vorzug werden Anspruch machen können. Gleich die erste von der Religion würde, wenn sie mündlich wäre gehalten worden, durch die altdogmatische Vorstellung von der Uebernatürlichkeit, Unbegreiflichkeit und Unergründlichkeit der geoffenbarten Religionswahrheiten, durch Anführung von Schriftstellen, durch Anpassung der Grundlehren der Religion, auf die Ordnung des für unsre Zeiten und für Erwachsene völlig unbrauchbaren lutherischen Katechismus, zum Schlafen oder Gähnen eingeladen haben. Zuweilen ist auch der Ausdruck etwas schleifend, z. E. S. 106. „Hüten Sie sich vor allen verführerischen Kleidungen, welche schwache Herzen zu gefährlichen Neigungen verführen!“ Wie! Kleidungsstücke sollten ein Herz zu Neigungen verführen, und nicht erst aus einer schon vorhandenen Neigung gewählt seyn? S. 119 sagt er von der Schönheit, daß bey

ihr

ihr jeder Zug des Gesichts mit allen (mit wem denn?) in die deutlichste Uebereinstimmung weich und sanft zusammenfließe. Wird das wohl ein Frauenzimmer verstehen? Und von der Schönheit als einer Sache für die Empfindung, kann doch wohl, eigentlich zu reden, keine Vorstellung deutlich seyn. Einige Vorlesungen sind mit moralischen Erzählungen begleitet, welche wohl am meisten gefallen werden. Doch kann überhaupt Frauenzimmern, die sich durch eine trockene Lectüre nicht abschrecken lassen, das Buch von gutem Nutzen seyn.

Zf.

Unterhaltungsbibliothek zur angenehmen Ausfüllung müßiger Stunden für Jedermann. Zweiter Band. Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernst, 1786. 236 Seiten, 8.

Dieser Band ist im Grunde um nichts besser als der vorige. Es herrscht mehr Mannichfaltigkeit in den Stücken, aber zu wenige Wahl, als daß die ganze Sammlung wirkliche Abwechslung und Unterhaltung gewähren könnte. Die Stücke sind: I. Euphemon und Serena. II. Das schädliche Glück. III. Entdeckung der Insel Frivole. IV. Ein Traum, aus dem englischen Schwätzer. V. Wer ist glücklich? VI. Ueber die Fülle des Herzens. VII. Kurze historische Bemerkungen, aus dem Sablier, Algarotti, Bolingbrok zusammengerafte einzelne Gedanken mit groben Druckfehlern; z. B. Paw heißt Paro, das Museum Odescalcum, das Museum Odesalcum. VIII. Lauf der heutigen Welt. IX. Charlotte von Blumenstein. X. Die Bildergallerie. Wahrscheinlich würde diese Unterhaltungsbibliothek auf der Insel Frivole den besten Absatz finden. Für unsre deutsche Leser enthält sie zu tändelnde, zu gemeine und zu fehlerhaft gedruckte Sachen, als daß wir sie ihnen zur Unterhaltung empfehlen könnten.

Kleine Geschichtgen und Aufsätze vermischten Inhalts von Abr. Christoph Kasser, Hochfürstl. Thurn- und

und Tarischen Bibliothekar. Zweytes Bändchen. Regensburg, 1786. 210 S. 8.

Herr Bibliothekar Kaiser ist schon aus seinen vorigen Schriften als ein Schriftsteller von warmer Empfindung und edlen, guten Herzen bekannt. Diesen Charakter behauptet er auch in diesem zweiten Bändchen seiner kleinen Geschichtchen und Aufsätze. Schimmert auch hie und da etwas stark angespannte Empfindsamkeit durch, so leuchtet doch auch von allen Seiten vertraute Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen, und warmer Eifer für dieses Herz arbeiten zu wollen, hervor. Die Geschichtchen und Aufsätze sind theils mit einiger Veränderung aus dem ersten Bande der Skizzen genommen, theils Fortsetzungen, theils ganz neu. Geschichtchen sind: 1) Die zwey Herzensfreunde. 2) Wilhelms Tagereise. 3) An Lauren. 4) Bey Laurens Grab. 5) Rückblick in Wilhelms Herzensgeschichte. 6) Die Geschichte eines Dienstmädchens. 7) Wilhelminens Schicksal. 8) Eine Periode aus Walfreds Leben. 9) Zimeo. Vermischte Aufsätze: Ueber ein Monument in der Carl Tarischen Allee zu Regensburg. An die Mütter über die Erziehung der Töchter. Ueber die Verwandlung der Raupe in den Schmetterling. Ueber meinen Roman Adolphs Briefe. Der zweite Aufsatz: An die Mütter über die Erziehung der Töchter, verdient von allen Müttern gelesen und beherzigt zu werden. Herr Kaiser will die ganze Erziehung der Töchter schon frühe auf den einzigen Hauptpunkt, daß sie Gattinnen und Mütter werden, auf ihre eigentliche Bestimmung, hingeführt haben. Ohne gewisse Begriffe von der Kinderzeugung frühe mitzutheilen, ist dieses freylich nicht möglich. Da indessen Herr Kaiser die dem weiblichen Geschlechte eigne Delikatesse als die erste Schutzwehr ihrer Tugend angesehen haben will, da er S. 181 selbst sagt: „Auf Beispiele hingeführt erzittern die Kinder vor „der Ausschweifung, aber es müssen Augenblicke gewählt „werden, wo ihre Herzen vorzüglich weich und empfänglich „sind," so wird er auch diejenige Klugheit, Behutsamkeit und Zurückhaltung voraussetzen, die eine solche Mittheilung in frühen Jahren erfordert. Sehr richtig dringt er darauf, daß man die Töchter frühe mit der Glückseligkeit des häuslichen Lebens bekannt machen, sie für Gelehrsamkeit, wie für

einen

seinen Verführer, hüten, sie nicht eher, bis der Charakter ausgebildet und die Empfindungsart bestimmt ist, lesen, sie vorzüglich keine Romane lesen lassen, und die unter dem weiblichen Geschlechte itzt eingerissene Halbcultur durchaus verabscheuen soll. So wahr es ist, daß die itzige Welt mehr als Koch- und Haushaltungskunst von einer Gattin und Mutter verlangt, so würden wir doch, um des einreißenden Luxus willen, in der Erziehung der Töchter itzt mehr als je auf ökonomischen Unterricht dringen. Die diesem Aufsatz beygefügte Lehren der Mutter an ihre Tochter sind vortrefflich. In dem Aufsatze, über Adolphs Briefe, rechtfertigt sich der Verf. gegen die Beschuldigung eines Recensenten, daß er mit Adolphen das Bild einer überspannten Empfindsamkeit ausgebreitet habe. Wir glauben es dem Hrn. K. gerne, daß diese Beschuldigung seinem guten Herzen wehe thue, geben es ihm auch zu, daß Adolph mit seiner Empfindsamkeit ein gutes edles Herz verbinde; aber ist dieses nicht immer der Fall, und werden nicht unsre empfindsamen Romanencharaktere eben deßhalb schädlich?

Bl.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Paris vom 16ten December 1787.

Die Briefe eines reisenden Franzosen sind in diesem Jahre in London in drey Bänden von dem ehrw. Hrn. Maty übersetzt worden, der für gut fand, den Verfasser, den Baron Kaspar Riesbeck zu heißen. In dieser Uebersetzung sind ganz lächerliche Fehler, im Sinne dagegen sind alle die leicht hingeschriebenen unrichtigen Nachrichten des Verfassers, unverändert beybehalten. Wenn hat in der englischen Uebersetzung 385,000 Einwohner, so wie im Original? Jetzt kündigt der hiesige Buchhändler Regnault, an: die Voyages en Allemagne du Baron Risbeck, traduits de l'anglois, et revus sur l'original allemand. Ist das nicht lustig! Der Regnault berichtet in seinem Prospectus, die englische Uebersetzung sey voller Fehler, falscher Zahlen u. s. w.

Aber er habe sich nun das deutsche Original verschafft, und habe die Uebersetzung darnach revidiren lassen. Warum übersetzte er denn nicht gleich das deutsche Original? Hätte er Leute gefragt, die nur ein wenig von deutscher Literatur wissen, so würden sie ihm gesagt haben, daß der Verf. kein Baron war, und daß die falschen Zahlen und Berechnungen auch im Originale sehr häufig sind. Es ist ein sonderbares Ding um das Schicksal der Bücher! Wer hätte wohl denken sollen, daß Frankreich und England die deutsche Statistik noch würde aus den Briefen eines reisenden Franzosen lernen wollen! —

Beförderungen.

1788.

Der bisherige Privatdocent des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte und Herausgeber des Magazins für diese Wissenschaften in Göttingen, Hr. D. Georg Wilhelm Böhmer, geht als Professor an das Gymnasium zu Worms.

Der König von Preußen hat den Hofrath und Professor Metzger in Königsberg zu seinem Leibarzt ernannt.

Die Magister und Adjunkten der philosophischen Facultät, Hr. Valentiner und Hr. Niemann, in Kiel, sind zu außerordentlichen Professoren der Philosophie, und letzterer zugleich zum Archivar bey dem Archiv des vormaligen geheimen Conseils daselbst ernannt worden.

Hr. D. Schlegel in Langensalz hat von dem Hrn. Grafen von Schönburg den Ruf als Rath und Leibarzt erhalten, und unter ansehnlichen Bedingungen für sich und seine Frau nach seinem Tode, angenommen. Doch wird er seine litterarischen Arbeiten ununterbrochen fortsetzen.

Der Hr. Mag. Pfaff, der sich durch verschiedene mathematische Schriften bekannt gemacht hat, ist anstatt des nach Halle gegangenen Hrn. Prof. Klügel zum Professor

der

der Mathematik auf der Universität in Helmstädt ernannt worden.

Der Herr Professor Extraordinarius Juris Hagemann verläßt diese Universität gleichfalls, und geht als Hof- und Justizrath bey der Kanzley zu Zelle, nach diesem letzten Ort.

Todesfälle.

1787.

Am 17ten Dec. starb in Marburg Herr Hermann Friedrich Kochrel, Doktor der Philosophie und der Rechte, und ordentlicher Professor der Philosophie auf dortiger Universität, nachdem er kurz vorher sein 68stes Lebensjahr zurückgelegt hatte.

1788.

Am 10ten Januar starb zu Halle Hr. Johann Friedrich Gottlieb Goldhagen, Königl. Preuß. Obergrath, ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft und Stadtphysikus, im 45sten Jahr seines Alters.

Am 14ten Januar starb in Altenburg Hr. D. Georg Heinrich Königsdörfer, Herzogl. Sachsen Gothaischer Rath und Hofmedikus, wie auch Stadt- und Amtsphysikus, bekannt durch verschiedene wohl aufgenommene medicinische Schriften, im 70sten Jahr seines Alters.

Am 16ten Januar starb in Heidelberg Hr. Georg Matthäus Gattenhof, Doktor der Philosophie und Arzneykunde, ordentlicher Professor der medicinischen Praxis und Botanik auf dortiger Universität, wie auch Fürstl. Speyerischer Leibarzt, im 66sten Jahr seines Alters.

Am 22sten Januar starb in Leipzig Hr. Georg Joachim Zollikofer, Prediger der evangelisch-reformirten Gemeine daselbst, einer der ersten Kanzelredner und Erbauungsschriftsteller unsrer Zeit, in seinem 58sten Jahr.

Druckfehler.

Im LXXII. Bande I. Stück.

Seite 269. Zeile 1. lies lieber statt leider. Z. 11. von unten l. *magnorum*. S. 270. Z. 11. v. u.: Critik der historischen Schriftsteller der Hebräer. S. 272. Z. 11. Extr. 1.

Im LXXVI. Bande I. Stück.

S. 158. Z. 11: Lemniten st. Vermiten.

Annalen der Gesetzgebung und der Rechtsgelehrsamkeit, in den Königl. Preußischen Staaten.

Ich werde mit Beyhülfe angesehener praktischer Rechtsgelehrten ein Werk unter dem obigen Titel herausgeben, wovon auf der Ostermesse 1788. der erste Theil und alsdenn auch künftig jährlich ein Theil erscheinen soll. Es wird einige Aehnlichkeit mit den sehr nützlichen Beyträgen zu der juristischen Litteratur haben, wovon acht Bände nebst einer Zugabe erschienen sind, welche aber durch den Tod des Herausgebers geendigt worden. Aber der Plan wird nicht völlig eben derselbe, sondern vielmehr von weiterm Umfange, und, wie ich hoffe, noch gemeinnütziger seyn. Eigentliche Litteratur ist hier nicht der Zweck, sondern hauptsächlich das praktische und unmittelbar Nützliche. Ich gedenke besonders den preußischen einländischen Rechtsgelehrten ein Werk zu liefern, welches ihnen bey Führung ihrer ehrenvollen Aemter, auf mehr als eine Art nützliche Dienste leisten und nicht blos bey der ersten Erscheinung, sondern auch fortdauernd zum Handbuche dienen, und bey manchen wichtigen Vorfällen zuverlässige Nachweisungen geben kann, die man sonst nirgend in Büchern findet. Meine Mitarbeiter und ich werden besonders auf folgende Gegenstände ihr Augenmerk richten:

1) Die Verfassung der verschiedenen Gerichtshöfe in allen Provinzen, die dem Königl. Preußischen Scepter unterthan sind, und die Anzeige der Veränderungen derselben, die etwa vorfallen könnten.

2) Die darin entschiedene besonders merkwürdige Rechtsfälle von aller Art.

3) Die in der Theorie zwar streitigen, aber durch den preußischen Gerichtsgebrauch als unzweifelhaft angenommenen Rechtssätze.

4) Die Entscheidungen der K. Gesetzkommission über bisher zweifelhafte Rechtssätze.

5) Histo-

5) Hiſtoriſche und philoſophiſche Bemerkungen über die Geſetze.

6) Nachrichten von merkwürdigen Büchern, die dergleichen Bemerkungen enthalten, oder die Preußiſche Geſetze und Juſtizverfaſſung betreffen.

Man wird, je nachdem es die Sache erfodert, Aktenſtücke oder Abhandlungen liefern, ſich aber überall der Kürze befleißen, um in wenig Bogen vieles leiſten zu können.

Die wichtigen Gegenſtände dieſes Werks, werden es ſchon an ſich, auch den auswärtigen Rechtsgelehrten, gewiß intereſſant machen. Man wird aber auch auf dieſelben ein beſonderes Augenmerk richten, und es werden ſich Gelegenheiten finden, demſelben von der preußiſchen Geſetzgebung und Juſtizverfaſſung richtige Begriffe beyzubringen, und intereſſante Nachrichten von der Entſtehung und dem ſucceſſiven Fortgang des neuen preußiſchen Geſetzbuchs zu liefern.

Den Philoſophen werden wir nicht ſelten reichen Stoff zu pſychologiſchen Erörterungen vorzulegen im Stande ſeyn. Aber es wird nichts vorkommen, was nicht auch der praktiſche Rechtsgelehrte nützen kann.

Philoſophiſchen Rechtsgelehrten, davon beſonders auch in den preußiſchen Gerichtshöfen eine nicht geringe Anzahl vorhanden iſt, wird dieſes Werk auch allemal zu Unterſuchungen aller Art offen ſtehen, wodurch entweder Zweifel über Rechtsfragen, die in den preußiſchen Geſetzen noch nicht entſchieden ſind, vorgelegt, oder dergleichen Zweifel mit Kenntniß und nach der Analogie der ſuſtiſtirenden Rechte mit philoſophiſcher Genauigkeit aufgelöſet, oder Erörterungen veranlaßt werden, welche Gelegenheit geben, in den Geiſt der Geſetze tiefer einzudringen. Berlin, den 24. Okt. 1787.

Ernſt Ferdinand Klein
K. Preuß. Kammergerichtsrath.

Die obenangezeigte Annalen der Geſetzgebung und der Rechtsgelehrſamkeit in den preußiſchen Staaten werde ich in meinem Verlage drucken laſſen. Um beſonders den Rechtsgelehrten in den K. Preußiſchen Staaten, denen es zum Handbuch beſtimmt iſt, daſſelbe um einen ſehr billigen Preis liefern zu können, werde ich darauf, unter folgenden Bedingungen Vorauszahlung annehmen:

1) Das Werk wird in gr. 8. gedruckt. Jeder Theil wird ungefähr ein Alphabet oder etwas darüber ſtark ſeyn. Der erſte Theil erſcheint in der Oſtermeſſe 1788. und künftig wird jährlich in jeder Oſtermeſſe die Fortſetzung erſcheinen.
2) Die Vorauszahlung auf jeden Theil iſt 19 gGr. Konventionsmünze oder 20 gGr. Brandenb. Kurrent. Nachher wird jeder Theil ungefähr 1 Thlr. 4 Gr. koſten.
3) Die Vorauszahlung auf den erſten Theil ſteht bis zur Oſtermeſſe 1788. offen, und die Pränumerationsgeber werden Poſtfrey geſendet; dagegen werden die Exemplaren auch

hie

bis Berlin, Stettin und Leipzig frachtfrey geliefert; an andern Orten wird von den Herren Vorauszahlern die Fracht vergütet. Für diejenigen, welche nach baarer Einsendung der Pränumerationsgelder keinen Schein verlangen, und nur in Berlin, Stettin und Leipzig eine Adresse geben, wohin die Exemplarien abzuliefern sind, will ich die Ablieferung sogleich richtig besorgen, sobald das Werk herauskommt. Diejenigen aber, welche Scheine bekommen, können die Exemplarien nicht eher erhalten, bis sie die Scheine zurücksenden. Bey Empfang jedes Theils wird auf den folgenden pränumeriret. Ohne geschehene baare Vorauszahlung können die Exemplare nicht abgeliefert werden.

4) Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Es werden daher alle Herren Sammler ersucht, die leserlich geschriebenen Namen und Titel längstens im Anfange des Märzes 1788. einzusenden.

5) Diejenigen Herren, welche Pränumerationen sammlen wollen, haben folgende Vortheile zu genießen. Wer auf sieben Exemplare das Pränumerationsgeld baar einsendet, bekömmt das achte umsonst. Wer auf zwölf pränumerirt, bekömmt außer diesen zwey umsonst. Wer auf zwanzig pränumerirt, bekömmt außer diesen vier Exemplare umsonst. Sollte jemand eine noch größere Anzahl Exemplarien sammlen, so wird man, den Umständen gemäß, sich auch wohl um einen noch größern Vortheil billigermaßen vergleichen.

Ich ersuche besonders die resp. Mitglieder der Königl. Preußischen Gerichtshöfe, so wie auch die Kanzleyverwandten derselben, die Mitglieder der Juristen-Fakultäten auf den Königl. Universitäten, und die Mitglieder der Hochlöbl. Magistrate in allen K. Provinzen, gehorsamst, dieses zum Nutzen der K. Lande herausgegebene und zur Ehre der preußischen Justizverfassung gereichende Werk, bestens bekannt zu machen, und ich werde denjenigen, welche Vorauszahlung sammlen wollen, besonders verpflichtet seyn. Es wird auch in allen Buchhandlungen die Vorauszahlung angenommen werden. Berlin, den 24. Oktober 1787.

Friedrich Nicolai.